Aus Welt und Kirche

Bilder und Skizzen

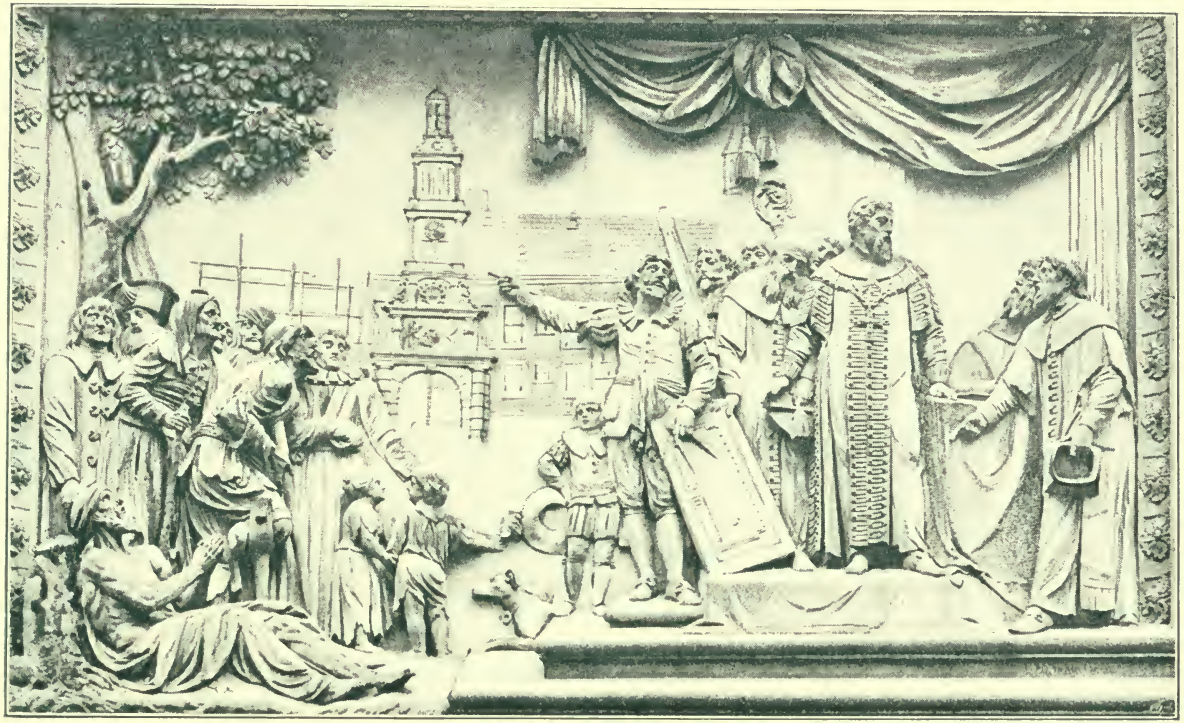
von

Franz Hettinger

Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung

Aus Welt und Kirche

Zweiter Band



Gründung des Julius-Spitals in Würzburg durch Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn.
Relief über dem Portal des Julius-Spitals.

Aus
Welt und Kirche

Bilder und Skizzen

von

Franz Hettinger

Sechste Auflage

Zweiter Band: Deutschland und Frankreich

Mit 30 Abbildungen

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London u. St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg. 1911.

Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Band. Deutschland und Frankreich.

Deutschland.

Seite

I. **Bilder aus den Alpenländern** 1

1. Aus dem Gasteiner Tale 1

Universitätsfeste und Ferienreise. — In Österreich. — Tal und Quelle; Auswanderer aus Gastein. — Hofgastein.

2. Aus Nordtirol. 27

Zell am See; Alttirol, Jungtirol und die Juden. — Naturdienst und Gottesdienst; Feste in Eben und Spinges. — Am Achensee. — Überschwemmungen.

3. Aus Südtirol 58

Erinnerung an Dante in Lizzana; Kastell Pergine; Luserna; Pius Zingerle. — Das Nonstal und San Romedio; das Ballonspiel. — Im Fleimsertale; Cavalese, Predazzo, Paneveggio.

4. Der Kurat in Tirol 73

Wandlungen in Tirol; der Tiroler Kurat und der anglikanische Pfründner. — Im ‚Widdum'.

5. Ein Verein in Tirol 85

Erziehungshäuser und Selbsterziehung. — Fortbildungsverein unter Priestern.

6. Kirche und Bildung in Tirol 95

Glaubenseinheit und Judentum. — Kirche und Kunst. — Der Klerus und die Schule.

7. Die Bäder in Tirol 116

Die Bäuerlesbäder; Lebensweise in denselben. — Das Wildbad am Brenner. — Meran, Eppan und der Gardasee.

8. Eine Primizfeier in Meran. 136

Eigentümlicher Charakter von Meran. — Durch das Vintschgau nach Meran. — Kranke und Gesunde in Meran. — Die Feier. — Schloß Tirol; Rückkehr über Bozen.

Seite

9. Neue Bilder aus Tirol 169

Der Ursprung der Tiroler. — Der Südtiroler. — Im Grödnertal. — Der Nordtiroler; sein armer Kaplan. — Volk und Priester. — Deutsch und Welsch. — Treues Festhalten an Sitte und Glauben; Totenschau. — Walther von der Vogelweide. — Fremdenverkehr, Alpenverein und Führerwesen.

10. Ad montes 208

Engelbert von Admont und Dante; die Steiermark. — Eindruck von Admont; Frauenberg, Rötelstein, Kaiserau. — Wissenschaftliches Leben in der Abtei. Kirche und Bibliothek; Doppelklöster und Frauenbildung. — Die Reliquienschreine in der Ausstellung zu Graz; Maria Trost.

11. Aus der Schweiz 238

Der Arlberg; Tirol und die Schweiz. — Über Chur nach Einsiedeln. — Der Gesang in der Stiftskirche; kirchliche Tonkunst. — Reform des Kirchengesangs. — Die Stiftskirche. — Die Einsiedler Wallfahrt. — Der deutsche Volksgesang. — Das Stift Einsiedeln; ein Klostermaler. — Im Züribiet; modernes Sektenwesen; Neuschwanstein.

II. Wanderungen durch den Thüringer Wald 266

Allgemeiner Charakter des Landes; die Wartburg. — Im Werratale; Natur und Religion; Luthererinnerungen. — Die Schmalkaldener Artikel und freie Forschung; in Ruhla. — Auf dem Inselsberge; nach Hause.

III. Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald 310

Erste Begegnung. — Stolz und Hirscher. — Der Freundeskreis in Freiburg. — Unsere Wanderungen; Stolz' Wesen und Schriften; echter Humor. — Seine Liebe zur Kirche. — In Beuron; Abschied.

IV. Auf dem heiligen Berge 350

Zweifache Wanderungen. — Wallfahrtstage in Andechs. — Gotik, Renaissance und die katholische Kirche. — Der Reliquienschatz. — Geschichte von Andechs; auf dem See.

V. Ins Tal der Fränkischen Saale 386

Eisenbahnen; ihre Nachteile und Vorteile. — Der Spessart. — Schloß Mespelbrunn. — Julius Echter von Mespelbrunn; sein Charakter. — Religion und Humanität. — Sagenhafter Ursprung der Echter. — In der Lichtenau. — Wahre und falsche Ideale. — Die Jagd im Spessart. — Land und Leute im Spessart. — Phantasie und Tat. — Der Spessarter Landsturm und die Franzosen. — Einsiedel, Neustadt, Gertraud. — Deutschland und die Mönche. — Der Bauernkrieg. — Adel, Bauer, Kloster. — Rieneck. — Der Feudalstaat. — Karl d. Gr.

Seite

auf der Salzburg. — Der Saale entlang. — Schönau; seine Geschichte. — Seyfriedsburg, Homburg, Sodenberg, Reußenberg, Dreistölz. — Religiöser Grund der deutschen Sage. — Dorfgeschichten. — Der Adel und die Juden. — Das Aufkommen des dritten Standes. — Das Proletariat und die sozialistischen Theorien. — Saaleck, Hammelburg, Altstadt. — Die Säkularisation.

Frankreich.

I. **Paris** 471

Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise; Rom und Paris. — Das weltliche und das geistliche Paris; Aufgabe der Kirche.

II. **Der Klerus in Paris** 486

Revolution und Kirche. — Die Seelsorge in Paris; neue Kirchen; Der Priester in und außer seinem Amt. — Die Predigt in Paris; Bossuet, Lacordaire, Ravignan, Deguerry. — Die Laien und der Klerus; Wissenschaft und Leben.

III. **Die Wohltätigkeit in Paris** 511

Die Wohltätigkeit in der katholischen Kirche. — Grund und Ausdruck der katholischen Opferliebe. — Der Pauperismus und die katholische Liebe; Protestantismus und innere Mission. — St-Lazare.

IV. **Die Königsgräber zu St-Denis** 529

Anblick der Abtei. — Die Revolution; Zerstörung und Wiederaufbau; in Meudon.

Orts-, Personen- und Sachverzeichnis 541

Verzeichnis der Abbildungen

im zweiten Bande.

Titelbild: Gründung des Julius-Spitals in Würzburg durch Fürſtbiſchof Julius Echter von Mespelbrunn. (Zu S. 390.)

	Seite
Gaſteiner Tal bei Hofgaſtein	24
Achenſee mit der Pertisau	48
P. Pius Zingerle O. S. B.	62
Beda Weber	82
Andreas Hofer-Denkmal am Berge Iſel	100
Arco gegen den Gardaſee	132
Hoch-Finſtermünz	140
Wandgemälde in der Kirche zu Terlan	164
Schlern	172
Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen	200
Admont	214
Bibliothek des Stiftes Admont	230
Wallfahrtskirche Maria-Troſt bei Graz	236
St Chriſtoph am Arlberg	240
Einſiedeln	252
Hl. Eliſabeth. Statue	272
Dom zu Erfurt	302
Alban Stolz	310
Johann Baptiſt Hirſcher	314
Erzabtei Beuron	346
Kloſter Andechs	352
P. Sattler O. S. B., Prior	360
Monſtranz mit den heiligen drei Hoſtien im Kloſterſchatz zu Andechs	372
Schloß Mespelbrunn	392
Kirche und Ruine der ehemaligen Benediktinerabtei Neuſtadt a. M.	426
Minoritenkloſter Schönau a. d. S.	440
Eine Gräberſtraße des Kirchhofs Père-Lachaiſe in Paris	472
P. H. D. Lacordaire O. Pr.	498
Abteikirche in St-Denis	530

Deutſchland.

I. Bilder aus den Alpenländern.

1. Aus dem Gasteiner Tale.

Universitätsfeste und Ferienreise. — In Österreich. — Tal und Quelle; die Auswanderer aus Gastein. — Hofgastein.

I.

Der Universitätsfestjubel war verklungen, die Fahnen, Kränze, Blumengewinde und bunten Wimpel von den Häusern verschwunden; die Straßen, auf denen eine Woche vorher viele Tausende sich freudig und vielbeschäftigt, alte Freunde suchend und neue gewinnend, bewegt hatten, waren still geworden, recht still. Würzburg hatte wieder sein Alltagsgewand angelegt, die bunten Mützen auf jugendlich blonden Locken und auf den grauen Häuptern der alten Herren tauchten nur noch sporadisch auf; hie und da flatterte noch ein Fähnchen einsam in der Luft, wiegte sich noch ein Kranz, von Regen und Wind zerzaust, unter einem verlassenen Dachfenster. ‚Es war ein schönes Fest, das unsere Universität gefeiert hat', so tönte es aus aller Mund, nachdem alles vorüber war und es galt, den Gesamteindruck sich noch einmal zu vergegenwärtigen — ein Fest der Wissenschaft, ein Fest der Freundschaft und Geselligkeit, ein Bürger- und Volksfest, aber nicht minder auch ein religiöses Fest, und die weihevolle Stimmung, welche sich der gesamten Bevölkerung und der vielen tausend Fremden bemächtigt hatte, die in diesen Tagen die Alma Julia um sich gesammelt, gewann bei dem großartigen Festzuge ihren unverkennbaren Ausdruck. Da begann denn auch der Roheste zu ahnen, daß es doch noch eine andere Aristokratie gibt als die der Geburt und des Geldes und an innerem Werte beiden gewiß ebenbürtig.

‚Unsere Universität — das ist doch eigentümlich neu, überraschend, im Munde aller, der Lehrer, Studenten, Bürger, bis zum Geringsten

herab', bemerkte mir ein Professor aus London; ‚das kennt man nicht bei uns, das wäre bei uns nicht möglich.' Sie ist eben ein Baum, unsere Julia, dessen Wurzeln tief hinabgedrungen in das Geistesleben unseres Volkes; seine Fasern haben sich eingesenkt in jedes Herz und so mit sich zur lebendigen Einheit verbunden. ‚Diese Teilnahme, dieses freudige Interesse, diese Opfer, dargebracht zum Gelingen des Ganzen, diese würdige Haltung ohne jeglichen Mißton, das alles wäre bei uns unmöglich', erklärte ein anderer von einer deutschen Universität. Würzburg weiß eben, was es an seinem Julius hat, und daß sein Schicksal in glücklichen Zeiten wie unter schweren Stürmen stets aufs innigste mit der Alma Julia verflochten war.

Die reichgeschmückte via triumphalis, auf welcher die Ankömmlinge von der Station zur Festhalle geleitet wurden, hatte sich wieder in den prosaischen, bald von Stürmen durchfegten bald vom Sonnenbrand durchglühten Bahnhofplatz verwandelt, als ich über denselben hinfuhr, um nach den Alpen zu reisen. Ich wartete im Saale. Eben brauste der Kurierzug ‚Paris-Wien' heran, der in wenigen Stunden uns in entfernte Gegenden trägt. Er kam und ging, ich wartete immer noch. Auf wen denn? Auf den Bummelzug, der nahezu drei Stunden braucht für eine Entfernung von zwölf Gehstunden. Aber mein Gott! wer wird denn noch mit dem Bummelzug fahren im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter des Telegraphen und Telephons, und nicht viel lieber mit dem ‚Blitzzug'? Schleicht ja doch selbst der Eilzug in Deutschland viel zu träge dahin, und nun erst der Bummelzug, der so recht geeignet ist, vor Ungeduld uns nervös zu machen! Mag sein; trotz alledem, ich ließ die Reisenden nach Süd und Ost einsteigen und wartete geduldig auf den Bummelzug.

Da wäre denn nun eine ganz erwünschte Gelegenheit gegeben, das Lob des ‚Güterzuges mit Personenbeförderung' zu verkünden gegenüber seinen Verächtern. Man könnte hinweisen auf die Notwendigkeit, in die er uns versetzt, uns recht gründlich in der Geduld zu üben, wenn man aus- und einladen sieht, wobei sie sich so recht Zeit nehmen, als ob sie nur Hopfensäcke, Kaffeeballen und allerlei Vieh zu befördern hätten, als ob nicht unter dieser lebendigen Fracht hie und da auch Wesen wären mit Vernunft und freiem Willen begabt, welche gewohnt sind, diese besonders zum Räsonnieren zu

gebrauchen. Da ich jedoch keinen Traktat über Askese zu schreiben gedenke, so will ich von diesem besondern Vorzuge des Bummelzuges heute ein Absehen nehmen, zumal ich bezüglich dieses Zweiges unserer Literatur meine ‚sonderbare Meinung' habe. Ich halte nämlich dafür, daß auf mindestens ein halbes Jahrhundert hinaus der Bedarf an derartigen Schriften vollständig gedeckt ist, da manche Buchhändler seit Jahren fast fabrikmäßig derartiges produzieren, gewiß zu Nutz und Frommen deutscher Seelen, aber auch des eigenen Geldbeutels. Wenn aber wieder einmal einer ein ‚Reisegebetbuch' herausgibt, so möge er nicht versäumen, diesen Vorzug des Bummelzuges zum Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit zu machen. Doch eine andere, höchst bedeutsame Eigenschaft dieses Zuges ist es, daß er an jeder Station hält, an vielen lange, sehr lange, ganze Stunden hindurch. Was ist nun einladender, gründliche Bierstudien zu machen, als diese Haltezeit, die ein echter Bayer doch nicht ungenutzt versäumen darf? Wenn auch die Klagen über die gute alte Zeit, die nun längst hinter uns liegt, in den letzten Jahren überlaut geworden, so marschiert trotz allem und allem unser bayrisches Vaterland in dem Geheimnis der Bierbereitung immer noch an der Spitze der Zivilisation. Auf die altehrwürdige Gepflogenheit der Bierprobe jetzt wieder zurückzugreifen, ist nun freilich nicht mehr wohl tunlich, und es ist auch nicht mehr notwendig, da das neuestens mit vielem Geld gegründete Institut für Hygiene zu München den Gehalt des Bieres jedesmal exakt darzustellen wissen wird. Aber welch lohnende Aufgabe wäre es nicht für einen Experten, von der Mainlinie an bis nach Lindau und Kiefersfelden eine Reise in diesem Sinne zu unternehmen! Herr v. Liebig hat zwar den Verbrauch von Seife als Gradmesser der Kultur eines Volkes bezeichnet; ein richtiger Altbayer kann jedoch über solche Anschauungen nur mitleidig lächeln und mit Bedauern sich von Völkern abwenden, welche gleich Bismarck und den Lobrednern des Branntweins die Kulturmission des Bieres noch nicht begriffen haben.

Es gibt geographische Karten, welche die Religionsverhältnisse Deutschlands darstellen und dabei die katholischen Länder kohlschwarz anstreichen, die Kreise mit gemischter Bevölkerung in Chiaroscuro, die ganz protestantischen lichthell erscheinen lassen. Man würde gewiß einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegenkommen und manchem Biedermanne den nützlichsten Dienst erweisen, wenn man unser liebes

Bayerland nach diesem Muster in Bezug auf Bierbereitung darstellen wollte. Auch könnten dabei unsere Finanzen nur gewinnen. Zündet ja doch jeder loyale Österreicher täglich sein Brandopfer an auf dem Altare des Vaterlandes in der Gestalt von Schwarzkraut und Virginia-Zigarren. ‚Wohin kämen wir denn mit unsern Finanzen', entgegnete mir neulich allen Ernstes ein Abgeordneter des Wiener Reichsrates, als ich das viele Rauchen selbst bei Knaben und Frauen in Tirol beklagte, ‚wenn wir nicht das Tabakmonopol hätten, zu dem jeder Staatsbürger sein Scherflein beitragen muß?' Auch der brave Bayer weiß es wohl zu beherzigen, daß in dem Malzaufschlag eine ergiebige Einnahmequelle für sein Vaterland fließt, und er tut darum sein möglichstes, daß dieselbe nicht versiegt, namentlich in heißen Sommermonaten. Je mehr er trinkt, desto reicher fließt sie, so zwar, daß in der guten Stadt Würzburg täglich dreiviertel Liter auf den Kopf kommt, Männlein und Weiblein und selbst den Säugling mit eingerechnet. Für die letzteren Kategorien müssen natürlich die Erwachsenen stellvertretend einstehen.

Es genügt, die Idee einer solchen Karte angeregt zu haben; vielleicht findet sie im Geiste eines Experten fruchtbaren Boden, der sie praktisch zu ‚verwerten' weiß. Denn heutzutage ‚verwertet' man alles, nicht bloß die Abfälle in der Branntweinbrennerei und den Straßenkehricht, sondern auch Ideen. Mit der Verjüdelung unserer Sprache ist es bereits so weit gekommen, daß man auch das Höchste und Geistigste, Philosophie, Poesie und die edle Kunst, nur nach seinem klingenden Werte schätzt; was sich nicht verwerten läßt, wie der Bankier seine faulen Aktien und der Bändeljude einen windschiefen Hut oder ein paar lebensmüde Stiefel verwertet, hat eben keinen Wert.

Was das aber heißt, ein Experte sein, sollte ich zu meinem Staunen gelegentlich des Jubelfestdiners erfahren. Man hatte nämlich bei der Beratung über die Wahl der Weine, die sämtlich auf fränkischem Boden gewachsen waren, sowie bezüglich der Reihenfolge, in welcher sie kredenzt werden sollten, die zwei berühmtesten Kenner um ihr Gutachten gebeten. Wohl hatte ein Professor-Poet gesungen:

Hat der Brite seine Meere
Und der Cäsar seine Heere,
Deutschland hat die Wissenschaft.

Würzburg aber hat noch etwas dazu, was auch nicht zu verachten, den edeln Rebensaft; den aber sollten die Kollegen aus Nord und Süd näher kennen und würdigen lernen. Denn

Das Pergament ist nicht der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt.

Moltke, als er den Plan zur Schlacht von Sedan entwarf, konnte nicht nachdenklicher erscheinen als diese beiden Herren Experten bei der Weinprobe. Galt es doch ihrem eigenen Renommee, das unrettbar verloren gewesen wäre, hätte der Fremde Anlaß zu Tadel gehabt. Doch sie haben diese nicht minder wie der Wein siegreich bestanden. Die stille Wonne, die auf dem Antlitz meines Nachbars von der nordöstlichen Grenze Deutschlands lag, als er den duftigen ‚Stein' kostete, die Seligkeit, mit welcher er den auserlesenen ‚Leisten' schlürfte, gaben vollgültiges Zeugnis dafür, daß die Experten keinen Fehlgriff getan hatten. Und als ich ihm versicherte, als treuer Eckart an seiner Seite aushalten zu wollen, wenn er auch mit seiner Weltanschauung etwas ins Schwanken geraten sollte, da fand sein Enthusiasmus keine Worte mehr.

Aus diesen Erinnerungen weckte mich der Ruf des Stationsdieners: ‚Güterzug nach Heidingsfeld, Ochsenfurt, Marktbreit, Steinach, Ansbach, Treuchtlingen — einsteigen!' Ich stieg ein, und, o Wonne! ich war allein, ganz allein; nicht hineingepfercht zwischen sieben Commis voyageurs. ‚Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen' — die Ellenbogen und Füße nämlich. Außerdem räuchern sie dich an, daß der Tabaksgeruch dich noch nach drei Tagen überallhin verfolgt, bringen sie dich, was noch unerträglicher ist, mit ihren Reden fast zur Verzweiflung. Im glücklichsten Falle bildet das ‚Geschäft' den Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung. Das Geschäft ist ihr Gott, der Gewinn, ‚Verdienen' ihr kategorischer Imperativ, der rücksichtslos gebietet. Armer Fichte! ‚Der kategorische Imperativ, die sittliche Weltordnung', hat er einst gelehrt, ‚ist unser einziger Gott; einen andern kennen wir nicht, und wir haben auch für ihn keinen Platz in unserem Systeme.' Aber die sittliche Weltordnung ohne Gott läßt sich ja nicht verwerten. ‚Wert', antwortete neulich ein junger Nationalökonom aus dem Stamme Juda, der in der Volkswirtschaftslehre geprüft wurde, ‚hat nur das, wofür mir einer etwas gibt.' — ‚Aber ohne Luft kann niemand atmen; hat die Luft darum

keinen Wert?' — ‚Nein', entgegnete resolut der künftige Bankier, ‚für die Luft bezahlt man mir keinen Pfennig.' Der Lehrer, der diese Prüfung mit seinem Zögling angestellt hatte, erzählte mir dies mit dem Ausdrucke der Bewunderung und des Lobes der nationalökonomischen Anlagen seiner jüdischen Zöglinge, die sich besser als ihre christlichen Mitschüler darauf verstehen, die Dinge zu werten. Sie verdienen an der Börse und im Differenzspiel, sie verdienen durch glückliche Spekulationen und geschickten Bankrott; hat mir doch einer aus dieser Gesellschaft einst auf dem Wege nach München mit der Miene des ehrlichsten Mannes versichert: ‚An der Spitzeder ist viel verdient worden.' Was Geschäftsleute dieser Art in Wahrheit verdienen, darf man nicht laut sagen im Hinblick auf den bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches, das jeden Deutschen in seiner bürgerlichen Ehre schützt. Schopenhauer sagt nun freilich einmal, er habe die Handelsleute deswegen besonders lieb, weil sie gerade heraussagen, was sie wollen: verdienen. Andere, meint er, wollen dies gerade so, aber sie hüllen sich in den Phrasenmantel von Patriotismus, Volksbildung, Kampf gegen die ‚im Finstern schleichende Partei', Abwehr ‚ultramontaner Übergriffe' usf.; im Grunde suchen sie aber dabei zu verdienen.

Immerhin bleiben beiderlei Arten von Unterhaltung gleich widerwärtig, und um ihnen zu entfliehen, suchst du dir ein Coupé für Nichtraucher; anderswo freilich sind die Rauchercoupés Ausnahmen, die Nichtrauchercoupés Regel. Doch da bist du so recht vom Regen in die Traufe gekommen. Willst du einsteigen, so wehrt dir ein dienstbarer Geist in Gestalt einer Kammerfrau, der an der Tür Posto genommen, den Zutritt; du schiebst ihn, sanft oder unsanft, je nachdem, zur Seite; doch welche Überraschung! Eine ganze Judenfamilie hat darin, just wie in den Tagen ihres Nomadenlebens in der Wüste, ihr Nachtquartier aufgeschlagen; zwei hoffnungsvolle Sprößlinge liegen auf den Sitzen umher; der ältere von ihnen findet es recht ‚ekelig', daß er Platz machen soll, und die Mama gibt ihm mit bedeutungsvoller Miene nicht unrecht. Dabei liegt und steht auf und unter den Sitzen allerlei Hausgerät, wie man es auf einer Reise mit den lieben Kleinen bei Tag und auch bei Nacht braucht, und die impertinente Jüdin entschuldigt sich nicht einmal; sie hat ja ihre Plätze bezahlt. Tu l'as voulu, Georges Dandin, sagte ich mir vorwurfsvoll; denn nach-

gerade ward die Atmosphäre vor Patschuli, Knoblauch und andern Dingen unausstehlich.

Ein andermal bat ich den Schaffner wiederum um ein Nichtraucher-coupé zweiter Klasse und erhielt es. Da saß wieder eine Mama, graziös und ätherisch wie eine Sylphide; ihr gegenüber die Amme in der Tracht südfranzösischer Bäuerinnen mit dem Kinde auf dem Schoße. Da triffst du doch eine hochgebildete Frau, dachte ich mir. Aber mit einem Blick voll Haß ward ich empfangen; die zornflammenden schwarzen Augen scheinen mich durchbohren zu wollen. Prüfend greife ich in meine Brust; doch ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich war hineingetreten, wie es einem Manne von guten Allüren ziemt, hatte verbindlichst gegrüßt und mich höchst bescheiden in meine Ecke gedrückt. Noch einmal fällt ein Blick souveräner Verachtung auf mich, dann verbirgt sich das zarte Antlitz hinter ein Buch in ziemlich großem Oktavformat. Mein Auge betrachtet diesen improvisierten Fächer; da steht auf dem Umschlage mit großer Schrift gedruckt, weiß auf blau, daß ich es ohne Augenglas lesen konnte: Torquemada. Nun ist das Rätsel gelöst; die Edelfrau liest eben die neueste Tragödie von Viktor Hugo. Ihre Phantasie sieht die Scheiterhaufen rauchen, hört den Jammer der Edlen, welche die Kamarilla dem Feuertode opfert, erblickt die von Dummheit, Fanatismus und allen niedrigen Leidenschaften getriebene Bande der Inquisitoren, die Viktor Hugo so lebenswahr zu malen versteht. Mein schwarzer Rock läßt sie vermuten, daß auch ich etwas von den Geheimnissen der Inquisition weiß und zu jener ‚kleinen, aber mächtigen Partei' gehöre, die den freisinnigen Hus verbrannt, Galilei gefoltert und den edeln Ganganelli vergiftet hat. Bekanntlich hat Garibaldi, der Heros zweier Welten, seine hirnlosen Phrasen aus Viktor Hugo herausgelesen, dem einzigen Schriftsteller, den er überhaupt las; einer heißblütigen Französin dürfen wir es darum nicht so schwer anrechnen, wenn sie von gleichem Haß gegen die Klerikalen erfüllt wird. Wer sollte sich auch noch wundern, daß ein so zartes Gemüt sich mit Entrüstung von mir abwendet, wenn selbst der Konsistorialrat Dr Ebrard, ein Mann, der doch diese Sachen besser wissen muß, seine Apologie des Christentums nicht besser zu begründen weiß als dadurch, daß er die Kirche ‚Lüge und Fäulnis', ein ‚verpestetes Pseudochristentum' nennt? Übrigens hat beiden, dem französischen Poeten sowohl wie dem welschen Flibustier, ihr Kampf gegen die Klerikalen, diesem mit seinen Rothemden, jenem

mit der Feder, ein Erkleckliches eingetragen. Es ist doch eine lohnende Sache um die Freisinnigkeit.

Der Leser wird mir darum sicher Beifall zollen, wenn ich nach solchen Erfahrungen mit dem Bummelzug fuhr. Mit Hochgefühl sah ich mich in meinem Coupé um, in dem ich Herr war wie ein König in seinem Reiche; ich konnte sitzen, liegen, stehen und selbst spazieren gehen.

Frei in den Lüften ist meine Bahn,
Bin nicht mehr diesen untertan.

Allmählich brach die Nacht herein; mehr und mehr verschwanden die Umrisse der Landschaft im Dunkel, tiefer Friede legte sich über die Natur. Das gleichmäßige Rasseln der Maschine schläferte mich ein; im Traume verwandelte es sich in die herrlichen Klänge des ‚Alleluja' von Händel, die unvergeßlich mir in der Erinnerung nachtönten, dessen Aufführung in einer des Meisters würdigen Vollendung den Festakt der Jubiläumsfeier geschlossen hatte.

II.

Angekommen am Bahnhofe zu Salzburg, sagte ich zu einem Freunde, der in München sich mir zugesellt hatte: ‚Nun sind wir wieder in dem gemütlichen Österreich! Wie höflich fragen sie einen, ob man nichts Mautbares habe! Als in den vormärzlichen Tagen die „Gelben (Historisch-politischen) Blätter" einmal eine unschuldige Anspielung sich erlaubt hatten auf den findigen Spürsinn der österreichischen Finanzwache und ihre hastige Jagd auf den Tabaksbeutel der Reisenden, da waren sie nahe daran, im ganzen Reiche verboten zu werden; es bedurfte der Vermittlung hoher und einflußreicher Persönlichkeiten, um dieses Schicksal von ihnen abzuwenden. Wie ist dies jetzt ganz anders geworden!'

Ja, gemütlich geht es zu in Österreich, vielleicht zu gemütlich. Als ich meinen Gepäckschein nicht gleich zur Hand hatte, sagte mir der Bedienstete beschwichtigend: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, es ist so auch gut.' Unter Beust machte man sich bekanntlich am Ballplatz zu Wien auch keine Sorgen, es war so auch gut. Die Ungarn rissen sich von der Gesamtmonarchie los, um nach eigenem Plane sich einzurichten. Die Geschichte beweist auf allen ihren Blättern, daß die Magyaren kühne Reiter und flotte Tänzer sind, daß sie aber ein gute Haushälter waren; ritterliche Gestalten, liebenswürdige

Wirte, noble Passionen mögen hie und da recht interessant sein, aber ein Staatswesen kann man auf sie nicht gründen. Immerhin, es war so auch gut. Die Piemontesen dringen gegen alles Völkerrecht mitten im Frieden, trotz der heiligsten Verträge durch die Bresche an der Porta Pia in Rom ein und erklären so tatsächlich, daß ein europäisches Staats- und Völkerrecht nicht mehr existiert. Und der erste Minister eines Reiches, das über ein halbes Jahrhundert das Schiedsrichteramt unter den Völkern Europas geübt hatte, vergißt die vielhundertjährigen katholischen Traditionen desselben, reiht sich selbst unter die Gegner des Papsttums[1], läßt das alles geschehen, und zwar in einem Augenblicke, als Frankreich und Deutschland in einem Riesenkampf engagiert waren und Österreich, an Siegen und an Ehren reich, vollständig freie Hand hatte. Es war so auch gut. Zwei Armeekorps hätten hingereicht, um Cadorna von den Mauern Roms wegzurufen, da die blutigen Lehren, welche die piemontesischen Truppen zu Custozza und Lissa von den Österreichern empfangen hatten, trotz der kühnen Hahnenfedern auf den Hüten der Bersaglieri und der Siegeslieder der Garibaldiner, noch allen wohl im Gedächtnis waren.

Il Garibaldi l' ha detto,
E questo è verità,
Chi muore per la patria,
Nel paradiso va va va![2]

hatte ich letztere singen hören auf ihrem Marsche durch den Apennin; es genügte jedoch eine Abteilung Jäger mit der Studentenkompagnie, um sie weit hinter die Tiroler Grenzen zurückzutreiben, wobei sie an unschuldigen Bildstöcken und Kirchen auf ihrer Retirade ihren Mut kühlten. Wir wären nach Trient hineingekommen, demonstrierte mir zu Novi einer von den tausend Tapferen, der wieder zu seinem ehrsamen Metier als Kellner zurückgekehrt war, indem er die Ser-

[1] Le vote de l'infallibilité, sagte der Graf Beust (G. Rothan, L'Allemagne et l'Italie II 67), a changé la situation de l'une des parties contraitantes, il a fait du gouvernement pontifical une puissance qui n'admet ni discussion ni tempérament. Dieu ne signe pas des traités qui définissent et limitent sa puissance.

[2] Garibaldi hat's versprochen,
Drum muß es Wahrheit sein:
Wer gefallen für das Vaterland,
Geht zum Paradiese ein.

viette, welche seit Jahr und Tag weder Seife noch Wasser gesehen hatte, gleich einem Kriegspanier schwang, wenn nicht — ja wenn nicht Garibaldi einen neuen Angriffsplan entworfen hätte. Als dieser kürzlich den Weg alles Fleisches ging, schämte sich ein Repräsentant derselben Austria, welcher er tausendmal ein Morte all' Austria! zugerufen hatte, durchaus nicht, eine schwarzumflorte Fahne auszuhängen. Es ist bisweilen gar zu gemütlich in Österreich.

Sie heißen das ‚mit den realen Verhältnissen rechnen', als ob die Unabhängigkeitsfrage des Heiligen Stuhles die Dinge im Monde angehe und nicht von der allerrealsten Bedeutung für Europa und in erster Linie für Österreich wäre! Österreich gibt seinen Platz im europäischen Völkerkonzert auf, wenn es von seinen Traditionen läßt. Omne imperium iisdem artibus retinetur, quibus initio partum est[1], hat schon Sallustius gesagt; freilich ist sehr zu bezweifeln, ob viele von den Staatsmännern Österreichs sich mit klassischen Schriftstellern beschäftigen; Dumas, Balzac und in neuester Zeit Zola, sowie die Feuilletons der ‚Alten' und der ‚Neuen Presse' bieten eine viel weniger anstrengende Lektüre. Aber das sollten sie doch wissen, die Männer, die einseitig und ohne jeden triftigen Grund das Konkordat beiseite gelegt, daß, wenn das kanonische Recht nicht mehr gilt, das Kanonenrecht an dessen Stelle tritt. Dann aber wird früh oder spät Rußland im Bunde mit einem Teil der Slawen und Welschen dem zu Tode gehetzten, von Preußen verlassenen Österreich den Gruß bieten: Finis Austriae! Kaiser Franz I. pflegte das Großherzogtum Baden mit seinem Neuerungsfieber das ‚Probierlandl' zu nennen. Es ist ihm der bittere Hohn erspart worden, dasselbe von seinem Österreich sagen zu müssen, das man zu seiner Zeit als das Urbild starren Konservatismus und politischer Stagnation zu betrachten gewohnt war. Was ist nicht alles probiert worden in Österreich von Beust und dem Trinkgeldminister Giskra, der die Weltanschauung der Hausknechte auf den Ministerstuhl gebracht hat, bis auf Andrassy! Nichts ist konstant geblieben als das stetige Anwachsen von Steuern und Schulden.

Bei alledem mutet uns eines in Österreich so wohltuend an: die Liebe zum Kaiserhaus. Den verschiedenen Völkern der Monarchie

[1] Jedes Reich wird durch dieselben Mittel erhalten, durch welche es gegründet wurde.

gemeinsam, bildet sie einen idealen Zug im Charakter dieses großen Reiches, der uns seine Bewohner verehrungswürdig erscheinen läßt, und um so schätzbarer, als überall sonst krasser Egoismus sich geltend macht. Der Tiroler, der Oberösterreicher, der Slowene, der mit Liebe von seinem Kaiser spricht, steht uns doch unendlich höher als der Züricher Baumwollenfabrikant und amerikanische smart man, der außer dem Dollar kein höheres Interesse mehr kennt. Mit welcher herzinnigen Freude meldete mir am Morgen des 4. Oktober mein italienischer Führer hoch oben im Fleimsertale, daß heute der Kaisertag sei! Diese Menschen wissen nichts von offizieller Festfeier, aber man findet die Tatsache bestätigt, daß der Kaiser der populärste Mann im Lande ist. Und er hat sie reichlich verdient, diese allgemeine Liebe, ein Regent von der edelsten Gesinnung und mit dem wärmsten Herzen, dessen Hand nicht müde wird, Wohltaten zu spenden. Die schweren Kämpfe und harten Schicksalsschläge, die er mit seinen Völkern seit 1848 erfahren, haben beide durch ein unzerreißbares Band aneinander geknüpft. Im Mölltal in Kärnten zeigte mir einer unter Tränen der Rührung und Freude das Trinkglas, mit dem er dem Kaiser einen Trunk Wasser gereicht hatte; in einer Truhe, bei seinen übrigen Kostbarkeiten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt, hatte er es seitdem aufbewahrt. Und die alte, nun längst verstorbene Postmeisterin zu Schönberg in Tirol drückte mir in den fünfziger Jahren ihr innigstes Mitleid aus mit dem jungen Kaiser, ‚der so viele Schulden hat übernehmen müssen'. —

Es war eine herrliche Reise an den Ufern der Salzach hinauf; ein blauer Himmel, wie ihn das Jahr 1882 so selten sah, wölbte sich über Gebirg und Tal, und im Silberglanz leuchtete der frisch gefallene Schnee von den Berchtesgadener Bergen herüber. Ein Kollega aus Cisleithanien war im gleichen Zuge. Mit der den Österreichern eigentümlichen liebenswürdigen Höflichkeit schloß er sich mir an; bald waren wir im lebhaftesten Gespräche, wodurch allerdings der Blick in die großartige Landschaft weniger gewürdigt wurde. Schopenhauer-Hartmanns Philosophie war auch sein Evangelium; mit beredtem Munde wußte er von der Not des Daseins zu reden, was ihn jedoch nicht hinderte, zum Trost in seinem Weltschmerz von Zeit zu Zeit einen ergiebigen Zug aus seiner Flasche, mit echtem Böslauer gefüllt, zu tun. In vielen Punkten konnte ich ihm recht geben; auch stritt ich nicht darüber, ob die Summe der Lust jener des Schmerzes

im Leben gleichkomme oder nicht. Noch weniger aber berief ich mich mit Jürgen Bona Meyer, dermalen Philosophieprofessor zu Bonn, der zuerst diesen höchst geistreichen Gedanken ausdachte, auf die Illusionen von Glück, die der Mensch doch zuweilen habe, um einen Überschuß an Lust zu beweisen. ‚Wär' der Gedanke nicht so herzlich dumm, man könnt' verflucht gescheit ihn nennen.' Der Fuselrausch also, der den Russen glücklich macht, und alles das, was diesem mehr oder weniger ähnlich ist, woraus notwendig der Mensch mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen erwachen muß, soll den Überschuß an Lust im Leben beweisen! Als ob die Illusionen uns nicht doppelt unglücklich machten und es nicht Aufgabe der Philosophie wäre, die Illusionen zu zerstören, um der nüchternen Wahrheit Raum zu schaffen!

So gab ich ihm denn in vielen Punkten recht; warum denn nicht? Sind es doch Not, Tod und Sünde, die uns hinführen zu Christus, unserem Erlöser; und wo war ein Weiser der Vorzeit, ein Gewaltiger oder ein König noch so reich, der je gesagt hat oder sagen konnte: ‚Kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig seid und beladen; ich will euch erquicken!' außer ihm, ihm allein? Auch darin fanden wir uns besonders eins, daß wir alle arbeiten im Dienste der Humanität, um die Menschheit ihrem letzten großen Ziel entgegenzuführen, und daß nur dieser Gedanke, diese Aufgabe unserem Leben einen Wert, einen unser selbst würdigen Inhalt zu geben vermag. Darüber war eben unter uns kein Zweifel; hatte er doch Hartmanns ‚Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins' gelesen, dem er als Erneuerer und Fortbildner der Ideen Schopenhauers seine vollste Zustimmung aussprach.

Bis dahin nun war das alles vortrefflich, und unsere Mitreisenden beneideten uns vielleicht darum, daß wir so gut uns zu unterhalten verstanden. Doch auf meine weitere Frage, was denn doch das Ziel alles Lebens und Strebens in der Menschheit sein dürfte, trat der Zwiespalt zwischen uns hervor, weit und groß wie ‚Siriusfernen', um mit Schopenhauer zu reden. Mit dem Fortschreiten der Humanität, meinte er, entfalte sich doch notwendig auch das gesuchte Glück. Da hielt ich nun auch nicht länger zurück und erklärte ihm mit Hinweis auf die Geschichte alter und neuer Zeit: ‚Humanität ohne Divinität ist Bestialität.' ‚Die Vorstellung eines Fortschrittes ins Endlose', bemerkte ich weiter, ‚ist eine contradictio in adiecto[1]; denn wo ein

[1] Widerspruch in sich.

Anfang, ist auch ein Ende und ein Ziel; wo ein Ausgangspunkt, notwendig auch ein Ruhepunkt. Ein Ziel muß sein; wie ohne oberstes Erkenntnisprinzip keine Wissenschaft, so ohne letztes Ziel kein Ethos.' — ‚Vielleicht Nirwana', meinte er schließlich. — ‚Sie würden sich tausendmal besinnen', entgegnete ich, ‚mit diesem Zuge zu fahren, wenn Sie wüßten, daß er früh oder spät in die Salzach stürzt — und die Menschheit ringt, kämpft, arbeitet, leidet, um am Ende in das Nichts zu versinken?' Er antwortete nicht. Der Zug ging langsamer und hielt bei St Johann im Pongau. Viele Reisende stiegen aus, um von hier die Liechtenstein-Klamm zu besuchen; auch mein Kollega. Freundlich grüßend bot er mir die Hand zum Abschied; ich drückte sie herzlich und sagte ihm ins Ohr: ‚Vitam aeternam[1], Herr Kollega!' —

Hinter ihm ging ein ‚Bergfex', einer von jenen, wie sie in den letzten Jahren an so vielen Bahnhöfen im Gebirge vor den Damen sich produzieren. Doch was ist denn das, ein Bergfex? Der Bergfex ist ein Männlein, groß oder klein, dessen Haupt ein reich ausstaffierter Tirolerhut deckt; Gamsbart und Spielhahnfedern kann man nämlich in Innsbruck und Salzburg kaufen, und Edelweiß bieten sie einem auf der Station Brenner in dicken Sträußen an, wohlfeil wie Brombeeren. Ein tadelloser Leibgurt mit eingesticktem Namenszug umgibt seine schmächtigen Lenden; kurze, enge, schwarzlederne Hosen, grüne ‚Beinhösln', d. i. Strümpfe, welche Knie und Knöchel offen lassen, bedecken die dünnen Waden; eine braune Lodenjoppe und funkelneue genagelte Bergschuhe vollenden das Kostüm. Die dünnen Knie des Stadtherrn schauen aber so bleichsüchtig aus den Beinhösln heraus, daß es einen friert bei deren Anblick. Doch der richtige Bergfex weiß Rat; er überzieht sie mit fleischfarbenem Tuche, das hält warm und ‚schaut kräftiger her'. Dazu schleppt er einen mächtigen Bergstock mit, wie Don Quichotte seine Lanze, auch im Flachlande von Station zu Station, zur nicht geringen Belästigung der Mitreisenden, die ohnehin häufig sich bemüßigt sehen, da der Bergfex mit solcher Waffe ausgerüstet und den ‚Ruckſack' auf den Schultern nicht zum Wagen hinein noch hinaus kann, ihm ihre christlichen Dienste anzubieten. Daß der Bergfex in verschiedenen Stellungen sich photographieren läßt, darf uns nicht wundernehmen; sah ich doch einmal in der Schweiz

[1] Das ewige Leben.

einen mit einem Gemsfell auf dem Rücken, das er vom Kürschner erhandelt hatte. Ich bin kein Feind des Bergsteigens, solange es nicht zum halsbrecherischen Sport ausartet, der so häufig den Führern das Leben kostet; auch freuen mich diese Übungen deutschen Wissenstriebes und deutscher Kraft, und ich habe seinerzeit weidlich mitgetan. Aber solch hohler Schein wird geradezu widerlich.

Eine auffallende Erscheinung im Gebirge bilden die vielen reisenden Frauen; in den Sommerfrischen, der Badeorte gar nicht zu gedenken, übertrifft ihre Anzahl weit jene der Männer. Doch wir wollen ihnen nicht grollen. Theater, Konzerte, Abendgesellschaften, Bälle und das unglückselige Piano sind eben schuld, daß sie regelmäßig mit Beginn des Sommers ihre Nerven bekommen. Bewegung in Gebirgsluft, je höher desto besser, gebietet der Arzt; so will es der neueste Standpunkt der Therapie, für welche die Luft einen wichtigen Faktor bildet. Armer, geschlagener Mann! umsonst dein Sträuben. Und wäre das alles nicht, man kann doch anständigerweise nicht den ganzen Sommer über in der Stadt bleiben, wenn alles geht und niemand da ist. Am Ende hat man sich vielleicht wenig amüsiert, vielleicht recht gelangweilt, zumal an Orten, wo man nicht zwei- bis dreimal des Tages Toilette macht, keine Tanzgesellschaften improvisiert werden, und man beim Spazierengehen nichts vor sich sieht als, wie mir eine im Gasthaus zum Elefanten in Brixen klagte, ‚immer dieselben Bergklötze'. Wie vielen sieht man nicht die innere Herzensfreude an, wenn sie aus den Bergen nach Innsbruck, Salzburg, Bozen, Venedig kommen, wo in den Schauläden ‚das ewig Weibliche' in Putz und in den neuesten Moden sie anzieht! Wie stumpf und gelangweilt kommen dieselben so häufig aus den Vatikanischen Sammlungen, die man nun einmal programmäßig durcheilen muß, und erwachen erst wieder zu neuem Leben in der Via Condotti und am Spanischen Platze, vor den Auslagen etruriſchen und neurömischen Schmuckes bei Castellani! Ob Schiller, würde er noch einmal die ‚Glocke' dichten, schreiben würde: ‚Der Mann muß hinaus'?

III.

Es ist eine schaurig-schöne Fahrt durch die Gasteiner Klamm, durch welche gleich einem riesigen Felsentore der Weg in das üppiggrüne Gasteiner Hochtal führt. Tief unten zur Linken in der Schlucht, welche die Wasser im Laufe der Jahrhunderte gegraben, braust und

schäumt die Gasteiner Ache; bei ihrem Eintritt in das Tal im Wildbad und bei ihrer Mündung in die Salzach bildet sie zwei imposante Wasserfälle. Zur Rechten wölben sich einem Dome gleich die überhängenden Felsen, welche die kühn und, wie überall in Österreich, gutgebaute Straße durchschneidet. Nach dreiviertelstündiger Fahrt liegen still und friedlich die grünen Matten vor uns, von hohem Gebirge umschlossen, deren geognostische Beschaffenheit der Vegetation günstiger ist als das Kalkgebirge, das anderswo entwaldet und von der Sonne ausgebrannt zum Himmel ragt. Der Hauptbestandteil des Bodens ist Gneis, gegen die Südgrenze des Tales Granit und der goldhaltige Quarz; gegen Norden erscheint die Glimmerschieferformation; die Quelle entspringt aus dem 8000 Fuß (2400 m) hohen Graukogel, der aus dichten Gneisschichten besteht. In der Umgegend von Hofgastein tritt vereinzelt Urkalk auf, gegen Osten der Serpentin, welcher geschliffen zu Ornamenten dient, und Chloritschiefer; bei Dorfgastein auch Tonschiefer.

Endlich, allerdings erst in der elften Stunde, scheint man denn doch in Österreich sich aufraffen zu wollen, um der fortschreitenden Waldverwüstung Einhalt zu tun, die zu einer unberechenbaren Landeskalamität herangewachsen ist. Die Klöster waren hier schon längst mit ihrem Beispiele vorangegangen; so ist der Waldbestand des Stiftes Fiecht im Unterinntal nach dem Urteile der Forstleute einer der schönsten in der Gegend; länger als ein Menschenalter hindurch war P. Koloman, ein Konventuale, des Stiftes Forstmeister, der mit Einsicht und Energie seines Amtes waltete, noch als Siebziger rüstig die steilen Berge bestieg, bis er in diesem Jahre (1882), nach plötzlich eingetretener Altersschwäche, starb. Nicht ohne Grund hat neuerdings das an die Forstämter Oberbayerns erlassene Rundschreiben auf die Fideikommisse hingewiesen wegen ihrer wohltätigen Einwirkung auf die Erhaltung des Waldes und damit auf die Agrikulturverhältnisse überhaupt. Wer denkt da nicht an das Wort Montalemberts: ‚Mönche und Wälder hat eine kurzsichtige Politik auszurotten gesucht, ohne zu ahnen, daß von hier aus der Schutz gegen elementare und soziale Verheerungen ausgeht!‘ Der Wald saugt einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit in sich, um sie nach und nach wieder in die Ebene abzugeben; er ist so ein von der Natur geschaffenes Reservoir, ein Regulator der Feuchtigkeit, und schützt besser als Dämme und Talsperren das unten liegende Land. Die liberale Ära in Österreich,

wie sie überhaupt nicht zu bauen, sondern nur zu zerstören verstand, hat ihre unglückbringende Hand auch an die schönen Wälder in der Monarchie gelegt und viele Tausende von Tagwerken der Spekulationsgier geopfert; die herrlichsten Staatsforste wurden um ein Spottgeld verschleudert, trotz so vielfacher Warnungen; waren es ja doch fast nur die Ultramontanen, die in engherzigem Festhalten am Alten für die neuere Wirtschaftspolitik natürlich kein Verständnis hatten und mahnend ihre Stimme erhoben; zudem fiel auch so manches Trinkgeld unter dem Bürgerministerium dabei in die Tasche der leitenden Behörden, was ja bekanntlich Giskra ganz selbstverständlich fand. Was Regierung und die Gemeinden und Privaten gesündigt, muß das Land nun schwer büßen. Mehr Werte sind verloren worden bei der letzten grauenvollen Katastrophe im Pustertal und Etschland, von Italien nicht zu reden, als seit vielen Jahren aus verkauften Stämmen erlöst wurde; und es bedarf mehr als hundert Jahre, bis wieder nachgewachsen ist, was die Raubwirtschaft des Bürgerministeriums niedergeschlagen hat.

Während meines Aufenthaltes in Gastein ging am Frauentage, 15. August, mittags ein heftiges Gewitter nieder; nach kaum 15 Minuten sah ich schon über die meiner Wohnung gegenüberliegenden Felder mächtige schmutziggelbe Fluten sich wälzen; die Häuser standen gleich darauf unter Wasser, mit Not konnten die Bewohner sich retten. Man sammelte für die vom Unglück Betroffenen überall — die großen Überschwemmungen in Südtirol fanden erst einen Monat später statt —; doch das alles ist umsonst, solange nicht eine starke Hand das Übel an der Wurzel faßt. Überschwemmungen, Abrutschungen, Überschüttungen, Murbrüche mehren sich von Jahr zu Jahr, je mehr der Wald schwindet, je nachlässiger seine Pflege und sein Schutz ist, je mehr die gemeinsame Bewirtschaftung der Willkür der einzelnen weicht. Es tut einem im Innersten wehe, wenn man sieht, wie der Jude, von fernher kommend, acht- und zehnblätterige Sägen aufstellt, die täglich dreihundert Stämme schneiden, den Wald kahl abtreibt und dann mit dem Gewinn in der Tasche von dannen zieht, um anderswo von neuem seine Raubwirtschaft anzufangen. Den Besitzer blendet der Glanz des Geldes, er verkauft den Wald und bald dann auch seine ‚Heimat', weil er diese nicht mehr bewirtschaften kann; seine Kinder wandern mit dem Bettelstab in die Fremde oder fallen der Gemeinde zur Last. Bei der eben erwähnten Katastrophe konnte selbst das

Auge des Laien erkennen, daß es so kommen mußte. Der Kamm des Gebirges ist an dem Orte der Überschwemmung entwaldet. Die schweren Kiesel, die zu Haufen niedergefallen waren, Erde und anderes wurden durch den bald darauf folgenden Regen in das Rinnsal zweier Wildbäche geflößt, die rechts und links herabstürzend nicht weit oberhalb der Häuser sich vereinigen. Infolgedessen stauten sich die Wasser, und alle Dämme waren nutzlos. Ein Wald auf der Höhe hätte einen natürlichen Schutz geboten und die Wassermasse verteilt. Die Leute jammerten, wollten aber das notwendige Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht einsehen. Daß es für die österreichische Regierung eine Riesenarbeit ist, bei den komplizierten Rechtsverhältnissen, altherkömmlichen Bräuchen und dem unbedingt notwendigen Bedürfnisse der Waldnutzung von seiten der Bevölkerung hier Ordnung zu schaffen, und was in Österreich noch wichtiger ist, die gegebenen Gesetze richtig, durchgreifend und ohne Rücksichten auf die Wünsche hoher Herren wie die unberechtigten Klagen der Bauern durchzuführen, ist leicht zu ermessen. So lassen die Ziegenherden einen jungen Wald nur schwer aufkommen, da diese am liebsten die jungen Triebe zur Nahrung aufsuchen. Das haben schon die Römer recht gut gewußt: harum dentes sationis inimici, sagt Varro[1], und Vergilius[2]: urentes culta capellas. Der Baum wächst desto leichter in die Höhe, sagen die Bauern, wenn die Seitensprossen weggefressen sind. Das ist eine faule Ausrede, um den Unfug zu beschönigen, bemerkte dagegen der Pater Forstmeister von Fiecht: jede Ziege verdirbt dreimal mehr, als sie wert ist. Der arme Tiroler, namentlich im Oberinntal, braucht aber seine Ziegen, und der Kaiser braucht die Wehrkraft seiner Tiroler; das mag es uns erklären, warum die Forstgesetze, so rationell sie auch sein mögen, nachsichtiger gehandhabt werden als anderswo und als es gut ist.

Wildbad Gastein hatte auch in diesem Jahre (1882) wieder die Ehre, einige Wochen hindurch den Kaiser Wilhelm zu beherbergen; doch wegen des fortwährend regnerischen Wetters war der hohe Herr nur wenig sichtbar. Sein hohes, glückliches Alter mag er doch nicht zum geringsten Teil der Heilkraft dieser Therme zuschreiben, die ihn von Jahr zu Jahr gleichsam zu verjüngen scheint. Kristallhell und geräuschlos, in Strömung und Wärme bei trockener wie nasser Witterung

[1] De re rustica 2, 3: Ihre Zähne sind den Pflanzen schädlich.
[2] Georgic. 2, 196: Die Ziegen, welche die Pflanzen verderben.

und zu jeder Jahreszeit immer sich gleich — an der Hauptquelle steigt die Wärme über 39° R —, tritt sie aus den Felsspalten und dem Gerölle zutage. Bereits im 7. Jahrhundert sollen Jäger, die einen durch Pfeile verwundeten Hirsch verfolgten, diese Quelle entdeckt haben. Ihre seit langem erprobte Heilkraft, welche den gesunkenen Organismus hebt und belebt, verdankt sie nach einigen weniger ihren chemischen Bestandteilen als ihrer intensiven Elektrizität. Mittels der Magnetnadel angestellte Versuche wiesen nach, daß das Thermalwasser, völlig geruch- und geschmacklos, eine große Leitungsfähigkeit der Elektrizität im allgemeinen besitzt und namentlich an seinem Ursprunge die Magnetnadel auf weit höhere Grade des Multiplikators brachte und weit gleichmäßiger fortwirkte. Welke Blumen beleben sich in ihm sehr bald, und ihre Blüte dauert länger als im gewöhnlichen Wasser. Diese Wiederbelebung welker Blumen und das Aufspringen der Knospen im Thermalwasser hielt man lange Zeit für eine ausschließende Eigenschaft dieser Therme; daher hatte man früher fast in jeder Badwanne ein durchlöchertes Brettchen, in das welke Blumen gesteckt wurden, und es war ein tröstender Anblick für den schwer Kranken, wenn er die tags zuvor noch welken Blumen wieder in ihrer frischen Farbenpracht prangen sah. Blumen, welche in Töpfen gezogen werden, von Zeit zu Zeit mit lauwarmem Thermalwasser begossen, entwickeln sich rascher und üppiger. An hellen Tagen bricht sich das Licht in diesem Wasser wie in einem flüssigen Diamant und erhöht den Eindruck der geheimnisvollen, belebenden Kraft, die es in sich trägt. Darum hat man es vorzugsweise das ‚Bad der Alten' genannt, doch sieht man hier auch junge Leute genug, die, von geistiger oder körperlicher Überanstrengung, langen Krankheiten, Säfteverlust usw. erschöpft, Genesung an der Quelle suchen. Wer wollte auch leugnen, daß bei dem rastlosen Rennen und Jagen unseres Geschlechtes, ‚das Glück zu erjagen', mehr Nervenkraft verbraucht wird, als dies in früheren Zeiten der Fall war? Dabei heben die Ärzte als besonders wichtige Eigenschaft der Gasteiner Thermen hervor, daß sie alle im Körper ruhenden Krankheitsstoffe, die sich bis dahin der Diagnose auch des schärfsten Auges entzogen hatten, weckt und zum Ausbruche bringt. ‚Nichts ist so fein gesponnen', lautet ihr Spruch, ‚es kommt in Gastein an die Sonnen.'

Der landschaftliche Charakter Wildbads selbst ist von überwältigender Größe und Schönheit. Die Gasteiner Ache kommt anfänglich

unter dem Namen Weißbach aus dem hintersten, südöstlichen Graben des Naßfeldes von der Woigstenscharte und den Gletschern ihrer Umgebung, wo sie sich dann durch den Naßfelderboden der Achenschlucht zuwendet. Oberhalb Wildbad stürzt sie sich in einer Höhe zuerst von 63 m, sodann in einem zweiten Fall von 85 m in den engen Felsenkessel, den gewaltige Bergesriesen mit ihren grünen Matten, dunkeln Wäldern und glänzenden Gletschern einschließen, die auch in der heißen Jahreszeit erfrischende Lüfte herabwehen. Darum sagt das ‚Gasteinerlied‘:

Kennst du das Tal im Alpengrün,
Wo abends rot die Gletscher glühn,
Wo stolz der Gießbach niederrauscht,
Der Jäger auf den Gemsbock lauscht,
Wo blau der Himmel, klar und rein:
Kennst du das Tal? Es ist Gastein.

Und am Schlusse:

Preis sei dem Schöpfer der Natur,
Der so geschmücket Berg und Flur.
Preis sei der ew'gen Wundermacht,
Die solchen Quell hervorgebracht.
Und alle stimmen jubelnd ein:
Groß ist der Herr im Tal Gastein.

Doch auch von dieser Therme gilt der alte Satz: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Bei einem Gange in ein Bauernhaus klagte die Alte über Gliederschmerzen, von denen sie stark heimgesucht sei. ‚Aber liebe Frau‘, bemerkte mein Begleiter, ‚warum gebraucht Ihr denn das Bad nicht? Ihr seid ja hier.‘ — ‚Ach, gnädiger Herr‘, antwortete diese treuherzig, ‚das Bad, das ist nur für die fremden Herrschaften; uns Bauersleuten hilft es nichts; darum will ich mir ein Sälblein beim Apotheker holen.‘

IV.

Wem nach dem Treiben der vornehmen Welt nicht gelüstet, die hier in Wildbad auf einen engen Raum zusammengedrängt ist, wo du unmöglich ausweichen kannst; wer das Brausen und Tosen des Wasserfalles nicht gut erträgt; wem das beständige Auf- und Absteigen beschwerlich fällt oder geradezu unmöglich wird, was bei so vielen Gästen, die hier weilen und gerade an Lähmungen leiden,

fast eine Ironie und doch bei der Bodenbeschaffenheit unabänderlich ist, der wähle das anderthalb Stunden entfernte Hofgastein zu seinem Aufenthaltsorte. Der Markt Hofgastein bietet nun allerdings jene Zerstreuungen, Vergnügungen und Anregungen nicht wie Wildbad, und auch die Natur ist minder großartig. Doch ziehe ich den Aufenthalt hier vor. Das Tal ist weiter und lichter, die Tage sind länger; während die Schatten der Nacht schon stundenlang über Wildbad liegen, leuchtet und wärmt hier die Sonne noch und erfreut Auge und Gemüt. Auch ist in diesen engen Tälern der atmosphärische Niederschlag so stark, daß der Fremde weniger durch Sonnenwärme als Feuchtigkeit zu leiden hat. Gerade von hier aus lassen sich die lohnendsten Ausflüge unternehmen; in nächster Nähe ist Kaltenbrunn mit herrlichem Trinkwasser und schönem Blick das Tal hinauf; Schloß Hundsdorf mit entzückender Aussicht auf den Tischlkar. In einiger Entfernung bietet der Gamskarkogel eine weite Umsicht, ist das Hocheck unweit Dorfgastein mit zwei Seen, der Radhausberg mit Berggebäuden und Goldschachten, besonders für Mineralogen interessant, nicht weit von Böckstein, einem Dörfchen südlich von Wildbad; hier war Sigmund Hauthaler von 1851 bis 1854 Vikar, der durch das Attentat Kullmanns zu Kissingen zu einer Art Berühmtheit gelangte.

Der Markt Hofgastein — sein Name mag vom früheren Sitze der Dynastengeschlechter von Peilstein oder Goldegg stammen — verdankt seine gegenwärtige Blüte als Badeort dem Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker, bekannt als Dichter der ‚Tunisias' und der ‚Perlen der heiligen Vorzeit', später Patriarch von Venedig. Als das Unternehmen geplant wurde, das Thermalwasser von Wildbad nach Hofgastein zu leiten — die Länge der Leitung beträgt 4471 Wiener Klafter, das Gefälle per Klafter $^1/_4$ Zoll, die Zeit des Laufes $2\,^1/_4$ Stunden —, hatte er an demselben sich in hervorragender Weise beteiligt. Im Jahre 1828 ward der Gedanke zuerst angeregt, ein Komitee niedergesetzt und ein Fonds geschaffen; 1830 war das ganze Werk vollendet. Hofgastein bezieht auf diesem Wege nun 36000 Kubikfuß Wasser; bei einer Temperatur der Luft von 16° R ergibt sich ein Wärmeverlust von $1^1/_4$° R. Pyrker stiftete auch ein Militärbadhaus, in welchem Personen dieses Standes unentgeltlich Wohnung und Bäder haben; eine Serpentinplatte über dem Eingange trägt die vergoldete Inschrift: Saluti militum D. D.

Ladislaus Pyrker, Patriarcha archiepiscopus Agriensis (Erlau) MDCCCXXXII; die Straße, in der es steht, heißt daher die Patriarchenstraße. Es ist ganz recht, wenn jene unter den Bischöfen Österreichs, welche mit Einkünften reichlich gesegnet sind, den Überfluß zu gemeinnützigen Zwecken verwenden und auch dazu, um k. k. Obersten und Majoren unentgeltliche Wohnung und Bäder zu verschaffen. Es ist dies immerhin besser als übermäßiger Prunk mit dienstthuenden Heiducken und kostbaren Equipagen. Manche finden nun freilich solchen weltlichen Pomp ganz am Orte; ‚denn', sagte mir einer, ‚wenn der Erzbischof nicht mit solchem Prunk auftritt, hat kein Gassenjunge mehr Respekt vor ihm'. Ich erlaubte mir darauf die bescheidene Frage, ob denn ein Wilhelm Emanuel von Mainz, ein Nikolaus von Speyer, ein Georg Anton von Würzburg, ein Hermann von Freiburg, ein Melchior von Breslau usw. nicht ebensoviel, vielleicht noch mehr Respekt einflößten, trotzdem daß sie in ihrer äußeren Erscheinung höchst einfach waren. Der Geist ist es, der lebendig macht, das übrige ist nichts nutz. Damit soll keineswegs einem finstern Puritanismus das Wort geredet werden; aber zuerst das Geistliche und Geistige, dann das andere. Es gibt einen Hochmut unter rauhem Habit, die Geschichte der Ketzer aus dem Franziskaner- und Kapuzinerorden weiß genug davon zu erzählen; und die Seele kann demütig bleiben, ist auch der Leib in Purpur gekleidet. Unser Volk liebt es, daß auch im Äußern die hohe Bedeutung des kirchlichen Amtes erscheint; und es ist gut, daß es so ist, jenen gegenüber, die für das, was nicht gleißt und glänzt, keinen Sinn haben. Aber den Geist pfleget zuerst, das übrige wird euch beigelegt werden. Darum besonders hatte das christliche Volk die Bischöfe mit reichen Einkünften ausgestattet, daß sie in den Stand gesetzt seien, der Not zu steuern, vor allem des eigenen sog. ‚niederen' Klerus. Ich würde es dem Patriarchen Pyrker daher noch mehr gedankt haben, hätte er auch ein Haus gebaut für die vielen tausend armen Priester in Österreich, die in diesem Lande, das größtenteils ein Alpenland ist, bei ihren Gängen durch Schnee und Eis, bei Tag und bei Nacht, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und fast jahraus jahrein im Kampf mit den Elementen, einem frühen Siechtum verfallen. Sie können eben nicht wie die hohen Offiziere mit guten Besoldungen ‚in Pension gehen', da mit dem Defizientengehalt von 210 Gulden heutzutage kein Bauernknecht leben kann.

Und doch bildet der katholische Klerus in Österreich durch Beruf, Tradition und Überzeugung die stärkste, treueste und ausdauerndste Stütze des Hauses Habsburg. Ebensogut wie auf das Heer mag man auf ihn das bekannte Wort anwenden:

In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind nur die Trümmer.

Wie auch anderswo im Österreichischen befinden wir uns hier in der Grafschaft Gastein auf ursprünglich bayrischem Boden; im Jahre 1295 ward sie von den Herzogen Otto und Stephan an das Erzstift Salzburg verkauft. Dieses trat mit dem Aussterben derer von Goldegg bei Beginn des 15. Jahrhunderts in den unbeschränkten Besitz des Tales, wodurch letzteres zu einer außerordentlichen Blüte gelangte. Der Bergbau hob sich mehr und mehr, und der Handelsverkehr mit dem Süden, der mittels Saumtieren über das Gebirge nach Kärnten und Italien betrieben wurde, brachte Wohlstand und selbst Reichtum ins Land; es entstanden Speditions- und Wechselhäuser, bei welchen nicht selten Erzbischof und Domkapitel zu Borg gingen. Gegen 53 Bergbaugewerke hatten in Hofgastein und Umgebung ihren Sitz; die reichen Grabdenkmäler an der gotischen Pfarrkirche, welche vielfach in erhabener Arbeit Szenen aus dem regen Leben der Knappen darstellen, bekunden den reichen Bergsegen jener Zeit.

Auch das Luthertum fand im 16. Jahrhundert Eingang in das stille Tal, und mit ihm, wie fast überall, der verheerende Bauernkrieg, besonders durch die Umtriebe der aus der Fremde gekommenen Knappen, welche die leichtblütigen Genossen aufhetzten, die widerstrebenden einschüchterten. Daß, wie so häufig bei der reformatorischen Bewegung, das letztere auch hier der Fall war, beweist die Tatsache, daß im zweiten Jahre des Aufstandes, 1526, die Gasteiner zu ihrem Landesherrn hielten und nur durch Gewalt und die Drohung der Aufständischen, alles mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen, auf ihre Seite gebracht wurden; die bekannte Wallfahrt der ihrem Landesfürsten treuen Pinzgauer datiert aus jener Zeit. Für empfindsame Blaustrümpfe, unwissende Literaten von der Sorte jener, welche vor kurzem in dem Feuilleton der Wiener ‚Presse' Dante zu Ravenna von intriganten Jesuiten umlauert erblickten, zelotische Pastoren und sentimentale Gymnasiasten bildet die Auswanderung der lutherischen Salzburger aus dem Erzstifte, unter

ihnen auch mehrere hundert Gasteiner, ein viel ‚verwertetes' Thema, um über katholische Intoleranz und barbarische Verfolgung zu sprechen und zu schreiben. Sogar die Abnahme des Bergsegens soll die Auswanderung der lutherischen Knappen verschuldet haben; warum nicht auch die vielen Kröpfe, die man hier in jeder Form und Größe sehen kann? Gerade die Blütezeit des Bauernstandes daselbst fiel in die Jahre 1740—1790, demnach in die Zeit nach der Auswanderung (1731—1732). Schon zehn Jahre nach derselben zeigen die Pfarrbücher keine Verminderung der Seelenzahl auf, da viele Einwanderer sich angesiedelt hatten. Geld war in solchem Maße im Lande, daß schon im Jahre 1740 der Zinsfuß von 5% auf 4, selbst auf 3½% sank. Daß mit der Goldausfuhr aus Amerika das Edelmetall in Europa im Preise sank und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entwertet wurde, so daß der Betrieb die Kosten nicht mehr deckte, weswegen auch die Goldwäschereien im Rheine ‚aufgelassen' wurden, wie man sich in der österreichischen Kanzleisprache ausdrückt, was hat denn das alles mit der Religion zu tun? Hat es ja doch in unsern Tagen einzig die Einführung der Goldwährung dahin gebracht, daß im Stammland des Luthertums, in Sachsen, der Bergbau den Mann nicht mehr nährt und viele auswandern mußten. Difficile est satiram non scribere![1] Oder haben denn die lutherischen Bergknappen den Radhausberg und die andern Berge mit ihrem goldenen Segen bei ihrer Auswanderung mit fortgetragen? Wenn nicht, warum habt ihr nicht schon lange ihr Werk wieder aufgenommen? Denn so viel Intelligenz als jene besaßen, werdet ihr doch auch euch zutrauen, und von nah und fern werden bei gutem Verdienst die Knappen zu Haufen euch zuströmen, auch die Nachkommen jener Auswanderer, statt daß sie jetzt gezwungen sind, nach Amerika auszuwandern. Haben denn jene, welche immer dasselbe Klagelied gedankenlos wiederholen, als ob der Ruin des Bergwesens, ja beinahe von ganz Salzburg und Tirol daher stamme, so gar wenig aus der Geschichte gelernt? Von wo ging denn die Verfolgung zuerst aus? — War denn nicht das katholische Volk so häufig zur Notwehr gezwungen? Wenn auch tausendmal wiederholt, ist und bleibt es doch eine Fabel, welche die Geschichte auf allen ihren Blättern widerlegt, als ob das neue Evangelium mit Jubel

[1] Es ist schwer, nicht satirisch zu werden.

vom Volke aufgenommen und nur durch Gewalt unterdrückt worden wäre. Gerade das Gegenteil ist wahr. Man lese doch die Belege hierfür bei Janssen im zweiten Band seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes' (16. Aufl. S. 58 59 60 61 63 64 65 72 73 86 87 93 191 227 230 282 283 401); die Intoleranz den Katholiken gegenüber galt als Gewissenspflicht (S. 187). Wem jedoch Janssen, trotz urkundlicher Zeugnisse, weil ultramontan, weniger glaubwürdig erscheint, der höre Döllinger. ‚Völlige Unterdrückung und Ausrottung der katholischen Kirche betrachteten alle Reformatoren als sich von selbst verstehend', sagt dieser (Kirche und Kirchen 68 70). Gleich im Beginn riefen sie die Fürsten und städtischen Gewalten auf, den Gottesdienst der alten Kirche zwangsweise abzuschaffen. In ihren Schriften ließen sie nicht den leisesten Zweifel, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse.' Calvin forderte den Herzog von Somerset als Regenten von England auf, er solle alle, welche der neuen Gestaltung des protestantischen Kirchenwesens widerstrebten, mit dem Schwerte vertilgen (ebd. 69). Und in dem Jahrhundert, das von Humanität und Toleranz überfließt, und in einem Lande, nach dem so mancher Österreicher, obgleich er kaiserliches Brot ißt, in Sehnsucht hinüberschielt, weil er dort das Eldorado seiner naiven Einbildungen erblickt, zu Rostock und Halle, können zur Stunde noch verdiente Professoren, wenn sie nicht lutherisch sind, an der Universität keine Anstellung finden. Eher würden wir Juden dulden, hat einmal der Königsberger Philosoph Rosenkranz gerufen, als Katholiken. Lutherisch muß dort alles sein, vom Rector magnificus an bis zum letzten Pedell und Ofenheizer. Es ließe sich hier eine Reihe von Namen berühmter Professoren anführen, deren Berufung noch in der letzten Stunde rückgängig wurde, weil ihnen kein lutherischer Pfarrer den Taufschein geschrieben hatte. Hat man denn die Verfolgung der Lutheraner in Schlesien und Nassau, die sich der Union widersetzten, welche das Ja und Nein zusammenschweißen sollte, so ganz vergessen, diese Gewalt im Namen des Evangeliums, welche die Suspendierung und Einkerkerung der Prediger nicht scheute[1], und die Ausweisung von mehr als 40000 Polen aus Preußen in neuester Zeit? Da setzt einmal den Hebel

[1] Otto Wehrhahn, Meine Suspendierung, Einkerkerung und Auswanderung, Leipzig 1839.

Das Gasteiner Tal bei Hofgastein, im Vordergrund die Pension Gutenbrunn.
(Phot. Würthle.)

an, da ist noch ein Feld zur Agitation für Freiheit und Toleranz, und laßt den toten Erzbischof ruhen! —

Hofgastein ist verhältnismäßig nicht stark besucht und tritt dem glänzenden Wildbad gegenüber weit in den Hintergrund; vielen ist es zu still, zu tot, zu langweilig. Aber es ist so recht ein Ort der Ruhe, zur stillen Einkehr in sich selbst einladend, namentlich wenn man seine Wohnung aufgeschlagen zu ‚Gutenbrunn'. So heißt nämlich das liebe, stille Haus, von mächtigen Ahornbäumen umschattet, von Blumenduft umweht, das am Ende des Marktes steht mit freier Aussicht ringsum. Fromme, aber nichts weniger als unpraktische Barmherzige Schwestern haben es als Eigentum erworben und zu einem Hotel garni für Kurgäste, besonders, aber nicht ausschließlich, aus dem geistlichen Stande, wohnlich und geschickt eingerichtet. Eine schöne, zur Andacht einladende Kapelle, zwei Bäder im Hause und eine Küche, welche gesunde, kräftige Hausmannskost liefert, sorgen für die Bedürfnisse von Leib und Seele. Wie wohl tut es einem, wenn man aus den frostigen Räumen der Gasthöfe mit ihrem hohlen Schein von Eleganz und Vornehmheit, wo das ‚Elend im Frack' dich hochnäsig und von oben herab bedient, wenn du nicht mit drei Koffern, jeder einen Meter hoch und lang, angekommen bist, in dieses freundliche, wahrhaft gastliche Haus tritt! Da ist kein Lärmen, Klingeln, Rufen, Laufen; kein Kellner geht, wenn du speisest, wie eine Schildwache hinter dir auf und ab; still und leise, ohne daß du es gewahr wirst, übt jede der Schwestern ihre Pflicht, geht den ihr vorgezeichneten Weg. Mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit halten sie die Zimmer rein und in Ordnung; hüte dich, etwa ein Taschentuch auf dem Tische liegen zu lassen; im Nu hat es eine unsichtbare Hand weggenommen, um nach ein paar Tagen es blendend weiß wieder an denselben Ort zu legen. Hast du die Schuhe dreimal des Tages etwas beschmutzt, dreimal werden sie dir wieder spiegelblank vor die Tür gestellt. Dabei nur freundliche Gesichter, heitere Mienen, kein Klatschen und Wichtigtun; aber auch keine verdrehten Augen noch Kopfhängerei, sondern eine gesunde Frömmigkeit in echt christlicher Einfalt und dabei ein so herzliches Wohlwollen, daß einem der Abschied recht schwer wird. Als der Namenstag der Oberin gefeiert wurde, sprach einer der Gäste nachstehendes Gedicht, welches der beste Ausdruck für den Geist des Hauses ist:

Gott allein gelebt, der Welt abſterben,
Iſt die beſte aller Weisheitslehren;
Mag auch noch ſo ſehr ich Schätze mehren,
Was der Welt gehört, muß doch verderben.

Drum, wenn ird'ſche Stimmen mich umwerben
Und mir ſchmeichelnd nahn mit Luſt und Ehren,
Dorthin will den Blick ich ſtets hinkehren,
Wo, was ihnen iſt, die Gräber erben.

Nicht umſonſt ſollt' Philomena nennen
Mich der Orden, als ich ihm mich weihte,
Gottes Liebe ſtets im Herzen brennen.

Nimmer bleib' ich dann des Todes Beute;
Denn mein Bräutigam, er wird mich kennen,
Wenn er ruft: Kommt her, geliebte Bräute!

2. Aus Nordtirol.

Zell am See; Alttirol, Jungtirol und die Juden. — Naturdienst und Gottesdienst; Feste in Eben und Spinges. — Am Achensee. — Überschwemmungen.

I.

Vorüber an dem durch Meister Schmidt in Wien stilvoll restaurierten Schlosse Fischhorn, einem Ansitze des Fürsten Liechtenstein, ging es hinauf nach Zell am See. Blau leuchtete der Himmel aus der klaren Flut wider, in regelmäßigem Wellenschlage spielte das Wasser an seinen Ufern.

Über diesen See vor Jahren
Bin ich auch einmal gefahren,

konnte ich mit dem Dichter sprechen. Aber welche Veränderung seit damals! Nur wenige, einsame, schwerfällige Fischernachen zogen zu jener Zeit langsam über die öde Wasserfläche dahin; tiefe Stille herrschte überall, kaum durch das Geläute der Herdenglocken oder einen Schuß im nahen Walde, der von den jenseitigen Bergen widerhallte, unterbrochen. Jetzt erheben sich hier elegante Hotels, geschmackvolle Landhäuser, deren Veranda sich weit am Ufer hin erstreckt. Die Wohnungen ringsumher sind recht reinlich und hell geworden, hinter glänzenden Fensterscheiben und üppigem Blumenflor schauen überall untadelhaft weiße Vorhänge hindurch. Zwischen den grünen Wiesen und dunkeln Tannen spazieren Herren und Frauen in eleganten Toiletten oder lassen sich in niedlichen Gondeln fahren, wenn sie nicht vorziehen, sich selbst im Rudern zu üben. Die vornehme Welt Wiens scheint sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben; wenigstens halten die Preise in den Gasthäusern jenen in der Hauptstadt so ziemlich das Gleichgewicht.

Eben läutete die Abendglocke; meine Gedanken wandten sich der Vergangenheit zu:

Era già l' ora che volge il disio
Ai naviganti, e intenerisce il core
Lo dì ch' han detto ai dolci amici addio;

E che lo nuovo peregrino d' amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger, che si muore [1].

Mit jugendkräftigen Freunden war ich einſt hierher gekommen, mit leichtem Bündel und leichtem Mute. Wie damals, glänzt auch heute die Welle im Abendſchein, fliegen die Schatten bald dunkler bald lichter über die klare Flut hin; jene ſind längſt hinabgeſunken in das Grab.

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor; neque harum, quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur [2].

Andere ſind gekommen und haben ihren Platz eingenommen, sicut unda sequitur undam [3]. Alles iſt vorübergegangen, nur der Himmel ſteht ſtets unbewegt über all dieſer Welt, wo nichts beſtändig iſt als der Wechſel, nichts bleibend als die Vergänglichkeit. Ich blickte nach oben; der weite Bogen über uns und die gewaltigen Berge vor uns, ſie ſind ſo recht Bilder der Ewigkeit; wie nichtig erſchien mir alles irdiſche Treiben! Gerade der eine von den Gefährten war ein ſo rüſtiger Bergſteiger; als wir von Heiligblut am Fuße des Großglockners über die Paſterze herüberkamen, war er immer voran — ſein Leib iſt nun wohl ſchon vermodert.

---

[1] Dante, Divina Commedia, Purgatorio VIII 1:

Die Stunde war's, die Schiffenden das Sehnen
Hinwendet und ihr Herz erweicht am Tage,
Da ſie ‚Lebt wohl' geſagt den ſüßen Freunden;

Und die mit Liebe quält den neuen Pilgrim,
Wenn er von fern ein Glöcklein hört, des Hallen
Den Tag ſcheint zu beweinen, der dahinſtirbt.

[2] Horat., Carm. 2, 14:

Ach! Gut und Wohnung und das getreue Weib
Verlaſſen mußt du; keiner der Bäum' auch dort
Wird, außer ernſten Grabzypreſſen,
Dich, der ſo kurz ſie gepflegt, begleiten.

[3] Wie Welle folgt auf Welle.

Als ich jung war, war jeder Abschied für mich ein Schmerzenstag. Das ist nun überwunden. Warum auch trauern? Alles geht ja doch vorüber, außer Gott und seiner Liebe. Abscheiden müssen wir lernen, mehr und mehr. Goethe vergleicht bekanntlich unser Leben mit dem Aufenthalt in einem Badeort. Man kommt und ist zuerst fremd, und alles ist uns selbst neu; allmählich gewinnt man Bekannte, man bürgert sich ein; bald aber geht einer nach dem andern heim; man wird mehr und mehr einsam.

An einem Bauernhause hoch im Gebirge las ich die Inschrift, die diesen Gedanken viel tiefer faßt:

Wir bauen jetzt so feste
Und sind doch hier nur Gäste,
Und wo wir ewig werden sein,
Da bauen wir nur wenig ein.

Und sind doch hier nur Gäste, einer nach dem andern zieht aus, zuletzt sind wir allein. Viele Menschen zerstreut das Reisen; ich finde mich nie so gesammelt und mir selbst gehörend als in der Fremde. Die Berufsarbeit, welche alle Geistestätigkeit vollständig in Anspruch nimmt, ruht; ich bin allein in der weiten Welt und einsam, im geräuschvollen Bahnhof und in volkreicher Stadt, einsam wie der Mönch in seiner Zelle. Redi in temetipsum, in interiore homine habitat veritas[1], sagt St Augustin. —

Nun ging es hinein in das liebe Tirol mit seinen blauen Seen, grünen Auen, himmelanragenden Felsen, seinen stillen Tälern, seinen Kirchlein auf steiler Höhe, seinen schlanken Spitztürmen mit mächtigen, weithin dröhnenden Glocken, den Männern, die festhalten an alttirolischer Sitte und Frömmigkeit, und den Jungtirolern mit ihren unreifen Reformplänen und ihren kindlich naiven Vorstellungen von Deutschtum, deutscher Intelligenz und Bildung, just wie unsere Primaner, denen man gesagt hat, Lessing sei der größte Deutsche gewesen, trotz der Kälte seines Stiles, trotz der Skepsis seines Geistes, der Zerrissenheit seiner Seele, trotz der fast nur negativen Resultate seines ganzen Lebens. Wenn sie manche offenkundige Schäden ihres Landes zu heilen sich vorsetzen, so kann man ihnen darum nicht gram sein; aber die Arzneien, mit denen sie dem Patienten zu helfen gedenken, sind zum Teil äußerst bedenklicher Natur. Auch möchte

[1] Gehe ein in dich selbst, im innern Menschen wohnt die Wahrheit.

ich ihnen raten, erst das Vertrauen des Volkes zu gewinnen und nicht durch eine falsche Methode sich dasselbe noch mehr zu entfremden. Möchten sie doch vor allem den Klerus in Ruhe lassen; das Volk weiß es ja doch recht gut, daß der Klerus es ist, der seit Jahrhunderten Leid und Freud mit ihm geteilt hat. Und aus Riehl könnten sie lernen, daß, wer den Bauer seiner Religion entfremdet, ihm damit auch die Sitte zugleich nimmt; was dann wird, hat die jüngste Vergangenheit deutlich genug bewiesen. Denn daß Bureaukraten und Literaten einmal die Stelle des Klerus einnehmen werden, auf deren Stimmen das Volk mit Andacht lauscht, wird doch keiner im Ernste behaupten wollen, der das Selbständigkeitsbewußtsein des Tirolers den ‚Herren' gegenüber nur einigermaßen kennt.

Wer da will Männer sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so mutig stehn
An der Felsenwand.

Wer da will Weiber sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so zierlich gehn
Keck über Berg und Land[1].

Ihr werft dem Klerus Agitation vor; aber wenn er sich gegen die Giftsaat wehrt, die in Tirol jahraus jahrein von fremden und einheimischen Händen ausgestreut wird, wenn er Ideen bekämpft, die man, wie der Hausierer schlechte Fabrikware, ins Land hineinschmuggelt und die man draußen trotz des Firnisses längst als Pfuscharbeit erkannt hat, und das Volk warnt, daß es seine althergebrachte, gediegene und erprobte Sitte und Lebensanschauung nicht gegen hohle Phrasen eintauscht: so nennt ihr dies Agitation. Hatte man doch diese Agitation recht gerne gesehen, als im Jahre 1848, 1859, 1866 die Priester von der Kanzel herab die Männer zum Auszuge anfeuerten und diese dann erst in manchen Orten zu den Stutzen griffen, nachdem alle Schreiben, die von den k. k. Kanzleien ‚erflossen', und alle Mahnungen der Bezirkshauptleute ohne jeden Erfolg geblieben waren. Wenn man, wie Dr Egger, k. k. Gymnasiallehrer zu Innsbruck, in seinem Buche ‚Die Tiroler und Vorarlberger', es dem verstorbenen Johannes Schuler zu großem Verdienste anrechnet,

[1] L. Tieck.

daß er der wißbegierigen Jugend Tirols die Werke von Strauß und Feuerbach in die Hand gab, und der Klerus alles aufbietet, vor dieser Pest eines Unglaubens, der alles verworfen hat und dem nichts mehr gilt, nicht Gott, nicht Geist, nichts als die tote Materie, die unverdorbenen Gemüter zu bewahren, so nennt ihr dies Agitation. Wer Strauß kennt, kennt auch dessen innere Ruhelosigkeit, dessen Verlangen nach dem Frieden im Glauben, dem er in einem nur wenig bekannten Sonett so beredten Ausdruck gegeben hat:

Wär' vor fünfhundert Jahren ich geboren,
So hätt' ich längst die Sorgen, die mich drücken,
Die Zentnerlasten, den gebeugten Rücken
Entlediget vor eines Klosters Toren.

O holder Ruhesitz, den ich erkoren,
Wie diese stillen Gänge mich entzücken,
Der Glocken Silberstimmen mich beglücken!
Zum Himmel aufwärts trägt das Lied der Horen.

Sei mir gegrüßt, du meine stille Zelle,
Du Büchersaal, des Geistes Vorratskammer,
Und du, mein Augentrost, umhegter Garten!

Hier leget sich des Lebens letzte Welle,
Die Seele schweigt, gleichweit von Lust und Jammer,
Das letzte Stündlein ruhig abzuwarten.

Hunderte von Tiroler Jünglingen und Jungfrauen haben innerhalb des Klosters Pforten — und auch nicht zum Schaden des Landes — diesen Frieden gefunden, Tausende und Hunderttausende leben und sterben in diesem Frieden durch den Glauben, den der Verfasser des ‚Alten und neuen Glaubens' umsonst gesucht hat, und den wollt ihr ihnen nehmen, um ‚Intelligenz' ins Land zu bringen? Und wer kennt denn nicht Alexander v. Humboldts vernichtendes Urteil über Strauß' ‚naturhistorischen Leichtsinn'? Wie hätte dieser erst geurteilt, wäre er Historiker gewesen, über dessen luftige Hypothesen, mit welchen er den christlichen Glauben zu erschüttern wähnte, an die niemand mehr glaubt und an die er zuletzt selbst nicht mehr geglaubt hat! Gegen diesen ‚neuen' Glauben, der ein Wahn ist, keine Überzeugung, statt des Brotes einen Stein bietet und statt des Fisches eine Schlange, sollten die Tiroler ihr Christentum dahingeben?

Es sind in diesem Monate gerade zehn Jahre, daß zu Nürnberg Ludwig Feuerbach begraben wurde (13. September 1872). Die Arbeiterbataillone, welche den Leichenzug bildeten, und die am Grabe gesprochenen Worte, die jetzt (1882) unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes nicht straflos gedruckt würden, tun zur Genüge dar, daß seine Schriften nicht ein Licht gebracht, belebend, erleuchtend, erwärmend, sondern einen Feuerbrand hineinwarfen in die Massen, der geeignet ist, eine verzehrende Flamme zu entzünden, in der alle Ideale, die Heiligtümer der Menschheit, in Asche sinken müssen. Ist denn Jungtirol wirklich noch so weit in der Kultur zurück, daß sie noch mit der Puppe Intelligenz spielen können, die man Kindern in die Hand gibt, um mittlerweile ungestört ganz anderes treiben zu können; daß sie noch nicht wissen, was jenseits der Mainlinie jeder Schüler längst weghat, daß sie nur die Balancierstange ist, womit man über alle Lücken an gediegenem Wissen kühn hinwegvoltigiert? Auch schreibt man den Mangel eben dieser Intelligenz als nota infamiae gern jedem auf den Rücken, dessen man sich bei der Konkurrenz um gut dotierte Professuren zu entledigen sucht, und hetzt auch das Volk wegen eben dieses Mangels gegen die bösen Ultramontanen, um indessen desto bequemer seine Taschen plündern zu können.

Keine Puppe, sondern nur
Eine kleine Kunstfigur!

Wenn ihr es mit deutscher Bildung und deutscher Art wirklich ernst meint, so habt ihr ganz andere Dinge zu tun. Ich kenne mehrere Geistliche in Südtirol, die lange Zeit, ohne jede Unterstützung, ohne Anerkennung von seiten der Regierung, mitten unter dem Andrange des italienischen Idioms deutsche Schule gehalten haben, und habe selbst einem derselben auf seine Bitte deutsche Volksbücher nach seinem wie eine deutsche Sprachinsel gelegenen Dorfe gesendet; diese Männer üben still die Pflicht treuer deutscher Vaterlandsliebe und machen nicht viel Gerede von dem, was sie getan; und doch haben sie mehr getan als so mancher, der gegen gutes Honorar in den Blättern deutschtümelt und nebenbei an den Priestern seinen abgestandenen Witz übt.

In den meisten Post- und Gasthäusern, wo die ‚Herren' ein- und ausgehen, liegt die ‚Alte' und die ‚Neue Presse' auf. Die Mache dieser Blätter, namentlich der letzteren, ist ganz geschickt; aber die

Sprache, vom Inhalt ganz abgesehen, durch und durch verjüdelt; die Bilder z. B. häufig unwahr und verschroben. Da lesen wir, statt von dem Ursprunge eines Stromes, von dessen ‚Eiswiege'; es regnet, statt in Strömen, ‚in Schiffstauen'; das läppische ‚in Bindfäden' ist dieser Sorte von Literaten noch nicht läppisch genug. Da ‚wandeln' Pferde auf der Wiese, bringen Ankömmlinge ‚aus der Reise' allerlei mit; da schildert einer den ‚überirdischen Dunstkreis schönen Edelmuts'; da erfahren wir, daß auf St Helena Napoleon I. mit nur zwei Hüten ‚sein Auslangen gefunden hatte', und ist von ‚Witz-Erzeugern' die Rede. So schreiben die Vorkämpfer des Deutschtums und Träger der Intelligenz in Österreich! Namentlich wenn es sich um griechische Wörter handelt, hie und da selbst bei lateinischen, kommt der Feuilletonist mit der Grammatik manchmal in recht unangenehmen Konflikt. Nachdem ich in diesem Herbste eine Woche lang — eine solche Art geistiger Nahrung ist fast das einzige, was in viele Sommerfrischen dringt — die neueste Wiener Literatur auf diesem Gebiet studiert hatte, kam mir zufällig Goethes ‚Iphigenie' in die Hand; da hatte ich so recht Gelegenheit, den Verfall unserer deutschen Sprache gerade infolge der Zeitungsliteratur zu betrauern.

In dieser Beziehung wäre es zu wünschen, daß die (weiland) Augsburger ‚Allgemeine Zeitung' noch ihr altes Monopol besäße und den Verschleiß für Intelligenz und Bildung ausschließlich für Österreich besorgte wie ehedem; ihre Redaktion hatte es verstanden, ähnlich wie jene der Revue des Deux Mondes, jede ungelenke Redewendung zu glätten, nicht bloß aus Rücksicht auf die herrschenden Strömungen in den Regierungskreisen der verschiedenen deutschen Länder, sondern auch im Interesse ihres Rufes als Trägerin deutscher Kultur. Hier muß Abhilfe geschaffen und männiglich entgegengearbeitet werden. Man hat unsere Sprache von Gallizismen gereinigt; aber eine andere Gefahr ist näher und drohender. Unsere Sprache, unsere schöne, gedankenvolle, ehrliche, keusche deutsche Sprache verfällt, wie die Börse, das Kapital, der Handel, dem Judentum; jüdischer Witz, jüdische Geilheit, jüdische Gaunerausdrücke haben sich wie ekelhaftes Ungeziefer in dem Körper unserer Sprache eingenistet. Hinaus damit! Das muß unser gemeinsamer Wahlspruch sein. Da habt ihr ein weites und ergiebiges Arbeitsfeld, um das echte Deutschtum zu wahren. Und wenn ihr noch ein bißchen den

Zopf der österreichischen Kanzleisprache abschneidet und die Austriazismen ausmerzt, so kann das auch nicht schaden.

Eine eigentümliche Erscheinung ist diese Judenpresse, namentlich in Österreich. Es ist ein hartes Wort, aber es ist so: diese von Juden produzierte und inspirierte Literatur ist ein Verhängnis für ganz Deutschland. Judenwitz und Judenfrivolität fährt fort, wie ehedem bei Börne und Heine, alle Ehrfurcht vor dem Heiligen zu untergraben, alle Autorität zu zerstören, alle Ideale unseres deutschen Volkes lächerlich zu machen, alle unsere großen Männer zu lästern — und viele unserer Gebildeten lachen mit, ohne zu ahnen, daß der Jude ihnen nur einen Possen vormacht aus Haß gegen das Christentum, und um zugleich dabei desto tiefer in ihren Geldbeutel greifen zu können. Freilich sind wir selbst an diesem Elende zum Teile schuld; ohne positiven Glauben, mit bloßem Humanitätsgeklingel, wie Treitschke meint, werden wir der furchtbaren Macht des Bösen, das sich in dem vom Glauben seiner Väter abgefallenen Judentum offenbart, auf die Dauer nicht widerstehen können. ‚Zwei Völker', heißt es auch hier, ‚trägst du in deinem Schoße.' Wir kennen die Juden viel zu wenig. ‚Die Taten, Sitten und Gebräuche der Juden sind der Welt wenig bekannt', sagt Heinrich Heine; ‚man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte sieht, man hat aber nichts weiter gesehen. Sie sind und bleiben ein wanderndes Geheimnis.' Selbst Professor Lazarus in seiner Broschüre ‚Was heißt national?'[1] konnte nicht umhin, einzugestehen, daß doch nur die innigste Geistesverwandtschaft Menschen zu einer Nation verschmelzen kann. Wer wollte nun leugnen, daß das Christentum alles an uns durchdrungen hat, Sitte, Recht, Denkungsweise und nicht zum geringsten die Sprache? Wer aber die Schriften von Lazarus gelesen hat, welcher hofft, daß die Religion Lessings unter uns siegen wird; das ‚Sendschreiben Börnes an Treitschke aus dem Elysium'[2], welches im Christentum nur ein Werkzeug der Verfolgung sieht; des Landrabbiners Glück, welcher meint, kein gebildeter Mensch könne die christlichen Dogmen glauben; des Rabbiners Schreiber über Mendelssohn, der erst deutsche Gesinnung uns gelehrt haben soll[3]; des Rabbiners Jellinek, welcher die Juden für das

[1] Berlin 1880, Dümmler. [2] Berlin 1880.
[3] Semiten und Arier, Mannheim, Selbstverlag.

arbeitſamſte, de- und ſanftmütigſte Volk erklärt[1] — der muß ſtaunen über dieſes Übermaß von Arroganz und Haß gegen das Chriſtentum. Im Talmud, belehrt uns der Rabbiner Hamburger[2], fließt die Quelle der lauterſten Humanität, und der Verfaſſer des Buches Ben Sirah militans wiederholt die giftigſten und ſchmutzigſten Angriffe des früheren Judentums auf das Chriſtentum[3].

Dr Ritter, Prediger an der Berliner jüdiſchen Reformgemeinde, ſagt: ‚Wir ſind ein Gradmeſſer geworden für den Kulturzuſtand der Völker, in deren Mitte wir wohnen. . . . Darum verurteilen ſich ſelbſt, die Israel ſchmähen; darum ſpricht Bileam das große Wort: Wer dich ſegnet, iſt geſegnet; wer dir flucht, bringt ſich ſelbſt den Fluch. . . . Wir ſind nach der Propheten Wort beſtimmt zum Lichte der Nationen, blinde Augen zu öffnen, die Gefeſſelten zu befreien und aus dem Dunkel zu führen die Bewohner der Finſternis. Freuet euch alſo, ihr andere, die ihr uns habt, daß ein Teil unter euch lebt, der wahrhaft an Gott glaubt, der dieſen Glauben beweiſt durch eine unvergleichliche Treue, da kein irdiſcher Lohn, ſondern nur herbe Entſagung, oft genug auch Kränkung und Spott mit ihm verknüpft ſind.‘[4] Und ſchon der ‚rote Harry‘, wie ſeine Mitſchüler Heinrich Heine nannten, behauptete keck, ‚daß heutzutage nicht bloß Deutſchland die Phyſiognomie Paläſtinas trage, ſondern auch das übrige Europa ſich zu den Juden erhebe‘. Ludwig Börne (Löb Baruch) erklärte in einem ſeiner Briefe, wenn er in öſterreichiſche Staatsdienſte trete, ſo bedeute dies für dieſes Land ſoviel wie eine gewonnene Schlacht.

Es iſt unſer Stolz, ſagt die ‚Israelitiſche Wochenſchrift‘, daß wir im Beſuche der höheren Bildungsanſtalten allen Bekenntniſſen voranſtehen. Das iſt kraſſer Anachronismus, wenn die Juden ſich ſelbſt ‚Israeliten‘ nennen und von manchen Behörden ſo genannt werden. Seit dem Exil gab es nur noch Juden, keine Israeliten mehr; ſo nannten ſie ſich damals ſelbſt, ſo nennt ſie ihr Geſchichtſchreiber Joſephus, ſo nannten ſie die klaſſiſchen Völker, ſo nennt ſie das Neue Teſtament. — Was nun dieſen Bildungsdrang betrifft, ſo fließt derſelbe keineswegs aus ihrem idealen Streben, ſondern iſt

[1] Franzoſen über Juden, Hamburg 1882, Neſtler.
[2] Die Nichtjuden, Neuſtrelitz 1880. [3] Stuttgart 1880, Metzler.
[4] Bei Erich Lehnhardt, Die antiſemitiſche Bewegung, Zürich 1884, 87.

einfach die Folge ihrer Sucht, auf leichtere Weise zu Geld und Reichtümern zu gelangen, namentlich in der Advokatur; und die verhältnismäßig große Anzahl wohlhabender Judenfamilien erleichtert diese Bestrebungen und unterstützt die ärmeren unter ihnen.

Es ist diese Rührigkeit der Juden in der Presse ganz das Gegenstück zu der sonstigen Tätigkeit dieses klugen Völkchens auf andern Gebieten, das, vaterlandslos, zum guten Teil religionslos, manchmal auch ehr- und gewissenlos und jeder höheren Richtung bar, nur nach Geld und Gewinn strebt. Mit allen Mitteln, wie sie Erziehung, Vererbung, Gewohnheit, Raffinement, rücksichtsloser Egoismus bieten, zieht es seit Jahrzehnten wie eine Saugpumpe auf tausend Wegen alles Geld und allen Geldeswert aus dem Körper der Nation, die ihm, dem heimatlosen, großmütig eine Heimat geboten hat. Die illustrierten und politischen Zeitungen, Journale, Monatsschriften, Revuen, Witzblätter usf. produzieren meist so wenig als der Handelsjude, der mit dem Zwerchsack auf dem Rücken hausiert, oder jener, der an der Bank im Differenzgeschäft mühelos Tausende verdient; aber sie ernten, was andere im Schweiße ausgesät haben. Es ist nichts als ein literarisches Krämergeschäft, was sie treiben, in kleinerem oder größerem Maßstabe. Nicht eine neue Idee produzieren sie, nicht eine wissenschaftliche Tat haben sie aufzuweisen. Nichts Originales, weder in Wissenschaft noch Kunst, haben sie geschaffen; für sie gilt nur, was verkäuflich ist. Aber was andere gearbeitet, unter Mühen, Sorgen, oft unter Entbehrungen und gegen geringes Entgelt geschaffen, dem wissen sie vortrefflich eine Appretur zu geben und als schmackhafte Speise ihrem Publikum vorzusetzen, namentlich jenen, welche mit ‚vier Worten' über Hartmanns Pessimismus, Schäffles nationalökonomisches System, die Hypothese Darwins, und was besonders aufmerksame Leser findet, über Diätetik und Makrobiotik gründlich unterrichtet sein wollen. Der Jude besorgt dies alles, wie es vordem der ‚Hofjude' bei hochadeligen Herrschaften getan; und, damit der Leser nicht ermüde, würzt er seine ‚Essays' mit offenen und versteckten Angriffen auf Christentum und Klerisei; des Beifalls kann er dann immer sicher sein. Vor sechzig Jahren hat ja schon J. G. Fichte gesagt: ‚Sie lesen keine Bücher mehr, sondern nur noch, was die Zeitungen über die Bücher schreiben; durch solche narkotisch wirkende Lektüre wird zuletzt der eigene Wille, die Intelligenz, das Denken und die Fähigkeit selbst, zu begreifen, erstickt.'

Und Lassalle sagt: ‚Derjenige, welcher heute seine Zeitung liest, braucht weder zu denken noch zu lernen noch zu prüfen. Er ist in allem bewandert.‘ In Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien sind fast alle ‚Organe der öffentlichen Meinung‘ von Juden geschrieben oder in der einen und andern Weise ihnen dienstbar; denn ‚dem Golde gehorcht alles‘.

Ihnen allein dürfen wir dies jedoch nicht zum Vorwurfe machen; haben sie ja doch unter uns Nachfolger genug gefunden, und wie die Buchhändlerkataloge ausweisen, ist diese Art der periodischen Literatur in beständiger Zunahme begriffen, so zwar, daß sie Werke ernsten, gelehrten Inhaltes völlig zu überwuchern droht. Wer daher Geld verdienen will und eine nur einigermaßen geläufige Feder führt, geht am besten unter diese Sorte von Literaten. Während der Verfasser eines Werkes, der Frucht langer Jahre und vieler Nachtwachen, nicht selten um einen Verleger bitten muß von Tür zu Tür — auf ein Honorar verzichtet er von vornherein —, streichen diese ihre schönen Sümmchen ein. Ob die Ware probehaltig ist oder nicht, das kümmert keinen, weder Schriftsteller noch Verleger, wenn sie nur zieht und dem — vielleicht ganz verderbten — Geschmacke des Publikums entspricht. Und der Schriftstellerruhm bleibt auch nicht aus, dafür sorgt die Koterie; nihil officiosius, quam cum muli mutuum scabunt[1], sagt schon ein Alter. Freilich welken solche leicht gewonnenen Lorbeeren bald, aber der Oberflächlichkeit wird dadurch förmlich eine Prämie ausgesetzt und das deutsche Volk in seinem innersten Kerne verdorben.

Ignorieren lassen sich diese Zustände nicht mehr, noch dient es zur Widerlegung, auf günstige Urteile englischer und französischer Schriftsteller über die Juden hinzuweisen, da diese von unserer Lage gar keine Ahnung haben. Deutschland, Österreich und Rußland beherbergen zwei Dritteile der gesamten Judenschaft, die anderswo eine verschwindende Minorität bildet. Unserem deutschen Volke wird der Kampf auf dem von den Juden besetzten Gebiete schwer, sehr schwer, weil es im großen und ganzen zu ehrenhaft, vielleicht auch, der deutsche Bauer wenigstens, zu wenig gerieben ist. Wir glauben nicht an die trüben Prophezeiungen Marrs[2] von dem Siege der

[1] Nichts ist gefälliger, als wenn ein Maulesel den andern kratzt.
[2] Wilhelm Marr, Lessing contra Sem. (Anm. des Herausg.)

Semiten über die Germanen, sondern viel eher und lieber an eine Erneuerung unseres Volkes im christlichen Geiste, wodurch es allein gefeit wird gegen die materiellen und noch größeren sittlichen Schäden, die von dieser Seite her drohen. Umsomehr sind alle Äußerungen rohen Rassenhasses, wie er sich in so manchen antisemitischen Schriften kundgibt, zu beklagen. Tuba insultationum infructuosum facit bellum[1], sagt der hl. Augustinus, und der verstand sich doch auch auf Polemik.

Diese Fragen sind nun alle unsern unschuldigen Jungtirolern völlig fremd, obgleich sie Lebensfragen Österreichs sind. Da ihr Haus noch nicht brennt, so leben sie unterdessen in aller Gemütlichkeit fort und laufen mit dem großen Haufen, der in der Judenpresse die katholische Kirche täglich zum Gegenstand seiner Angriffe macht, um dafür bald den Talmud bald das gereinigte Judentum als den Kulturträger für Europa zu verhimmeln. Qui vinci a veritate non vult, ab errore vincitur[2], sagt derselbe Augustinus.

II.

Langsam stieg ich im Unterinntale einen Berg hinan; da dachte ich an die Worte, die Petrarca aus Augustins Bekenntnissen las, als er auf dem Gipfel des Mont Ventoux angekommen war und sein Blick wie trunken ward von der überwältigenden Größe und Schönheit der Natur: ‚Und es gehen die Menschen hin, um die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und die breiten Betten der Ströme und den Umkreis des Ozeans und die Bahnen der Gestirne zu bewundern, und halten ihr eigenes Innere nicht der Betrachtung wert.‘ Körting hat um dieser Besteigung eines Berges willen Petrarca Luther an die Seite gestellt; es sei eine epochemachende Tat gewesen, meint er; denn das Mittelalter habe kein Naturgefühl gehabt. Der Geschichtschreiber der ‚Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance‘ scheint das tiefe Naturgefühl, wie es die Gesänge der Franziskanerdichter des 13. Jahrhunderts durchweht, diesen Sinn der Mönche des Mittelalters für das Erhabene und Romantische in der Natur, wie es so viele Chroniken in der naivsten Weise aussprechen, nicht zu kennen. Und Augu-

[1] Schmähreden stiften wenig Nutzen.
[2] Wer sich von der Wahrheit nicht besiegen läßt, den besiegt der Irrtum.

ſtins Worte ſelbſt, ſprechen ſie nicht von einer Bewunderung der Berge und des Meeres? Auguſtinus hatte recht, und Petrarca ebenſo, als er beim Leſen dieſer Worte nachdenkend wurde und ſeinen Sinn zu Gott erhob. Was dieſer dachte, hat er uns ſelbſt geſagt: Credo ego generosum animum praeter Deum, ubi finis est noster, nusquam quiescere[1]. Ich hatte einen Freund, der konnte weinen, wenn er unter den mächtigen Waldbäumen ſeiner Heimat wandelte und in das Land hinausſah; wie Äolsharfen bei jedem Luftzuge klingen, ſo klangen alle Stimmen der Natur in ſeiner Seele wider. Ich weiß nicht, ob er zu beneiden war wegen dieſes ſo mächtigen Naturſinnes, dieſer feinfühligen Naturſympathie. Die Natur iſt ſtumm, ſie antwortet dir nicht auf deine Fragen; und die Stimmen, die aus ihr dir entgegentönen, aus der Windsbraut und Meeresbrandung wie aus Lerchengeſang und Frühlingsblüten, ſind nichts als das Echo des Wortes, das du in ſie hineingerufen, das Bild, das dein eigenes Innere, dein Denken und Fühlen auf ſie projiziert. ‚Das Buch der Natur‘, ſagt einmal Hamann, ‚iſt durch ſeine angeblichen Ausleger nur noch rätſelhafter geworden.‘ Die Natur iſt ein Rätſel; und nur der Geiſt wird es zu löſen verſtehen, der das Rätſel ſeiner ſelbſt, das Geheimnis ſeines eigenen Innern mit ſeinem Licht und Schatten, ſeinen Siegen und Niederlagen verſtanden hat. Die Periode der Empfindſamkeit in unſerer Literatur nannte ſie eine liebende Mutter, an deren Bruſt der Menſch von allem Leid geſunden ſoll:

Große, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Laß mich gehn an deiner Hand
Wie das Kind am Gängelband!

Rouſſeau bei den Franzoſen iſt der Repräſentant dieſer Richtung; mit Klopſtock hatte ſie ihren Höhepunkt erreicht, Goethes Werther erinnert noch daran. Die Natur iſt grauſam, ſagen dagegen die Peſſimiſten, eine harte Stiefmutter, wie ſchon der Vater der Naturforſcher, Plinius, ſie nannte, ein ‚alles gebärendes und alles wieder verſchlingendes Ungeheuer‘. Millionen Leben ruft ſie ins Daſein, um ſie alsbald durch eiſige Winterkälte und glühenden Sonnenbrand

[1] Ich halte dafür, daß eine edle Seele nur in Gott Ruhe findet, der unſer Ziel iſt.

wieder der Vernichtung zu weihen. Ganz unrecht haben sie nicht. Wer ein schärferes Auge hätte als wir, der müßte hineinblicken können in den mörderischen Krieg, den die Geschöpfe im Kampfe ums Dasein miteinander führen, wo das starke das schwache, das listige das einfältige, der Geier die Taube, der Wolf das Lamm zerreißt. Wer kann ermessen, was die Tiere leiden und die Tausende von Unmündigen!

Es geht ein allgemeines Weinen,
Soweit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Kreatur.

Das ist es wohl, was auch den rosenumkränzten Hellenen wie den naturseligen modernen Menschen nicht recht zur Ruhe kommen läßt.

Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Augustinus und Petrarca hatten recht. In interiore homine habitat veritas. Et si tuam naturam mutabilem inveneris, transscende et te ipsum[1], fügt jener bei; die wandelbare Wahrheit, Schönheit und Güte weist hin auf die unwandelbare. Länder und Meere, Berge und Täler und das Heer der Gestirne und aller Zauber der Natur und alle Schönheit ihrer tausendfachen Formen und Gestalten und auch der Liebreiz einer edeln Menschenseele ist nichts anderes als der Widerschein, den die ewige, unwandelbare Schönheit hineinwirft in den Staub der Schöpfung. Da gehen die Menschen hin und bewundern und verlieren sich in der Schöpfung, wie der Wahnsinnige, der in den See sich stürzt, aus dessen klarer Flut die Himmelsbläue ihm entgegenwinkt. Der Himmel ist es, den er sucht; aber der See ist er nicht, er ist nur sein Spiegel. Das ist die ewige Geschichte der Menschheit; nach dem Unendlichen und Ewigen zieht es uns hin, aber dort ist es nicht, wo so viele es suchen. Quaerite quod quaeritis, ruft darum St Augustin, sed non est, ubi quaeritis[2]. Den Himmel suchen sie, den Tod finden sie. —

[1] Im Innern des Menschen wohnt die Wahrheit. Und wenn du findest, daß deine Natur wandelbar ist, erhebe dich über dich selbst.

[2] Suchet, was ihr suchet, aber dort ist es nicht, wo ihr es suchet.

Gedanken solcher Art zogen durch meinen Geist, als ich ‚auf dem Eben' angekommen war. Es war ein klarer, sonniger Tag, so recht ein stiller Sonntagsnachmittag, der eine Weihe über das Gemüt bringt. Schon eine Viertelstunde vorher hatte ich den festlich vollen Ton der Glocke gehört; als ich näher kam, schien das ganze Dorf ausgestorben.

Ich war allein auf weiter Flur,
Und eine Sonntagsglocke nur,
Und Stille nah' und fern ... So feierlich,
Als wollt' der Himmel öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Der Priester kniete vor versammelter Gemeinde am Altare, von zwei lieblichen, unbewegt knienden Knaben umgeben, die ihm dienten, und betete eine Art Rosenkranz mit dem beständig wiederkehrenden Spruche: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth! Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll!

Wie klangen mir diese Worte in der Seele wider: Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll! Ja, das ist's, das Wort, das das Rätsel der Natur löst und deren Sinn deutet. Die Natur ist jetzt kein Rätsel, sie ist ein Evangelium, seiner Herrlichkeit voll; so viele Blätter im Walde, so viele Tropfen im Meere, so viele Sterne am Himmel: so viele Stimmen, mit denen sie seine Herrlichkeit verkündet. Die Natur ist kein Ungeheuer; sie ist das Abbild der unendlichen Schönheit Gottes, ein schwaches und getrübtes Bild, aber doch sein Bild. Wie beredt ward mir dieser stille Wald, wie lächelte der blaue, tiefe, klare See, ein Bild der in Gott ruhenden heiligen Menschenseele! Wie jubelten mir diese Bergriesen entgegen, das Kellerjoch, das Stanserjoch, der Tristenkopf, das Sonnjoch, und wie sie alle heißen! Ihr Berge und Hügel, benedeiet den Herrn! Wie schön ist die Natur, weil so schön der, der sie schuf; wie schön ein edles Menschenbild, weil Gott in ihm wohnt und ein Strahl seiner Herrlichkeit auf es gefallen ist! Aber außer ihm — Tod, Verwesung, Staub.

Nun bestieg der Prediger die Kanzel. Himmel und Erde, wiederholte er, sind seiner Herrlichkeit voll! Ich darf Gott dienen, führte er aus, das ist meine größte Ehre; ich kann Gott dienen, das bietet mir den reichsten Lohn; ich muß Gott dienen, das ist meine heiligste Pflicht; ich will Gott dienen, dem der Himmel dient mit all seinen

Engeln und die Natur mit allem, was in ihr lebt und webt. Und so nehme ich auch Anteil an seiner Herrlichkeit. — Er hatte geendet. Wieder trat der Priester an den Altar. Tantum ergo Sacramentum veneremur cernui! sangen süße Stimmen vom Chore herab. Alles kniete nieder und beugte das Haupt, um den Segen des heiligen Sakramentes zu empfangen. Brot und Wein, die eucharistischen Gestalten, sind das Mark und Blut der Erde; in ihnen hat die Natur ihre edelste Frucht getrieben, als wollte sie recht deutlich uns verkünden, daß die ganze sichtbare Schöpfung nur die Gestalt, der Schleier ist, hinter dem seine ewige Herrlichkeit sich verbirgt. Einmal fällt der Schleier, und du stehst vor deinem Gott.

Ich ging hinaus; über die grünen Matten hin, den zerstreut liegenden Häusern zu, gingen die festlich geschmückten Menschen: die Männer mit dunkelroten Nelken, die Frauen mit goldenen Schnüren und Quasten an den Hüten. Es war ein schönes Bild. Sie haben den Segen des Ewigen empfangen und mit ihm Frieden, Freude, Trost und Hoffnung; das tragen sie nun mit hinaus ins Leben, in die Natur, in ihre Häuser. Alles ist vergeistlicht, vergöttlicht; das Gnadenlicht verklärt in unendlich höherem Sinne als diese sichtbare Sonne alles, wohin es fällt, und gibt ihm Leben, Gedeihen und dauernde Schönheit. Und wenn die Dunkel der Nacht sich schon längst über diese Fluren, und die Schatten des Todes längst sich über diese Herzen gelegt haben, wird es nicht erlöschen, sondern leuchten in neuem, höherem Glanze.

Das alles nimm nun hinweg, reiße heraus aus den Sitten und dem Herzen des Volkes. Was bleibt ihm? Ein mühevolles, vergebliches Ringen, Arbeiten und Kämpfen um ein nie erreichtes und nie erreichbares Ziel, ein planloses Zusammenstoßen blinder Kräfte, bis der tolle Tanz zu Ende ist, bei dem die Stimmen der Lust von dem lauten Schrei tausendfacher Qual und Verzweiflung übertönt werden. Dann ‚bläst der Wirt die Lichter aus', nach einem frivolen Ausdrucke von Strauß, und alles geht unter in dem allgemeinen Kataklysmus; vielleicht beginnt später das Spiel von neuem in gleich zielloſem Kreislauf, vielleicht auch nicht.

's ist eitel nichts, wohin den Blick ich hefte,
Das Leben ist ein mühevolles Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte —

hat Lenau gesungen; da darf es uns nicht wundern, wenn im Irrenhause von Döbling sein Geist von finsterem Wahn umnachtet unterging.

Die schöne, große Kirche in Eben birgt über dem Altare den Leib der hl. Notburga. Adolf Pichler findet eine Ähnlichkeit zwischen den Lebenszügen dieser und denen der germanischen Herta. Nun, wenn es auch wirklich so wäre, was tut dies zur Sache? Erinnert doch unser Osterfest an die altdeutsche Göttin Ostara, der Weihbrunnen an die alten Lustrationen, und schrieb schon der große Papst Gregor an den Abt Mellitus, es sollen die heidnischen Tempel und Bräuche nicht völlig zerstört und abgeschafft werden, wohl aber das, was an ihnen spezifisch heidnisch und sündhaft ist. Zahlreich sind die Frommen, die zu ihrem Grabe pilgern; und wer mag ermessen, wie viele arme Dienstboten die niedere Magd Notburga, die im fremden Dienste bei harter Herrschaft sich geheiligt hat, getröstet, zu Geduld und Ergebung gemahnt, in allen widrigen Schicksalen aufrecht erhalten hat! Ich schreibe dieses sitzend auf einem Baumstamme in stiller Waldeinsamkeit; von hier kann ich auf den Weg blicken, welcher von der Pertisau am Achensee hineinführt durch das Falzturner und Tristenauer Tal nach der Blezach, den Alpen ringsum und über das Plumsjoch nach der Hinterriß und von da in die bayrische Vorderriß, nach Mittenwald, dem Walchensee, dem Kochelsee und Benediktbeuern. Das Bildnis der heiligen Dienstmagd in der bekannten Tracht der Tiroler Bäuerinnen steht am Wege, eine Knie- und eine Sitzbank davor; von Zeit zu Zeit sehe ich Leute aus der Gegend, die von den Alpen herabkommen, auch Wanderer von weiter her hier rasten; manche knien nieder und sprechen ein Gebet.

Gestern sah ich eine Mutter, ärmlich gekleidet, mit ihrer heranwachsenden Tochter lange, lange da beten. Vielleicht muß ihr Kind jetzt hinaus in harten und schweren Dienst. ‚Du mußt dienen gehen‘, hat ihr die Mutter gesagt; wohl für eine Mutter ein bitteres Wort. Nun, ihr Herren und Fräulein aus den modernen Pädagogien, welche die Regierung in die Dörfer nach Tirol sendet als Lehrer und Lehrerinnen, tut euch einmal zusammen und haltet Rat, was für Tröstung und Stärkung ihr wohl diesem armen Kinde mitgeben könnt auf seinen Weg, so voller Mühen, Entbehrungen und Gefahren. Welche Garantie nimmt es aus euren Schulen mit, daß es wieder heimkehrt gesund an Leib und Seele, wie es von der Mutter weg-

gegangen? Ihr lehrt es mancherlei aus dem Mineral-, Pflanzen- und Tierreich; habt ihr es auch unterrichtet in den Geheimnissen des Himmelreiches? Vielleicht habt ihr es sogar belehrt über die Bahnen der Planeten; habt ihr auch Sorge getragen, daß es nicht abirrt von seiner Bahn, der Bahn der Tugend? Diese arme, ungebildete Mutter weiß ein besseres Mittel: sie hat ihr Kind gelehrt, vor dem Bild der heiligen Dienstmagd täglich das schöne Gebet zu sprechen, das ich unter ihrem Bilde las: ‚O Gott! In deiner unendlichen Weisheit hast du die Verschiedenheit der Stände angeordnet und mich dazu bestimmt, daß ich andern diene. Ich bitte dich, gib mir die Gnade, daß ich mit meinem Stande täglich zufriedener werde, und erinnere mich recht oft daran, daß selbst dein Sohn nicht in die Welt kam, um bedient zu werden, sondern um andern zu dienen. Gib mir ein gehorsames und demütiges Herz, damit ich meiner Herrschaft, als deiner Stellvertreterin, schnell und pünktlich gehorche, und mag es mir manchmal auch noch so schwer vorkommen. Flöße mir eine ehrfurchtsvolle Liebe gegen sie ein und wahre Treue, damit ich ihren guten Namen und ihr Besitztum gewissenhaft wahre und beschütze‘ usf.

Mit diesem Gebete geht das Kind hinaus in die fremde Welt; in ihm besitzt es einen unsichtbaren, starken Schild gegen alle Feinde seiner Seele, und eine fromme, keusche Seele erhält auch den Leib frisch und gesund. Demut, Gehorsam, Ehrfurcht vor den Vorgesetzten, Zufriedenheit mit seinem Lose — das sind ja gerade die Tugenden, die mehr und mehr aus der Gesellschaft und namentlich auch aus der dienenden Klasse verschwinden, welche der Sozialismus als Schwäche, Selbsterniedrigung, Frucht sklavischer Gesinnung und finsterer Lebensanschauung nicht bloß längst abgeworfen hat, sondern auch als Verbrechen gegen Mannesehre und Menschenwürde brandmarkt. Wer kann aber ohne sie ein Gemeinwesen gründen, und wäre es nur das der Familie, und auf die Dauer erhalten? Iuvenum est senibus assurgere[1], sagt Cicero, und es findet der Dichter im Verfall dieser Sitten die Ursache des Falles der Republik.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populosque fluxit[2].

---

[1] Junge Leute sollen ehrfurchtsvoll vor Greisen sich erheben.

[2] Horat., Carm. 3, 6:

Aus dieser Quelle floß Verderben
Über das Vaterland und die Völker.

Auch das ist ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage, wovon unsere Staatsmänner und Katheder-sozialisten sich nichts träumen lassen.

Am 14. September begeht die Gemeinde Eben das Fest der Heiligen. Am Sonntage darauf findet eine schöne Feier statt. Aus der unter der Leitung des vortrefflichen Kuraten reich und geschmackvoll geschmückten Kirche bewegt sich eine Prozession im weiten Bogen über den grünen Plan; die Glocken läuten, die Fahnen wehen, Böller donnern, daß in Berg und Tal es widerhallt; die Schützen mit blumengeschmückten Hüten begleiten das Allerheiligste. Nur *eines* fehlt: statt der Musik wünschte ich unsern hellen, frischen, frommen Volksgesang. Eine Jungfrau wallt mit in der Kleidung der hl. Notburga, die Sichel in der Hand; Genoveva mit Schäferhut und Stab, Aloysius, Johannes von Nepomuk in der herkömmlichen Darstellung gehen in den Reihen. Es ist, als hätten die Heiligen, welche diese Kinder darstellen, sie in eine frömmere Stimmung versetzt; so gesammelt, ernst, andächtig schreiten sie einher. Ein herrliches Bild reiner Poesie und charaktervoller Naturwahrheit. Da haben wir ja, aus dem Volke herausgewachsen und mit vielem Verständnis aufgeführt, die historischen Festzüge, die man anderswo mit vielen Kosten veranstaltet, nicht bloß als Augenweide für die Zuschauer, sondern als ernstreligiösen Akt für die Mitwirkenden selbst. Wenn dann am späten Nachmittag die bunten Gruppen über die Fluren hin und in die Berge hinein sich wieder zerstreuen und hie und da ein Jodler zu uns herübertönt, so wird es uns recht klar, daß unsere religiösen Feste auch recht eigentlich Volksfeste sind. Ein gemeinsamer Gedanke, ein Gefühl der Erhebung und Freude durchdringt alle. Alles übrige derart, was man sonst Volksfest nennt, artet so häufig, da ihm meistens der ideale Mittelpunkt fehlt, in ein geist- und sinnloses, nicht selten rohes Gelage aus, wobei der Unterschied in Stellung und Bildung, der große Riß, der durch unsere heutige Gesellschaft geht, erst recht empfindlich sich geltend macht. Der religiöse Gedanke dagegen vereinigt alle in dem Gemeinsamsten und Höchsten und läßt alle, Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Herren und Knechte, Klerus und Volk, als Brüder sich erkennen.

Ihr klagt, daß der Klerus von den Volksfesten sich mehr und mehr zurückziehe. Aber das muß ja sein, und zwar in dem-

ſelben Maße, als die religiöſe Idee mehr und mehr aus ihnen ſchwindet. Bei Spiel und Tanz hat der Klerus nichts zu ſuchen. Helfet darum alle dazu, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, daß wieder eine höhere Weihe ſeine Feſte durchdringe; dann wird auch der Klerus in erſter Reihe dabei ſein.

Übrigens, wie konnte es denn anders kommen? Hat man doch ſo häufig gerade dieſe Feſte benutzt zu tendenziöſen Ausfällen auf den Klerus. Wer mag es ihm dann verübeln, wenn er, der Polemik müde, ſich zurückzieht? War das doch ein wahres Volksfeſt bei der Einweihung des Denkmals von Spinges 1. Mai 1882, ein patriotiſches Feſt, bei dem Volk und Klerus in der Liebe zum Vaterland ſich einig wußten.

Bei jung und alt erwacht die Schneid,
Wie's in Tirol der Brauch,
Dö Bueb'n und a dö Weiberleut
Sein tapfer und gar ſchlauch.
Fünftauſend und no ötle Leut
Vom ganzen Land ſein do,
Vom alten Schlog, es iſt a Freud,
Man trifft's nit anderswo. . . .
Und 's Rieſenkreuz am Schlachtfeld ſteat,
Geziert wie an Altor,
Der Feſtzug jetzt zum Kreuz hingeat,
In Ordnung Por und Por (Paar).
Der Spingeſer, der alte Fuhn,
Spielt luſtig mit dem Wind,
Er zoagt, was der Tiroler kun,
Wenn 's grobe Wöter kimmt.
Der Biſchof löſt mit Andacht ſchien
Die Möß auf freier Weit',
Und Veteraner ihn bedien
Mit Hilf der Geiſtlichkeit.
Die Kircha bilden Berg und Tol,
Vom Himmel überwölbt,
Kanonen und der Wiederhol,
Die hob'n einander b'ſtöllt.

Und am Schluſſe:

Tirol erhöbt zum Schwur dö Hand,
Dö Trui dö ſtirbt nit aus,
Für Gott! fürs liebe Vaterland!
Fürs ganze Kaiſerhaus!

III.

Zwei Bilder vom Achensee haben sich tief meiner Erinnerung eingeprägt. Eines Tages kam ein Schiff daher, das zwanzig Ordensmänner trug, im weißen, malerischen Gewande. Es waren Söhne des hl. Dominikus, welche das gegenwärtige Regiment in Frankreich aus ihrem stillen Heim vertrieben hat. Als in der Nähe des Landes der Prior, eine große, ernste Gestalt mit ausdrucksvollem Kopfe, sich erhob und die Arme zum Gruß ausbreitete, glaubte ich ein Gemälde aus der Basilika in München zu sehen. Von Volders her, wo sie augenblicklich eine Stätte gefunden, hatten sie eine Wallfahrt zur hl. Notburga gemacht. Am Abend fuhren wir zurück; ruhig lag der See da; mehr und mehr traten die Sterne hervor, über uns gen Norden leuchtete der Große Bär, nicht weit davon glänzte der Polarstern herab; still glitt das Schiff dahin, man hörte nichts als das Plätschern der Wellen am Kiel und den leisen Ruderschlag. Da intonierte einer aus der Schar mit seelenvoller Stimme: Ultima in mortis hora, und alle fielen ein:

Filium pro nobis ora,
Bonam mortem impetra,
Virgo, mater, domina![1]

Unwillkürlich hatten die Schiffer ihre Ruder gehoben; alle waren bewegt von ernsten Gedanken und weich gestimmt,

... si dolcemente
Che la dolcezza ancor dentro mi suona[2].

Mir trat jene Vision vor die Seele, welche der Dichter der Göttlichen Komödie bei seiner Ankunft am Fegfeuerberge schildert. Er sieht auf der See ein Schiff in schnellem Lauf herankommen, ohne Segel noch Ruder; am Steuer steht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der es lenkt. Es sind die Seelen, die, von der Welt abgeschieden, nun vom Engel hinübergeleitet werden; ihr Blick ist dankbar nach oben gerichtet, Psalmengesänge entsteigen ihren Lippen.

---

[1] Wenn wir mit dem Tode ringen,
Wollst, Maria, uns beispringen;
Führ zu deinem Sohn uns hin,
Jungfrau, Mutter, Königin!

[2] ... sang so süß,
Daß ihre Süßigkeit noch jetzt mir nachklingt.

Im Ferdinandeum zu Innsbruck sah ich eine Handzeichnung von Meister Koch, der dieses liebliche Bild glücklich darzustellen wußte. Bonam mortem impetra, virgo, mater, domina! klang es lange in mir nach. Die dunkeln Bergeshäupter blickten ernst auf uns nieder und werden wie heute noch im See sich spiegeln, wenn längst die Generation, die an seinen Ufern lebt und webt, dahingegangen ist. Wie hat der Tod gerade hier unter den Freunden und Bekannten am Achensee in wenigen Jahren Ernte gehalten! Ich habe noch die alte Scholastika gekannt, die dem vielbesuchten Sommerfrische-Ort an dem Nordende des Sees den Namen gegeben hat. Sie ist längst tot, und ihre Nichte, der sie ihr Anwesen übergeben, die junge Scholastika, war unterdessen auch alt geworden und ist im vorigen Jahre (1881) gestorben. Als ich letzterer vor mehreren Jahren den Tod eines vieljährigen Gastes meldete, sagte sie nach einigem Nachdenken: ‚So ist es; die einen werden fett und immer fetter, da fallen sie mit einemmal um und sind tot; die andern bleiben mager und schrumpfen ein, auf einmal sind sie auch tot.‘ Der, bezüglich dessen sie diesen weisen Spruch getan, war einer der ersten Gründer der Sommerfrische. Zuerst war hier nichts als ein einfaches Bauernhaus, dem man wegen der nahen Zollstelle die Bewilligung zum Bier- und Weinschank gab. Professor Albrecht von Würzburg war schon in den dreißiger Jahren hierher gekommen; ihm gefiel die Lage, das Haus und seine Bewohner. ‚Wenn nur der Herr fortginge!‘ seufzte die alte Scholastika, die an ihm auch das Geschäft eines Barbiers übte; aber der Herr ging nicht fort. Je länger er blieb, desto mehr gewann sie wegen seiner Leutseligkeit ihn lieb, namentlich weil er auch in Ermangelung eines Ministranten dem Priester am Altare diente, wenn dieser in dem kleinen Kapellchen am See die heilige Messe las.

Nach und nach kamen noch andere Herren, die auch nicht fortgehen wollten, und so mußte sich denn die alte Scholastika hineinfügen, einer der lieblichsten Sommerfrischen ihren Namen zu geben. Im Jahre 1841, als ich zum erstenmal hier zusprach, waren die Verhältnisse noch höchst einfach; im Jahre 1861 hatten sich schon auch verwöhntere Städter hier nicht unbehaglich gefunden; im Jahre 1881 waren große elegante Bauten aufgeführt und warme Bäder eingerichtet worden; mit dem Bau einer großen, schönen, im romanischen Stile gehaltenen Kapelle, von wo aus man einen herr-

Der Achensee mit der Pertisau. (Phot. Ferd. Finsterlin.)

lichen Blick über den See und das Gebirge genießt, hat die alte junge Scholastika ihr tätiges Leben beschlossen.

Dort hatte ich einst gerastet, als ich vor mehr als vierzig Jahren von Bad Kreuth her, wo der berühmte Zwerg die Gäste zu belustigen pflegte, die Straße hinzog, den See entlang über Buchau, Maurach hinab nach Jenbach und Innsbruck, dann über den Brenner und hinein in das Land Italien, dessen hoher, aber von jener der deutschen Natur so ganz verschiedener landschaftlicher Schönheit ich damals noch keinen Reiz abgewinnen konnte, so daß ich mit starkem Heimweh an die rauschenden Bäche, die dunkeln Wälder und die grünen Matten des Spessart, der Bayrischen und Tiroler Alpen zurückdachte. Die Vegetation Italiens bietet nicht die weichen, unbestimmten Umrisse unserer deutschen Wälder, welche Gemüt und Phantasie gleich sehr anregen: alles ist bestimmt, scharf umgrenzt, die Farbe des immergrünen Lorbeers, der Orange, der Eiche von metallischem Glanze und dunkler als unsere nördliche Flora. Zypresse und Pinie bilden streng architektonische Formen, Kuppel und Säule; das feingeschnittene silbergraue Blatt der Olive erscheint dem Deutschen traurig wie Weidenbüsche an sumpfigem Bache. Erst muß das Auge sich bilden, um deren Schönheit zu erkennen; dann aber, wenn es die edel geschwungenen Linien der Albanerberge erblickt, ganz von Licht und Sonnenglanz gesättigt, und die Abendschatten die Spitzen der Gebirge in rosige, dann violette Tinten tauchen, die allmählich in tiefes Blau und Schwarz übergehen, über welche die südlichen Sternbilder in stiller Klarheit leuchten, dann begreifen wir die Sehnsucht des Nordländers nach Italien.

Von Rainers ‚Seehof', wo für ausreichendes ‚Amüsement' der Gäste gesorgt ist, die mit gefülltem Beutel dorthin kommen, war damals noch keine Spur. Drüben in der Pertisau stand noch das alte Fürstenhaus, das seitdem (1851), unter der Ägide der Äbte von Fiecht neu aufgebaut und wiederholt erweitert, zu einer der schönsten Sommerfrischen Nordtirols herangeblüht ist. Wenn je das Sprichwort: ‚Unter dem Krummstab ist gut wohnen', sich bewährt hat, so gilt es gewiß hier. Auch die ‚Seespitz' war noch nicht, und manche von jenen, die damals als muntere Gesellen mit mir wanderten, sind auch nicht mehr.

In der Pertisau ward in neuerer Zeit vom Prälaten von Fiecht, dem der ganze See gehört, mit Geschmack und Verständnis im ro-

manischen Stil eine Kapelle erbaut. Den Plan zum Altare hat ein Franziskaner aus dem nahen Kloster zu Hall gezeichnet, die Fenster hat die rühmlichst bekannte Glasmalerei zu Innsbruck geliefert. Auch der Leichtsinnigste empfängt die Ahnung einer höheren Welt, wenn er diesen heiligen Ort betritt. Draußen, bald stärker bald schwächer, der in stetem Rhythmus auf und ab wogende Wellenschlag des bewegten Sees, an den Fenstern rüttelt der Wind; doch darinnen herrscht heilige Stille wie der Friede der Ewigkeit. Per omnia saecula saeculorum, spricht jetzt der Priester. Welch ein großes, kühnes Wort! Dieser arme Priester in dieser engen, einsamen Kapelle spricht da aus, daß die Ideen, die er verkündet, das Amt, das er hier verwaltet, dauern werden in alle ewige Zeiten. Welcher Philosoph, welcher Gewaltige unter allen Herrschern hat es je gewagt, so zu sprechen? Das ist entweder unerträglicher, bis zum Wahnsinne gesteigerter Hochmut — oder von Gott verheißen. Wie ein milder Stern schwebt das Ewige Licht im Raume vor dem Altar und wirft einen sanften Schein darüber hin. Selbst Touristen mit sehr profanen Physiognomien sah ich leise und auf den Fußspitzen da eintreten; nur das auserwählte Volk, das leider in neuester Zeit sich sehr zahlreich hier einfindet, bleibt dem Kirchlein in scheuer Ferne.

Jeden Morgen, wenn das Glöcklein klang, sah ich vom jenseitigen Ufer ein Schiffchen herüberkommen; ein Greis mit schneeweißen Haaren ruderte heran. Er landete und ging, auf einen Stock gestützt, mit gelähmtem Fuße zur Kapelle. Eines Abends war der See ungewöhnlich stürmisch; die ganze Nacht hindurch heulte der Wind und ließ auch am folgenden Morgen nur wenig nach. Kein Schiff war zu sehen; heute, dachte ich, wird er gewiß nicht kommen. Doch nein! Durch Sturm und Wellen, Nebel und Regen lenkt er den Kahn zum Kirchlein hin. Seine weißen Haare flatterten im Winde, es war beängstigend, den alten Mann allein im Schiffchen zu sehen; aber sein geübter Arm überwand alle Hindernisse.

Möge einer unserer jungen katholischen Dichter dieses, was ich eben schlicht und einfach erzählt habe, poetisch verherrlichen[1]; starker, lebendiger Glaube, innige Andacht, männliche Kraft, gesunde, an-

[1] Ist geschehen; vgl. Alte und Neue Welt 1883, 401.

spruchslose, ihrer selbst unbewußte alttirolische Frömmigkeit haben sich hier zu einem herrlichen Bilde vereinigt.

Unter den Gästen, welche ab und zu gingen, kürzere oder längere Zeit hier verweilten, war auch ein lutherischer Landgeistlicher aus dem nördlichen Deutschland. Anfangs etwas zurückhaltend, kam er doch allmählich mir näher und schien nicht ungern, an den lieblichen Ufern des Sees auf und ab wandelnd, sich mit mir zu unterhalten. Das Gespräch fiel nun auch, wie dies nicht anders sein konnte, auf die religiösen Fragen der Gegenwart. Ich konnte meinen Begleiter nur schätzen und lieben; so fest war seine christliche Überzeugung, so warm und gläubig sein Gemüt. Das katholische Leben war ihm freilich fast vollständig fremd; wie es schien, hatte er es jetzt zum erstenmal beobachtet. Manche Fragen hatte ich ihm zu beantworten, nicht wenige Vorurteile zu berichtigen. Einige Tage vorher hatte er gelesen, daß für die Diözesangeistlichkeit Exerzitien — geistliche Übungen — abgehalten würden. ‚Was ist denn das eigentlich?' fragte er mich voll Wißbegierde.

Da lud ich ihn denn ein, sich mit mir auf eine Bank niederzulassen, von wo aus eine weite Aussicht sich bot über den blauen See mit dem friedlich jenseits daliegenden Dörfchen Eben, im Hintergrunde begrenzt durch die Zillertaler Berge. Und nun erklärte ich ihm Sinn und Bedeutung dieser Exerzitien, daß sie nichts anderes seien und nichts anderes beabsichtigten als eine Reformation, daß selbst dieses Wort[1] ausdrücklich in der lateinischen Anleitung hierzu ausgesprochen sei; freilich, fügte ich hinzu, nicht eine Reformation der Lehre durch die Menschen, sondern der Menschen durch die Lehre. Der innere und äußere Mensch soll reformiert werden nach allen Beziehungen seines Lebens, Berufes und Wirkens. Die ewige Idee Gottes vom Menschen, wie sie vor seinem Geiste steht und nach seinem Ratschluß ausgeführt werden soll, wie sie Christus uns geoffenbart und die Kirche verkündet, soll nun jeder wiederholt an sein eigenes Innere anlegen; sie soll ihm Maß und Richtscheit werden, nach dem er seine Vergangenheit bemißt, und ein unverrückbares Ziel für die Zukunft. Darum soll der Mensch auf einige Tage oder Wochen sich zurückziehen in die Einsamkeit, um in heiliger Stille und Abgeschiedenheit von der Welt nur Gedanken des Ewigen

[1] Exercit. Spiritual. II. Hebd. De Emendatione seu Reformatione.

zu denken. War doch noch immer die Einsamkeit die Mutter großer Gedanken und Gegenstand der Sehnsucht großer Seelen. Da kann sich nun der Christ hineinversenken in die heiligen Tiefen Gottes und seiner ewigen Wahrheit, alle Seelenkräfte auf das eine Notwendige konzentrieren. Da wird denn der Geist und das Leben Jesu Christi der Geist und das Gesetz unseres eigenen Innern, nicht als ein äußeres, drückendes Gebot, sondern ein Prinzip der Liebe, das zum Handeln drängt für ihn und zum Leiden mit ihm im Bewußtsein unserer Gotteskindschaft und uns die herrliche Freiheit der Kinder Gottes verleiht.

Der Gang der Exerzitien schließt sich an an den inneren Entwicklungsprozeß der Seele, welche der Heiligung entgegengeführt werden soll und von Stufe zu Stufe zu immer reinerer, stärkerer Gottesliebe sich erhebt, von jener der Reinigung zu der der Erleuchtung, von dieser zur Einigung. Auf der ersten soll die Seele erkennen im Spiegel des Wortes Gottes ihre Sünde und Leidenschaft und den Kampf gegen sie mit erneuter Kraft unternehmen; auf der zweiten wird sie mehr und mehr vom Lichte der Gnade erleuchtet; auf der dritten ist die Seele in vollkommener Liebe mit Gott verbunden und ruht selig in ihm, ihrem letzten Ziele. Den Grundstein aber, auf dem der ganze Bau des inneren Lebens ruht, bildet die Betrachtung vom Ziel und Ende des Menschen sowie der gesamten Schöpfung. Es ist Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit, dem alles andere dienen muß, das ja nichts ist als *Mittel* für uns zu dem einen Zweck der Heiligung und Beseligung. Da lernt denn der Mensch die Dinge wägen auf der Wagschale des Heiligtums; was da groß genannt wird oder klein, Freude oder Schmerz, Glück oder Unglück, mißt er mit dem Maßstabe Gottes selbst, betrachtet er unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit. So gewinnt er ein Ideal sittlicher Größe, die in allem, was Gott sendet, nur den Weg zur jenseitigen Vollendung erblickt, ob er nun über Blumen und durch liebliche Gelände führt oder rauh ist und dornenbesät.

Mit der Trauer über die Sünde und noch bedeckt vom Staube der Alltäglichkeit, tritt die Seele ein in die Einsamkeit; wiedergeboren zu einem neuen Leben, von neuer seliger Gottesliebe erfüllt, geht sie daraus hervor so rein und klar und mit Gottes Gnade auch so stark wie ein Diamant. Und nun mag sie getrost kämpfen den schweren Kampf mit der Welt.

Mit steigendem Interesse hatte mein Begleiter mir zugehört. ‚Das ist schön, das ist groß', sagte er, als ich geendet hatte, und seine Augen wurden feucht. Wie viele edle Seelen gibt es doch in den getrennten Konfessionen, und wie beschämen sie die lauen Katholiken! Talis cum sis, utinam noster esses![1] hätte ich auch ihm zurufen mögen.

Hier sollte mir auch ein eigentümlicher Einblick werden in die zerfahrenen Zustände des deutschen Protestantismus. Nicht lange nachher, an einem sonnigen Sonntagsmorgen, hatten einige hochgestellte protestantische Geistliche gleichfalls sich eingefunden, darunter Professor Beyschlag aus Halle, derselbe, der in neuester Zeit durch seinen ‚Lutherzorn' und den Aufruf zum gemeinsamen Kampf gegen uns deutsche Katholiken sich besonders bekannt gemacht hat. Als sie nicht weit von uns sich niedergelassen hatten, fragte ich meinen Begleiter, ob er ihn denn nicht begrüßen wolle. ‚Nein', gab er entschieden zur Antwort, ‚er hat Jesum Christum verraten.' Er meinte damit dessen christologische Lehre, welche sich vorgesetzt hat, ‚die Kirchenlehre zu berichtigen', auf Grund evangelischen Rechts ‚die Schrift über die (lutherische) Tradition zu setzen', darum die christliche Trinitätslehre leugnet sowie die ewige wesensgleiche Persönlichkeit mit dem Vater.

Wie erschien da der Gegensatz zwischen der Lehre des Landpastors und der des lutherischen Theologieprofessors so groß, zwischen jenem und mir dagegen so gering! Und doch, im Kampfe gegen Rom ruft auch ihn Willibald Beyschlag zur Bundesgenossenschaft auf. Nun, der protestantische Kirchenhistoriker Nippold hat es ja schon gesagt: ‚Jede der Sekten stellt ihr Kontingent gegen den Geist, der von Rom aus über die Lande zieht'; Tertullian hatte es aber schon vor 1600 Jahren erfahren; ‚sie machen Gemeinschaft mit jedem', sagt er, ‚wenn es gilt, die Kirche zu bekämpfen'[2]. Und wenn nun ein treuer Katholik an der Herrlichkeit seiner Mutter sich erfreut und die vielgeschmähte in Schutz nimmt, dann klagen sie ihn alsbald als fanatischen Menschen an, wovon schon Gregor d. Gr.[3] zu erzählen weiß.

---

[1] O wärest du doch, da du ein solcher bist, einer der Unsern!
[2] Praescript. c. 40.
[3] Moral. 14, 4.

IV.

Als die Sciroccoſtürme ſich nicht legen wollten, endloſe Regengüſſe den Boden durchweicht und die Berghäupter in einen dichten Nebelflor eingehüllt hatten, ſo daß die Sommerfriſche zu einer recht unangenehmen feuchten Kälte ſich ſteigerte, ſtieg ich von den Bergen hinab, um über Innsbruck und den Brenner nach Meran mit ſeinem ſonnigen Himmel und ſeinen ſagenumwobenen Burgen zu reiſen. Doch in Innsbruck war bereits die Schreckensbotſchaft von allen Seiten eingetroffen: Welsberg iſt zerſtört, hieß es, Niederdorf ſteht unter Waſſer und iſt in äußerſter Gefahr, in Toblach hat das Waſſer die Hälfte der Häuſer hinweggeriſſen, von Abfaltersbach iſt nichts mehr ſichtbar, Innichen iſt ganz überſchwemmt, in Bruneck die Kaſerne und ein Teil der Häuſer zerſtört; Kapuzinerleichname, welche die Flut dort aus den Gräbern gewühlt hatte, ſchwammen auf den Waſſern hinab[1].

Anfangs tröſtete man ſich mit dem Gedanken: Es iſt vieles übertrieben. Liegt doch Toblach faſt auf gleicher Höhe mit der Brennerpoſt; das Toblacher Kreuz, Winter und Sommer von Winden umbrauſt, bildet die Waſſerſcheide zwiſchen der Rienz und Drau, von denen jene dem Adriatiſchen, dieſe dem Schwarzen Meere zufließt. Wie oft ſtand ich Toblach gegenüber, unter den herrlichen Lärchen von Maiſtatt, und ſah dorthin, wie es ſo lieblich dalag, ruhend an den ſanften Abhängen des Mittelgebirges. Wenn dann die Abendſonne darauf fiel und ſeine mächtige Glocke weit durch das Tal hallte: wer hätte da geahnt, daß der ſcheinbar ſo unſchuldige Bach, der von Norden her aus dem Tale einmündet, den ein Kind überſpringt, ſolche Verheerungen bringen würde! Aber es war ſo. Von da nach Niederdorf und Welsberg hinab lagen allerorts Berge von Stämmen, zur Ausfuhr bereit, der Reichtum des Landes. Der iſt dahin, und die Felder, namentlich zu Welsberg, ſind viele Ellen

[1] Schon Vergilius (Georgic. 1, 481) ſchildert die Verheerungen durch die Waſſer des Po:

> Proluit insano contorquens vertice silvas
> Fluviorum rex Eridanus, camposque per omnes
> Cum stabulis armenta tulit.
>
> In gewaltig wirbelndem Strom umdrehend die Wälder,
> Spült' ſie hinab der Po; weithin das Land überflutend,
> Riß mit ſich fort er Tiere und Hütten.

hoch übermuhrt, d. i. mit Erde, Steinen, Geröll und Felsblöcken überschüttet, derart, daß es nicht mehr möglich ist, auch nur annähernd die früheren Besitztümer zu unterscheiden. Was an Ingenieuren nur aufgeboten werden konnte, ward an die Unglücksstätten gesendet; die gerade zu Herbstübungen in Bruneck anwesenden Landesschützen, Tag und Nacht im Wasser stehend, leisteten Übermenschliches. Kaum waren jedoch Wehre und Dämme geschaffen, so suchten sich auch die mit Ungestüm herabtobenden Wasser, namentlich der Gsießerbach bei Welsberg, ein neues Bett und brachen an andern Stellen wieder durch. Bereits hatte sich stumpfe Resignation vieler bemächtigt; alle Arbeiten und Mühen schienen dem entfesselten Elemente gegenüber umsonst. Da erschienen die höchsten Autoritäten des Landes, der Statthalter und Landeshauptmann; ihr Anblick brachte wieder Mut, ihr Beispiel ermunterte und feuerte an; es geschah, was im ersten Augenblicke geschehen konnte. Der Landeshauptmann, zurückgekehrt vom Schauplatz des Unglücks, wußte rührende Züge von Aufopferung und Heldenmut zu erzählen. Aber der Mensch, setzte er unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe bei, ist ohnmächtig solchen Gewalten gegenüber.

Furchtbarer als je traf sie diesmal das Etschland. Wer einmal, etwa von Montan aus, das über Auer gelegen, hinübergeblickt hat über das Land, diesseits von den Fleimser Bergen, jenseits von denen des Nonstales eingeschlossen, von Bozen bis hinab nach Lavis, von den vielgewundenen, graugelben Wassern der Etsch durchschnitten, wo trotz aller Dämme doch überall fieberatmende Sümpfe und Altwasser sich bilden und von Jahr zu Jahr das Flußbett über das umliegende Land sich erhöht, der mag ermessen, welche Gefahren bei jedem höheren Wasserstand dieser fruchtbaren Gegend drohen. Dazu kommt der verheerende Avisio, welcher, hoch aus dem Fleimsertale herabstürzend, allen Schutt und Schotter, den er auf seinem Laufe mit sich führt, bei Lavis in dem Etschbett ablagert und so notwendig immer höhere Stauungen verursacht. Ich sah bei früheren Überschwemmungen die herrlichen Trauben, dunkelrot wie Granaten leuchtend, über schmutzig gelbem Wasser hervorragen. Heuer ist aber alles vernichtet, auch die Hoffnung auf die Zukunft, da die Reben selbst schwer gelitten haben.

Und nun erst der paradiesische ‚Bozener Boden', das herrliche Land mit seinen duftigen Rosmarinäpfeln, seinen Mandel- und Ka-

ſtanienbäumen und ſeinem wichtigſten Produkte, der blühenden Weinkultur! Wer im vorigen Jahre (1881) bei der Eröffnung der Eiſenbahn zwiſchen Bozen und Meran den herrlichen Garten überſchaute, welchen der Schienenſtrang in einem weiten Bogen bis nach Sigmundskron hinüber durchſchneidet, der konnte ſich kaum ſatt ſehen an dieſem ſchönen, großartigen Bilde; vor ſich hat er die Vegetation des Südens, und dort im Hintergrunde die Eisberge mit den maleriſchen Formen des Schlern und Roſengartens. Man hatte verſichert, nach Vollendung der Eiſenbahnbauten und Dämme ſei eine Überſchwemmung nicht mehr zu fürchten. Ein Hydrotekt, mit dem ich viel verkehrte und dem ich meine Bedenken mitteilte, glaubte verſichern zu können, eine Überſchwemmung in größerem Maßſtabe ſei nicht mehr möglich. Welche Enttäuſchung! Wie mögen die ſtürmiſchen Fluten die ſchöne gotiſche Kirche von Terlan umbrauſt haben, deren ſchiefen Turm jeder Reiſende kennt, deren Inneres, in Reſtauration begriffen, uns die Malerei des 15. Jahrhunderts, hinter mehr als zolldickem Kalk und Tünche lange verborgen, wieder erblicken läßt!

Als ſollte Tirol noch nicht genug gelitten haben, brachten fortwährende Sciroccoſtürme immer neue Waſſermaſſen von den ſchmelzenden Schneefeldern und Gletſchern. Von neuem läuteten die Sturmglocken, flüchteten die Bewohner, und der letzte Reſt der Habe ſcheint verloren gehen zu ſollen.

‚Tirol iſt ein armes Land!‘ ſagte zu mir vor zwölf Jahren der hochſelige Fürſtbiſchof Gaſſer. Ja, Tirol iſt ein armes Land! Fünfzehn Millionen Gulden iſt der Verluſt, den die erſte Überſchwemmung im September dem Lande gebracht; doch wer zählt alles? Für Tirol ein enormer Verluſt. Fünfzehn Millionen Gulden! Ein kurzes Wort und bald geſagt; wer mag aber ermeſſen, wieviel Schrecken, Jammer, Elend, Hunger, Kummer und Not in dieſem Worte ausgeſprochen iſt?

Fürwahr, das ſchmerzlich geprüfte, hart heimgeſuchte Land mag mit den Worten eines ſchwer Bedrängten aus uralter Zeit ſprechen: ‚Der Herr hat verſperrt meine Wege und Dunkel gelegt auf meine Pfade; er hat der Herrlichkeit mich entkleidet und die Krone genommen von meinem Haupte; er hat Zerſtörung gebracht ringsum und dem entwurzelten Baume gleich meine Hoffnung hinweggenommen. . . . Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner,

wenigstens ihr, meine Freunde! denn Gottes Hand hat mich getroffen' (Job 10, 8).

Den Freunden Tirols gilt ein anderes Wort, mahnend und verheißend: ‚Selig, wer sich erbarmt über den Dürftigen und Armen; der Herr wird ihn erretten am bösen Tage. Der Herr wird ihn schirmen und ihm Leben verleihen, und es ihm wohlergehen lassen auf Erden; und er wird ihn nicht geben in die Gewalt seiner Feinde. Der Herr wird ihm Hilfe bringen auf seinem Schmerzensbette, und sein ganzes Lager wird er wenden in seiner Krankheit' (Ps 40, 1).

3. Aus Südtirol.

Erinnerung an Dante in Lizzana; Kastell Pergine; Luserna; Pius Zingerle. — Das Nonstal und San Romedio; das Ballonspiel. — Im Fleimsertale; Cavalese, Predazzo, Paneveggio.

I.

Die ganze Umgebung des Gardasees, an dessen Ufern ich oft und gerne weilte, ist ungemein reich an geschichtlichen Erinnerungen: von dem römischen Dichter Catullus an, der hier auf der Halbinsel Sermione (Sermio) seine Lieder gesungen, bis zu den mittelalterlichen Kämpfen kriegslustiger Dynasten, die ringsum auf ihren Kastellen saßen und um den Besitz des schönen Landes stritten, bis zu den Kämpfen der Venezianer mit Mailand beim Anbruch der neuen Zeit, in denen zwei gleich große Condottieri sich gegenüberstanden, Francesco Sforza und der gefürchtete Piccinio. Damals geschah es (1439), daß die Venezianer unter der Leitung eines Kandioten, um ihre verlorene Flotte auf dem Gardasee zu ersetzen, auf der Etsch mit ihren Galeeren heraufsegelten und diese dann von Ravazzone aus am rechten Ufer über das Gebirge mittels Maschinen bis nach Nago brachten, wo man sie an Tauen zum Seeufer herabließ. Einen besonders lehrreichen Tag bereitete mir die Güte eines Freundes in Rovereto. Drei Viertelstunden von da liegt auf dem Wege nach Süden das Dorf Lizzana, darüber hoch auf dem Berge das Schloß gleichen Namens; die Sage läßt es von den römischen Liciniern gegründet sein; in Verbindung mit dem am jenseitigen Etschufer liegenden Kastell Predaja war dessen Besitzer vollständig Herr des Tales. Im Mittelalter gehörte es dem mächtigen und weitverzweigten Geschlechte der Castelbarco; von einem aus dieser Familie, Wilhelm von Castelbarco auf Lizzana, wissen wir, daß er mit Can Grande, Herrn von Verona, in engem Freundesbündnis stand und einer der Gäste war bei den glänzenden Festen, welche Can Grande im Oktober 1325 in Verona

gab zur Feier seiner Erwerbung von Padua. So ist die Sage nicht ganz ohne Grund, welche den großen Dichter Italiens, Dante, der mehrere Jahre am Hofe der Scaliger zugebracht hatte, hier den gemeinsamen Freund auf dessen Burg heimsuchen und einige Zeit zubringen läßt.

Noch saß ich beim Mittagsmahle in Rovereto, als ein Wagen vor dem Gasthause hielt; ich wußte nicht, wohin er mich führen sollte, bis man, voll zarter Aufmerksamkeit für mich und meine Beschäftigung mit dem Dichter, mir sagte, es ginge hinauf nach Lizzana. Vorüber an der schönen Kirche Madonna del Monte, erreichten wir in einer kleinen Stunde das Kastell, das jetzt einem italienischen Edelmann gehört; derselbe nahm uns äußerst freundlich und zuvorkommend auf. Lizzana muß eine gewaltige, fast uneinnehmbare Feste gewesen sein von großer Ausdehnung und von drei Seiten her durch schroff abfallende Felsen geschützt. Doch die Venezianer bemächtigten sich ihrer, als die Castelbarker sich auf die Seite ihrer Feinde geschlagen hatten, und zerstörten Lizzana wie das gegenüberliegende Predaja. Nur die starken Mauern widerstanden und ein Teil der Türme; sie lassen uns die Umrisse des Ganzen noch ziemlich deutlich erkennen.

Von hier aus überblickt man die berühmten ‚Slavini' (Dialektform für Lawine) di San Marco, so genannt von dem Dörfchen gleichen Namens, drei Viertelstunden von Lizzana entfernt, jene riesigen Felsentrümmer, die infolge eines Bergsturzes auf drei bis vier italienische Meilen im Umkreis das Land bedecken. Gewaltige Massen von Gestein liegen hier übereinander, wie sie eine augenblicklich wirkende elementare Gewalt hingeworfen hat, ein Bild der Verwüstung; nur kleine Fleckchen, durch den unermüdlichen Fleiß der Bewohner wieder urbar gemacht, liegen dazwischen, mit Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt. Dante hatte von Lizzana aus gewiß oft dort hinüber geblickt; er schaute hier das Bild des grauenhaften Trümmerfeldes, das er in der Unterwelt gesehen.

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestro, e per quel ch' ivi er' anco,
Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.

Qual' è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l' Adige percosse,
O per tremuoto o per sostegno manco.

Chè da cima del monte, onde si mosse,
Al piano è sì la roccia discoscesa,
Ch' alcuna via darebbe a chi su fosse [1].

Wie die Fuldaer Chronik erzählt, war in Oberitalien im Jahre 883 infolge eines Erdbebens ein Berg eingestürzt und hatte den Lauf der Etsch dadurch so gehemmt, daß das Bett derselben in deren unterem Gebiete trocken ward. Jetzt noch sieht man genau, wie der Fluß an dieser Stelle nach der linken Seite sich windet und dann wieder nach Süden strömt.

Wenn wir hier in Lizzana das mittelalterliche Kastell nur im Geiste in seiner Größe und Festigkeit vor uns sehen, so bietet uns dagegen das Schloß Pergine, hoch und frei auf einem Hügel bei dem Städtchen gleichen Namens gelegen, den Anblick eines noch ziemlich gut erhaltenen Kastells aus jener Zeit. Zuerst im Besitze des mächtigen Herrn von Pergine, bildete es den Schlüssel zu dem Suganatale, dem Wege nach Friaul und Venedig; nachdem es oft seine Besitzer gewechselt, Zeuge blutiger Kämpfe gewesen, gelangte dasselbe an das Hochstift Trient, wurde der Sitz eines Schloßhauptmanns und gehört jetzt noch mit den dazu gehörigen Besitzungen diesem Bistum an. Die neuere Zeit hat die ehemalige finstere und enge Burg größer, weiter, wohnlicher gemacht; aber den Grundcharakter hat diese bewahrt. Während ich den Hügel hinaufstieg, kam mir Manzonis Schilderung des Kastells des Innominato in den Sinn mit seinen bravi, dem Nibbio und Griso, am Eingang, seinen Mauern und Zinnen und schweren eisernen Toren und dem hohen Wartturme, der weit hinaus wie mit spähendem Auge über das Land hinschaut. Lange blieb ich hier oben und ging durch die stillen, ehedem prächtigen Räume, die jetzt zum großen Teile verödet

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno XII 1:

Der Ort, wo wir zum Niedergang gelangten,
War steinig und so grausenhaft gestaltet,
Daß jeder Blick zurückgeschaudert hätte.

Wie jener Bergfall ist, der eine Seite
Der Etsch diesseits Trient bedrängt, sei's daß einst
Die Erd' erbebt, sei's daß der Grund gewichen,

Denn von des Berges Höhn, dem er entstürzte,
Zur Tief' ist so zerklüftet nun das Steinwerk,
Daß es ein Niederklettern kaum gestattet.

und dem Einsturze nahe sind. Schön ist der Blick hinüber nach Osten, wo der See von Caldonazzo im Sonnenscheine glänzt, auf dem äußersten Felsgipfel der Halbinsel einsam der Turm der uralten Kirche von San Cristoforo ragt und das Auge mit Liebe auf den Waldungen von Castagnè ruht. Auch hier fesselte mich jener Zauber, den ich gerade in Italien so oft erfahren habe. Das graue Altertum, die längst vergangenen Zeiten, das verwitterte Mauerwerk, die Ruinen mitten in der blühenden, üppigen, sonnenhellen Landschaft und umgeben von den edeln Linien der Gebirgszüge, das alles weckt in uns eine ganz eigentümliche Stimmung. Dem See entströmt die Brenta; ihr Name genügt, um uns aus dem Gebirge im Geiste nach Venedig zu versetzen, dort an der Küste der Adria, mit den wundersamen Marmorpalästen, dieser Matrone unter den Städten, die, verlassen und vereinsamt, nur noch in der Vergangenheit lebt. Der Orient, der sie in ihrer Jugend, als mächtige Fürsten um ihre Gunst buhlten, mit reichen Gaben beschenkte, hat sich längst von ihr abgewendet.

Spät am Nachmittag begegnete ich im Städtchen der Gemeindeverwaltung von Luserna, welche mit ihrem würdigen Kuraten Zu-Christian nach Trient zur Audienz des Kaisers reiste. Das Dorf Luserna liegt im Asticotale, einer rauhen, hohen Alpenlandschaft, die in das Venezianische mündet, ringsum wie eine Insel von italienischer Bevölkerung umgeben. Wie die Halligen in der Nordsee, von dem Meer umflutet, das ganze Strecken Landes hinwegreißt, immer der Gefahr des Unterganges ausgesetzt sind, so drängt hier das welsche Element immer mächtiger heran; es war vorauszusehen, daß in nicht langer Zeit hier ein kerndeutsches Volk verschwinden würde. Diesem hat nun der wackere Kurat durch Errichtung einer deutschen Schule vorgebeugt. Ich versprach ihm, deutsche Bücher für seine Gemeinde zu senden. Er dankte mir freundlichst für dieses Anerbieten, setzte jedoch nicht ohne einige Bitterkeit hinzu: ‚Ja, gar mancher hat mir gleiche Versprechungen gemacht, aber ich habe doch nichts erhalten.‘ Kaum zu Hause angekommen, sandte ich ihm daher verschiedene Schriften, darunter auch mehrere Exemplare von Stolz' Kalendern und Gebetbücher.

Die Männer, mit denen ich mich unterhielt, waren von hohem, kräftigem Körperbau und durchaus deutschem Typus; ihre Mundart erinnerte an das Mittelhochdeutsche. In neuerer Zeit scheint auch

die Regierung dieser gefährdeten Posten deutscher Kultur sich mehr als vordem annehmen zu wollen. Hatte doch noch in den sechziger Jahren der verdiente Priester Wörndle an der deutschen Kirche zu San Marco in Trient nur unter schweren Opfern die daselbst so wichtige deutsche Schule forterhalten können.

Als ich nach Trient zurückkehrte, kam ich gerade recht, um das Jubiläum des ehrwürdigen P. Pius Zingerle[1], des berühmten Orientalisten und Dichters, mitfeiern zu können. Wer diesen frommen, stets heitern und liebevollen Greis gesehen, der unter einem so demutvollen Äußern eine seltene Gelehrsamkeit barg, fühlte sich von Ehrfurcht und Bewunderung zu ihm hingezogen. Einige Tage darauf reiste er zurück nach seiner Abtei Marienberg, hoch im Vintschgau gelegen; ich begleitete ihn mit den Freunden an die Station, war aber nicht wenig erstaunt, als ich ihn, das ‚korrespondierende Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Leipzig, London, Paris, Professor der orientalischen Sprachen', in ein Coupé dritter Klasse einsteigen sah; zudem fuhren Scharen entlassener Soldaten mit. Es war noch im Monat April und ziemlich kühl; er hatte nichts als das Ordenskleid der Benediktiner an, nicht einmal einen Mantel bei sich. Ich war gerührt und beschämt; das ist einer dieser Ordensmänner, welche so viele in Deutschland schmähen, die nicht wert sind, ihnen die Schuhriemen zu lösen, deren Wissen kaum von ferne, deren sittlicher Gehalt sich gar nicht mit jenen messen kann!

II.

Bilder völlig neuer Art dagegen bot eine Wanderung in den Nonsberg (Val di Non), einst Anaunia, welche ich von Trient aus unternahm. Am rechten Ufer der Etsch, bei Welsch-Metz (Mezzo Lombardo), mündet dieses Tal in das breite, fruchtbare Etschland ein; von hier aus begann ich auch meinen Weg in dasselbe. Dieser führt nicht weit jenseits dieses Städtchens durch die Rocchetta, ein enges, schauerliches Felsentor, welches kaum ahnen läßt, daß es durch dieses zu einem breiten, wohlbebauten und reichbevölkerten Ländchen geht, das sich halbmondförmig in nördlicher Richtung ausdehnt. Der Deutsche nennt es Nonsberg, nicht Nonstal; nicht mit

[1] † 16. Januar 1881.

P. Pius Zingerle O. S. B.

Unrecht. Der Noce, welcher es durchſtrömt, eilt tief unten, großenteils dem Auge unſichtbar, dem Süden zu in einer Schlucht, die ſeine reißenden Waſſer in das Kalkſteingebirge geriſſen; rechts und links erheben ſich die ſteilen Ufer, von wo das Land, immer von tiefen Seitenſchluchten durchſchnitten, zu den Bergen aufſteigt. Es iſt nicht Berg und nicht Tal, wo wir wandern, ein ganz eigentümliches Gebiet, von den übrigen Tiroler Tälern an Charakter ganz verſchieden. Es hat mich vielfach an die Bodenformationen in den Apenninen erinnert mit ihren ſchroff und ſteil ſich erhebenden Felswänden, den engen, tief eingeſchnittenen Tälern und reißenden Wildbächen. Viele bezeichnen es als das ſchönſte Seitental Tirols; darüber kann man ſtreiten; doch der ganz beſondere, ausgeprägte Charakter desſelben läßt ſich nicht verkennen. Gleich beim Engpaſſe der Rocchetta erblicken wir die Ruine des Schloſſes Viſiaun, das kühn vom Fels aus das Land bewacht, nach unten das Etſchland, nach Norden den Nonsberg beherrſchend. Eine hochgeſpannte Brücke führt über den tobenden Fluß Noce; viele Unglücksfälle, die hier vorgekommen, wiſſen uns die Leute zu erzählen. Bald erſcheint das große Dorf Spor Maggiore, nicht weit davon, eine einſame Ruine auf einem Hügel, das Schloß Spor (Spaur), einſt Stammſitz der Grafen gleichen Namens. Nach mehrſtündigem Wege am linken Ufer, der immer aufwärts ſteigt und einen weiten Blick über dieſe vielfach bald zu Flächen bald in Hügelform ſich geſtaltende Landſchaft geſtattet, von Schlöſſern, Dörfern und Meierhöfen beſät, gelangen wir nach dem anmutig gelegenen Tajo. Noch eine Stunde Gehens, und wir ſind in San Zeno, dem Ziele unſerer Reiſe; hier fängt die Rebe bereits an, dem Getreidebau und dem Wieswachs zu weichen, die Gegend wird ernſter und rauher. Jenſeits liegt Cles (Ecclesia), der Hauptort des Tales. San Zeno überraſcht uns durch ſeine ſchöne gotiſche, dreiſchiffige Kirche; in dieſer kleinen, armen Gemeinde hätten wir ſie nicht erwartet. Hier ruhen die Leiber der heiligen Märtyrer des Nonsberges: Siſinnius, Martyrius und Alexander, die von den noch heidniſchen Bewohnern im Jahre 397 hier erſchlagen wurden ebenſo wie Biſchof Vigilius von Trient im Tale Rendena, weil ſie dem dort üblichen Kultus des Saturn ſich widerſetzt hatten. Es war dies die letzte Rache des überwundenen Heidentums. Ihre Märtyrerakten erzählen bei der Schilderung von Land und Leuten auch von den strepentes et horridi iubili pasto-

rales[1]; demnach waren die Jodler schon damals hier Sitte bei einem Volke, das sicher nicht deutscher Abstammung ist.

Nicht weit von hier, gegen Nordost, öffnet sich die Klamm, welche zum Heiligtum des Romedius führt (Santuario di San Romedio). Dieser, aus dem Geschlechte der Grafen von Thaur im Inntale, war nach einer Wallfahrt nach Rom mit zwei Genossen, Abraham und David, hierher gewandert und hatte sich im 4. Jahrhundert mit denselben in dieser Wildnis eine Einsiedelei gebaut, wo er unter Gutheißung des hl. Vigilius von Trient den Landleuten predigte. Eine liebliche Sage wird von ihm erzählt. Nicht lange vor seinem Tode wollte er den heiligen Bischof Vigilius noch einmal sehen; da sein hohes Alter ihm nicht erlaubte, zu Fuß nach Trient zu gehen, so verlangte er nach dem Pferde, das die Einsiedelei besaß; doch ein Bär hatte dasselbe zerrissen. Da befahl Romedius seinem Diener, den Zaum des Pferdes dem Bären anzulegen; dieser duldete es, ohne sich zu sträuben, und nun ritt der heilige Einsiedler zum Schrecken aller Bewohner von Trient in diese Stadt auf dem Bären ein und kehrte ebenso, nachdem er zum letztenmal in gottseliger Unterredung mit Vigilius seine Seele erquickt hatte, nach seiner Einsiedelei wiederum zurück.

Rechts und links steigen riesige Felswände, nackt und kahl, nur an ihrem Fuße von Alpenrosen und dürftigen Sträuchern bewachsen, senkrecht zum Himmel auf; sie stehen sich so nahe, daß kaum ein Pfad für den Wanderer sich hindurchwindet. Draußen war sonnenheller Mittag, doch hier eine Beleuchtung wie beim Morgengrauen: nur ein schmaler Streif Sonnenlicht fiel hoch oben auf die äußersten Ränder der Kluft. Totenstille herrschte, nur von dem Murmeln des Wildbaches unterbrochen, an dem der Fußpfad hinführt. Es war mir nach und nach unheimlich geworden in dieser wilden Einsamkeit, und ich verstand hier erst recht das Wort des Vergilius:

Ipsa silentia terrent[2].

Kein Mensch kam mir entgegen; nur die hoch oben in die Felswand eingemeißelte Rinne einer Wasserleitung gab zu erkennen, daß die Gegend da umher doch nicht völlig unbewohnt ist und Menschenhände hier gearbeitet haben. Endlich, nach drei Viertelstunden Gehens,

[1] Dem lauten und schrecklichen Gejauchze der Hirten.
[2] Selbst die Stille flößt Schrecken ein.

erweiterte sich die Schlucht etwas; der von Nordost fließende Wildbach Rufreddo vereinigt sich hier mit dem von Osten kommenden Verdes; ein Fels, steil und mächtig, ragt empor, nach allen Seiten hin losgetrennt von den übrigen Bergen, die wie gewaltige Riesenwände ihn umringen. Auf der Spitze desselben, in schwindelnder Höhe, steht das Kirchlein des hl. Romedius. Wir überschreiten den Bach und steigen den steilen Pfad aufwärts, der zu dem Heiligtum führt; nur von diesem Punkte ist es zugänglich und von mächtigen Mauern geschützt. Ein kleiner freier Platz liegt vor dem Eingange; schon von hier aus ist der Blick in die Tiefe schwindelerregend. Durch ein altertümliches Tor, über welchem das Bild des Heiligen steht, treten wir ein in den engen Hof; hier ist die Herberge für die Pilger. Die Nacht, die ich da zubrachte, werde ich nie vergessen. Schwere eiserne Türen schlossen die Schlafkammer, welche auch bei der Mittagshelle nur ein düsteres Licht erleuchtet; das niedrige Gewölbe, die mit schweren Eisenstangen vergitterten Fenster, die kalte, feuchte Luft und der Modergeruch bei aller Reinlichkeit, die da waltete, legten sich doch drückend auf das Gemüt. Trotz aller Vorsicht hatten sich schon einmal im Jahre 1817 drei Räuber unter der Maske frommer Büßer eingeschlichen; in der Nacht überfielen sie den Priester, der hier die Seelsorge übt, setzten ihm die Pistole auf die Brust und nahmen mit, was sie fanden; nur das Pferd, das sie mit der Beute beladen mit sich zu führen gedachten, weigerte sich, wie der Volksmund erzählt, zu folgen; so mußten sie es zurücklassen. Unter den einsamsten Gasthäusern in den Apenninen habe ich keines kennen gelernt, das so zur Räuberromantik stimmte, wie dieser Aufenthalt; ja man hätte wirklich etwas besorgt sein können, wäre nicht der vortreffliche ‚Priore' des Heiligtums, Don Bernardino Domenico Gius, ein geborner Nonsberger, am Abend von seiner höher gelegenen Wohnung herabgekommen, der sich aufs freundlichste mit mir unterhielt. Die Frau, welche die Wirtschaft daselbst besorgt, konnte ich eben nur schwer verstehen, da die Nonsberger Mundart von der rein italienischen bedeutend abweicht und nur wenige unter dem Volke diese sprechen.

Früh am Morgen erhob ich mich, froh, daß es Tag geworden war. Ich stieg nun fünf Stiegen empor, die zu den fünf Kapellen führen, welche, eine über der andern gebaut, auf dem Wege zum Heiligtum stehen, das den Gipfel des Bergkegels krönt. Die erste, von dem edeln Ritter Georg von Castel Cles zu Ehren des hl. Georg

und Romedius im Jahre 1487 gebaut, war mit schönen alten Fresken geschmückt; eine sog. ‚Restauration' hat sie greulich verunstaltet. Von hier beginnen die Figuren des Kreuzweges, gleichfalls nichts weniger als Kunstwerke; Votivtäfelchen hängen überall an den Wänden. Die zweite Kapelle hat zu ihrem Erbauer den Grafen Sigismund von Thun vom Jahre 1514 und ist dem heiligen Erzengel Michael geweiht. Die dritte Kapelle hat Schilderungen aus dem Leben des hl. Romedius, wie es die Legende berichtet; darüber die vierte, aber weniger bedeutende Kapelle, zuletzt die Kapelle des Heiligen. Sie ist klein, dunkel, niedrig, in den Fels gehauen, das Gewölbe von vier schönen marmornen Säulen getragen; hier unter dem Altare liegt auch sein heiliger Leib. Das Ganze erinnert mich lebhaft an die Gräber in den Katakomben.

Viele Wallfahrer waren bereits am frühen Morgen gekommen — es war Sonntag — und empfingen die Sakramente. Es war mir ein völlig neuer Anblick, als ich später, beim Heraustreten aus dem Kirchlein, von einem kleinen, kaum 5 Fuß breiten Gärtchen aus, das der ‚Priore' auf einem Felsvorsprunge über der Tiefe angelegt hatte, jenseits hoch oben auf den Felsen, hart an den Abgründen hin, die Menschen wandeln sah, welche zum Santuario gingen. Den Morgen brachte ich im Heiligtum zu; dann stieg ich wieder den Pfad zum Bache hinab und ging an ihm nach San Zeno zurück. Fromme Pilger schlossen sich mir auf dem Wege an; es war eine ganze Familie, auch die nonna (Großmutter) war dabei, ein so edles, frommes, ausdrucksvolles Matronengesicht, daß sie dem Maler hätte ein Typus für seine Darstellung der hl. Anna sein können. Da der Mann ziemlich rein italienisch sprach, so konnte ich mich mit diesen braven Leuten recht gut unterhalten. Sie gaben mir Auskunft über die Ursache der hoch oben in der Felswand eingehauenen Rinne für die Wasserleitung; da die Wildbäche sich ein tief eingeschnittenes Rinnsal gegraben haben, so leidet das Land in trockenen Jahren sehr, weil die Bewässerung erschwert ist; darum sucht man in jeder möglichen Weise von den höher gelegenen Punkten aus Wasser auf die Felder zu leiten, und manche Gemeinden haben so mit der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit und hohen Kosten ein künstliches Bewässerungssystem hergestellt. Der Winter, namentlich in den höher gelegenen Gebieten, ist lang und streng; die Frauen spinnen, die Männer schnitzen Holzwaren; die Ärmeren suchen im Stalle, wie so

häufig in Italien, gegen die Kälte Schutz. Es ist ein abgehärteter Menschenschlag, der hier lebt, an Mäßigkeit und schwere Arbeit gewohnt. Viele wandern im Sommer aus, weil das Tal seine Bewohner nicht ernähren kann; besonders als Steinhauer und Maurer sind sie überall in Tirol und auch in Deutschland zerstreut, nur auf das eine immer bedacht, mit ihrem sauer erworbenen Lohne sich endlich in der Heimat ein Häuschen kaufen zu können. Weder Männer noch Frauen sind schön; ihre Gesichtszüge sind hart und scharf; wer aus dem Burggrafenamt hinaufkommt, findet alsbald den Unterschied; hier ein großes, wohlgenährtes Geschlecht mit vollen Formen, die Frische und Blüte der Gesundheit auf den Wangen; dort die Männer kleiner, aber zäh, die Gesichter verwettert, der Körper mager und spröde bei vieler Arbeit und dürftiger Kost.

Freudig begrüßte ich San Zeno beim Ausgange aus der lichtlosen Schlucht. Es war um die Mittagszeit; wie fühlte ich jetzt die Wohltat der Sonne, von Licht und Wärme, als ich die wie erstickende Umarmung der Felsmassen nicht mehr um mich hatte, als ich den weiten Himmel wieder über mir sah und die Menschen über den Plan gehen! Es muß eine ganz besonders organisierte Natur sein, die es in San Romedio jahrelang aushält. In dem Verzeichnis der früheren Prioren las ich den Namen eines Philipp de Betta, der zu Rom im Deutschen Kollegium studiert hatte und hier dann im Amte stand. Das muß eine starke Seele gewesen sein, die einen solchen Wechsel ertragen konnte.

Der Tag sollte nicht schließen, ohne einen andern, nicht minder schönen Anblick mir zu gewähren. Von Tajo aus nahm ich einen Wagen, der mich nach Mezzo Lombardo zurückbringen sollte; dort war an diesem Sonntag Rosenkranzfest, ein Kirchen- und Volksfest. Da mein Kutscher gleichfalls noch beim Schlusse desselben sein wollte, so war er mir gern zu Willen und jagte im Galopp die Straße nach dem Städtchen hinab, als gelte es ein Wettrennen. Gerade kamen wir an, als die schön geordnete, feierliche Prozession in die prächtige Kirche zurückkehrte. Dann war das Volksfest; auf dem Platze wurden Sessel für die Honoratioren aufgestellt, in weitem Halbkreis ordneten sich die Zuschauer, und nun begann das Ballonspiel. Ich habe dasselbe oft in Italien gesehen, in Genua, in Novi, in Rom, in Cavalese, in Trient. Wir Deutsche mit unserem groben, unschönen Kegelspiel hätten alle Ursache, die Italiener darum zu

beneiden. Mit einem großen, hölzernen Handschuh fangen sie den in hohem Bogen herankommenden Ballon auf, um ihn nach dem Ziele hin zu schleudern. Dieses ist eine Taube, welche, in einer Kugel von Papier verborgen, an einem hoch über dem Platze gezogenen Seile hängt und, wird sie getroffen, herausfliegt. Männer aus den besten Ständen spielen; ich sah in Mezzo Lombardo einen Mann von über siebzig Jahren, der sich dabei beteiligte und es an der Geschicklichkeit, mit welcher er den Ballon auffing, der Kraft, mit welcher er ihn dahinschleuderte, in der Grazie seiner Stellung und Bewegung, die gerade bei diesem Spiele so sehr hervortritt, mit den Jüngeren aufnahm.

Die Zuschauer zu betrachten, welche diesem Spiele beiwohnten, war für mich schon ein Schauspiel; jeden Flug des Ballons verfolgten sie mit dem Auge, bald Ah! Bravo! rufend, bald Sbagliato![1] je nachdem der Wurf gelungen war oder der Ball sich verirrt hatte. Dabei sah ich keine Getränke herumreichen, hörte kein rohes Wort.

III.

Eine andere einsame Stätte, weil weiter von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, fand ich damals an einem fernen Punkte Südtirols, in dem Walde von Paneveggio im Fleimsertal. Doch hier fühlte sich die Seele nicht gedrückt, sondern erhoben. Zu jener Zeit waren nur erst wenige Reisende dahin gekommen. Das Fleimsertal (Val di Fiemme) bildet den mittleren Abschnitt des zwanzig Stunden langen Avisiotales, welches bei Lavis in das Etschland ausmündet; der untere Teil desselben heißt Val di Cembra, der obere bis hin zum Übergange nach dem Grödnertale bildet das Fassatal (Val di Fassa). Es ist dies der Zielpunkt der Wanderungen der Geologen; in dem Gasthause des kleinen Predazzo, so recht im Mittelpunkte des Tales gelegen, zeigt das Fremdenbuch die Namen der berühmtesten Geologen und Naturforscher eingeschrieben; hier und an den Übergängen nach dem Grödnertal mit seinen weltberühmten Schnitzern und äußerst klugen Handelsleuten, deren reinliche, hellglänzende Häuschen auf grüner Wiese uns wie Weihnachtskrippchen anmuten, in Buchenstein und dem Ampezzotale, wo der Antelao wie ein Riese nach Deutschland herauf und nach Venedig hineinblickt, ist die Heimat

[1] Verirrt!

der Dolomiten, jener weißen, im Abendlichte wunderſam erglühenden Felsrieſen, die in den ſeltſamſten Formen bald wie Türme mit Zinnen und Zacken, bald wie gewaltige Baſtionen oder eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern oder wie gefrorene Waſſerfälle (Monte Criſtallo, die Hohe Gaiſl, die Vedretta Marmolata, Cimon di Pala) zum Himmel ſtarren. Bei Neumarkt ſtieg ich die herrliche Kunſtſtraße hinan, die, in vielen Windungen durch Rebgelände emporführend, einen wundervollen Blick in das geſegnete Etſchland bietet. Je höher ich ſtieg, deſto würziger wurde die Luft, während unten die Ausdünſtungen der Sümpfe Fieber erzeugen. Zuerſt gelangen wir nach dem Dorfe Montan, wo jedoch die deutſche Zunge das welſche Idiom überwunden hat; darüber blickt das Schloß Enn herab, einſt Sitz der mächtigen und wilden Herren von Enn. Viele Sagen weiß das Volk noch zu erzählen von unterirdiſchen Gängen und Verließen daſelbſt. Nach einer Stunde Steigens befinden wir uns bereits im Alpengebiet, aber auch an der Grenze der deutſchen Sprache. Cavaleſe, der Hauptort des Tales, trägt ſchon durchaus italieniſches Gepräge. Ein Jahr vorher (1879), auch am Roſenkranzfeſt, war ich hier; die Pfarrkirche, ein ſchöner, großer Bau und an Denkwürdigkeiten reich, zog ſchon am erſten Abend meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie iſt in einiger Entfernung vom Orte auf einem Hügel gelegen; uralte Linden ſtehen umher. Mit einem Blicke ſchauen wir von da weit ins Land hinauf und hinab, während liebliche Dörfchen, Carano, Panchia, Dajano, Varena, von dem nahen Gebirge herab grüßen. Auf dem freien Platze davor iſt ein Kreis von Mauerwerk gezogen, in der Mitte ein runder Steintiſch; hier hatte einſt die Gemeinde ihre Verſammlung, wurde Recht geſprochen und das Wohl des Tales beraten. Erſt Joſeph II. ſetzte ‚rechtskundige‘ Beamte ein ſtatt der bäuerlichen und bürgerlichen Richter. Auch war das Tal von allen Zöllen und Abgaben frei, frei wählten die Fleimſer den Vorſteher der ganzen Talgemeinde, die auf der Strecke von acht Stunden in verſchiedenen Ortſchaften zerſtreut iſt. Daher der männliche Sinn und das Unabhängigkeitsgefühl, das wir heute noch bei den Bewohnern beobachten können.

Es iſt ein greller Gegenſatz, dieſe Stätte, wo im Angeſicht des ganzen Tales ein freies Volk ſeine Angelegenheiten ſelbſt ordnete, und die dunkle, von Dunſt und Tabaksqualm erfüllte Stube, wo

jetzt der k. k. Bezirkshauptmann die Interessen des Tales wahren soll. Dort die lebendige Anschauung aller Verhältnisse, die Kontinuität unvordenklicher Überlieferungen; hier ein fremder, kaum hierher versetzter Beamter, der nach Verordnungen die Gemeinde verwaltet, gestern vielleicht gekommen und morgen schon wieder ferne. Dort sprachen die Männer aus dem Volke Recht, das sie aus ihrem ursprünglichen, deutschen Rechtsbewußtsein schöpften; hier ein Richter nach einer Methode, einem Geschäftsgange und nach Gesetzen urteilend, welche dem Volke fremd sind und bleiben, gestützt auf das Gesetzbuch eines fremden Volkes. Da begreift man, wie der Rechtssinn immer mehr sinken mußte, warum das Volk die Justiz wie eine launische Glücksgöttin anzusehen sich gewöhnte, die den einen gewinnen, den andern ‚verspielen' läßt.

Mehrere Tage blieb ich hier, fast genötigt durch die liebevolle Aufmerksamkeit des Dekans, Don Valentinelli, mit welchem ich Ausflüge in die Umgebung unternahm. Da erlebte ich denn eine rührende Szene. Die Seelsorgerstellen sind hier, wie in ganz Tirol, sehr dürftig ausgestattet, kaum daß sie zur Befriedigung der äußersten Notdurft ausreichen. Als nun beim Eintritt in die bescheidene Wohnung eines Kuraten der Dekan mich ihm vorstellte, bot dieser nicht nur alles auf, was in seinen Kräften stand, sondern nötigte mich auch, ein Gefäß voll vom feinsten Honig — Rosenhonig nannte er ihn — als Geschenk mit nach Hause zu nehmen. Er hatte die Übersetzung einer meiner Schriften in italienischer Sprache gelesen und ließ nicht nach, bis ich seine Gabe annahm: il frutto della nostra povera valle[1], wie er sagte, zum Ausdruck seiner Hochschätzung.

Von Cavalese ging es über Tesero und Ziano nach Predazzo; bald hinter diesem breiten sich unübersehbare Alpenweiden aus, die in ziemlich steiler Steigung nach dem Gebirge zu sich erheben. Nirgends mehr eine Wohnung; nur in Bellamonte, wo viele aus mächtigen Fichtenstämmen gezimmerte und von den Jahrhunderten gebräunte Scheunen stehen, welche zur Aufbewahrung des Alpenheues dienen, befindet sich eine einsame Osteria. Dann geht es wieder viele Stunden weit fort in menschenleerem Walde, wo wir nichts vernehmen als das Rauschen des Wildbaches Travignolo und das

[1] Die Frucht unseres armen Tales.

Brausen der Winde, die auf dieser Höhe die mächtigen Gipfel der uralten Bäume hin und wieder beugen. Endlich haben wir unser Ziel erreicht; ein kleines Gasthaus nimmt uns auf, das einzige bewohnte Haus viele Stunden weit im Umkreise, mit der Wohnung des Försters daneben. Ursprünglich Zollstätte, weilt eine Witwe nun hier auf ihrem kleinen Besitztum, die dem vorüberziehenden Wanderer, der seinen Weg nach Primör und von da nach Bassano, Treviso und Venedig geht, eine Labung bietet und sorgfältig bereitetes Nachtlager in reinlichem Zimmer. Da ward es mir wohl und heimlich, nichts regte sich als hie und da ein Raubvogel, der über diesen unabsehbaren hin und her wogenden Wipfeln der Bäume kreiste, der Ruf des Spechtes im Dickicht und das stets gleiche Tosen des Baches, das bald näher bald ferner zu sein schien. Dabei wehte hier oben eine so reine, nebelfreie, erfrischende und doch nicht kalte, würzige Luft, daß für eine müde, kranke Brust kein besseres Labsal gefunden werden könnte als der Aufenthalt auf diesen Höhen, gegen 1600 m über dem Adriatischen Meere. Gern weilte ich hier und wäre länger geblieben, wenn nicht ein Umschlag des Wetters eingetreten wäre, der längeren Regen fürchten ließ. Desto schöner wurde es dann, als ich von Predazzo später zu Fuß über Cavalese nach Neumarkt zurückkehrte. Die Regentage hatten die ganze Natur erfrischt; mit den Tropfen, die noch an den dichten Zweigen hingen, träufte kräftiger Tannenduft nieder und ließ es gar nicht zur Müdigkeit kommen. Welche Pracht aber entfaltete sich nun vor mir, als ich bei Trodena, dem bereits deutschen Orte Truden, mehr und mehr den Wald zurückließ, der Weg in vielen Windungen immer mehr abwärts führte und nun, während ich vorwärts schritt, das herrlichste Landschaftsbild sich immer deutlicher vor meinen Augen entfaltete! Terrassenförmig senkten sich die Berge hinab, von dem schön gestalteten Feigenbaum und mit Weingärten bedeckt, in denen dunkelrot glühende Trauben von allen Stöcken hingen; an den steilen Abhängen des rötlichen Porphyrgebirges wucherte neues, frisches Grün. Das Etschland von Neumarkt bis gegen Bozen hinauf und nach Meran hin, das Überetsch, Kurdatsch, Tramin lag zu meinen Füßen, und der Kalterner See blickte wie mit einem hellen, freundlich winkenden Auge zu mir herüber. In der Tiefe das Tal des Flusses, in dem zwischen Reben und Buschwerk das Wasser der Etsch hindurchblinkte, rechts drüben der schön

profilierte Abhang der Mendola; weiter unten in der Ferne die Gletscher der Gebirge des Nonsberges und von Judikarien, die Adamellogruppe und die Presanella. Wie mit einer glänzenden, silberhellen Farbe hatten sie ihre Umrisse in den blauen Himmel hineingezeichnet, jeder Gipfel funkelte und leuchtete im Strahl der Mittagssonne.

Hier stand ich wieder in Deutschland; zwar tragen die meisten Ortschaften, Höfe und Grundstücke romanische Namen, aber das Deutschtum ist ihrer Herr geworden; die welsche Sprache mußte sich in die fast unzugänglichen, ungeheuern Waldungen auf den Höhen zurückziehen. Doch selbst da vermögen wir mit einiger Aufmerksamkeit, besonders bei den starken Männern von Fleims, wie bei einem in die Fremde gewanderten Landsmanne, unter dem welschen Idiom deutsche Kraft, deutsches Herz und Rechtsgefühl zu erkennen.

Spät am Abend entführte mich der Bahnzug nach Bozen. Den Aufenthalt im Fleimsertale habe ich nicht vergessen; ich habe schöne Tage da gelebt, Herrliches und Großes in der Natur geschaut und edle Menschen kennen gelernt.

4. Der Kurat in Tirol.

Wandlungen in Tirol; der Tiroler Kurat und der anglikaniſche Pfründner. — Im ‚Widdum‘.

I.

Wenn der Reiſende auf der letzten Station vor dem Brenner, in Gries, einen Blick hinüberwirft über das liebliche Tal rechts zu ſeinen Füßen, die um die herrliche Kirche ſich lagernden weißen Häuſer, welche aus dem üppigen Grün der Wieſen ſo anheimelnd zu uns heraufleuchten, im äußerſten Hintergrund umgrenzt von den gewaltigen Maſſen des Tribulaun, da erinnert er ſich unwillkürlich an jenes: Ille mihi angulus praeter omnes ridet[1]. Aber ſo lieblich winken dieſe Täler nur die kürzeſte Zeit des Jahres zu ſich hinab. Während in unſerem Deutſchland längſt der Frühling ins Land gezogen iſt und das Korn auf unſern Fluren ſchon in Ähren ſchießt, herrſcht hier noch der Winter, und hoher Schnee liegt über Flur und Wald. Da geht denn der ‚Kurat‘, nicht ſelten ein Mann von 50—60 Jahren, ſtundenweit hinauf in die Berge, dahin, wo ein ſchwer Kranker nach ihm verlangt; nur die rüſtigſten Naturen ſind ſtark genug für dieſe Strapazen; mit jedem Schritt ſinkt er übers Knie in Schnee ein, der Sturm wirbelt eiſige Flocken umher und macht den Weg unſichtbar. Wenn er den Kranken Beicht gehört, die letzte Wegzehr gereicht und die heilige Ölung geſpendet, iſt ſein Werk noch nicht vollbracht. Der Tiroler will nicht ſterben ohne die Gebete ſeines Prieſters; dieſer bleibt darum bei ihm, wacht Nächte hindurch an ſeinem Lager, betet mit ihm und für ihn und geht nicht hinweg, bis er ſeine Seele ausgeſegnet hat.

Gerade dieſe liebevolle, ausdauernde und opfererfüllte Sorge für den Kranken zeichnet den Tiroler Geiſtlichen ganz beſonders aus.

---

[1] Dieſes Plätzchen iſt mir immer das liebſte.

Daher wohl auch, außer so manchen andern Motiven, die große Verehrung des Volkes gegen den Priester. Anderswo dient dem Reisenden seine Eigenschaft als Priester nicht gerade zur Empfehlung: Kellner betrachten ihn neugierig, Kulturdamen verächtlich, der Commis voyageur sucht sich an ihm zu reiben, und die Gastwirte machen verdrießliche Gesichter, weil die ‚gemästeten Pfaffen' mit ihren ‚fetten Pfründen' nur noch in Romanen und Zeitungen spuken, in Wirklichkeit aber der Geistliche in der Regel mit leichtem Koffer und Beutel reist. In Tirol ist es anders, wenigstens in den meisten Gegenden. ‚Küß die Hand!' ruft ihm die Hauswirtin entgegen, die Kinder kommen und küssen die Hand, und in ehrerbietiger Entfernung steht der Wirt und dreht das Käppchen in den Händen, bis man ihn dreimal heißt, sich zu bedecken; das erste Zimmer, das schönste Bett ist für den ‚Prieschter'. Kommt ein armer Franziskaner oder Kapuziner, so bringt ihm der Wirt an Fasttagen wohl auch seine Forellen und spricht ihm zu, wenn er schüchtern tut. Zu zahlen hat er nichts, aber eine Schande wär's, ginge er beim ‚Wolfenwirt' vorüber, ohne zuzukehren.

Unsere liberalen Blätter reden viel von der Beschränktheit des fanatischen Klerus in Tirol. Es ist wahr, seeleneifrig ist der Tiroler Priester, aber nicht finster; der Tropfen romanischen Blutes, der in vielen mit der deutschen Kraft sich gemischt hat, gibt ihm neben der Nachhaltigkeit und Zähigkeit einen gewissen frischen, frohen Sinn, wie er den Südländern eignet. Mutterwitz hat er von seinen Eltern ererbt ebenso wie den elastischen Schritt; er geht die steilen Höhen leicht wie im Spaziergange hinauf, während der Flachländer ihm schweißtriefend und keuchend nachzukommen sucht. Ein männliches Selbstgefühl zeichnet selbst den einfachsten Bauern vieler Täler aus — bei manchen Zillertalern ist es leider, wohl durch die zu starke Berührung mit den Fremden, in Affektation umgeschlagen. Wie frei und selbstbewußt stehen die Männer aus dem Burggrafenamt und Passeiertale da, nicht sich bückend noch schmiegend vor den ‚Herren'; ja der Fremde, wenn er einen noch so vornehmen Namen trägt, möge wohl achthaben, mit dem Bäuerlein anzubinden, besonders in Religionssachen. Ähnlich ist das Verhältnis der Tiroler Bauern zum Geistlichen; voll Verehrung und Hochachtung vor seinem Stande, hat er ein scharfes Auge auf ihn, besonders auf seinen Lebenswandel. Das Wirtshaussitzen der Geistlichen, das leider in

andern Gegenden so häufig ist, wäre in Tirol unmöglich; die Leute selbst würden tun, was anderswo die Ordinariate zu tun pflegen. So groß die Ehrfurcht vor dem Stande der Geistlichen, ebenso hoch die Anforderung an eine entsprechende Haltung und äußere Erscheinung, selbst bis zu den unvermeidlichen kurzen Hosen und Strümpfen, welche die kräftigen Waden mancher möglichst produzieren, so in Süd- und Welschtirol, in Nordtirol mit den hohen Stiefeln, die nun freilich die Laune der Mode in Deutschland, für den Winter wenigstens, wieder zu Ehren gebracht hat.

Dem Tiroler ist seine Religion heilig; den fremden ‚Herrn', den er nicht zur Messe gehen sieht, beneidet er nicht, noch duckt er sich vor ihm, weil er viel Geld hat; er bemitleidet ihn vielmehr. Als ich eines Sonntagmorgens im Jahre 1873 im Pustertale gerade zur Kirche gehen wollte, stand ein prachtvoller Wagen vor dem Wirtshause; vornehme Wiener und ihre Frauen, mit eigenem Wagen, Diener usf., auf einer Vergnügungsreise durch Tirol begriffen, waren über Nacht hier, hatten bis 8 Uhr geschlafen, dann ein gutes Frühstück eingenommen und fuhren nun in lustigem Trab davon, während das feierliche Geläute der Glocken alle in die Kirche rief, nur sie nicht. Auf dem Wege dahin ging eine Frau mit mir; ich fragte sie, ob sie es nicht auch so gut haben möchte wie diese Herren und Damen. ‚Nein', war rasch die Antwort; ‚diese reisen im Lande umher, um die Eisberge anzusehen; aber ihre Herzen sind auch gefroren.' — ‚Warum?' frug ich weiter. — ‚Weil keine Lieb' zu Gott und kein Christentum darinnen ist.' Man kann nicht schärfer die Armut dieser genußmüden Menschen bezeichnen als mit diesen Worten der Pustertalerin. Ich kenne einen Bauer aus Jenesien (oberhalb Bozen), der im Wirtshause die schmutzigen Reden von k. k. Offizieren hören mußte; auf einmal fing er an fortwährend zu rülpsen. ‚He, Bauer!' rief ihm einer dieser Herren zu, ‚weißt du nicht, was der Anstand fordert?' — ‚Ja freilich', entgegnete das Bäuerlein, ‚gerade deswegen; ich muß doch den Takt schlagen zu eurer säuischen Melodie!' —

Es war mir eigentümlich zu Mute, als ich in Gries wieder in die schöne, große, vielfach mit Marmor geschmückte Kirche trat. Vor dreißig Jahren, da ich als ein schmächtiges Studentlein über die Alpen zog, war ich zum erstenmal daselbst. Der Anlaß war eigentümlicher Art. Als ich in das Dorf kam, war alles leer, nur

einzelne Nachzügler eilten noch zur Kirche. Es war gegen Abend. ‚Ist jetzt Gottesdienst?‘ fragte ich. — ‚Ja, die Missionäre sind da.‘ Es war eine der ersten Missionen, welche die kurz vorher nach Tirol übergesiedelten Redemptoristen hielten. Ihr Verlauf war nicht glücklich. Unbekannt mit den Sitten und Anschauungen, dem natürlichen Sinn und klaren Blick der Bewohner des Wipptales, hatten die aus Böhmen, Österreichern und Welschen bestehenden Missionäre mehr nach der Schablone als auf Grund erfahrungsmäßiger Kenntnis des Volkes, mit dem sie zu tun hatten, gearbeitet. Wie wunderten sich die Leute, und die braven Tiroler Geistlichen noch mehr, als ihnen von der Kanzel herab gesagt wurde, daß die meisten ihrer Beichten ungültig seien und sie jetzt Gelegenheit hätten, eine gültige Beicht abzulegen; als ihnen warm empfohlen wurde, jeden Samstag als gutes Werk den Rosenkranz zu beten, während hier ringsum kein Haus ist, wo nicht jeden Tag der Rosenkranz gebetet wird! Eine komische Szene fiel vor. Gewohnt an die Übungen der Art in Süditalien, forderte der Prediger die Zuhörer auf, laut zu rufen: Misericordia — Barmherzigkeit! Die Leute blieben stumm; in der Kirche zu reden oder gar zu schreien, waren sie bisher nicht gewohnt. Nochmal: ‚Ruft Barmherzigkeit!‘ Wieder alles stumm. Wiederum: ‚Seid ihr so verstockten Herzens, daß ihr nicht um Barmherzigkeit rufen wollt?‘ Abermals Stille. Da faßte ein Bäuerlein sich ein Herz und sagte laut: ‚Nun, weil es denn halt sein muß, so schreit's alle z'amm: Barmherzigkeit!‘ Übrigens haben die Redemptoristen, namentlich nachdem viele Tiroler unter ihnen tätig waren, hier in Tirol sehr segensreich gewirkt und stehen überall in bestem Andenken. Die eben gegebenen Bemerkungen sollen auch keineswegs einen Tadel gegen diese so verdiente Kongregation aussprechen, sondern nur die Wahrheit des Wortes bestätigen: ‚Der Geist ist's, der lebendig macht.‘ Bestimmte Formen sind notwendig — aber es sind eben doch nur Formen. Und die unerschöpfliche Fülle des katholischen Geistes läßt sich in keiner Form allein und ausschließlich darstellen. Die katholische Kirche ist groß und weit und hat für alle Richtungen und Bestrebungen Raum; die Verknöcherung in Formeln, die oft einer vergangenen Zeit angehören, aus denen die Seele entwichen ist, schadet immer, wenigstens dadurch, daß sie so leicht die Reaktion des Indifferentismus und der dogmenscheuen Aufklärerei scheinbar rechtfertigt.

Es sind immer noch dieselben Leute, die guten Grieser, trotzdem daß eine Generation vorübergegangen ist und über ihren Häuptern das Dampfroß schnaubt. Noch steht, behäbig hingelagert, das einladende Wirtshaus mit seiner breiten Flur und dem großen, wohnlichen Gastzimmer; nur das ‚Seidel' Wein ist teurer geworden, ‚sündteuer', sagen die Leute. Auch ist die Einkehr weniger, seit sich keine ‚Wastl' und ‚Hiesel' mit ihrem ‚Roß' mehr hier stärken zur letzten anstrengenden Fahrt nach dem Brenner hinauf; auch das Geschlecht der ‚Praxer' ist ausgestorben. Nur die ‚Dörcher' (Landstörzer heißen sie im ‚Simplizissimus') gedeihen wunderbar; ein Karren mit Leinwand bedeckt und darinnen ein kleines Kind, ein halbes Dutzend größerer hinterher, ist ihre ganze Habe. Der Mann zieht, das Weib schiebt: ein freies Leben führen sie — ob's voller Wonne ist, kann man wohl bezweifeln.

In einer Gemäldeausstellung hat jüngst ein Maler eine solche Dörcherfamilie dargestellt: Mann und Weib ziehen mit äußerster Anstrengung den Karren bergan, der Mann tiefgefurcht, das Weib mit dem Ausdrucke von Kummer und Not; ein Pfäfflein mit respektablem Schmerbauch und ein ebenso wohlgenährter Franziskaner stehen am Wege, machen aber nicht die geringste Miene, Hand anzulegen, um den Armen, die umsonst sich mühen, zu helfen. Ich weiß nicht, wer erbärmlicher ist: der Maler, der so ein Schandbild machen kann, oder der aufgeklärte Pöbel, der händereibend vor Vergnügen davorsteht. Wer die Tiroler Geistlichkeit auch nur von ferne kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der weiß, daß kein Klerus so mitten im Volke steht, mit ihm alle Sorgen trägt, mit Rat und Tat ihm beispringt und auch mit ihm darbt, als gerade der Tiroler. Er ist der ärmste Klerus in Europa; 300 Gulden bilden die Kongrua, und dies in der Regel in Geld, d. h. Papiergeld, da nur die wenigsten Kuraten eigene Grundstücke haben. Nur die Gewohnheit an das einfachste Leben, hie und da die Unterstützung durch Gemeindeglieder mit Milch, gesalchtem Fleisch usw. machen es erklärlich, daß der Priester in diesen Bergen überhaupt nur existieren kann. Aber welche Existenz! Manche sehen wochenlang auf ihrem Tische kein Fleisch und nähren sich wie die armen Älpler mit Plenten (Mehl von Buchweizen und Mais), Milch usf. ‚Viermal im Jahre', sagte mir ein Pustertaler, ‚esse ich gebratenes Fleisch', wenn nämlich Prozessionen mit ihren Geistlichen in seine Kirche kommen. Derselbe

Loden, wie ihn der Bauer trägt, bildet auch für ihn den Stoff zu seinem Gewande. Gerade in dieser Armut liegt das Geheimnis der Liebe, welche das Volk seinen Priestern entgegenträgt, und der Grund des großen, von unsern Liberalen in Innsbruck, Bozen und Landeck so sehr gefürchteten Einflusses derselben auf das Land. Wenn der Maler ein pikantes Sujet suchte, warum zeichnete er denn nicht lieber einen vornehmen anglikanischen Pfründner, der mit seiner blondgelockten und blaubebrillten Lady nebst einigen steifen ‚Misses' jahraus jahrein auf dem Kontinent umherreist? Freilich gegen diesen Mann, der die Kinder der Armen in die ragged-school (Lumpenschule) absperrt, damit ihre Gegenwart die Kinder ‚respektabler' Leute in der öffentlichen Schule nicht geniert, und die Armenviertel von London gar nicht betritt, weil dies nicht gentlemanlike ist, richtet sich die Satire nicht. Er vertritt eben nur die bequeme Moral des Weltmanns, mit der ein leichtes Abkommen sich finden läßt; während der Tiroler Geistliche und jeder brave Priester gehaßt wird und mit allen Mitteln verfolgt, weil er ein lebendiger Protest ist gegen alle Gefühlsduselei, Religionsvermengung und rationalistisches Gesalbader, ein Beweis, daß die katholische Kirche noch lebt und sich regt, ja jetzt erst recht sich regt. Aber wehe der Kunst, wenn sie, statt auf dem Wege des Schönen die Völker zu Christus zu führen, eine Buhlerin wird menschlicher Leidenschaft und Niedertracht! Es ist so vieles, was in der Welt niederzieht und allen idealen Schwung lähmt; wenn aber auch die Kunst die reinen, sonnigen Höhen verläßt, wo allein ihre Heimat ist, dann hat sie selbst ihren Verfall besiegelt. Die Regierungen besolden Professoren, bauen kostspielige Akademiegebäude, verwenden Summen zur Hebung der Kunst. In der bayrischen Abgeordnetenkammer hat man darüber Klage geführt; ich meine, mit Unrecht. Eine ganze Akademie, vom Direktor bis zum Türsteher herab, kostet noch lange nicht soviel als ein Regiment Soldaten. Aber die Ideale sind dahin und lassen bei aller äußeren Technik, die wir eben doch von den ‚verkommenen' Franzosen haben, uns kalt und ohne wahrhaft ästhetische Befriedigung. Die Kritiker heben das immer aufs neue hervor — aber wer führt den Zauberstab, der Quellen neuen, frischen Lebens der erstorbenen Erde entlockt? Eine neue Kunst schafft ihr nicht, so wenig als eine neue Moral; weil aber die Welt ohne diese und einige andere Dinge nicht leben kann, so müßt ihr sie da suchen, wo sie sind — im Christentum.

Des wollen nun freilich manche dieser Herren nicht Wort haben; und doch ist nichts einfacher als dies. Ebendeswegen, weil alle echte Idealität, welche das Heidentum in seinen besseren Elementen besaß, vom Christentum aufgenommen, fortgebildet, verklärt wurde. Was wollt ihr denn jetzt noch mit der leeren Hülse? Die Nymphen sind längst tot, und beim Anblick einer Viktoria auf dem Siegesdenkmal zu Berlin wird es einem ganz frostig zu Mute. Hineinstudieren, -phantasieren könnt ihr euch in diese Götterbilder; fühlen für sie könnt ihr nicht. Denn unser ganzes geistiges Leben ist vom Gedanken des Christentums durchdrungen; eine tausendjährige Kulturperiode wirft man nicht weg, wie man einen alten Rock auszieht. Und selbst Dr Strauß mit seinen ‚Wir' konnte die Hohlheit und Armseligkeit seines ‚neuen Glaubens' nur dadurch einigermaßen decken, daß er die christliche Denk- und Redeweise mit den unerwiesenen und schlecht verstandenen Hypothesen der Naturwissenschaft verquickte.

Doch lassen wir diese Gedanken über Kunst und Glauben, die unwillkürlich der Anblick der schönen Kirche zu Gries in uns anregte.

II.

Gehen wir rechts in die Berge hinein. Wir überschreiten die Sill, und gerade von der kleinen Brücke aus öffnet sich ein herrlicher Blick in das Hochgebirge; Berge erheben sich über Berge, dazwischen allmählich aufsteigend das saftig grüne Tal, im Hintergrund immer mehr von dem Gefels eingeengt und von den dunkeln Bergriesen überschattet. Jenseits der Sill treten wir in ein dunkles Tal ein; links dunkler Tannenwald, rechts sonnige Felder mit Haber und etwas Sommerfrucht bepflanzt, weiter oben weiden gelbgraue Kühe an den hellgrünen Abhängen. Der Weg ist gerade so breit, daß er für zwei Fußgänger oder einen schmalen Karren Platz läßt. In wilder Hast stürzt der Wildbach hinab, der aus dem Gletscher des Tribulaun sein milchweißes, schäumendes Wasser empfängt. Kaum verstehen wir uns, das Tal hinanschreitend, so sehr braust und tost er daher. Endlich winkt eine freundliche, ziemlich große Kirche mit gotisierendem Turm. Wir treten ein, sie ist wie alle Tiroler Kirchen immer offen; ringsum ruht in ihren Gräbern, mit hellen, freundlichen Kreuzen und Denksteinen bezeichnet, die gestorbene Gemeinde. Die Kirche ist, wie ich dies sehr oft, auch in den wil-

deſten Gegenden, ſah, ganz gewölbt, vielfach bemalt, ſehr reinlich und mit Sorgfalt gehalten.

Wir gehen von da in das ‚Widdum'. Rings von Büchern, Schriften, Broſchüren und Zeitſchriften umgeben, überraſchen wir den Kuraten mitten in ſeiner ſtillen Tätigkeit. Ein kleiner, bereits ältlicher Mann mit ſanften Zügen und weicher Stimme, begrüßt er uns; ſeine Hand ſchiebt den Folianten zurück, in dem er ſoeben geleſen hat. Es war vor drei Jahren (1872), als ich das erſtemal in ſein Haus trat; ſo traf ich ihn diesmal wieder, immer derſelbe ſtille, fromme, fleißige Seelſorger. Mein Auge ſchweifte neugierig über das Buch hin; ich wollte wiſſen, womit ein Kurat in Tirol ſich beſchäftigt. Es war der hl. Auguſtinus, in dem er damals las; als ich das Geſpräch abſichtlich auf die Werke dieſes Vaters lenkte, mußte ich ſeine eingehenden Kenntniſſe bewundern. Diesmal finde ich ihn vor der hebräiſchen Bibel; er las eben einige ſeiner Lieblingspſalmen in der Urſprache. Wie ſchämte ich mich da mancher Diözeſen in Deutſchland, wo man beim Eintritt ins Prieſtertum mit der Prüfung aus dem Hebräiſchen es ziemlich leicht nimmt!

Der Kurat ſtand mit der ſchon früher mir bewieſenen Freundlichkeit auf, führte mich in ein anderes Zimmer, und bald waren wir in der lebhafteſten Unterhaltung. Er kennt Deutſchland, ſeine literariſchen Leiſtungen auf dem Gebiete der Theologie genau; nichts von hervorragenden neueren Leiſtungen iſt ihm unbekannt. Sein Urteil, immer mild und taktvoll, war richtig; ſein Blick in die gegenwärtige Lage unſeres Vaterlandes klar und ſcharf. Während des Geſpräches blätterte ich in einem eben aufgeſchlagenen Werke; es war Spruners Hiſtoriſcher Atlas. Daß er nicht zur Zierde dalag, bewies ſein abgenutztes Ausſehen. Bald hatte ich auch Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Er ſprach von meiner Heimat; beſſer als mancher Eingeborne kannte er die Richtung und die geognoſtiſche Eigentümlichkeit der Gebirgszüge daſelbſt. Ich ſtaunte über dieſe Detailkenntniſſe; er erklärte es mir: ‚Ich habe dies auf geognoſtiſchen Karten ſtudiert.' Welcher Gegenſatz zu jenem Prieſter, mit welchem ich vor drei Jahren von Vicenza nach Padua fuhr, und der mir auf die Frage: ‚Wie heißen Sie dieſe Berge gegen Norden?' antwortete: ‚Das iſt, glaube ich, der Apennin; aber ich weiß es ſelbſt nicht recht.' Ein ſchallendes Gelächter der mitreiſenden Paduaner Studenten folgte ſeiner Rede. Gekränkt verſenkte

sich unser geistlicher Geograph wieder in ein tiefes Stillschweigen, das er auch vorher unverbrüchlich gehalten hatte. Schweigen ist manchmal Sache der Weisheit, manchmal aber auch Wirkung der Gedankenlosigkeit. Dürfen wir uns wundern, wenn der liberale Italiener über einen solchen prete spöttelt? Italien hatte und hat noch viele in allen Fächern bewanderte, gründlich gelehrte Geistliche, und das Geschlecht der Muratori, Mansi, Mamachi, Bianchi, Zaccaria, Angelo Mai ist nicht ausgestorben; die Ausstellung zu Turin im Jahre 1884 hat dies in großartigem Maße vor aller Welt dargetan; aber mit der Priesterweihe, namentlich wenn der Betreffende auf eines der vielen einfachen Benefizien präsentiert werden konnte, nahm man es zu leicht.

Wie mutete es mich wohltuend an, hier in enger Schlucht im Angesicht von ewigem Eis und Schnee, mit dem Tiroler Kuraten über die interessantesten Fragen der Theologie und kirchlichen Politik mich unterhalten zu können! Wir sprachen über die Vorzüge und Fehler des Tiroler Volkscharakters, über die Leistungen Tirols, namentlich seiner Geistlichen, in der Wissenschaft; ich betonte, daß es mich immer freute, hinzeigen zu können auf das Benediktinerstift zu Marienberg, das zu gleicher Zeit drei so bedeutende Männer unter seinen Mitgliedern zählte wie Beda Weber, Albert Jäger und den liebenswürdigen Pius Zingerle, auf die Leistungen des Franziskaners Schöpf, die Arbeiten Sinnachers usf. Poesie, Geschichte, Sprachenkunde scheinen die Fächer zu sein, die dem Tiroler am meisten entsprechen. Der Kurat nahm die Anerkennung der Tätigkeit seines Volkes bescheiden an; aber, bemerkte er, die Gegenwart ist weniger fruchtbar; Meßmer, ein genial angelegter Kopf, starb beim Eintritt in das Mannesalter, ebenso Schenach, den die Wiener Atmosphäre tötete. Ein Mann von großer Begabung war Flir; er mußte in den besten Jahren zu Rom sterben. Häusle in Wien, bedeutend ‚talentiert', wie man in Österreich sagt, von übersprudelnder Kraft, ist auch längst tot; er schien keinen rechten Wirkungskreis gefunden zu haben. Gemessen, klar, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit war Feßler, dabei äußerst liebenswürdig im Umgange; der Brixener Kalender hat ihm einen kurzen Nekrolog gewidmet, freilich zu kurz.

Wir kamen auf Beda Weber zu sprechen. Tiroler durch und durch, aus armen Verhältnissen herausgewachsen, ward er einer der

fruchtbarsten Schriftsteller unter den Tiroler Geistlichen, durch seine Wirksamkeit im Parlament und als Stadtpfarrer zu Frankfurt vielen bekannt, von allen verehrt. In seinen Schriften spiegelt sich seine echte, unverdorbene Tirolernatur; voll überschäumender Phantasie, wie ein vom Gebirge herabstürzender Wildbach, alle Regeln der Schule wie absichtlich verletzend, Gedanke an Gedanke, Bild an Bild strömt sein Wort dahin: ein moderner Feuilletonist könnte mit dem, was Beda in ein paar Sätzen sagt, ganze Seiten ausfüllen. Die Lektüre seiner Werke fordert daher Unterbrechung, sie erdrücken durch ihre Fülle. Wie manches Stündchen habe ich mit ihm in Frankfurt verplaudert; wie regte sich seine Sehnsucht nach den sonnigen Hügeln Merans, der frischen, würzigen Luft des Vintschgaues, nachdem ihn das Schicksal oder vielmehr Gottes Fügung, zu großem Segen der Frankfurter katholischen Gemeinde, in diese staubige, lärmende, spekulierende, geldstolze Handelsstadt geführt hatte! ‚Hier sterbe ich nicht' — war sein letztes Wort, als ich im Herbst 1857 von ihm Abschied nahm; wie ein Heimweh lag es auf seinen Zügen. Aber er ist doch da gestorben, kurze Zeit danach. Gott hat ihm, der so mannhaft für die großdeutsche Idee stritt und mit Begeisterung an seinem Kaiserhause hing, viele Enttäuschungen erspart.

Auch eines andern Tirolers wurde gedacht, gleichfalls in der geistlichen Schule herangebildet, aber von ganz entgegengesetzter Richtung, des nun auch seit Jahren verstorbenen ‚Fragmentisten'. Je älter er wurde, desto kaustischer sein Stil, desto trostloser seine Seele. Die Welt hatte ihm viele Kränkungen, aber auch viele Ehren bereitet; manche haben seine Schreibart als eine mustergültige gepriesen, und den Nischanorden, den ihm der Sultan verliehen, hält heute noch sein Verwandter Johann Fallmerayer zu Brixen, Besitzer einer Eisen-, Stahl-, Metall-, Werkzeug-, Farb- und Steinberger Warenhandlung, im Kasten wohlbewahrt auf. Über die Mustergültigkeit seines Stils habe ich meine eigenen Ansichten, was die Verehrer Fallmerayers nicht übel aufnehmen werden, da dieser ja auch in manchen Dingen seine eigenen Ansichten hatte, so z. B. seine steife Hoffnung auf eine Regeneration des ‚kranken Mannes' am Bosporus. Aber Achtung vor seiner Gelehrsamkeit! So etwas schafft ein anderer nicht leicht zum zweitenmal wie seine Geschichte von Trapezunt. Bei aller inneren Verbitterung regte doch das Tirolerblut sich noch in ihm, die Liebe zur Heimat und die Erinnerung

Beda Weber.

an die fromme, in gläubiger Andacht selige Jugend; im fernen Orient denkt er an das kühle Tal von Schalders mit dem dunkeln Tannenforst und seinen schäumenden Wassern. Was muß da vorgegangen sein, daß eine solche Verstimmung sich dieses Tirolers bemächtigen konnte, die ihn nur mit Bitterkeit auf die Tiroler Zustände zurückblicken läßt? War es unverständiger Druck, der den aufstrebenden Geist gewaltsam niederhielt, kurzsichtige Beschränktheit, die ihm nicht zu geben verstand, was er suchte, daß das Gleichgewicht seiner Seele so gewaltig gestört wurde? —

Indessen leuchtete die Abendsonne über die beschneiten Berggipfel hin und mahnte zum Aufbruch. Ein weites Stück Weges gab der Kurat dem Fremdling das Geleite. Hoch oben an der Berghalde steht ein romanisches Kirchlein; er wies dorthin mit den Worten: ‚Morgen früh 5½ Uhr werde ich dort die heilige Messe lesen.‘ Ich fragte ihn, ob ihm das in seinem Alter nicht schwer falle? ‚Ich gehe langsam‘, war die Antwort[1].

Wir schieden herzlich voneinander; ich mit dem Gefühle der Freude und Wehmut zugleich: der Freude, weil Tirol solche Priester hat; der Wehmut, weil ich sie darben sehe, und das von Jahr zu Jahr mehr, so daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften ihnen nachgerade unmöglich wird. Denn es sind nur wenige in Tirol, die von ihrem Vermögen zuschießen können wie unser Kurat; der bei weitem größte Teil ist auf die Erträgnisse seiner ärmlichen Pfründe angewiesen. Von Innsbruck bis zur Finstermünz sind keine zwanzig Pfründen, die mehr als 500 Gulden ertragen; die meisten weniger. Dazu der schmachvoll geringe Defizientengehalt: volle 210 Gulden erhält der Kurat, und das nur im Gnadenwege, je auf ein Jahr, nach langem Bitten immer nur provisorisch. Das geschieht in dem ‚katholischen‘ Österreich! ‚Defizient‘ — man denkt unwillkürlich an Delinquent; warum heißt man den ausgearbeiteten, verdienten Priester nicht ‚emeritiert‘ wie anderswo? Aber das Empörendste folgt noch. Hat ein solcher alter Priester einige hundert Gulden erspart, so wird ihm, weil er ja Vermögen hat, von dem ärmlichen Defizientengehalt pro rata noch abgezogen, demnach auf die Verschwendung — wenn diese bei den Tiroler Zuständen möglich wäre —

[1] Dieser herrliche Priester war der Kurat zu Vinaders, Franz Muigg, † 20. Februar 1880.

geradezu eine Prämie gesetzt. Unglaublich, aber wahr, wie so manches in Österreich.

Der edle Fürstbischof von Brixen opfert sein ganzes Einkommen kirchlichen und milden Zwecken; das Neueste, was er ins Werk setzte (1875), ist das Knabenseminar in Rotholz, nicht weit von Schwaz, das später nach Brixen verlegt wurde, um dem immer mehr drohenden Priestermangel abzuhelfen. Tirol braucht viele Priester wegen der Schwierigkeit der Pastoration; von Jahr zu Jahr sinkt die Zahl der Priesteramts-Kandidaten. Kein Wunder! es fordert einen ungewöhnlichen Heroismus, sein Leben in den einsamen, rauhen Tälern, fern von allem Verkehr, unter den größten Beschwerden zuzubringen und dazu noch zu darben. ‚Wenn ich krank werde', sagte mir ein Geistlicher aus einem Hochtale Südtirols, ‚will ich Gott bitten, daß er bald ein Ende mit mir macht; die Kosten eines längeren Krankenlagers kann ich nicht bestreiten.' — ‚Ich mußte zwölf Jahre als Student in Hunger und Kummer zubringen; ich will doch wenigstens für mein späteres Leben hinreichendes Brot', sagte mir ein anderer, ‚darum bin ich nicht Priester geworden.'

Noch stehen zwei Staatsgymnasien unter geistlicher Leitung: zu Hall lehren die Franziskaner, zu Brixen die Chorherren von Neustift unter dem trefflichen Mitterrutzner als Direktor. Wie lange noch, und auch sie werden vertrieben; bei dem Geiste, der gegenwärtig (1875) die leitenden Kreise Österreichs bewegt, ist alles zu befürchten. Dann werden die Aussichten womöglich noch trüber.

In einem Gespräche mit einem Südtiroler Geistlichen über diese Kalamität glaubte dieser, man könne dadurch einen Ausweg finden, daß man geringere Anforderungen an die künftigen Priester stelle, ähnlich wie zu den Zeiten der Apostel; diese hätten ja auch nicht studiert. ‚Gerade das ist's', bemerkte ich ihm hierauf, ‚was Julian der Apostat gewollt hat.'

Bei all den Klagen über Priestermangel und Vorschlägen zur Abhilfe möchte ich meinen Mitpriestern zurufen: Werdet würdige, gebildete, fromme, eifrige Priester, dann empfängt von euch die Jugend ein lebendiges Vorbild. Nicht Reflexion, nicht sorgfältig hin und wieder erwogene Vorteile, auch geistiger Art, entscheiden bei der Wahl des Berufes, sondern mächtig wirkende, in Liebe anziehende, begeisterte und begeisternde Vorbilder.

5. Ein Verein in Tirol.

Erziehungshäuser und Selbsterziehung. — Fortbildungsverein unter Priestern.

I.

Es ist doch eine Schmach für die katholische Kirche', hat jüngst einer gesagt, ‚daß sie ihre Priester in den Seminarien erst künstlich züchten muß.' Ja, das tut sie. Sie will nur jene als Priester in ihr Heiligtum senden, die sie vorher in der ‚Zucht des Herrn' erzogen hat. Und so ist es recht. Wer aber das als Schmach bezeichnet, der schmäht das Christentum. Dornen und Disteln wachsen von selbst, darum kann man aber auch von ihnen nicht Weintrauben oder Feigen sammeln. Gerade der Weinberg und Weinstock, welcher der aufmerksamsten, mühevollsten Pflege bedarf, ist das bei den Propheten wie in den Evangelien so häufig erscheinende Bild zur Darstellung des übernatürlichen Lebens in der Menschheit; nach Paulus trägt erst dann der wilde Ölbaum seine linde Frucht, wenn das Edelreis durch die Hand des himmlischen Gärtners ihm eingepflanzt worden ist. Der Irrtum liegt in der Luft, und die Leidenschaften bedürfen keiner Pflege, um stark zu werden. Aber der höhere Mensch will gepflegt sein. Und das wollen die Seminarien und geistlichen Erziehungshäuser. Erziehen aber ist nichts anderes als die Angewöhnung an das Gute, welche in steter Steigerung sich erhöhen soll bis zu jenem Zustande sittlicher Freiheit, welcher die Pflichttreue zur zweiten Natur geworden ist. Den Menschen auf diesem Wege zu führen, das ist in der Tat eine Kunst, ars artium (die Kunst der Künste).

Ich bin weit entfernt, die verschiedenen Einrichtungen und Methoden, welche in derlei Anstalten befolgt werden, sämtlich in Schutz zu nehmen. Es handelt sich eben nur um das Prinzip, das man unter dem gleißenden Vorwande einer nationalen Erziehung bekämpft.

Langjährige Erfahrung und Vergleichung der verschiedensten Anstalten der Art in den verschiedensten Ländern — bei Engländern, in Frankreich, Belgien, Italien, Deutschland, Ungarn — haben in mir die Überzeugung befestigt, daß ein gemeinsames Schema undurchführbar ist, und der Völker Eigenart, Sitten, Anschauungen und Gewohnheiten hierbei gewichtig in die Wagschale fallen. Jedes Land hat seine eigentümlichen Bedürfnisse, und es war nicht verständig, wenn man bei dem großen Ansehen, welches die Sulpizianer in Frankreich genossen, französische Einrichtungen, oft bis auf die technischen Ausdrücke, in früheren Zeiten in manchen deutschen Seminarien annahm. Ebensowenig lassen sich die Systeme der einzelnen großen Orden, wie des uralten Lehrordens der Benediktiner oder der Jesuiten, gerade als allgemein gültig bezeichnen, wiewohl sie, was die Kunst der Seminarleitung betrifft, durch die eigene hohe Vorbildlichkeit, die stets opfernde Liebe, die edle Humanität, die das Ganze wie ein wohltuender Hauch durchweht, durch das billige Maß freier Bewegung, das sie ihren Zöglingen gewähren, immer höchst segensvoll gewirkt haben. Es gilt auch hier:

> . . . Facies non omnibus una,
> Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum [1].

Ein zu starkes Betonen des äußeren Reglements, wie es namentlich in Frankreich Übung ist, dürfte sich für deutsche Verhältnisse am wenigsten empfehlen; ein französischer Schriftsteller der Neuzeit will sogar in dem äußeren Druck, den die Erziehung in den Kollegien auf die Knaben übt, den Grund finden für den Geist der Opposition, der dort das öffentliche Leben durchdringt. Es ist eben das knabenhafte Sichauflehnen gegen die Ordnung, der Widerspruch quand même, den sie von den Schulbänken her mitbringen. Freilich erinnern auch diese Anstalten häufig eher an eine Kaserne als an eine Familie, die doch das Vorbild für derlei Häuser sein sollte. Wo der echte Geist herrscht, wo der Vorsteher solcher Anstalten es versteht, das Vertrauen der Zöglinge zu gewinnen, das höhere Leben anzuregen, die jugendliche Begeisterung zu wecken, in gehaltvollen Vorträgen große Ideen zu geben, an denen die Seele sich nährt,

[1] . . . Nicht alle mit den nämlichen Zügen,
Ähnlich jedoch, wie es ziemt den Töchtern der nämlichen Mutter.

alle edleren Bestrebungen zu fördern, der in widriger Gier immer mehr sich ausbreitenden Genußsucht zu steuern und jede Regung gemeiner, niedriger Sinnesart rücksichtslos und unerbittlich zu zertreten: da bedarf es nur weniger äußeren Regeln; da ist der innere Mensch gebunden und bleibt sich selbst treu, wenn auch die äußeren Schranken fallen. Denn das Seminar ist eine Bildungsanstalt für das Leben, kein Kloster, der Anfang und die Anleitung zur Selbsterziehung, welche die ununterbrochene Aufgabe unseres Lebens sein soll; was für dieses gut ist, wie z. B. völlige Abgeschiedenheit von der Welt, Mehrung religiöser Übungen usf., würde dort leicht zu Einseitigkeiten führen und zweckwidrig wirken.

Gerade letzteres nun ist der Gesichtspunkt, den die Leiter solcher Anstalten nie aus den Augen verlieren dürfen; das beste Seminar, wenn es nicht Garantien bietet für die Zukunft seiner Alumnen, kann durch die Regelmäßigkeit in der äußeren Erscheinung wohl bestechen, aber es hat seinen Zweck verfehlt. Das Leben ist lang, die Erinnerungen an die Jugendzeit verblassen, die Eindrücke verwischen sich mehr und mehr unter der Flut von neuen Bildern und Aufgaben, welche Beruf und Gesellschaft bringen; der Wille ist schwach, die Stimmung wandelbar.

> Vertuntur species animorum et pectora motus,
> Nunc alios, alios dum nubila ventus agebat,
> Concipiunt [1].

Ist die Bildung des Priesters wichtig, so ist es darum ebenso und in höherem Maße seine Fortbildung.

Wer immer Leben und Streben der reiferen Jugend beobachtet, kann sich einer eigentümlichen Erfahrung nicht verschließen. Es sind oft nur kleine Charakterfehler, dem Anscheine nach von geringer Bedeutung, vielleicht durch sonstige Begabung, wie uns dünkt, hinlänglich aufgewogen, welche die ganze Zukunft des jungen Mannes unfruchtbar machen, wenn nicht vollständig zerstören. Der Kitzel der Kritik, der anfänglich nur geringfügigen Dingen gegenüber sich geltend macht, wächst ins Maßlose aus, während die übrigen Anlagen ruhen;

[1] Vergil., Georg. 1, 426:
Wechselnd ist der Seele Gestalt, es ändert
Sich die Neigung des Herzens so schnell wie die Wolke,
Hin und her getrieben vom Wind.

dieser Mann, in stetem Widerspruch mit allen Verhältnissen und zuletzt mit sich selbst, innerlich ruhelos und verbittert, schafft nichts, wirkt nichts und wird unglücklich, wenn es auch nicht zum Ärgsten kommt und eine allgemeine Skepsis die vordem heiligsten Überzeugungen zerfrißt. Ein falscher Idealismus, oft gerade bei den Strebsamsten, welcher den Boden der nüchternen, praktischen Verstandestätigkeit verläßt und, statt durch gründliches, mühsames, positives Studium sich in den Geist der Kirche hineinzuleben, sich fortwährend nur in dem Kreise der eigenen Anschauungen und poetisch-philosophischen Lukubrationen bewegt, macht sich subjektivistisch und unbrauchbar, wenn auch das Schifflein des Lebens, mit allerlei schiefen Ideen und falschen Vorstellungen beladen, am harten Felsen der unwandelbaren Kirchenlehre nicht scheitern sollte. Das heitere Temperament, die Gaben der Geselligkeit, freundliches, zuvorkommendes Wesen, leichte Erregbarkeit der Phantasie, alles das, was manche selbst zu Lieblingen ihrer Altersgenossen macht, führt zu den traurigsten Katastrophen, wenn nicht strenge Zucht, Willensstärke und fortgesetzte Charakterbildung zu Hilfe kommen. Der Funke Ehrgeiz, anfangs vielleicht nur als ein berechtigter Drang erscheinend, etwas in der Welt zu schaffen und zu sein, treibt allmählich seine Opfer in das Lager der heimlichen oder offenen Kirchenfeinde; denn für einen redlichen, aufrichtigen, mit dem Feinde nicht paktierenden, mit Wort und Tat für seine Kirche einstehenden Mann sind die Aussichten in Deutschland nachgerade ziemlich hoffnungslos. Er schickt sich darum in die Zeiten, kommt nach und nach zur Erkenntnis, daß man bisher die Verhältnisse nicht richtig beurteilt habe, und fast müssen die Katholischen ihm noch dafür danken, daß er in solcher Weise ‚vermittelt' und einem vielleicht noch Schlimmeren den Platz versperrt hat. Der Schein kirchlichen Liberalismus ist gegenwärtig ein wirksamer Empfehlungsbrief und hilft über so manches andere hinweg. Wer denkt da nicht an Tertullians Wort: Nusquam facilius proficitur quam in castris rebellium, *ubi ipsum esse illic promereri est*[1]. Auch kann man wohlfeil, durch Protektion gewisser Schoßkinder des Liberalismus, wie der Fröbelschen Kindergärten oder der Volksbibliotheken, durch bedenkliches Achselzucken, wenn von

[1] Nirgends kommt man so rasch vorwärts als im Lager der Rebellen, wo es schon als Verdienst gilt, daß man da ist.

Infallibilität und Jesuitismus die Rede ist, sich den Ruhm eines gebildeten, intelligenten Mannes verdienen und volle Anerkennung finden. Selbst das Streiten für die Kirche, namentlich wenn es mit häufigem öffentlichen Auftreten verbunden ist, hat seine Gefahren der Zerstreuung, Veräußerlichung und Verweltlichung, um nicht zu sagen der Eitelkeit. Denn wo diese die Triebfeder sein sollte, da wird ein vordem noch so lauter Mund am Ende doch recht schweigsam; jede Leidenschaft hat ihren Preis, um den sie gekauft werden kann. Auch die Frömmigkeit wird straucheln, wenn sie die sicheren Grundsätze der katholischen Askese verläßt, von der kirchlichen Wissenschaft getrennt ist und in selbstzufriedener Gefühlsschwelgerei auf das dunkle Gebiet eines ungesunden Mystizismus sich verirrt; solche Männer konnten lange ihre Bischöfe täuschen, bis die faule Frucht die Natur des Baumes enthüllte.

Der Ordensmann hat seinen Halt an seiner Umgebung und der Regel, welcher er sich nicht entziehen kann. Sie schützt ihn vor vielen Gefahren, da sie diese schon a limine abweist. Serva ordinem, et ordo servabit te[1]. Selbst der Beamte steht unter einer beständigen Disziplin; das Kollegium, in dem er als Rat sitzt, die Oberbehörde, die ihn stets kontrolliert, sind Triebfedern zur Fortbildung. Der praktische Arzt darf im eigensten Interesse die Ergebnisse der neuesten Forschungen in der Heilkunde nicht ignorieren, soll ihn nicht bei der dermaligen rücksichtslosen Konkurrenz der eben von der Universität hergekommene jüngere Kollege überflügeln. Das alles hat der Weltpriester nicht; er steht allein, für seine wissenschaftliche, asketische und amtliche Fortbildung auf sich angewiesen.

Wer soll da helfen? Auch die beste geistliche Regierung vermag es nicht. Denn ein inneres, geistiges Leben läßt sich nicht durch ‚Entschließungen' schaffen; ohnehin ist die Kontrolle so schwer, ja unmöglich. Sie kann entgegenkommen, anregen, ermuntern, gutheißen — die Hilfe muß anderswoher kommen. Selbst von Männern, denen man eine bessere Einsicht zutrauen sollte, kann man zuweilen recht verkehrte Urteile hören. Mußte ich doch einmal aus dem Munde eines Domherrn an der ‚blauen' Donau die gewiß merkwürdige Äußerung vernehmen: ‚Es ist vergebliche Mühe, wenn der künftige Landpfarrer höhere Studien betreibt; was braucht er denn dies

[1] Bewahre die Ordnung, und die Ordnung bewahrt dich.

bei seinen Bauern?' — ‚Gerade da erst recht', entgegnete ich ihm, ‚will er nicht ein Bauer unter den übrigen Bauern sein.' Das Interesse für wissenschaftliche Fragen hält ihn bei allem Mangel äußerer Anregung geistig frisch und schafft ihm ein stilles Heim, wo er so manche Erbärmlichkeiten des Lebens vergißt. Sein ‚pfarrliches Ansehen' wird hierdurch wohl auch nicht geschmälert; denn der gemeine Mann erkennt bereitwillig und selbst mit Stolz die geistige Überlegenheit seines Seelsorgers an, was dessen Anordnungen mehr Nachdruck gibt als alle eifernde Machthaberei; und auch seine Predigten werden sich eher über die Linie des Alltäglichen erheben, wenn die Quellen tiefer liegen, aus denen er schöpft. Der nach oben gewandte Blick zur Betrachtung der ewigen Dinge und die zur Erde gerichtete Tätigkeit, um diese mit dem Lichte des Göttlichen zu durchdringen, bilden die beiden Pole der im Ewigen wurzelnden Menschenseele. Das Gebet soll die Arbeit weihen, die Arbeit soll die Seele stählen, üben in Selbstüberwindung und allen jenen Tugenden, ohne welche eine rechte Arbeit nicht gedeiht. Und da nun einmal die Handarbeit unsere Aufgabe nicht mehr ist, so tritt die Geistesarbeit an ihre Stelle. ‚Du willst nicht arbeiten', sagt einmal Augustinus zu einem Mönche, der seinen Müßiggang mit dem Mantel einer fadenscheinigen Frömmigkeit zu decken suchte, ‚du willst nicht arbeiten, weil du sonst nicht Zeit findest zum Beten; aber zum Essen und Schlafen findest du doch Zeit.' Und der hl. Thomas von Aquin, der doch auch etwas vom geistlichen Leben verstand, setzt das mit dem beschaulichen Leben verbundene tätige der bloßen Beschauung als ein höheres und verdienstlicheres vor.

Auch möchte ich in dieser Geistesarbeit nicht allzu scharf zwischen geistlicher und weltlicher Wissenschaft scheiden. Viele Wege führen nach Rom. Alles Wissen, auch das scheinbar weltlichste, führt zu Gott; für den, der im Zentrum des göttlichen Glaubens steht, gibt es kein Wissen mehr, das nicht, im übernatürlichen Lichte verklärt, eine Stimme Gottes würde an dem Menschengeist; denn alle echte Wissenschaft sucht Wahrheit, die Wahrheit aber Gott. Von so vielen in der Gegenwart wird die Wissenschaft mißbraucht im Dienste der Lüge; ist es nicht eine des Priesters so recht würdige Aufgabe, sie von diesem Banne zu erlösen? und da sie unfreiwillig eine Sklavin des Bösen geworden, sie wieder zur Freiheit der Kinder Gottes zu erheben, daß sie ihrem ursprünglichen Berufe wieder dienen kann,

nämlich den Weg zu ebnen, der zum letzten Grunde aller Wahrheit leitet? Ausgerüstet mit den Schätzen griechischer Wissenschaft, gingen die Väter an das Werk der Entwicklung und Verteidigung des Glaubens; mit den Elementen der römischen Bildung wurde zugleich das Christentum zu den deutschen Völkern getragen. Und zur Stunde noch, wie viele landläufige Einwendungen gegen Christentum und Kirche sind in den Massen verbreitet! ‚Weil die Lüge immer wiederholt wird', erinnert Goethe, ‚ist es notwendig, immer wieder von neuem die Wahrheit zu sagen.' Auch ist nicht zu fürchten, daß in solcher Weise unsere Priester einseitige Gelehrte und zu wenig praktisch würden. Denn alle echt menschliche Ausbildung fügt sich harmonisch ein in das Bild des Christen; sie wird ihn aber bewahren vor allem falschen Pathos, das in Absonderlichkeiten sich gefällt, wie vor jener affektierten Popularität, die eher in ein Bauerntheater als auf die Kanzel gehört. Echte Wissenschaft macht demütig, während die oberflächliche Vielleserei und der Dilettantismus sich in eitler Selbstgefälligkeit von andern gerne bewundern läßt — man denke nur an ci-devant P. Hyazinth, über den mein Urteil bereits lange vorher schon feststand, ehe er noch so schmählich zu Fall gekommen war, nachdem ich seine Predigtweise kennen gelernt hatte. Wieviel Wissensneid und Geisteshochmut birgt sich aber nicht erst recht unter jener sancta rusticitas[1], die schon der hl. Hieronymus so bedenklich findet! ‚Viele', sagt Thomas von Aquin, ‚verachten, was sie nicht wissen und nicht haben; aber das gilt nicht als wahre Demut, sondern nur, wenn einer hat und es doch verachtet, und sich nicht dessen rühmt.'[2]

II.

So haben denn mehrere Priester des Bistums Brixen zum Zweck der Fortbildung des Weltklerus auf dem Wege der Selbsthilfe eine geistliche Genossenschaft gegründet; sie wollen durch Gebet, Beispiel und ermunterndes Wort ein dreifaches Band um sich schlingen, um so eines Sinnes und Herzens nach einem schönen Ideal zu streben. Sie haben ihren Verein dem heiligsten Herzen Jesu geweiht, zum obersten Vorstande den Bischof der Diözese gewählt, zur eigentlichen Leitung einen Präses, mit einer Amtsdauer von sechs Jahren, der von mehreren Vizepräsides, deren Zahl von der Anzahl der Mit-

[1] Heiligen Roheit. [2] In Ep. ad Philem. c. 3, lect. 1.

glieder und der örtlichen Beschaffenheit der Bezirke abhängt, unterstützt wird. Beider Wahl bestätigt der Bischof. Als Mittel zur Erhaltung und Beförderung eines wahrhaft priesterlichen Lebens erkennen sie auf Grund der Pastoralbriefe, der Konzilien, besonders jenes von Trient, und der eigenen Diözesanstatuten die Belebung, Erhaltung und Beförderung des Geistes, des Gebetes und des Studiums.

Unter den Regeln zur Erfüllung des ersten Teiles der von ihnen gesetzten Aufgabe, wozu sie sich frei verpflichten, erscheint mir neben der Übung einer täglichen, wenn auch kurzen Meditation, dem Akzeß und Rezeß vor und nach der heiligen Messe, einer kurzen täglichen Adoration des Allerheiligsten jene sehr wichtig und von vielen Folgen, welche den Mitgliedern, die eigene Haushaltung haben, vorschreibt, mit ihren Hausgenossen täglich abends gemeinschaftlich den Rosenkranz zu beten, oder wenigstens, im Falle von Krankheit oder großer Ermüdung, fünf Ave mit Einlegung der entsprechenden Geheimnisse. Ich kenne hochgebildete Familien, selbst im deutschen Norden, wo dieser Gebrauch eingeführt ist; fromme, liebenswürdige Kinder beweisen den Segen, den diese Übung in das Haus bringt. Der Vater erscheint da in der Tat wie ein Priester inmitten der Seinen; seine Autorität empfängt eine höhere Weihe, und ein frommer, gläubiger Sinn geht über die Umgebung aus. Wenn so der Tag beschlossen wird, wie vielem, was an Leib und Seele verdirbt, ist dadurch nicht gewehrt! Eine weitere Regel verpflichtet zur zweimaligen Beicht im Monate sowie zu den Exerzitien wenigstens jedes zweite Jahr und einem täglichen kurzen Gebete für die Mitglieder. Doch soll immer auf Zeit und Umstände Rücksicht genommen werden.

Die berufsmäßige wissenschaftliche Aus- und Fortbildung halten die Mitglieder der Genossenschaft für Gewissenspflicht und erkennen in einem ernsten, geregelten Studium eine unerläßliche Bedingung zum guten priesterlichen Leben. Sie wollen sich gegenseitig anregen und in der Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten unterstützen, die dann in kirchlichen Zeitschriften veröffentlicht werden sollen. Im Interesse allgemeiner und besonders auch wissenschaftlicher Fortbildung treten sie in größeren und kleineren Konferenzen regelmäßig zusammen; die weniger entfernt wohnenden Mitglieder monatlich zweimal, im Falle der Verhinderung wenigstens einmal. Zweck dieser Zusammenkünfte, der größeren wie der kleineren, sind teils Besprechungen über Askese,

Paſtoration, wiſſenſchaftliche, religiöſe oder ſonſtige bedeutſame Tagesfragen, teils Beratungen über gemeinſame oder private Angelegenheiten, teils wechſelſeitige Aufmunterungen und Bemerkungen über Liturgie, Rubriken, Predigten und endlich auch gegenſeitige Aufheiterung und Erholung. Die Beſprechungspunkte ſollen entweder vom Vizepräſes gegeben oder von den Mitgliedern ſelbſt gewählt werden. Ort der Zuſammenkunft iſt nie ein Wirtshaus, ſondern immer ein paſſend gelegenes Widdum; der betreffende Geiſtliche aber, bei dem die Mitglieder der Genoſſenſchaft zuſammenkommen, iſt gehalten, eine beſtimmte Entſchädigung für die Bewirtung anzunehmen. Man hat, wie uns dünkt, gutgetan, durch dieſes Geſetz, welches der Gaſtfreundſchaft Schranken zieht, die Freiheit der Bewegung und die Zukunft des Vereins zu ſichern.

Ein beſonderes Augenmerk richtet die Genoſſenſchaft auf die Schule; beſonderer Fleiß ſoll dem Unterricht der Jugend zugewendet werden; fromme, begabte Knaben ſoll der Seelſorger für das Studium gewinnen, durch Vorunterricht und Unterſtützung dieſelben in aller möglichen Weiſe fördern und ihnen unausgeſetzt die zärtlichſte Sorgfalt widmen.

Was das äußere Leben der einzelnen Mitglieder betrifft, ſo ſoll nicht bloß den allgemeinen kirchlichen und beſondern Diözeſanvorſchriften gemäß der Beſuch des Wirtshauſes, ſondern auch der unnötige Beſuch von Privathäuſern gemieden werden. Zu kirchlichen Zwecken geben ſie, vorerſt zur Errichtung eines großen Knabenſeminars, einen jährlichen beliebigen Beitrag.

Ich habe die Statuten dieſes Prieſtervereins im weſentlichen mitgeteilt; vielleicht findet man ſich da und dort durch dieſelben zu Ähnlichem angeregt. Wohl läßt ſich ein Bedenken geltend machen. Führt das alles nicht zu einem gewiſſen Separatismus, zu Spaltung und Zerklüftung, Mißtrauen und Entfremdung im Klerus einer und derſelben Diözeſe? Dieſer Gedanke mag den Begründern des Vereins nahegelegen ſein; darum erklären ſie in ihren Statuten, daß die Mitglieder andern Prieſtern gegenüber ſich als wahre Mitbrüder zu benehmen haben, und wollen dem Verdacht, als ſtrebe man etwas Abſonderliches an, durch Verdoppelung ihrer Liebe wehren. Auch können Nichtmitglieder an den Konferenzen teilnehmen, nur müſſen dieſe immer im Geiſte der Sodalität gehalten werden. In einer ſolchen Konferenz, der ich beiwohnen konnte, wurde eine für den

Diözesanklerus sehr wichtige Frage erörtert — die Begründung eines Pensionsfonds für die ‚Defizienten'. Ruhig, maßvoll, eingehend war die Debatte; lange vor Sonnenuntergang befanden wir uns bereits auf dem Heimwege.

Der Diözesanbischof hat im Jahre 1867 die Statuten, ‚nachdem er darüber den Rat einsichtsvoller Männer vernommen', förmlich approbiert, und der Heilige Stuhl die Genossenschaft mit Ablässen ausgestattet. So wird jede Einwendung von selbst hinfällig.

Übrigens, welches in der Folge segensreiche Beginnen hat nicht unter Widerspruch seinen Anfang genommen? Die Rabulisten aus bösem Willen, die Besorgnisse der Furchtsamen, die Kriteleien der Kurzsichtigen, die über ihren Kirchturm nicht hinausblicken, die Verwerfungsurteile der Faulen, denen nur wohl ist, wenn alles bleibt, wie es ist, krochen wie giftige Schlangen um die Wiege jeder großen kirchlichen Institution. ‚Wenn ich alles hätte machen wollen', erzählte einmal Goethe, ‚wie meine Kritiker verlangten, dann hätte ich keine Zeile geschrieben.' Und ein anderer, der nicht irren kann, hat schon längst gesagt: ‚Warum bist du scheelsüchtig, weil ich gut bin?' Hier gilt darum die Mahnung des Dichters:

Non ragionam di lor, ma guarda e passa[1].

[1] Nichts mehr davon; schau hin und geh vorüber.

6. Kirche und Bildung in Tirol.

Glaubenseinheit und Judentum. — Kirche und Kunſt. — Der Klerus und die Schule.

I.

Es iſt ſchwer, irgend etwas über die politiſchen, ſozialen und Kulturzuſtände Tirols zu leſen, ſei es ein vollwichtiges Buch oder ein fliegendes Blatt oder einen Zeitungsartikel, ohne auf die Frage der Glaubenseinheit zu ſtoßen. In vielen literariſchen Erzeugniſſen Jungtirols bildet ſie ein ſtehendes Thema, und man hat nicht Worte genug, dieſes den finſterſten Jahrhunderten entſtammende Statut als eine Ausgeburt roher Intoleranz, pfäffiſcher Borniertheit und Herrſchſucht und als die Urſache alles Verderbens in Tirol vor der gebildeten Welt Deutſchlands anzuklagen. Wenn man die Schriften der älteſten Apologeten, beſonders auch des Oroſius, und Auguſtins Werk De civitate Dei lieſt, ſo wird man unwillkürlich an die Anklagen der Jungtiroler erinnert, denen zufolge, gerade wie die heidniſchen Römer zu jener Zeit dem Chriſtentum alles Unglück, Krieg, Überſchwemmung, Mißwachs, Erdbeben, Mäuſefraß und Verarmung zuſchrieben, die Gegenreformation die Quelle alles Unheils für Tirol geworden iſt. Man denkt aber auch zugleich dabei an das Geſetz Kaiſer Trajans, welches verordnete, daß den falſchen Anklägern ein K auf die Stirne gebrannt werde[1]. Wer müßte nicht der Kirche zürnen, wenn ſie wirklich ſo wäre, wie ſie hier dargeſtellt wird, die mater ferax malorum[2] wäre? ‚Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!‘ — dieſe Worte des Marquis Poſa bilden daher den ſtehenden Refrain in allen derartigen Lukubrationen, auf welche nur zu häufig das Wort des Dichters ſeine Anwendung findet:

Voces inopes rerum nugaeque canorae[3].

[1] Plin., Panegyr. c. 34. K(alumniator), falſcher Ankläger.
[2] Die fruchtbare Mutter des Unheils.
[3] Inhaltleeres Gerede und mächtig tönender Wortſchwall.

Ich bin nicht gewillt, in dieser Frage, die nichts weniger als in einigen kurzen Aufsätzen sich besprechen läßt, mich auf das Gebiet staatsrechtlicher und historischer Untersuchungen zu begeben, wenngleich es sonnenklar bewiesen ist, daß jedem Volke doch das Recht zustehen muß, in seinem eigenen Hause nach seinen Bedürfnissen sich einzurichten, und jeder Fürst die unbestrittene und heilige Verpflichtung hat, verbriefte Rechte zu wahren und Verträge nicht einseitig aufzuheben. Auch will ich nicht auf die zur Stunde noch zu Recht bestehenden Gesetze in so manchen protestantischen Ländern hinweisen, die sich um so weniger rechtfertigen lassen, als sie nicht den seit unvordenklichen Zeiten von der gesamten Bevölkerung bekannten und geübten, mit dem gesamten Volksleben innigst verwachsenen Glauben schützen und hegen, sondern im Dienste eines neuen, durch List und Gewalt eingeführten Religionswesens, und wahrlich nicht mit Zustimmung eines freien Volkes, gegeben worden sind. Aus Buckles ‚Geschichte der Zivilisation', einem sicherlich von Ultramontanismus freien Buche, mag sich jeder, der weitere Belehrung über protestantische Toleranz sucht, hinreichend unterrichten.

Auf einen Segen will ich jedoch hinweisen, den die ‚Glaubenseinheit' für Tirol gebracht hat; hätte sie keine andere Folge gehabt, als daß sie, abgesehen von Bürgerkriegen, dieses Land vor den jüdischen Parasiten bewahrte, so wäre diese Wohltat groß genug, um so manche Härten des Gesetzes auszugleichen. Denn das kann doch wohl kein Verständiger mehr leugnen, daß das Überwuchern des jüdischen Elements eine höchst bedenkliche soziale Krisis hervorrufen muß.

Hätte Professor Dr Egger, und wer ihm zustimmt, bei Land und Leuten in Deutschland und anderswo sich umgesehen, er würde anders urteilen. Sein Buch ‚Die Tiroler und Vorarlberger' ist nicht ohne Geschick gemacht, und Fleiß kann man dem Verfasser auch nicht absprechen. Aber es tut einem in der Seele leid, wenn so eine im Grund gewiß ehrliche Tirolernatur nach Zuständen verlangt, wie wir sie in so vielen Gegenden Deutschlands beklagen, und wie ein verwöhntes Kind das Brot, welches das eigene Haus ihm bietet, wegwirft, um fremdes zu betteln. Daß der Verfasser sein Leben lang aus den Bergen seiner Heimat nicht weit hinausgekommen und sein Liberalismus ein importierter, von zweiter Hand überkommener ist, sieht man dem Buche beim ersten Blicke an. Unsereinem, der

sich in der Welt etwas umgesehen und die von dem Tiroler so sehr beneideten Kulturfortschritte auf ihren echten Gehalt zu prüfen hinlänglich Gelegenheit hatte — auch Eduard von Hartmann hat bekanntlich eine Charakteristik unserer Kulturperiode, namentlich jener in der Metropole deutscher Intelligenz, gegeben, vor der uns abwechselnd ekelt und graut —, kann diese kindliche Unkenntnis der tatsächlichen Zustände nur Bedauern und Befremden erregen. Gebe Gott uns in der Pfalz, in Thüringen, in Franken, in Sachsen, im badischen Lande und in einem großen Teile von Preußen Zustände, wie Tirol sie noch hat! Wenn einmal in der schönen, lebhaften Maria-Theresienstraße zu Innsbruck Straße auf Straße ab die schönsten Häuser den Juden gehören; wenn die reich gewordenen oberen Tausend dieses Volkes aus der Beletage der Wohnungen in der vornehmen Museumsstraße herausseben, und von den zu Innsbruck angesessenen Kaufleuten einer nach dem andern fällt, von der jüdischen Schlauheit und Konkurrenz eingeschnürt und umgarnt; wenn es heißt: Haec mea sunt, veteres migrate coloni![1] — dann freilich, aber zu spät, dürfte mancher Jungtiroler einsehen, daß die landläufigen Phrasen von Intelligenz, Toleranz, freier Entfaltung aller Kräfte usf. doch noch einen andern Sinn haben im Munde anderer — die Möglichkeit nämlich, ein gesetzliches Raubsystem zur Anwendung zu bringen.

Weh! weh! Sie ist zerstört die schöne Welt!
Sie stürzt, sie zerfällt,
Der Zeitgeist hat sie zerschlagen,
Und was wir von Weisheit sagen,
W i r werden zu Grabe getragen.

Der erschreckende Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung, namentlich in Franken, am Rhein, in Preußen, im Elsaß, in dem einst so gesegneten Südbayern, hat nicht zum geringsten Teil seinen Grund in dem Überwuchern jüdischer Unterhändler, welche ihr Netz über ganze Länder geworfen haben. Kann doch in Franken keine Kuh mehr vom Bauer gekauft oder verkauft werden, ohne daß der jüdische ‚Schmuser' den Handel abschließt. Und man sage nicht: Das ist der Bauern eigene Schuld; sie sollen sich von diesem Einflusse des Judentums emanzipieren. Das vermögen sie so wenig auf dem Gebiete des Viehhandels jetzt mehr, als Bontoux' französische Bank

[1] Dies gehört nun mir; ihr alten Besitzer, geht weiter!

in den jüngst verflossenen Jahren gegen Rothschild den Kampf auf die Dauer zu führen vermochte. Der jüdische Ring umschließt jeden immer enger und erwürgt ihn, der zu widerstreben wagt.

Und nun vollends in Österreich, wo das gesamte geistige und wirtschaftliche Leben dem Judentum zu verfallen droht, dürfte es doch hoch an der Zeit sein, statt der Klagen über Ultramontanismus, womit die liberale Presse die denkfaule Menge einlullt, einmal zu der Erkenntnis zu erwachen, welche unermeßliche Gefahr bevorsteht. Ist ja doch die Wiener Börse ganz in jüdischen Händen; unter den 370 Personen, welche in Niederösterreich als Schriftsteller in die amtlichen Verzeichnisse eingetragen sind, befinden sich nur 45 Nichtjuden, unter 2140 Advokaten sind 1024, unter 2488 Besuchern der höheren Schulen Wiens 1038 Juden. Die Benediktiner am Schottengymnasium mußten bekannt machen, daß sie keine Juden mehr aufnehmen können, da die Hälfte ihrer Schüler schon Juden waren. Unter 60000 Zwischenhändlern sind 30000 Juden. Auf dem Journalistentag in Dresden waren von 43 Zeitungsvertretern 29 Juden. Man sage nicht, diese ungesunden Zustände seien Folgen der früheren Unfreiheit; im Elsaß sind die Juden seit fast einem Jahrhundert, in Deutschland seit einem Menschenalter emanzipiert; das Übel ist unter der Ära der Emanzipation nur noch rascher gewachsen, und es ist namentlich das Urteil über Recht und Unrecht im höchsten Grade getrübt worden, bis endlich die Gesetzgebung sich aufraffte, um über die verschiedenen Arten, zu ‚verdienen', ihr Urteil zu sprechen. Übrigens weiß jeder Kenner der Geschichte, daß schon längst vor Christus und dem Drucke, mit dem das Christentum auf den Juden gelastet haben soll, der Schacher ihre liebste Beschäftigung und darum dieses Volk nach dem Zeugnisse des Horatius, Cicero, Juvenal, Tacitus dem noch rechtlich denkenden Römer verhaßt war.

Nach den Ergebnissen der Statistik nimmt allerdings die jüdische Bevölkerung auf dem flachen Lande ab; dagegen hat sie in den größeren Städten in unverhältnismäßiger Weise zugenommen. Das Landvolk ist eben großenteils ausgesogen; in den Städten dagegen ist noch reiche Beute zu hoffen.

Nehmen wir die nachgewiesene höhere Fruchtbarkeit des jüdischen Stammes hinzu, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in nicht mehr langer Zeit die jüdische Bevölkerung den größten Teil des Nationalvermögens an sich gezogen haben wird. Wie die Wasser

abwärts fließen, wie der Magnet das Eisen anzieht, so folgt das Gold physikalischen Gesetzen. Die Mahnung: Help yourself![1] findet hier keine Anwendung, da der einzelne einer durch Blut, Sitte, Religion, Gewohnheit eng verbundenen Gesellschaft gegenüber, die durch mehr als zweitausendjährige Übung jedem überlegen ist, notwendig ohnmächtig bleiben muß. ‚Kann ich die volle Summe nicht gleich schaffen, nun was tut's? Tubal, ein wohlbegüterter Hebräer, hilft mir schon aus', haben schon gar viele von ihnen mit Shylock gesprochen. Auch fällt es vielen Deutschen noch schwer, ‚zu lächeln und immer zu lächeln und doch ein Schurke zu sein'.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache: die Juden sind im Handel, in Deutschland zumal, den Christen überlegen. Doch dies gereicht den letzteren eher zum Ruhme als zur Schande. Es ist dies ein Beweis, daß unser deutsches Volk noch nicht untergegangen ist in der Jagd nach Gold, daß es sich, im ganzen und großen wenigstens, noch seine Ideale bewahrt hat. Gott, Vaterland, Wissenschaft, Kunst, Ehre, Gewissen finden noch einen Nachklang in seiner Seele. Darum ist es denen gegenüber, deren ganzes Sinnen und Denken von frühester Jugend an um den materiellen Gewinn sich bewegt, im Nachteil. Der rechtlich Denkende wird von dem Gemeinen, der Harmlose von dem Schlauen notwendig übervorteilt. Ja, unser Volk ist noch zu ehrlich und zu rechtlich, darum kann es nicht, wie der amerikanische smart man und der Grieche, dessen Treulosigkeit im Altertum sprichwörtlich war, mit dem Juden konkurrieren in den erlaubten und unerlaubten Künsten des Reichwerdens.

Der Antisemitismus ist die blinde Reaktion gegenüber dieser Überlegenheit des Judentums; wie das Wort selbst schon eine unrichtige Bezeichnung ist, so geht er auch irre in seinen Zielen und in der Wahl seiner Mittel. Nur die Erneuerung des christlichen Geistes in uns selbst ist imstande, diese Macht des Judentums mit Erfolg zu bekämpfen, in dem der auf die Verheißung gegründete, durch viele Generationen vererbte Stolz sich verbindet mit der Exklusivität der Rasse. Dagegen sind die Ungläubigen unter den Christen die besten Hilfstruppen jüdischer Machterweiterung; denn der Jude hat, wenn auch in vielen nur noch unbewußt, ein religiöses Prinzip. Dieses

[1] Hilf dir selbst!

aber ist das stärkste von allen; darum wird er den Religionslosen immer überlegen sein.

Es ist vollkommen richtig, daß durch das erwähnte Gesetz es dem Ausländer nicht so leicht gemacht ist, in Tirol Boden zu gewinnen, und es bildet darum in gewisser Beziehung einen Hemmschuh für die aufblühende Industrie. Wer die Schweizer Kantone Zürich, St Gallen, Aargau mit Tirol vergleicht, mag letzteres bedauern, daß es nicht mit rauchenden Schloten, schnurrenden Spindeln und dem ermüdenden Einerlei der Fabriken gesegnet ist; die Schweiz ist darum im ganzen ein reiches Land, und Tirol im ganzen ein armes Land. Doch möchten wir ihm um gleichen Preis nicht Reichtum wünschen. ‚Nicht Reichtümer und Aufklärung', sagt einmal der Reichsfreiherr von Stein, ‚sondern tapfere, reine und fromme Völker sichern die Zukunft der Staaten'; und es ist ein prophetisches Wort, das immer uns das Horoskop zu stellen vermag:

> . . . saevior armis,
> Luxuria incubuit victumque ulciscitur orbem.
> Nullum crimen abest facinusque libidinis, ex quo
> Paupertas Romana perit[1].

Auch hat Tirol noch nicht seine Herden von Fabriksklaven, die, wie die Arbeiter in den englischen Kohlenbergwerken und die Heloten in den Spinnereien, bleich, verkrüppelt und verkümmert und dabei vielfach sittlich verderbt, mit keinem Zuge mehr an ihre Ahnen erinnern. ‚Gottlob!' sagte mir vor Jahren ein Freund, mit dem ich von der Schweiz herüber nach Tirol kam, ‚da begegnen uns doch wieder gesunde, kräftige, schöne Menschen.' Eine Fabrikbevölkerung wird früh oder spät physisch und moralisch entnervt; aus dem Walde, von den Alpen herab, vom Pfluge hinweg sind die Männer gekommen, die, wie Arnold von Winkelried in alter, der ‚Senseler' zu Spinges in neuerer Zeit, ihre Brust dem Feinde boten und für Vaterland und Freiheit gefallen sind. Aus dem Kohlenstaub und der Fabrikatmosphäre gehen keine Andreas Hofer hervor. Was für ein Mannesstolz spricht nicht aus dem Spingeser Liede, diesem Trutzliede der

[1] Iuvenal., Sat. 6, 295:

> . . . es drückt uns
> Schwelgluft härter als Krieg und rächt den bezwungenen Erdkreis.
> Keins der Verbrechen mehr fehlt, kein Laster der schnöden Begier, seit
> Armut schwindet in Rom.

Das Andreas Hofer-Denkmal am Berge Isel.

Bauern[1], welche in der Schlacht zu Spinges am 2. April 1797 ‚mit Gott für Kaiser und Vaterland' kämpften und ganz Tirol von seinen Drängern befreiten!

(1.) Jatz wölln mar gien 'n Franzosen z'gögn gien.
Was hobn sie denn bei uns herinnan z' tien?
Es hat sie einar b'langt,
Mir hobn sie nit verlangt,
So kam aniader Nor,
Fraß ins mit Haut und Hoor;
Dös geaht nit, eja : woll :|
In Tirol.

(5.) Au Mander! schaugt 's Wötter kimmt woltau grob,
Es steigt schon dahear awar blitzblow:
Voarun die Reiterei,
Die Sabel glitzen frei,
Lost nur, es schnöllen schoan
Die Bixn groß und kloan:
Gragg, grigg, gragg, pum : pum :
Um und um.

(8.) Der Damper ob'n, der rotzige Bua,
Er schlöt ihnen frei in Wirbl vorzua:
Bua, du bist miar nit z' hoach,
Dös is dei lötschter Stroach;
Schaug, wia die Drummel kracht,
Ear Burzigagl macht;
Holla, Damperl, ist dir : z' hoaß :
Glück auf d' Roas.

(9.) Beim Saggara, da krefit jo schoan mear
A nuiar Haufn ums Oggal dahear;
Geah Josel, Hans und Veit,
Reibt enk auf die oane Seit,
Greifts die Löttar rücklings un,
Daß koaner fliachn kun:
Und geat ihnen rasch auf d' |: Hax :
Mit der Prax.

[1] Nur bruchstückweise, mit eigentümlicher Melodie, hatte sich das ‚Spingeser Schlachtlied' im Volksmund erhalten. Als man damit umging, die Strophen zu sammeln und durch Druck zu verbreiten, wurde ein Exemplar des Urtextes aus den neunziger Jahren, vielleicht das letzte, gefunden. Durch dasselbe erwiesen sich die mündlich überlieferten Strophen, im ganzen zehn, als echt.

Damit möge man die Gassenhauer vergleichen, wie sie im Jahre 1849 von dem radikalen Gesindel in Baden und der Pfalz gebrüllt wurden.

II.

Unbegreiflich ist es uns, daß Professor Dr Egger die Verarmung des Landes Tirol zum Teil dem Klerus zur Last legt. Wie dies? Leben die Geistlichen vielleicht besonders üppig, verprassen sie den Schweiß des Volkes an wohlbesetzten Tafeln? Die einfache, ja ärmliche Lebensweise der Kuraten ist männiglich bekannt, und auch Dr Egger hat dessen kein Hehl; sie haben in der Regel kaum den dritten Teil der Einkünfte, wie sie in Deutschland eine protestantische Durchschnittspfarrei ihrem Inhaber bietet. Jeder andere Stand in Österreich ist weit besser besoldet, seit neuester Zeit auch das Schmerzenskind des aufgeklärten Philisters, der Schullehrer, namentlich wenn er ‚Schulleiter' ist, wie man in Österreich den Oberlehrer nennt. Auf einer Reise durch das Salzkammergut traf ich in den letzten Jahren einen Kuraten in der dritten Wagenklasse; sein Lehrer dagegen fuhr in der zweiten.

Deswegen, sagt man uns, mehren die Geistlichen die Armut, weil sie den Bauern verleiten, schöne Kirchen zu bauen, und unermüdet für den Schmuck des Gotteshauses sorgen. Das erinnert ja unwillkürlich an die Pharisäer, welche Maria Magdalena anklagten wegen Verschwendung, als sie die Füße des Herrn mit kostbaren Narden salbte. Wen dies ärgert, der gehe einmal nach Thüringen oder anderswohin, so recht in das Herz des Protestantismus: da wird er den Pfarrer in schönem Hause mit wohlgepflegtem Garten wohnen sehen, während das Haus Gottes ein Muster von Geschmacklosigkeit ist, häufig verwahrlost und voll Schmutz. Das ist nun freilich, wie noch gar manches andere, nicht evangelisch, wiewohl sie sich die Evangelischen nennen. Und wer die Briefe des hl. Hieronymus nachlesen wollte, der würde finden, daß man es schon damals, gerade so wie noch heute in Tirol, als die schönste Aufgabe des Geistlichen betrachtete, seine Kirche zu lieben und zu schmücken wie seine Braut. Die tieferen Gründe hierfür habe ich hier nicht zu erörtern; sie liegen im Wesen des katholischen Glaubens und sind in der Liturgie hinreichend klar angedeutet.

Aber selbst von dem rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet sind diese schönen Tiroler Gotteshäuser von höchster Bedeutung und

ihr Einfluß auf echte Volksbildung ungleich größer als jener der Schulpaläste, an deren Erbauung auch in Tirol die Gemeinden sich verbluten müssen. L'église, sagt einmal Guizot, c'est la grande école du respect — Ehrfurcht, Demut, Liebe, Pietät, das ist es ja, was unserem Geschlechte vor allem not tut, und wo anders wird es so oft, so eindringlich, so feierlich, so unter dem überwältigenden Eindrucke göttlicher Sanktion verkündet als eben hier im Gotteshause? In der Schule gewiß nicht; denn da wird nach Systemen gelehrt, die heute offiziell vorgeschrieben sind und morgen zu den Toten geworfen werden. Was der Professor an der Universität vorträgt, hat er etwa aus Kant oder Hegel oder Herbart geschöpft; die Professoren an den Pädagogien und Gymnasien haben es so von ihm gelernt, weil sie darin geprüft werden, und die Lehrer an den Elementarschulen wiederholen getreu, was diese ihnen als unfehlbare Wahrheit beigebracht haben. Nach einem Jahre oder Jahrzehnt kommt ein anderer Professor und mit ihm ein anderes System.

Da ist es doch mit dem Lehramt der Kirche ganz anders bestellt, cuius rex veritas, cuius lex caritas, cuius modus aeternitas[1], wie Augustinus sagt. Gönnt dem armen Manne in seinem engen Tale, mit seinen trüben, kurzen Wintertagen, dem die Last des Lebens schwer auf die Schultern drückt, gönnt ihm doch seine schöne Kirche. Sie läßt ihn vergessen seine saure Arbeit, seine dürftige Nahrung, sein hartes Los in Not und Entbehrung bis zum Tode; sie gibt seinem ganzen Wesen einen idealen Schwung, stellt ihn in die Strömung des Ewigen und verleiht ihm so ein menschenwürdiges Dasein, um dieses so viel mißbrauchte Wort auch einmal am rechten Orte zu gebrauchen. ‚Der Glaube', sagt einmal Goethe, ‚ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt. Der Gläubige nimmt sich seine Zinsen im stillen selbst.' Nein, tausendmal nein, wer dem armen gläubigen Volke seine schöne Kirche rauben möchte, wer die Witwe tadelt, die ihr Scherflein in den Opferkasten wirft, um auch ihren Teil beizutragen und Gott ein Haus zu bauen, wer nicht vielmehr wünscht, überallhin sie zu bauen, wenn es möglich wäre, der hat kein Herz für sein Volk. Von jeder schönen Kirche, wie deren so viele in Tirol stehen, selbst an kleinen

[1] Dessen Königin die Wahrheit, dessen Norm die Liebe und dessen Form die Ewigkeit ist.

Orten, wie Steinach, Sterzing, Bruneck, St Pauls im Eppan, Jenesien, Terlan, Proveis usf. gilt Schillers Wort:

O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!

Einen Mißton empfindet nun allerdings der Fremde in diesen schönen Tiroler Kirchen. Nur selten, wie z. B. in der heimeligen Wallfahrtskirche auf dem Georgenberge durch P. Placidus, hört er verständlich, würdig, erbaulich den Priester vorbeten, namentlich beim Rosenkranzgebet; viel häufiger dagegen so hastig, so unverständlich, so wenig erhebend, daß der eine sich daran ärgert, der andere darüber spottet; daß das Volk es nun geradeso macht, ist die notwendige Folge. Der schönste Schmuck des Gotteshauses ist denn doch die Stimme des Gebetes; nicht lauteres Gold, nicht kostbare Perlen, nicht glänzender Marmor loben Gott so wie der Menschengeist, der vor ihm anbetend sich beugt, zu ihm ruft und verlangt, vor ihm seine Armut und seine Schuld bekennt im Worte des Gebetes. All jenes ist Materie; hier ist Geist; und alle Herrlichkeit der Schöpfung verschwindet vor dem Gedanken im Menschengeiste, dem Bilde Gottes. Der Maler verläßt sein Bild nicht, er hätte denn den letzten Strich getan, der es vollendet; die schönsten, duftigsten Blumen aus ihrem Garten opfert die Jungfrau auf dem Altare; der Mann des Gebetes das Beste, was er hat, sein Wort, in dem das innerste Leben seiner Seele Form und Gestalt gewonnen hat. Und das ist denn in der schönen, ideenreichen Kirche das Schönste und Idealste.

Sollte jemand diese Bemerkung weniger angenehm berühren, der erwäge St Bernhards Wort: Habet vera amicitia nonnunquam obiurgationem, adulationem nunquam[1]. Die Heilige Schrift hat bekanntlich ein sehr ernstes Wort über den, qui facit opus Dei fraudulenter[2].

In ihrer schönen Kirche hat die Gemeinde ein Gotteshaus sich gebaut, aber auch eine Stätte der Kunst, die bildend und veredelnd auf das gesamte Leben zurückwirken muß. Man weist uns auf die Museen und Kunstsammlungen hin, deren Besuch den ästhetischen Sinn fördern soll. Daß diese nicht leisten, was man von ihnen erwartet, ist eine bekannte Tatsache. Nicht einmal dem Städter bieten sie, was sie

[1] Wahre Freunde tadeln sich zuweilen, schmeicheln jedoch nie.
[2] Der des Herrn Werk betrüglich tut (Jr 48, 10).

ſollen, und noch viel weniger den Landbewohnern, denen der Beſuch nur äußerſt ſelten geſtattet iſt. Der Eintritt koſtet in der Regel Geld; der Bauer iſt aber gewohnt, ſeine Kreuzer zu Rate zu halten; und ſelbſt an den Tagen, an denen der Eintritt frei iſt, muß er doch zahlen. Man nimmt ihm eben ſeinen Regenſchirm und Stock ab, und was er ſonſt noch in der Stadt eingekauft hat und mit ſich trägt, und gibt es ihm nur gegen ein Trinkgeld wieder. Da geht nun der Mann aus dem Burggrafenamt oder dem Sarntale oder dem Vintſchgau oder dem Puſtertale in den Sälen des Ferdinandeums umher, läßt ſich an Tagen, die freien Eintritt geſtatten, drängen und ſchieben, um alle die Siebenſachen in Augenſchein zu nehmen, die da aufgeſtapelt ſind. Die Hellebarden, Streitäxte und Büchſen älterer und neuerer Konſtruktion werden ihn am meiſten intereſſieren, vielleicht auch die Kleidungen, Matten und Pfeile der Wilden; bald aber fängt er an ſchwindelig zu werden. Neben einem Chriſtusbild ſieht er nackte Gipsfiguren, die nichts weniger als wie die Mutter Gottes oder die hl. Notburga ausſehen. Er ſchämt ſich bei dieſem Anblick, beſonders wenn er ‚Weiberleut‘ oder gar ſeine Tochter ‚Burgel‘ bei ſich hat; die intelligente Welt ſagt, dieſe Schamröte komme vom Mangel an gründlicher äſthetiſcher Bildung, in Wirklichkeit aber iſt es das natürliche und chriſtliche Schamgefühl, welches durch ſolche Darſtellungen verletzt wird.

Der Mann hat auch vollkommen recht; denn wir ſind Deutſche und keine Griechen, die durch die Athletenkämpfe an den Anblick nackter Männer gewohnt waren. Aber ſelbſt die helleniſche Kunſt in ihrer beſten Periode war keuſch, und erſt mit deren Verfall, als die Plaſtik in den Dienſt ſpätgriechiſcher und römiſcher Lüſternheit getreten war und die Göttin vor dem Weibe zurücktrat, wagte es Praxiteles, ſeine Venus, nach dem Modell der Phryne gebildet, nackt darzuſtellen; wie Plinius meldet, war es ſelbſt für ſeine Zeit noch ein Wagnis. Und auch Cicero würde unſerem Tiroler Bauern den gebildeten Herren und Damen gegenüber recht geben, da er die Schamhaftigkeit, welche verhüllt, als ein officium naturae [1] bezeichnete.

Weiter ſieht der Beſucher verſchiedene Gemälde von berühmten Tiroler Meiſtern, ausgegrabene antike Gerätſchaften, deren Bedeutung er nicht kennt. Vielleicht erholt er ſich wieder beim Anblicke von

[1] Naturgeſetz.

Hofers ‚Amulett'; doch als guter katholischer Christ begreift er nicht, warum man dieses Bildchen, welches die allerseligste Jungfrau mit dem Kinde und an ihrer Seite St Andreas, Hofers Patron, und den hl. Franziskus darstellt, ein Amulett heißt. Er nimmt sich ein Herz und fragt einen nebenstehenden Herrn mit Zwicker, Backenbart und einem dicken roten Buch in der Hand. Der schüttelt den Kopf und gibt keine Antwort: es ist ein Engländer. Er fragt einen zweiten, der recht freundlich aussieht und ein Innsbrucker Bürger zu sein scheint. ‚Ein Amulett', antwortet dieser langsam und sich besinnend, ‚ein Amulett: ja schauen's, da bin ich ganz überfragt.' Da sieht er einen dritten mit großem Bart und goldener Brille, die Leute heißen ihn „Herr Professor'; der muß es wissen, denkt der Bauer und wendet sich an ihn. ‚Ein Amulett', belehrt ihn dieser, ‚ist ein Fetisch oder Götzenbild, das die Wilden zum Schutze gegen Zauberei am Halse tragen.' Und mit einem ‚Habe die Ehre', das er zu seinem Nachbar spricht, empfiehlt er sich. Nun weiß unser Tiroler Bauer erst recht nichts. Der Sandwirt, denkt er sich, war doch kein Wilder, und die heilige Mutter Gottes ist auch kein Götzenbild. Nachdem er herausgekommen, ist ihm von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum.

Und es geht nicht bloß ihm so; auch den oben erwähnten Herren und Damen, von denen jene Vorlesungen über Kunstgeschichte an der Universität besucht, von den Indern, Babyloniern und Ägyptern an bis auf Makart, und diese ‚populärwissenschaftliche' Vorträge gehört haben über Apollo von Belvedere, Laokoon, den goldenen Schnitt und das Schönheitsideal der Alten, sieht man es an, wie sie herzlich froh sind, ihr Pensum hinter sich zu haben; fordert es doch die Bildung, in allen Städten die Galerien zu besuchen, pflichtgemäß zu bewundern, mit Kennermiene hie und da zu tadeln und vor dem Torso des Herkules im Vatikan, den man von allen Seiten mit Zwickern und Operngucken bald näher bald ferner stehend anschaut, in Entzücken zu geraten. ‚Bücher', hat mit Recht Görres gesagt, ‚muß man so viele zusammenbringen, als möglich ist; Bilder und Kunstwerke dagegen so sehr zerstreuen, als man nur kann' — in Kirchen, Rathäusern, auf dem Markte soll man sie sehen, aber nur nicht beisammen wie in einem Wachsfigurenkabinett.

Im christlichen Gotteshause dagegen wirkt die Kunst mit ihrem vollen erhebenden Zauber auf das Gemüt. ‚Alle Religionen nähren

die Kunst', schrieb Canova an Napoleon I., ‚aber keine in solchem Maße wie die katholische.' Es sind die höchsten, erhabensten Ideen, die hier zur Darstellung kommen — Gott, Himmel, Sünde und Erlösung, Zeit und Ewigkeit, das Leben des Heilandes, seiner göttlichen Mutter und aller Heiligen mit ihren Kämpfen und Siegen, ihren Schmerzen und Freuden; in dem Vesperbild, das man in Deutschland vornehmer Pietà nennt, erscheint eine Tragik, tiefer und gewaltiger als in Niobe; Christus am Kreuze und Laokoon — wer möchte sie auch nur in Parallele stellen? Es ist ein dem Beschauer geläufiger Ideenkreis, der hier in Farbe und Stein Gestalt gewonnen hat; so ist er auch imstande, sich ganz in diese Bilder hineinzuleben, sie recht unmittelbar in ihrer überwältigenden Macht auf sich wirken zu lassen. Und so hat die Kunst das erreicht, was sie sein will und soll: eine Sache für alle, populär im edelsten Sinne des Wortes; außerdem wird sie nur noch, aber wahrlich nicht immer zu ihrem Heile, in den Hallen der Fürstenpaläste und allenfalls im Salon des Börsenbarons eine Heimat finden, der für sie, um mit Eduard v. Hartmann zu sprechen, ein Interesse hat wie der Berliner Großhändler für die Posse, die ihn für einen Abend amüsieren muß. Wir sind gewiß keine Verächter der Antike; aber man soll sie studieren, nicht gedankenlos nachahmen. Die Meisterwerke der griechischen Kunst waren dies deswegen, weil Form und Inhalt in ihnen sich deckten; was der Bildhauer darstellte, was der Dichter sang, das lebte in den Anschauungen, Sitten, Erinnerungen des Volkes; die Kunst war ein Baum, tief eingewurzelt im Boden ihrer Heimat, darum trug sie so herrliche und gesunde Früchte. Der moderne Künstler dagegen, der einen Raub der Europa darstellt oder mit mythologischen Szenen sein Gemälde schmückt, steht ganz außerhalb seines Volkes, das dafür gar kein Verständnis hat noch haben kann, ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit; darum ist die deutsche Dichtung der neueren Zeit, im Gegensatze zu jener des Mittelalters, nahezu eine bloße Kunstpoesie geworden, und die bildenden Künste wurden höchstens Gegenstand der Reflexion und der Kritik, nicht aber ein Element der Volksbildung, an dem dieses sich erbauen und erheben konnte.

So bildet die Kirche durch die Predigt den Verstand des Volkes, indem sie ihm die großen Probleme vorlegt, welche den menschlichen Geist von jeher beschäftigt haben, und eine Lösung gibt, zu der schließlich, wie Immanuel Hermann Fichte bekennt, ‚alle Philosophie

zurück muß', soll sie nicht in Materialismus und Pessimismus untersinken. Das Gesetz des Evangeliums ordnet sein Leben und legt mit den unwandelbaren Sätzen der Moral zugleich die dauernden Fundamente für Staat und Gesellschaft, für bürgerliches Wohlsein und Gedeihen. Chose étrange, hat Montesquieu gesagt, la religion chrétienne, qui ne semble d'avoir d'objet que la félicité de l'autre vie, fait encore notre bonheur dans celle-ci. Beim Anblicke dieser idealen Welt, wie sie in den Bildwerken des Gotteshauses uns entgegentritt, fühlt die Seele sich frei und weit und emporgehoben aus den trüben Gründen dieses Erdentals in den reinen Äther großer, weihevoller Gedanken; da vergißt auch der Niedrigste seine Niedrigkeit und der Ärmste seine Armut; denn an dem allem darf er ja seinen vollen Anteil nehmen Tag für Tag. Und da feiert er Feste, hehrer und herrlicher als der König an seinem Hofe. Man muß das Volk sehen, wenn es an einem besonders feierlichen Tage aus seiner Kirche kommt; diese Freude, diese Erhebung hat das Fest ihnen gebracht, das sie im Gotteshause wie ein Familienfest in ihres Vaters Hause gefeiert haben. Und die Erinnerung daran begleitet den Armen auf seinem Heimwege in die enge Hütte und beleuchtet wie ein Sonnenblick die trüben Tage seines Lebens.

Indem der Blick Tag für Tag auf diesen Gestalten ruht, wird das Gefühl für das Schöne, Edle, Maßvolle geweckt und entwickelt; das Auge, das diese Bilder immer vor sich sieht, bereichert die Phantasie mit idealen Anschauungen; der Sinn für Form und Maß wird allem, bis zum einsamen Kreuz am Wege, ein edles Gepräge verleihen.

So ist in Wahrheit manche Dorfkirche ein Kunsttempel geworden; und so mag es sich auch erklären, warum Tirol in neuerer Zeit so viele hervorragende Maler und Bildhauer hervorgebracht hat — ein Koch, Knabl, Defregger, Plattner, Mader, Hellweger, Stolz, Platz haben in ihrer Umgebung die erste Anregung empfangen, wie sie es denn wieder waren, denen Tirol so viel Schönes verdankt.

Auch klage man nicht, daß die Tiroler Kunst eine einseitig religiöse sei. Denn es ist nicht einmal so, und wenn es auch so wäre, so sollte man Gott danken, daß in einem so realistischen Zeitalter, das durch bestechendes Kolorit und das Modell die Ideenarmut und innere Leerheit zu decken sucht, wenigstens in einem Winkel der Erde die heilige Kunst noch Verständnis und liebende Pflege findet. Makart

mit seiner Schule, der Schillers Rezept nur zur Hälfte anwendet, da er zwar die Wollust malt, aber nicht ‚den Teufel dazu', findet Bewunderer und Nachahmer genug; sollte die Kunst nicht mehr ihres erhabenen Amtes walten dürfen, auf dem Wege des Schönen Führerin zu Gott zu sein, den Winckelmann Ursprung und Quelle aller Schönheit genannt hat? Soll sie denn überall erniedrigt werden zur Hetäre im Dienste flüchtigen Sinnenreizes, oder im besten Falle über das Genre sich nicht erheben dürfen? Hat doch die Münchener Ausstellung vom Jahre 1876 in geradezu erschreckender Weise den Verfall der Malerei vor aller Welt kundgetan. Und selbst da, wo einer oder der andere in der religiösen Malerei sich versucht, liefert er doch nicht selten nur ein ungesundes Produkt, seine Arbeit ist gemacht, seelenlos, manieriert, weil ohne tieferes Verständnis und wahre Empfindung, und kann dann nur dazu dienen, die Kunst der ‚Nazarener', wie sie gescholten wird, nicht ohne Grund in Mißachtung zu bringen.

Weil noch wahrhaft religiöse Künstler, hat Tirol auch noch echte religiöse Malerei. Flatz hat in seinem Studio viel gebetet, wie einst Fra Angelico; darum muten uns seine Muttergottesbilder so fromm an. Plattner hat sich mit Liebe in die katholische Liturgie versenkt; darum sind seine Bilder auf dem Friedhofe zu Innsbruck und besonders seine letzte Arbeit, das Te Deum laudamus zu Jenesien, so gedankenvoll und tiefsinnig komponiert, ausgeführt mit Berücksichtigung aller Fortschritte der modernen Technik, ohne doch durch Farbenglanz bestechen zu wollen, kirchlich aufgefaßt, aber frei von archaistischer Manier. Als ich einmal einen Tiroler Künstler in eine bayrische Kirche führte, welche nach ihren architektonischen Verhältnissen nicht unschön, selbst originell ist, aber, mit gelber Küchenfarbe im Innern angestrichen, nichts das Gemüt Erhebendes bot, sagte mir dieser: ‚In eine solche Kirche wird kein Tiroler gehen.' Was aber aus einem Volke wird, das der Kirche entfremdet ist, beweist die Erfahrung. Denn die Schule kann die Kirche nimmermehr ersetzen.

III.

Wirft man einen Blick auf die Tätigkeit der liberalen Ära in Sachen der Schule, so wird man unwillkürlich an jenen italienischen Bauern erinnert, der des süßen Weines etwas zu viel genossen hatte. Als er sein Tier besteigen wollte, um nach Hause zu reiten, fiel er immer wieder herab; ein vorübergehender Kapuzinerbruder sah dies

und riet ihm, zum hl. Antonius zu beten. Das tat denn der Bauer, kam diesmal auch glücklich hinauf, fiel aber gleich auf der andern Seite wieder hinunter. È troppo, Sant' Antonio![1] soll er da vorwurfsvoll ausgerufen haben. Ich bin nun durchaus nicht gewillt, den früheren österreichischen Unterrichtsminister mit einem betrunkenen Bauern zu vergleichen; auch bin ich nicht der Meinung, daß derselbe besonders viel zum hl. Antonius gebetet hat. Aber doch gilt der Vorwurf: È troppo, Sant' Antonio! Es mag sein, daß in früherer Zeit dem Volksunterricht weniger, als gut war, Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet wurde; jetzt aber ist man, wie auch in andern Dingen in Österreich, in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Die Schulgesetze, wie sie im letzten Dezennium (1868) in Österreich publiziert worden sind, haben nicht bloß den Widerspruch der Gemeinden hervorgerufen, sondern sind auch allen Männern von Einsicht und Erfahrung nicht unbedenklich erschienen. Handelt es sich doch wahrhaftig in Schulfragen nicht um experimenta in corpore vili[2], sondern um des Volkes Zukunft, der Seelen Gesundheit und Heil. Die Symptome von Größenwahn, gepaart mit unbeschreiblicher Begriffsverwirrung und Phrasenschwall, wie sie in den letzten Lehrerversammlungen an den Tag getreten sind, haben auch den minder scharf Blickenden die Augen geöffnet. Doch die schwerste Krisis der Schulkrankheit in Österreich ist überstanden, die Bewegung beginnt bereits eine rückläufige zu werden.

Wer in Österreich reist, begegnet da nicht selten Frauenzimmern, von denen er nicht weiß, zu welcher Kategorie er sie zählen soll. Ist es eine Kellnerin höheren Ranges, fragt er sich, die eben aus ihrem Dienst in der Sommerfrische zurückkehrt, oder eine Putzmamsell, die nun für die Wintersaison eine Stelle sucht, oder eine Ladnerin aus einem feinen Geschäft? Endlich findet sich die Lösung: es sind Lehrerinnen, an den Pädagogien von ‚Professoren' gebildet, die hinausgehen, um Aufklärung unter das Landvolk zu bringen. Vollgepfropft mit allem möglichen Wissenskram, den sie ohne Verständnis nur halb und oberflächlich aufgenommen, schickt man diese armen Geschöpfe hinaus, wo sie, einsam stehend, oft ohne Kenntnis des Allernotwendigsten, was zur Führung eines Haushaltes gehört, und vielfach enttäuscht, bald sich unglücklich fühlen müssen. Da denke

[1] Zu viel, hl. Antonius! [2] Versuche an einem wertlosen Körper.

ich denn oft an eine Lehrerin in einem kleinen Orte Nordtirols, die ich kennen lernte; sie ist eine kräftige Person in den mittleren Jahren, gesund und frisch an Leib und Seele. Als Lohn für das ganze Jahr empfängt sie 30 Gulden und ist nebenbei mit Handarbeit beschäftigt. Der Kurat lobte sie außerordentlich; im Katechismus, erzählte er, seien die Kinder vortrefflich unterrichtet; auch Lesen, Schreiben und Rechnen verstehe sie ihnen gut beizubringen. Wer noch mehr lernen wolle, bemerkte er, habe Gelegenheit, im benachbarten Städtchen höhere Kenntnisse sich zu erwerben; künftigen Studenten gebe der Kooperator bereitwillig Unterricht in der lateinischen Grammatik. Ein echtes, praktisches Christentum, setzte er hinzu, sei die Hauptsache in der Erziehung. Naturkunde, Himmelskunde und der übrige Firlefanz passe nicht für das schwache Weibergehirn; es sei ohnehin nichts Rechtes, was sie lernen, und bei der Arbeit im Felde, auf der Weide, im Walde, im Kuhstall gewännen sie mehr praktische Kenntnisse in der Kräuter- und Tierkunde als aus ihren Büchern. Ich konnte dem kleinen, lebhaften Männchen nicht ganz unrecht geben; er wird das aus Erfahrung wohl am besten wissen. Je breiter der Strom der Bildung, desto seichter wird er; und halbe Bildung ist nicht bloß ein widerwärtiges, sondern ein höchst gefährliches Ding. Nur wenige beurteilen sich eben wie Sokrates, den darum das Orakel für den Weisesten unter den Griechen erklärte, weil er wußte, daß er nichts wußte. ‚Toren und gescheite Leute', sagt einmal Goethe, ‚sind beide unschädlich; aber Halbtoren und Halbweise sind die Gefährlichsten.'

Übrigens geschieht für höhere Bildung nirgends so viel als in Tirol. Ganz Bayern, mit über 5000000 Einwohnern, hat nur 34 humanistische Gymnasien; Tirol, das mit Welschtirol noch keine Million zählt, hat deren zehn. Viele derselben sind von Priestern und Ordensleuten geleitet, wie denn Tirol dem Klerus großenteils seine Bildung verdankt. Jungtirol klagt ihn an, als habe er dazu beigetragen, welsche Sprache und Bildung nach Tirol zu bringen, und so den Rückgang des Deutschtums befördert. Von der gegenwärtigen Generation wird sich dies nicht wohl behaupten lassen. Als die kirchlich-soziale Revolution im 16. Jahrhundert auch über Tirol hinstürmte und das Land in seinen Grundfesten erschütterte, waren es allerdings italienische Mönche und Ordensfrauen, deren lebendiger Glaube, fromme Begeisterung, selbstloser Eifer und werktätige Liebe für Tirol ein neues Element der Ordnung und des Bestandes bot.

Aber gerade der Kampf gegen den Proteſtantismus war es ja auch, welcher das Oberinntal und Vintſchgau von dem reformierten Graubünden für immer ſchied, ſo daß das romaniſche Idiom, welches die Brücke des Verſtändniſſes mit den Bündnern bildete, hier vollſtändig erloſchen iſt und die deutſche Sprache eingebürgert wurde. Das Überwuchern der welſchen — italieniſchen und ſpäter franzöſiſchen — Sprache im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert zeigt ſich nicht bloß in Tirol, ſondern machte ſich überall in Europa, ſelbſt an den proteſtantiſchen Fürſtenhöfen, geltend. Auch in Frankreich bildete noch zur Zeit der Frau von Sévigné die italieniſche Sprache und Literatur einen notwendigen Beſtandteil edlerer Frauenbildung, bis ſpäter das Franzöſiſche an deſſen Stelle auch für das Ausland trat.

Es war eben der anfänglich geradezu überwältigende Eindruck der Renaiſſance, der in Literatur und Kunſt zuerſt Italien, dann Frankreich und Deutſchland huldigten mit Darangabe faſt aller Traditionen der Vorzeit. Wenn Bembo nicht gerne die Vulgata las und Erasmus nie mit dem Volke in deſſen Sprache redete, um ſeinen lateiniſchen Stil nicht zu verderben; wenn überall, auch an proteſtantiſchen Höfen, franzöſiſche Sprache, Sitten, Bauten, Gärten gepflegt wurden, italieniſche Baumeiſter im Herzen von Deutſchland ihre Tätigkeit entfalteten zu einer Zeit, als die Reformationsperiode längſt abgelaufen war, und ſelbſt die Paulskirche zu London im Renaiſſanceſtil, das Theater zu Bayreuth, dieſes Kabinettſtück des Rokoko, von dem Italiener Bibbiena im vorigen (18.) Jahrhundert gebaut wurde, ſo beweiſt dies, daß eben der in der Renaiſſance zur Geltung gekommene Gedanke — ob mit Recht oder Unrecht, unterſuchen wir nicht — einen unwiderſtehlichen Reiz für dieſe Jahrhunderte hatte, der in Politik, Literatur, der bildenden Kunſt und im geſellſchaftlichen Leben ſeine mächtigen Wirkungen äußerte, für Deutſchland nicht ohne Schädigung ſeiner Sprache, volkstümlichen Kunſt und Sitte. Auf Jahrhunderte hinaus hat ſie die Anſchauung der Völker beſtimmt, und es war das Werk langer Zeit, vieler Kämpfe und großer Männer, bis für deutſche Kunſt in Bild und Schrift wieder ein Verſtändnis gewonnen ward. Wenn darum der Tiroler Klerus durch eine falſche Geſchmacksrichtung vor Zeiten geſündigt hat, ſo klage man nicht ihn allein an; alle Stände, alle Länder ſind in gleicher Schuld, und damals gerade jene, die das Monopol des guten Geſchmackes zu beſitzen wähnten.

Sollte einer daher den Tiroler Klerus als bildungsfeindlich anklagen, dann würde ich als Gegenbeweis hindeuten auf die Geschichte der Bildungsanstalten und Literatur Tirols. Man zeige uns anderswo ein Gymnasium, an dem zu gleicher Zeit drei Männer wirkten vom Rufe eines Albert Jäger, Beda Weber und Pius Zingerle. Und auch in der Gegenwart sind Männer wie der jüngst verstorbene P. Max Hollaus in Hall, k. k. Schulrat, P. Flavian ebendaselbst, P. Cölestin Stampfer zu Meran, P. Vinzenz Gredler, P. Anzoletti, P. Markus zu Bozen, Direktor Mitterrutzner zu Brixen als Lehrer und Schriftsteller in weiten Kreisen gekannt und hochgeachtet. In Brixen wirkten an der theologischen Lehranstalt vor noch nicht langer Zeit Stapf, dessen Moralhandbuch eine weite Verbreitung hatte, der geistvolle, leider zu früh verstorbene Aloys Meßmer, Gasser, der Mann der Wissenschaft und der Tat, der unvergessene Bischof, und Feßler, dessen Patrologie einen staunenswerten Wissensschatz enthält und eine Fundgrube bildet, aus der alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete geschöpft haben. Die früheren Professoren zu Trient, Joseph Zingerle und Wieser, der noch dort wirkende Professor de Lama, Egger und Zobl in Brixen, und Regens (jetzt Fürstbischof) Aichner daselbst, dessen Kirchenrecht verdientermaßen bei allen Fachmännern auch in Deutschland hohes Ansehen genießt, sind Namen von gutem Klange, freilich jenen unbekannt, bei denen das Wort eintrifft: Latina sunt, non leguntur[1]. Auch an der theologischen Fakultät zu Innsbruck entfalten die gebornen Tiroler, wie P. Wieser auf dem Gebiete der Philosophie, Katschthaler auf dem der Dogmatik, eine rege literarische Tätigkeit, denen wir auch den Kardinal Franzelin zuzählen dürfen, wenn er auch nicht dieser Anstalt seine Lehrtätigkeit gewidmet hat.

Diese wenigen Namen — andere hat Dr Egger selbst in seinem Buche angeführt — mögen genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Tiroler Klerus auch für das Gebiet der Wissenschaft wie für jenes der Kunst Sinn und Verständnis hat. Und dabei sehen wir gerade bei den Besten nicht selten die liebenswürdigste Bescheidenheit, wie sie besonders bei Pius Zingerle in rührender Weise erschien. Es ist wahr, das Literaturbild Beda Webers zeigt manche Mängel. Seine reiche Phantasie hat ihm gleich einem neckischen Kobold manchmal einen Streich gespielt, der dem Historiker besonders schwer an-

[1] Es ist lateinisch, das wird nicht gelesen.

gerechnet wird; sein Stil ist geistreich und gedankenvoll, in volltönendem Pathos dahinwogend wie ein gewaltiger Bergstrom, aber nicht immer einfach und klar genug; nicht selten fehlt ihm gerade das, was den Meister ankündet, das Maß, weswegen die Lektüre seiner Werke auf die Dauer ermüdend wirkt. Aber ein paar Blätter aus denselben dürften vollständig hinreichen, um so manche breite Bettelsuppe der Epigonen zu würzen und kräftiger zu machen. Selbst ‚bäuerische Sitten' hat man ihm angedichtet. Beda war ein häufiger und gerne gesehener Gast auf den Schlössern des Adels und in den gebildetsten Patrizierfamilien Frankfurts; manche einsame Stunde habe ich mit ihm unter vier Augen zugebracht und in ihm nicht bloß einen überzeugungstreuen Priester, sondern auch einen vielseitig und auch gesellschaftlich gebildeten Mann verehren gelernt. Allerdings sprach er nicht den Berliner Jargon, den jetzt die jungen Privatdozenten und Leutnants nachäffen, noch hatte er die Wiener Eleganz; es war eine offene, biedere Tirolernatur, welche die Sehnsucht nach der Heimat nie verwinden konnte.

Nun hat unser Leser hinreichendes Material, um folgenden Satz Eggers beurteilen zu können: ‚Die Gegenreformation verminderte Einsicht und Tatkraft, Selbstvertrauen und Neuerungslust, stärkte den Wunderglauben, bevölkerte die Klöster und vermehrte die Zahl der Feiertage.'

Was den Mangel an Tatkraft betrifft, so dürfte dieser Tadel Tirol am wenigsten treffen: ganz Deutschland lag zu den Füßen des korsischen Imperators, nur Tirol und die ultramontanen Spanier kämpften mit Heldenmut, ohne auch nur zu fragen nach der Zahl ihrer Gegner. Daß das Kloster nichts weniger als ein Krebsschaden für die Gesellschaft ist, sollte Egger hinlänglich bekannt sein, da man protestantischerseits alles aufbietet, um religiöse Genossenschaften, in Deutschland für Frauen, in England auch für Männer, wieder zu begründen; hätte er Deutschland mit aufmerksamem Auge bereist, so hätte er fast in jeder größeren Stadt protestantische Nonnen sehen können. Selbst der protestantische Bischof von Seeland, Martensen, gesteht, daß die Klosteraufhebung ein Schritt zum Sozialismus war und die Herrschaft des Kapitals befestigte. Was aber die Neuerungslust betrifft, welche die Gegenreformation ertötet haben soll, so erinnert dieser Tadel an einen Vorwurf, den einmal Strauß dem Evangelium macht, daß es nur die Armut predige, nicht aber auf die Pflicht

hinweise, den Nationalreichtum zu mehren; als ob nicht der Mensch von Haus aus hinlänglich genug aufgelegt wäre, das Geld zu nehmen, wo er es findet, und das ihm lästige Alte mit scheinbar besserem Neuen, das ihm dienen soll, zu vertauschen! Nicht bloß die Feiertage, auch die Sonntage sind schon lange jenen zu viel, welche für die religiös-soziale und sanitäre Bedeutung und Notwendigkeit des kirchlich geweihten Ruhetages kein Verständnis haben; ihr Ideal bilden die Chinesen, die weder Sonn- noch Feiertage kennen, außer einmal am Schlusse des Jahres; das Resultat sotaner Lebensordnung ist eben auch das Chinesentum. Der Arbeiter ist aber auch ein Mensch und keine bloße ‚Arbeitskraft', die das Kapital ‚ausnützt' und dann wegwirft. Übrigens haben seit mehr als hundert Jahren die Päpste die Feiertage verringert und sind in Rom selbst weniger als in Tirol. Wunderglaube endlich ist kein Aberglaube; den kann Egger bei dem protestantischen Landvolk in der krassesten Weise eher finden. —

Es sind nun (1882) gerade fünfundzwanzig Jahre, als ich mich spät am Abend auf dem Goetheplatz zu Frankfurt von Beda Weber verabschiedete. Den Todeskeim trug er schon, ohne es zu ahnen, in seiner Brust. ‚Ihr in Mitteldeutschland', dies waren seine letzten Worte, ‚habt den Kampf durchgekämpft, die Lage beginnt bereits sich zu klären. Aber mein Tirol muß noch hindurch, schwere Stürme stehen ihm bevor; die ererbte Frömmigkeit und Sitte muß hindurch durch das Feuer der Kritik und sich bewähren. Es wird ein harter Kampf sein, Gott schütze Tirol!'

Este, precor, memores, qua sitis stirpe creati![1]

Es ist ein schönes Wort von Rückert:

Das Volk ist glücklich, des Mannsalter ist durchdrungen
Von unverweltlichen Jugenderinnerungen,
Das immer werdend nie Gewordenes verliert,
Und sich aus eignem Grund stets höher umgebiert.

Gott schütze Tirol!

[1] Nimmer vergesset, ich bitte, des Stammes, aus dem ihr entsprossen!

7. Die Bäder in Tirol.

Die Bäuerlesbäder; Lebensweise in denselben. — Das Wildbad am Brenner. — Meran, Eppan und der Gardasee.

I.

Auffallend dürfte es wohl manchem Leser erscheinen, daß unserem Aufsatze, der die kirchlichen Verhältnisse in Tirol bespricht, eine Beschreibung der Tiroler Bäder folgt. Liegen doch diese Gebiete weit auseinander, ohne jede innere Beziehung. So möchte es wohl scheinen; aber in Wirklichkeit trägt selbst das in der übrigen Welt sehr profane Badeleben in Tirol ein religiöses, katholisches Gepräge, für das katholische Tirolervolk nämlich, von dem wir ja reden. Denn unsere ‚Gebildeten' sind überall dieselben; nur sind jene, welche von Wien herkommen oder in den Tiroler Städten und Städtchen sich nach ihnen zu modeln suchen, was die Roheit ihrer religiösen Anschauungen betrifft, unsern deutschen Aufklärlingen um ein gutes Stück voraus, wenngleich in jeder andern Beziehung ihr geistiger Entwicklungsgang ein ziemlich langsames Tempo bekundet. Dafür liegt aber auch fast überall im ‚Herrstübel' die ‚Neue freie Presse' auf, zum schlagenden Beweis uns ultramontanen Finsterlingen gegenüber, wie man es in Österreich und auch in manchen Tiroler Kreisen doch ‚so herrlich weit gebracht'!

Diese Herrschaft einer ideen- und grundsatzlosen, seichten, durch und durch verjüdelten Presse in Österreich ist es auch, was jede Konversation so langweilig macht; es sind immer dieselben Phrasen, dieselben schiefen Anschauungen und halbwahren Sätze, die man in manchen Kreisen der jüngeren Beamtenwelt aussprechen hört; ein gedankenloses Wiederholen dessen, was am Tage zuvor eine von irgend welcher Partei gekaufte Feder geschrieben hat. Höchst naiv hierbei ist ihre Verwunderung, wenn ein hergereistes Menschenkind aus dem Reich anderer Ansicht zu sein wagt und ihnen nebenbei zu

erkennen gibt, daß es auch etwas von der Welt gesehen und gelernt hat. Dabei haben viele eine fast krankhafte Sucht, die wirklichen oder bloß eingebildeten Mißstände ihres Vaterlandes, besonders aber in dem von den ‚Schwarzen' ganz beherrschten Tirol, in den düsterſten Farben zu malen und einen gewissen Pessimismus zur Schau zu tragen, als meinten sie, es müßte auf dem dunkeln Hintergrunde dieser cimmerischen Finsternis das Licht ihrer Aufklärung desto heller leuchten, und könnten sie nur dadurch dem kritisierenden Ausländer sich ebenbürtig an die Seite setzen, wenn sie womöglich noch bitterer, noch rücksichtsloser verurteilen und verwerfen. Hat ja doch selbst ein im Geruche des Liberalismus stehender Geistlicher, der, von der Regierung subventioniert, in Tirol herumreist und Vorträge über Landwirtschaft hält — die Bauern heißen ihn deshalb den ‚Mistapostel' —, in einer Druckschrift neben manchen zweckmäßigen Vorschlägen und guten Bemerkungen dennoch die so kleidsamen und charakteristischen Leibgurte des männlichen Landvolkes bekrittelt, weil gesundheitswidrig! Man findet diesen wohlfeilen Liberalismus, der an allem nörgelt, alles tausendmal besser versteht, über Volk und Regierung schimpft, sich aber wohl bezahlen läßt und im Amte es sich möglichst bequem macht, auch anderswo; doch nirgends so häufig als in Österreich. So wie hier versteht man es nirgends, seine schmutzige Wäsche vor aller Welt auszuhängen und durch ein paar gute oder schlechte Witze jede gute Regung im öffentlichen Leben, jeden Aufschwung zum Besseren dem Gelächter des leichtfertigen Pöbels preiszugeben. Für ihre Borussomanie aber wäre ihnen zu wünschen, ein paar Jahre unter die preußische Fuchtel zu kommen; die jüngeren Beamten, denen die Regierung das Geld gegenwärtig förmlich nachwirft, würden dann erfahren, daß es sich doch, was sie wenigstens angeht, in Österreich nicht so übel lebt.

Kaum ein anderes Bergland besitzt so viele Heilquellen als Tirol; im Pustertale allein, freilich einem der längsten Tiroler Seitentäler, lassen sich gegen siebenundzwanzig aufzählen. Am bekanntesten wurden in neuester Zeit darunter die Bäder von Innichen, Maistatt, Antholz, Prags. Ehe in den letzten Jahren der Schienenstrang auch dieses Tal dem Verkehr erschloß und außer den Holz- und Viehhändlern nur selten ein Reisender es besuchte, erhoben auch diese Anstalten sich kaum merklich über das Niveau aller ähnlichen Einrichtungen der Art in Tirol. Es waren eben meistens ‚Bäuerlesbäder'. Ein

Badegast aus Kissingen oder Karlsbad würde schaudern beim Anblick dieser allerdings höchst primitiven Zustände; schon der einzige Weg, auf dem er in ein solches Bäuerlesbad gelangen kann, müßte ihm Entsetzen einflößen. In der Regel liegen sie hoch in den Bergen, in einer engen Schlucht, hart am tosenden Bach. Zwei, vier Stunden lang führt der Fußweg bergan, nicht selten ziemlich steil; der Boden ist von Regengüssen zerklüftet, die Wasser nehmen quer darüber ihren Lauf, und wo ein Pflaster sich findet, scheint es eher für die Hufe von Maulesseln als für einen ordentlichen Christenmenschen da zu sein. Welche ursprüngliche, robuste Naturen sind doch das, und was für einen Kern von Lebenskraft müssen diese Menschen haben, die in der Krankheit solche Wege gehen, um Heilung zu suchen! Der größere Teil unseres Badepublikums würde erliegen. Die Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse werden teils von Boten auf dem Rücken teils auf sog. Schleifen hinaufgebracht, d. h. kleinen Karren, die nur an ihrem Vorderteil zwei niedere Räder haben, während das Hinterteil auf einem Schlitten ruht.

Bei alledem oder vielmehr gerade deswegen sind dennoch diese Bäder während der besseren Jahreszeit verhältnismäßig stark besucht; das stärkste Kontingent stellen aber die Bauern aus den umliegenden Gegenden und die Geistlichen; hie und da erscheint auch ein verfeinerter Städter, den die erprobte Heilkraft der Quelle alle Strapazen des Weges überwinden ließ. Gerade dies nun bildet eine ganz besondere Eigentümlichkeit des Tiroler Lebens. In Mittel- und Norddeutschland ist jede Badereise immerhin ein ziemlich kostspieliges Ding, und nur die Wohlhabenderen können sich einen solchen Luxus erlauben; darum sehen wir in unsern Bädern meistens nur die höheren Stände vertreten, unter denen hie und da ein Bäuerlein herumgeht, das auf Geheiß seines Arztes ein Stück Geld daran gewagt hat, dem man aber an seinem melancholischen Gesicht das Heimweh ansieht, und wie unbehaglich es sich fühlt in dieser Umgebung. Man hat eben alle derartigen Anstalten nach der Schablone der großen Bäder eingerichtet, mit Kurhaus, Konversationssälen, Kurmusik, wenn sie auch nur aus einer heisern Klarinette und ein paar lebensmüden Violinen besteht, Table d'hote; ganz besonders aber hat man die Rechnungen, die daselbst gemacht werden, samt den Kosten der unvermeidlichen Bougies und dem Service, das der Herr für sich in die Tasche steckt, zum Muster genommen.

Hier in Tirol ist dies nun gerade umgekehrt. Es tut einem wohl, diese kräftigen, behäbigen Gestalten der Landleute um sich zu sehen. Vielen sieht man es an, daß sie nur hierher gekommen sind, um auf diesen Höhen und in dem kühlen Schatten der mächtigen Tannen ‚Sommerfrische' zu halten. Was des Lebens Notdurft erfordert, ist hinreichend geboten und an Speise und Trank gerade kein Mangel; denn der Tiroler, vorab der Südtiroler, ist hierin das gerade Gegenteil des Schweizers. Hier ist die Nahrung, auch bei den Wohlhabenderen, mehr als einfach; Kaffee, und zwar keiner von der besten Sorte, ein Gebräu aus verschiedenen Ingredienzien, die sie in den Gasthäusern mit dem wohlklingenden Titel ‚Extrakt' benennen, vertritt häufig die Stelle der Mahlzeit. Wer darum unmittelbar aus der Schweiz, abgesehen von den Urkantonen, herüberkommt auf das Tiroler Gebiet, dem stellt sich augenblicklich ein bedeutender Unterschied in der äußeren Erscheinung der Bewohner beider Länder dar.

Die Schweiz ist ein Land der Industrie; der Schweizer im großen Ganzen nüchtern, zurückhaltend, berechnend, sparsam; er weiß den Wert des Geldes zu schätzen und trägt hie und da, namentlich der Zürichbieter, in einer für den Fremden unangenehmen Weise das Selbstbewußtsein des Republikaners zur Schau. Die Tiroler dagegen sind noch wenig von ‚des Gedankens Bläße angekränkelt'; ein ursprüngliches, unmittelbares Gemütsleben schlägt durch in ihrem Charakter, aber nicht ohne eine gute Dosis praktischen Verstandes und selbst Schlauheit; nach Verschiedenheit der Täler wiegt bald das eine bald das andere vor. So dürftig die Nahrung des armen Hirten in den Bergen, so kräftig und ausgiebig ist sie dagegen auf dem Bauernhofe. Wohl hat letzteres seine Schattenseiten; der Welsche kommt mit der Hälfte von dem aus, was der behäbige Bauer aus dem Burggrafenamt verbraucht. Daher, besonders in schlechten Weinjahren, hausen manche schnell ab; der Welsche, von Hause aus ans Sparen gewohnt, ist gleich bei der Hand, den verschuldeten Hof zu kaufen; in Italien sollen eigene Gesellschaften bestehen, welche ihren Landsleuten zu diesem Zwecke Vorschüsse zu billigen Zinsen geben. Ein welscher Bauer erzählte mir voll Verwunderung, daß die deutschen Arbeiter fünfmal des Tages essen; kaum, meinte er, haben sie die Hand an die Arbeit gelegt, so gehen sie auch schon wieder weg zum Essen. Polenta mittags, Polenta abends, in der Frühe ein Gläschen Rosoglio, das, behauptete er, sei hinreichend. Nimmt man hinzu,

daß die Kinder aus gemischten Ehen immer leichter und lieber italienisch als deutsch sprechen lernen, so begreift man das Vorrücken des welschen Elementes in Südtirol. Immer mächtiger drängt es nach Bozen hin, selbst in der Stadt ist ein großer Teil der Arbeiter und Dienstleute welsch, die an dem dortigen Roveredaner Priester Antonini einen sehr tüchtigen und dabei weltklugen Seelsorger haben.

In einem Aufsatze über Tirol wurde als tadelnswert hervorgehoben, daß den Predigern während einer Mission täglich drei Maß Wein gereicht wurden; das ist aber nicht mehr als das tägliche Quantum, das der Dienstbote in Südtirol für sich in Anspruch nimmt; freilich mag es meistens nur von jenem sein, den der Welschtiroler vino piccolo[1] nennt, und ist ein Präservativ gegen die schädlichen Einflüsse der Fieberluft. Der Tiroler gönnt sich etwas und seinen Leuten; daher aber auch diese herrlichen, durch und durch gesunden, kräftigen und lebensfrohen Menschen, denen wir dort begegnen, während in den industriellen Kantonen der Schweiz der Anblick selbst der Landbevölkerung mit ihrer blassen Gesichtsfarbe und weniger gut ausgebildeten Gestalt uns nur zu sehr an die Fabrik erinnert. Die Heilquellen und Luftkurorte in der Schweiz sind in erster Linie für die Fremden bestimmt; ihre Einrichtung und Verwaltung bilden einen Zweig der industriellen Tätigkeit dieses rührigen Volkes, der ebensogut wie Handel und Fabrik Unternehmungsgeist fordert und seine mehr oder minder glücklichen Chancen hat wie jede andere Spekulation. Die vermehrte Konkurrenz, die steigenden Anforderungen des Reisepublikums nötigen die Besitzer, alles aufzubieten, um ihr Haus so komfortabel als möglich einzurichten. An einem der oberitalienischen Seen steht ein Hotel, von einer Aktiengesellschaft gegründet, das während der verhältnismäßig langen Saison täglich 100 Napoleons, demnach fast 1000 Gulden, einnehmen muß, nur um die Zinsen des Etablissements zu decken. Man hat die Kosten seiner Herstellung auf 4 Millionen Franken berechnet, Park und sämtliche Dependenzen mit eingerechnet. Das kann nun freilich nur für die ‚oberen Zehntausend' der Gesellschaft berechnet sein. Die Folgen liegen am Tage. Die in früheren Zeiten so besuchte Wallfahrt zu ‚Unserer Lieben Frau vom Schnee' auf dem Rigi (Regina montium) mußte mehr und mehr verkümmern; im letzten Jahre waren es kaum noch zweitausend Pilger.

[1] Kleinen Wein.

‚Unſer Mutter-Gottes-Berg‘, klagte mir ein treuherziger Kapuziner, ‚iſt jetzt viel eher ein Venusberg.‘ Unſere modernen Hotels haben keinen Platz für arme Pilger. Nur Einſiedeln macht noch immer eine ehrenvolle Ausnahme; doch wie lange noch? Wenn einmal die im Bau begriffene Eiſenbahn vollendet[1] und auch dieſe liebe, ſtille, fromme Stätte hineingezogen iſt in den Strudel des Weltverkehrs, wenn, von der Neugierde getrieben, Genußmenſchen jeden Glaubens und Unglaubens ſich da umhertreiben, um dieſe großartige Betätigung des katholiſchen Sinnes, dieſe rührenden Äußerungen der innigſten Frömmigkeit mit dem Operngucker zu betrachten, denen die mala gaudia mentis[2] auf dem Geſichte geſchrieben ſtehen, wenn ſie ſich auch nicht in ihren Reden offenbarten — dann ſind die ſchönſten Tage für die Pilger dahin.

Die Bäder in Tirol dagegen, meiſtens Eigentum einzelner Bauern oder ländlicher Gemeinden, waren eben nur für die nächſte Umgebung eingerichtet; der Tiroler ſorgte zuerſt für ſich, und bis in die letzten Jahrzehnte herab dachte er nicht von ferne an den Beſuch von Ausländern. So blieben ſie denn auch, nur von den Bewohnern der engeren Umgebung beſucht, in weiteren Kreiſen ziemlich unbekannt. Noch zu Anfang der ſechziger Jahre, auf einer Fußreiſe durch das Puſtertal und Ampezzo, erfuhr ich nur ganz zufällig, durch die Gegenwart ſtädtiſch gekleideter Frauen aufmerkſam geworden, daß an dieſem oder jenem Orte ein Bad ſei, ein jedes äußerſt heilkräftig für wenigſtens ein halbes Dutzend von Krankheiten und Gebreſten. Das iſt nun freilich anders geworden. Seit der Bahnzug über die ſchwindelnde Schlucht der Rienz bei der Franzensfeſte nach Lienz hinabbrauſt, hat ein Strom von Touriſten dieſes Tal überſchwemmt; und mit einer Schnelligkeit, die man kaum dem geriebenſten ‚Hotelier‘ zutrauen dürfte, hat man es, namentlich in einigen der dortigen Bäder, gelernt, den Geldbeutel der Reiſenden zu erleichtern. Die Folge war, daß im letzten Sommer der Zuzug bedeutend mäßiger ward.

Die meiſten dieſer Bäder haben jedoch im ganzen ihren patriarchaliſchen Charakter bewahrt. Freilich iſt es nicht mehr wie in den zwanziger und dreißiger Jahren; da beſtand an manchen Orten das Badhaus aus weiter nichts als aus vier Pfählen, die ein ziemlich

[1] Geſchrieben im Jahre 1874; die Bahn iſt bereits ſeit 1876 in Betrieb.
[2] Böſen Gedanken.

durchsichtiges Dach trugen. Wollte ein Gast sein Bad nehmen, so stand die Wanne, von allen Seiten frei, für ihn unter diesem Schuppen bereit. Der Badwirt hatte jedoch zum Überfluß noch die Gefälligkeit, ihm, während er sich entkleidete, ein an einer Stange befestigtes Leintuch vorzuhalten, bis er die richtige Lage gewonnen hatte und nur noch der Kopf aus der Wanne herausſah, die dann mit Brettern und Tüchern bedeckt wurde. Dann fiel die improvisierte spanische Wand, und der Badegast hatte das Vergnügen, nach allen Himmelsgegenden die Aussicht ungestört bewundern zu können. Dafür betrugen aber auch die Kosten nicht mehr als 4 Kreuzer, Quartier kaum mehr, und Speckknödel mit Kraut gaben ausgiebige Nahrung. Diese Gemütlichkeit nun, die manchem unserer Leser doch weniger zusagen dürfte, besteht meines Wissens nirgends mehr; aber der alte herzliche, religiöse Ton ist so ziemlich überall derselbe geblieben. Die Badegäste betrachten sich wie eine Familie; es ist ein aufrichtiges Teilnehmen gegenseitig an Leid und Freud, die Unterhaltung ungezwungen, heiter, und auch der einfachste Landmann ist nichts weniger als blöde im Umgang. Dabei herrscht noch im allgemeinen ein katholischer, kirchlicher Sinn; das Tischgebet wird nur von den wenigsten unterlassen. Kaum wird ein Bad sich finden, wo nicht täglich wenigstens eine heilige Messe gelesen wird; sie bildet sogar ein wesentliches Element in dem geregelten Gange der Hausordnung. Denn ihr wohnen so ziemlich alle Gäste bei; sie bezeichnet den Beginn des Tagewerkes. Als ich vor einigen Jahren von dem stillen, friedlichen Schalders mit seinem köstlichen Wasser Abschied nahm, bat mich der Wirt dringend, nur noch eine Woche zu bleiben. ‚Denn‘, meinte er, ‚wenn Sie weggehen, haben wir keine heilige Messe mehr; dann ist kein richtiger Tagesanfang und für den ganzen Tag keine rechte Ordnung.‘ Der Mann hatte recht, wohl auch in einem tieferen Sinne, als er es in diesem Augenblicke meinte. Manchen Kaplänen und Klostergeistlichen wird so Gelegenheit, auf ein paar Wochen in die Sommerfrische zu gehen; denn bereitwilligst wird ihnen Wohnung und Verpflegung gegeben schon im eigensten Interesse der Besitzer.

Wie lange noch dies so bleiben wird, wer möchte es sagen? Das Reisefieber hat nun einmal die Kinder des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts erfaßt, und wie eine Völkerwanderung flutet es mit jedem Sommer über die Alpen hin. Ist es die der germanischen Rasse nun einmal angeborne Wanderlust, der geheimnisvolle Zug,

den der Süden für uns hat, oder der erleichterte Verkehr oder gesteigerter Nationalwohlstand oder Mode oder alles dies zusammen, was diese Tausende mit jedem Jahr über die Alpen treibt? Kein Fußbreit Landes bleibt mehr verborgen, kein Berg unbestiegen, kein Tal unbesucht. Mehr und mehr muß alle Eigenart schwinden, vielhundertjährige Traditionen kommen außer Übung und werden vergessen; ist doch in der Schweiz die Volkstracht bis auf die wenigen Reste geschwunden, die wir noch in Unterwalden und dem Berner Oberlande finden. Wie widrig ist es dort, an Sonntagen diese halb städtisch halb ländlich gekleidete weibliche Bevölkerung zu sehen, herausgeputzt nach dem Muster längst vergangener französischer Moden, wobei kein Stück zum andern und das Ganze nicht zu den Gesichtern, Bewegungen und am wenigsten zur Sprache paßt! Wenn mit dem Gewande sich nur nicht auch die Sitten änderten, die Liebe zum väterlichen Glauben und dem heimatlichen Boden, l' ovile bello, dov' io dormii agnello![1] Selbst das heutige Italien, von jeher der Tummelplatz aller Völker, das Ziel der Reisenden aller Länder, muß uns hierin beschämen. Während des sehr zahlreich besuchten Sonntagsgottesdienstes im Dome zu Brescia, dieser liberalsten aller liberalen italienischen Städte, erschienen noch im vorigen Sommer (1873) alle Frauen in der klassisch edeln Nationaltracht, dem schwarzen Schleier über dem bloßen Haupte; nur eine einzige sah ich, es wird wohl eine französische oder deutsche gewesen sein, mit einer Kopfbedeckung nach dem Muster des Turmes von Babel, was geradezu wie eine Karikatur sich ausnahm.

Der moderne Geist, im schlimmsten Sinne dieses Wortes, geht auch in Tirol um und spukt in manchen Kreisen. Reisende aus dem deutschen Norden oder aus dem Lande der Phäaken an der Donau, das schon Aneas Sylvius vor vierhundert Jahren mit so verdächtigen Farben geschildert hat, sind seine Vorboten, andere, nicht selten auch Frauen, dem Reize der Neuzeit folgend oder auch aus Eitelkeit, seine bereitwilligsten Adepten. Selbst in einem ‚Bäuerlesbade' traf ich ihn, in dem jetzt allerdings recht behaglich eingerichteten Ratzes, das so verborgen liegt, so hoch in den Bergen, hinter der viele tausend Fuß hohen Felswand des Schlern und unter dunkelgrünen Tannenwipfeln versteckt, daß man es nicht eher erblickt, bis man davorsteht. So disharmonisch wie der schrillend gelle Ton der Dampfpfeife bei

[1] Die schöne Hürde, drin ein Lämmlein ich schlief.

dem Murmeln des Baches in der Waldeinsamkeit klang der scharfe Jargon eines Touristen aus der Mark hindurch durch die gemütlichen Reden der Leute, die im Speisesaal sich unterhielten; auch eine Emanzipierte war da mit dem Glimmstengel im Munde, den sie nur herausnahm, um, im bescheidenen Bewußtsein ihrer hohen Bildung, Worte höchst geistreichen Inhaltes zu lispeln in einer Sprache, die weder tirolerisch mehr war noch märkisch — was alles meine Lachmuskeln derart in Bewegung setzte, daß Freund Grissemann, Professor aus Brixen, sich bemüßigt sah, mir einen wohlgemeinten Verweis zu erteilen ob solchen ungebührlichen Mangels an Respekt vor Bildung, Intelligenz und rauchender Emanzipation. Und doch hätte ich mich wenigstens jetzt eines Glimpflicheren von ihm befahren dürfen, nachdem ich ihm, dem kühnen, unermüdlichen Bergsteiger, wie ein geduldiges Lämmlein von Tagesanbruch bis in die späte Nacht über hohes Gebirg und durch tiefe Schluchten gefolgt war, ohne daß ein Laut der Klage über Ermüdung oder Hunger oder Schwindel dem ‚Zaun der Zähne' entschlüpft wäre!

Auch die Badbesitzerin, eine Frau aus dem nahegelegenen Dorfe Kastelruth, erschien mir bereits etwas angehaucht von dem Geiste, den die beiden genannten Individuen von sich gaben; denn ihr scharfgeschnittener Mund mit schmalen Lippen und einer ganz ungewöhnlich spitzigen Zunge darin erging sich in bitteren Klagen über die Unkultur des Tiroler Volkes. Doch tut unsere Badwirtin vielleicht nur so, um vor den Fremden den Beweis zu liefern, daß sie wenigstens intelligenzdürstig ist; denn sie unterhält eine recht schöne Kapelle gleich nebenan, und der Kaplan Panizza von Atzwang, zugleich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, erzählte mir, daß er dorthin jedes Jahr in die Sommerfrische gehe, eingeladen von der Wirtin, und als Badkaplan fungiere.

Einen etwas mehr akuten Charakter schien im Laufe des vorigen Sommers der Zusammenstoß des neuen Geistes mit der altehrwürdigen Tiroler Sitte in dem auf einer allerdings höheren Rangstufe stehenden, besonders von Bayern vielbesuchten Bade Obladis nehmen zu wollen. Einige Herren — vielleicht glaubten sie eine besondere Mission dazu zu haben — nahmen Ärgernis an dem dem gemeinsamen Mahle vorausgehenden Tischgebet; auch die aufliegenden Blätter ‚klerikaler' Richtung versetzten sie in eine den Regeln einer richtigen Brunnendiätetik geradezu entgegengesetzte ungesunde Auf-

regung, so daß sie dieselben gerne mit dem Moniteur universel aller Intelligenz in Österreich, der ‚Neuen freien Presse', vertauscht hätten. Statt nun die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und die übrigen in ihrem Tun und Treiben unbehelligt zu lassen, ergingen sie sich in Spottreden und Witzeleien, wie dies eben die bekannte, vielgerühmte Toleranz unserer Liberalen so mit sich bringt. Da wurde es denn immer ungemütlicher in der bisher so harmlosen Baderepublik, bis es zu einer öffentlichen Erklärung kam von seiten eines bekannten ‚klerikalen' Badegastes, Jakob Lindau aus Heidelberg, die, wie ein wohltätiges Gewitter nach langer dumpfer Schwüle, die Atmosphäre wieder reinigte. Unsere Generalpächter der Intelligenz waren eben an den Unrechten gekommen; sie hielten es daher für gut, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und ihren Wanderstab weiterzusetzen, um aufmerksamere Ohren für ihre hochweisen Sprüche zu suchen — was ihnen auch ernstlich zu raten war, sintemal die Leute von Unterladis so hartnäckigen Sinnes und unbeschnittenen Herzens sind, daß sie nicht bloß dieses ihren Lehren verschlossen, sondern, was empfindlicher gewesen wäre, auch die Schranken ihres Gemeindewaldes zu schließen drohten — des einzigen Spazierganges im Bade oben —, wenn der Unfug noch länger dauern sollte.

II.

Unter den verschiedenen Bädern verdient das ‚Wildbad am Brenner' durch seine Lage wie sein Alter und die damit verbundenen Stiftungen unsere Aufmerksamkeit. Ehedem ein ‚Bäuerlesbad', hat seit Eröffnung der Südbahn die Frequenz von Jahr zu Jahr sich gehoben, und es ist auf dem besten Wege, den großen Anstalten dieser Art sich ebenbürtig zu gestalten.

Ein viele Räume umfassendes, nach drei Richtungen im Tale sich hinstreckendes Gasthaus, jetzt bereits zur Hälfte fertig und bewohnt, wurde gebaut, um den höheren Ständen entsprechendes Unterkommen zu bieten und den feineren Lebensgewohnheiten Rechnung zu tragen. Da das Ganze Eigentum der Stadtgemeinde Sterzing ist, so trägt es den stolzen Namen ‚Sterzinger Hof', während die beiden älteren Häuser, in denen die Dii minorum gentium wohnen, bis jetzt noch anonym sind; doch findet auch hier sich ganz wohl versorgt, wer keine großen Ansprüche macht — freilich hörte ich einmal selbst in Ferleiten mixed pickles verlangen — und den Umgang mit den

‚minderen‘ Leuten, den einfachen, natürlichen Menschen aus dem Bauern- und Bürgerstande, dem bereits etwas gespreizten Tone im ‚Hof‘ vorzieht. Diesen haben nämlich die Engländer unglücklicherweise auf ihren Entdeckungsreisen auch schon gefunden und zugleich mit vereinzelten Russen sich wenigstens vorübergehend häuslich daselbst niedergelassen, was, wie ich vermute, vielleicht Ursache ist, daß der löbliche Magistrat von Sterzing die Preise etwas in die Höhe schraubte; denn der Engländer schätzt ja bekanntlich nur das, was um schweres Geld zu haben ist. Andere dagegen sagen, wegen der Kürze der Saison (Juli und August) könne man es nicht anders machen, sollen die Sterzinger nicht zu Schaden kommen. Welche dieser Meinungen die richtige ist, kann ich aus mangelnder Einsicht in den Sachverhalt nicht entscheiden; ich bemerke nur, daß die letztere bis jetzt die amtlich rezipierte ist. Nur wäre zu wünschen, daß der löbliche Magistrat auch noch für ein oder das andere Blatt Sorge trüge, schon der Abwechslung halber; denn es gehören doch nicht alle Badegäste zu der Klasse jener Wiener, welche die ‚Neue freie Presse‘ als Orakel verehren; hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die gewohnt sind, von Zeit zu Zeit auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Jene freilich lesen ‚immer nur im eigenen Brevier‘, und es ist in der Tat rührend, zu beobachten, wie sie, wohin immer sie reisen, dieses Blatt und vielleicht noch die Münchener ‚Allgemeine Zeitung‘ als Kompendium aller politischen, nationalökonomischen, philosophischen und vorab theologischen Weisheit sich nachsenden lassen, mit heißer Sehnsucht erwarten und, ist es endlich angelangt, mit wahrer Andacht sich hineinversenken. Auch eine kleine Handbibliothek, nicht aus Romanen, wohl aber aus guten Atlanten, historischen, statistischen, geographischen und geognostischen Werken über Tirol bestehend, sollte vorhanden sein; denn der Mensch lebt doch nicht vom Brot allein, zumal wenn der Wein, der dazu kommt, wie in diesem Sommer, das angeborne Verlangen nach Besserem und Edlerem in des Menschen Brust nicht stillt.

Das Brennerbad liegt 4300 Fuß (1637 m) über dem Meere, eine halbe Stunde vom Ursprunge des Eisack und der Sill, der Wasserscheide zwischen den Po- und Donauländern, da, wo die von Norden kommende, nur allmählich von der Jochhöhe aus sich senkende Straße rascher nach Süden abzufallen beginnt; das Tal ist eng, rechts und links steil aufsteigende und mäßig bewaldete Berge hemmen die Aus-

ſicht; bald iſt es der kalte (Nord-) Wind bald der warme (Süd-) Wind, welcher hindurchſtreicht, bald kämpfen ſie lange, bis der eine oder andere die Oberhand gewinnt. Aber immer iſt die Luft ſtark bewegt, ſelten im ganzen Jahre ein windſtiller Tag, die Kälte deswegen empfindlicher als anderswo auf gleicher Höhe; ‚derowegen‘, ſagt mein Gewährsmann — der Verfaſſer des Büchleins: Kurtzer Inhalt und Unterweiſung, wie nemlichen das alt und wohlberühmte Kraft- und Tugendwürckende alſo genannte Heylbrunner oder Brenner-Baad in der Fürſtlichen Grafſchaft Tyrol entſpringend, von denen Baad-Gäſten fürſichtig beobachtet und nächſt Göttlicher Hülf nutzlichiſt ſolle gebraucht werden. Allen Patienten dieſer vorhabenden Cur zu Lieb, das vierte mal in Druck aufgelegt. Zu Ynsbrugg 1759 — ‚derowegen zu ſolcher (Winters-) Zeit dieſer Berg vielmehr der Frörer, als der Brenner ſollte benamſet werden‘. Die Etymologie dieſes Namens wiſſen nun freilich die Gymnaſiaſten zu Innsbruck und Brixen jetzt beſſer als unſer ehrwürdiger Badearzt von 1759, und mancher von ihnen iſt nicht wenig ſtolz darauf, ein Abkömmling jener Breuni oder Brenni zu ſein, welche Horatius und Plinius erwähnen, aber nichtsdeſtoweniger bleibt er doch den größten Teil des Jahres hindurch ein ‚Frörer‘. Wunderbar belebend wirkt die reine, kräftige, würzige Luft; alle Bewegungen werden leichter, die Glieder elaſtiſcher, wir fühlen uns wie verjüngt. Die Therme ſelbſt, in ausgiebigſter Fülle aus dem Gefels ſprudelnd, hat 18° R. Die chemiſche Analyſe derſelben wurde erſt vor wenigen Jahren vorgenommen und iſt der Befund auf einer im Speiſeſaal des ‚Sterzinger Hofes‘ ausgehängten Tabelle zu leſen. Was ihre Wirkungen betrifft, ſo ſchildert ſie unſer treuherziger Fachmann von 1759 alſo: ‚Dieſes Heyl Waſſer führet in ſeinen Mineren, ſowie von verſchiedenen hochgelehrten Herren Medicis in den Proben und vernünftigen Erweiſungen erſchienen und bewähret worden, auch deren, ſo daſelbſt gebadet, bekannte und würkliche Erfahrnuß berichtet, einen guten Teil Galmey, etwas wenigers Schwefel und Niterſatz; dannenhero die Kraft, mittelmäßig zu wärmen, mehrers zu trücknen, zu zertheilen, an ſich zu halten, zu ſäubern und zu heylen bekommen. Dienet derowegen nicht allein denen äuſſerlichen, ſondern auch etlichen innerlichen kalt und feuchten Krankheiten, und daher entſtandenen Zufällen ꝛc.‘ (folgt eine lange Liſte von Schäden und Leiden).

Noch bis vor wenig Jahren war das Brennerbad in der allerursprünglichsten Verfassung. Viele kamen, wie auch jetzt noch geschieht, mit eigenem Bettgeräte; ein Säckchen Gries und Mehl, um sich selbst die Nahrung zu bereiten, bildet bei den Landleuten ein wesentliches Erfordernis zum Antritt der Badereise. Zu diesem Zwecke befindet sich im Badhause eine Küche mit mehreren Herden zum Selbstkochen. Die Wannen sind bei den Freibädern nur durch Vorhänge, bei den übrigen durch einen hölzernen Verschlag voneinander geschieden; aber auch diese sind bis auf wenige, die man dadurch der Zivilisation etwas näherbringen wollte, nach oben offen, darüber das Dach. Gerade dies fand ich sehr angenehm; man wird nicht durch den aufsteigenden Dampf belästigt, da dieser in dem nach oben offenen Raume nach allen Seiten einen Ausweg findet. Im ‚Sterzinger Hof' dagegen sind die Badezimmer ganz nach dem Muster ähnlicher großer Anstalten eingerichtet und selbst heizbar. Das Faktotum des Bades war bis in die letzten Jahre ein frischer Bursche aus der Gegend mit klugen Augen, sehr viel praktischem Verstand und bedächtiger Rede; überall sah man ihn in der standesgemäßen Kleidung, in reinlichen Hemdärmeln und weißer Schürze. Badapparat, Finanz und Polizei waren ihm unterstellt; dabei war er auch Küster und betete jeden Abend in der Kapelle beim gemeinsamen Rosenkranze vor, was regelmäßig vor Sonnenuntergang stattfindet, im Beisein vieler Badegäste. Wie er heißt, weiß ich nicht; alles nannte ihn vertraulich nur mit dem Vornamen. Nachdem das Brennerbad seit dem letzten Jahre einen höheren Rang gewonnen hat, mußte auch ein klingender Titel geschaffen werden. Jetzt ist unserem guten ‚Martl' ein ‚Inspektor' vorgesetzt, an welchen er seine souveräne Gewalt abzutreten hatte. Badearzt ist der Gerichtsarzt zu Sterzing.

Wie gründlich man in den ‚Bäuerlesbädern' es nahm mit dem Baden, beweist die bereits erwähnte ‚Unterweisung'. ‚Den ersten Tag anfangs', mahnt sie, ‚soll man über zwei Stund nicht baden; hernach mit einer halben Stund zunehmen, bis man zu soviel Stunden kommet, als die Leibs-Kräfte vertragen mögen.' So saßen denn die guten Tiroler, wie es auch jetzt noch zuweilen vorkommt, den ganzen Morgen in der Badewanne; zur Kurzweil führen sie über die Verschläge hinweg recht laut miteinander allerlei unterhaltende Gespräche über Zustände und Leute, so daß der Fremde bald Gelegenheit er-

hält, eine ganz amüsante Charakteristik seiner eigenen Person zu hören; früher wurde während des Badens gemeinsam der Rosenkranz gebetet, denn im ‚Allerhöchsten Namen', sagt mein Gewährsmann, ‚muß solche Cur angefangen und beschlossen werden'. Bis in die jüngste Zeit wurden auch die Männer von Badmägden bedient; diese wickelten den Badenden, war er in die mit Brettern bedeckte Wanne gestiegen, sorgfältig mit großen Tüchern derart ein, daß nur der Kopf freiblieb; zur Regelung der Temperatur bildete ihre Hand das Thermometer. Nichts bewies mir so sehr die frühere Einfalt und Sittenreinheit dieser Älpler als gerade dieser Gebrauch; je keuscher ein Volk, je lauterer seine Phantasie, desto unbefangener und natürlicher der Verkehr der Geschlechter; nur in der ungesunden Atmosphäre eines von der Sünde angefressenen Volkes entwickelt sich jener widerliche, weil unnatürliche Auswuchs der Prüderie, die nur den Schein, nicht die Sache flieht und nichts mehr mit seinem rechten Namen benennen will. Allerdings, wo die inneren Schranken gebrochen sind, müssen strenge äußere Formen sie ersetzen. So hat man denn neuestens auch auf dem Brenner für Männer nur männliche Diener; der meinige war ein Schullehrer aus der Nachbarschaft, der im Winter die jungen Tiroler Staatsbürger in die Wissenschaften einführt, im Sommer dagegen als ‚Badreiber' angestellt wurde. Da er manche halbe Stunde an meiner Badewanne saß, mit der redlichen Absicht, mich zu unterhalten, so hatte ich volle Gelegenheit zu erfahren, wie eng der Gesichtskreis ist, in welchem der Tiroler durch den ‚klerikalen' Despotismus gebannt bleibt. Von dem ‚Lehrer der Zukunft' wußte er noch gar nichts; was ‚die Emanzipation der Schule von der Kirche' sei, verstand er nicht einmal; und als ich ihm erklärte, was eine konfessionslose Schule bedeute, von der das Heil der künftigen Generationen abhängen soll, ging ihm vor Schrecken die Tabakspfeife aus. Sein ganzes Erziehungssystem bestand in den Worten: ‚Wenn nur meine Kinder fromm und fleißig sind', was offenbar eine recht reaktionäre Gesinnung und einen längst überwundenen Standpunkt kennzeichnet.

Das Bad selbst, wahrscheinlich schon in ältester Zeit bekannt und besucht, ist im Jahre 1606 von dem ‚Wohl Edlgebohrnen Herrn Zacharias Geizkofler von und zu Gaillenbach auf Haunßhaimb, Ritter und Ihro Röm. Kayserl. Maj. Rudolphi II. ꝛc. ꝛc. auch beeder Churfürstl. Durchl. Ertz-Hertzogen zu Oesterreich Ferdinandi und

Maximiliani ꝛc. ꝛc. im Leben geweſter Rath ꝛc., wiederum erbauet und reſtauriret worden.' Zacharias Geizkofler war ein älterer von den elf Brüdern des in neueſter Zeit bekannt gewordenen Lukas Geizkofler; dieſer, von welchem wir eine Selbſtbiographie, herausgegeben von Wolf (Wien 1873, Braumüller), beſitzen, welche neben der Geſchichte ſeines vielbewegten Lebens — er lebte zu Paris als Student während der Bartholomäusnacht — anziehende Beiträge zur Sittenſchilderung jener wilden Zeit liefert, ſtarb als Fuggerſcher Rat und Anwalt. Ihr Vater war Bürger und Gutsbeſitzer zu Sterzing, das in früherer Zeit durch ſeinen Bergbau eines blühenden Wohlſtandes ſich erfreute. Zacharias Geizkofler war ſeinem alten katholiſchen Glauben treu geblieben und nicht abgefallen wie ſein Bruder Lukas, Bürger der lutheriſchen Reichsſtadt Augsburg. Und daß ſein Glaube für ihn keine tote Formel war noch von weltlichen Rückſichten beſtimmt, vielmehr in Liebe wirkte und echter Humanität, beweiſt das Werk, welches er ſchuf und das noch fortdauert. Er ſetzte nämlich nicht nur das Bad von neuem inſtand, ſondern verband auch eine wohltätige Stiftung damit; darum bewahrt die Sakriſtei der Badkapelle ſein Bildnis — ein regelmäßiges, ausdrucksvolles Profil (er ſtarb im 58. Lebensjahre), und eine Marmortafel über dem Eingange zum alten Badhauſe meldet:

Aspice Viator et Deum lauda
In rigidis illis ac olim inhospitis tesquis
Ubi cautes et montium iuga coelo imminent
Ubi feris potius latebras quam hominibus
Habitationem molitam esse naturam dixeris
Zacharias Geizcofler
A Gailenbach in Haunsheim
Eques auratus D. Rudolfi II.
Rom. Imp. a Consil.
Fumantes latices terra obrutos
Et frigido affluente turpatos
Aperuit mundavit ab hoste suo distinxit
Et in hunc usum dedit
Adiectis commoditatis gratia hospitiis
Et ad sustentationem pauperiorum
Quotidiana stipe.
Vos qui hic salutem quaeritis
Pro salute instauratoris
Et posteriorum eius vota facite

Ita vos et bonos omnes respiciat salus
Extr. anno sal. hum.
MDCVI.

Seine Stiftung besteht noch. Und so sehen wir denn, wie einst am Teiche Bethesda, tagtäglich an der sonnigen Südseite des alten Badhauses, das mit Bänken versehen und durch eine Galerie gedeckt ist, Arme, Bresthafte und Kranke weither aus dem Lande versammelt. Auf das Zeugnis der Ortsgemeinde ihrer Heimat hin haben sie freies Bad und Obdach, ein Plätzchen an einem der drei großen Herde in der allgemeinen ‚Kuchel' je nach der Reihenfolge, wo sie von dem von ihnen mitgebrachten schwarzen Plenten (Buchweizenmehl) sich ihre Suppe kochen können; Holz zur Feuerung und das Salz zur Suppe reicht die Stiftung. Bei ihrem Weggange erhalten sie obendrein ein kleines Zehrgeld, etwa einen halben Gulden. Ist das nicht rührend schön, ein wohltuend anmutendes Denkmal echt katholischer Liebe zu den Armen? Welch ein Gegensatz zu unsern modernen Badeanstalten, wo ein weniger gut Gekleideter schon deswegen beinahe Gefahr läuft, durch die Polizei von dem Kurplatze weggewiesen zu werden, wie dies noch in neuester Zeit zu Kissingen geschah! Sie mögen sich getrösten, die Armen, denn auch die ‚Schwarzen' sind, wie wir jüngst gesehen, an diesen Orten selbst ihres Lebens nicht mehr recht sicher.

III.

Doch auch Tirol hat seine Kurorte modernen Stils. Wir erinnern an Meran, das viel genannte und zahlreich besuchte, mitten in einem Ring von Burgen, von den feingeschwungenen Linien der Mendola begrenzt, über dem üppigen Grün der Rebhügel, aus denen das dunkle Rot der Traube leuchtet, die in heißer Sonnenglut heranreift zur Labung für die kranke Brust. Doch soll in letzter Zeit der Spekulationsgeist hier zu stark gearbeitet haben, so daß die Bilanz zwischen ‚Angebot und Nachfrage' bedenkliche Schwankungen zu zeigen beginnt. Nicht weit davon die Etsch hinab liegt Gries mit seiner weichen, milden Luft und warmem Sonnenschein, wo eben eine Aktiengesellschaft großartige Bauten ausgeführt hat. Auch Eppan ist in den letzten Jahren mit eingetreten in den Wettstreit als Luftkurort. Auf mäßig hohem Mittelgebirge gelegen, ist die Luft hier frischer als in den zum Teil von Fiebern heimgesuchten Orten des Etsch-

tals; über den Kranz von sieben Schlössern, darunter das kühne Hohen-Eppan, die malerische Ruine von Boimont, die das Auge von einem Punkte aus überschaut, reicht der Blick weit hinaus bis zu den Gebirgen des Passeiertals. Ein Bild von überwältigender Größe erscheint vor uns vom Kalvarienberge aus auf der Gleif (clivus?): gegen Osten nach den im Lichte der Abendsonne warm glühenden Dolomiten des Fassatales, gegen Süden nach dem bereits von den blauen Abendschatten umflorten Tale der Etsch bis weit über Trient hinab, gegen Norden über Bozen hinweg nach den leuchtenden Gipfeln des Schlern und Rosengarten. Dazu die herrliche, von dem trefflichen Pfarrer Frhrn A. v. Giovanelli unter vielen persönlichen Opfern stilgerecht restaurierte, reich und geschmackvoll ausgestattete gotische Pfarrkirche zu St Pauls; Kaltern auf freundlich sonniger Höhe hoch über dem stillen, melancholischen See mit seinen geräumigen, in der edeln Form der Arkaden und Fensterbogen Wohlstand und Geschmack verratenden Häusern, einem gewissenhaften, unterrichteten Klerus, höflichen und verständigen Beamten, freundlicher und guter Bewirtung im weitläufigen Gasthaus zum ‚Rößl' und manchem Ansitze, in dem noch ein wahrhaft adeliges Geschlecht wohnt. Glücklich, wer hier sein Heim gefunden!

Arco in Welschtirol, wo ein Glied des österreichischen Kaiserhauses eine liebliche Villa sich erbaut und einen Kreis edler Familien um sich gesammelt, ist von den Ärzten als Winteraufenthalt für Leidende neuestens warm empfohlen worden. Mit Recht; der Genius Italiens, der dieses Land so reich ausgestattet, scheint hier wie zum Abschiede noch einmal alle seine Schätze in verschwenderischer Fülle ausgeschüttet zu haben:

. . . Extrema per illos
Excedens terris vestigia fecit.

Wenn der Wanderer am einsamen Loppiosee vorüber über wilde Felstrümmer nach Nago und zum Monte Brione gelangt ist, liegt das herrliche, reiche Land wie ein Juwelenkästlein vor ihm da. Gen Süden das reine, lichte Blau des Gardasees zwischen den hoch aufragenden Wänden des Monte Baldo und den saftig grünen Zitronengärten am steil ansteigenden westlichen Ufer, ein für den Nordländer überraschender Anblick; nur am Albanersee und dem träumerischen See von Nemi sowie an dem kleinen See von Santa Croce im Venezianischen, auch am Achensee, sah ich ein gleiches Blau;

Arco gegen den Gardasee.

unsere bayrischen und Schweizer Seen, selbst der so reizende Comersee, haben eine weniger reine, mehr ins Grünliche spielende Färbung. Weiter gegen Nordwest die Gebirge von Judikarien, deren Ausläufer malerische Schlösser aus dem Mittelalter krönen, gegen Norden auf einem hohen Fels, der das Bild abschließt, die Ruine des Kastells Arco. Im Tale der Sarca, zwischen Riva am Nordende des Sees und Arco, reifen die edelsten Früchte des Südens; über das glänzende, frische Grün des Feigenbaumes und Weinstocks legen sich wie ein leichter Schleier die feingeschnittenen, silbergrünen Blätter der Oliven. So ist, von allen Seiten vor den Winden geschützt, das Städtchen nur gegen Süden offen, von wo der täglich von 10 Uhr bis gegen Abend wiederkehrende Wind das Tal bestreicht und selbst an den heißesten Tagen die Luft erfrischt. Und damit der Deutsche an italienischer Sprache und Sitte keinen Anstoß finde, ist in dem Kurhause die Bedienung und Lebensweise auf deutschen Fuß eingerichtet.

Übrigens schwinden die vielen Vorurteile, die fast jeder Deutsche nach Italien anfangs mitbringt, sehr leicht, hat er nur Zeit und Gelegenheit, sich in italienische Sitten und Eigenart hineinzuleben. Beweis dessen ist ja doch, daß alle, wessen Standes sie immer sind, auf niederer oder höherer Bildungsstufe stehend, wenn sie länger in Italien gelebt haben, dieses Land so lieb gewinnen und eine bleibende Sehnsucht danach in die Heimat mitnehmen. Erst jüngst sagte mir eine Frau, die in dienender Stellung längere Zeit in Verona und Mailand zugebracht hatte: ‚Ich ginge heute wieder zurück; es gibt auch dort, wie überall, böse Menschen; aber auch viele gute, und diese sind besser als bei uns.‘ Wie groß die Voreingenommenheit des Deutschen ist, habe ich im letzten Herbste wieder erfahren. Ein protestantischer Geistlicher fuhr mit Begleitung im Omnibus, auf dem zugleich ein reisender Kapuziner, aber auf dem Kutscherbock, Platz genommen hatte. ‚Sehen Sie‘, sagte er zu den Leuten seiner Gesellschaft, ‚wie diese Mönche in plumper Weise sich populär zu machen suchen.‘ Und sie stimmten bei. Er wußte eben nicht, daß der arme Kapuziner dort zu Lande kein Reisegeld hat und unentgeltlich fährt; da konnte er doch wohl bei besetztem Wagen keinen andern Platz beanspruchen. Kaum hatte derselbe Herr im Gasthause die Rechnung erhalten, so fand er sich schon betrogen; es bedurfte nur eines Blickes auf das Papier, um alsbald zu wissen,

daß er die Anſätze unrichtig verſtanden hatte; es brauchte längere Zeit, bis ich ihm dies begreiflich machen konnte. Daß dagegen deutſche Führer die Unkenntnis unſerer Sprache bei den Fremden ausbeuten, deſſen war ich mehr als einmal Zeuge. Wer wollte aber daraus einen Schluß auf unſer ganzes deutſches Volk ziehen? —

Es iſt noch nicht lange her, da ſtieg ich auf der Rückkehr von Italien einen der Alpenpäſſe hinan, die dieſes Land von Deutſchland trennen. Es war ein heißer Tag geweſen; die Sonne neigte zum Untergange, als ich die Jochhöhe erreicht hatte; tief unten wallten die Nebel auf und zogen immer näher und näher heran. Der Bergrücken ſelbſt war äußerſt ſchmal; die Grenzpfähle mit den italieniſchen und Schweizer Farben und der Aufſchrift Italia — Helvetia ſtanden nur wenige Schritte voneinander. Beide führen das Kreuz in ihrem Wappen. Das gibt zu denken. Von woher haben ſie das Kreuz empfangen? Ich war allein, ringsumher die erhabene Einſamkeit der Alpenwelt. Da wandte ich mich um, blieb ſtehen, um noch einmal den Blick hinabzuwerfen. Ich dachte an die Millionen Deutſcher, die über dieſe Berge gezogen und die Heimat nicht mehr ſahen; ihre Gebeine bleichen in fremder Erde. Ich dachte an die Miſſionäre, die dieſe Päſſe überſchritten, um uns das Kreuz zu bringen, ſich ſo oft den Tod. Dort unten liegt Rom; was faßt nicht alles dieſes Wort in ſich! Trotz Viktor Emanuel bleibt es denn doch unſer übernatürliches Heimatland, die Metropole im Reiche Gottes auf Erden, ſeiner heiligen katholiſchen Kirche. Dort liegen Subiaco und Montecaſſino, das Grab des hl. Benediktus, die Wiege ſeines Ordens; was Europa beſitzt an Bildung und Geſittung, hat großenteils von da ſeinen Urſprung genommen. Dort liegt Aſſiſi wie ein himmliſches Gedicht zum Lobe der Armut, das in Franziskus Leben und Wirklichkeit ward.

Però chi d' esso loco fa parole,
Non dica Ascesi, che direbbe corto,
Ma Oriente, se proprio dir vuole [1].

Er hat dadurch die Kirche an geiſtlichem Gute reich gemacht, die ſoziale Frage des Mittelalters gelöſt.

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XI 52:

Darum, wer jenes Ortes will erwähnen,
Der ſag' Aſceſi nicht, zu wenig ſagt er,
Nein, Orient, wenn er genau will ſprechen.

Francesco e Povertà . . .
La lor concordia e i lor lieti sembianti
Amore e maraviglia e dolce sguardo
Faceano esser cagion de' pensier santi [1].

Dort liegt Mailand, wo zwei Kirchenväter weilten, das Grab des einen, die Geburtsstätte des andern, welcher der gesamten abendländischen Spekulation seinen Geist einhauchte.

Eisig kalt zogen die Winde von dem Surettagletscher her; ich hüllte mich fester in mein Gewand und eilte raschen Schrittes den Berg hinab. Nach wenigen Stunden weckten die Laute der deutschen Sprache, die aus dem Dunkel an mein Ohr schlugen, mich aus meinen Träumereien. Ich war in Splügen, dem ersten Dorfe der Schweiz, wo sie auf Priester fahnden und Augustin Keller sein Apostolat übt.

---

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XI 74.

Franziskus und die Armut,
Ihr heitres Ansehn, ihre Eintracht ließen
Lieb' und Bewunderung und süßes Staunen
Ursache heiliger Gedanken werden.

8. Eine Primizfeier in Meran.

Eigentümlicher Charakter von Meran. — Durch das Vintschgau nach Meran. — Kranke und Gesunde in Meran. — Die Feier. — Schloß Tirol; Rückkehr über Bozen.

I.

Meran — wie wundersam anmutend klingt nicht dieses Wort und weckt Bilder in unserer Seele voll goldigen Sonnenglanzes mit üppigem Wiesengrün, von kristallhellen, muntern Wasseradern durchrieselt und belebt, die selbst in der drückendsten Hitze Auge und Herz erfrischen und erfreuen, wo die so schön geformten Hügel hinan aus den heimlichen Rebengängen die dunkelroten Trauben schwer niederhängen und ringsum an den Halden der Berge und auf der Höhe Schlösser stehen, alt und eigentümlich und doch so wohnlich und einladend, die uns erzählen von König Laurins Rosengarten und der längst vergangenen Heldenzeit! Und hoch darüber hin, allüberall dem Wanderer sichtbar, das weite, herrliche Tal überschauend, von dem Iffinger und Hirzer nach Osten, den Ötztaler Fernern mit der 10000 Fuß (3000 m) hohen Zielspitze, der Tschigatspitze und Muttspitze nach Norden und den phantastischen Formen des Mendelgebirges nach Süden umgrenzt, steht das Kirchlein St Katharina in der Scharte, als wolle es den Segen Gottes in dieses herrliche Land herabflehen, das mit den schönsten Gaben des Nordens wie des Südens in reichster Fülle ausgestattet ist. Das ist eben der wunderbare Reiz von Meran, daß hier altromanischer Formensinn mit urdeutscher Innigkeit und Manneskraft zusammenkommen, und wie in der moralischen Welt, so auch in der physischen die Bilder des Südens, liebliche Weinpflanzungen, Kastanienwälder, der Mandel- und der Pfirsichbaum, mit dem dunkeln Fichtenwald und hoch darüber die glänzenden Gletscher und beschneiten Berge zu einem Gesamtbilde sich

gestalten: die üppigste Fruchtbarkeit und die steile, in die Wolken ragende Gebirgswand, an der kaum noch einige Moose dürftige Nahrung finden.

Als ich in früheren Jahren eben zur Reise nach Italien mich rüstete, mahnte ein Freund, doch Meran bei dieser Gelegenheit nicht zu versäumen; ‚es ist ja wahrhaftig ein Paradies', fügte er bei ‚Ich lächelte ungläubig und ging auch diesmal wieder an Meran vorüber. Erst später, zum Besuche eines dort weilenden Kranken, kam ich endlich zum erstenmal nach Meran, von da an aber fast jedes Jahr; so sehr hatte der eigentümliche Zauber dieses Tales mich angezogen.

Das Haus, in welchem ich Einkehr zu nehmen pflegte, war so recht ein Bild von Alt-Meran. Schon die Bauart desselben ist charakteristisch und erinnert daran, wie so vieles andere hier in Acker- und Weinbau, in den Namen der Gehöfte und Berge, daß wir auf uraltem, geschichtlichem Boden stehen, an der Grenzmarke zweier Welten und Kulturperioden, der germanischen und romanischen. Wie heute noch in den römischen Palästen, wie in dem altrömischen Hause der klassischen Zeit, legen sich um den inneren Hof, der nach oben offen und mit einer Glaskuppel bedeckt ist, die vier Seiten des Baues; Galerien laufen in jedem Stockwerke ringsum, auf welche die nebenan liegenden Zimmer sich öffnen, und stellen die Verbindung der einzelnen Teile untereinander her. Im Hause selbst herrschte noch Alt-Meraner Sitte: jeder Tag wurde mit dem Besuch der heiligen Messe begonnen, keine unziemende Rede geduldet; das hinderte jedoch nicht, daß Fremde jeden Standes und Einheimische zahlreich hier zusprachen, da sie mit Wohlwollen und Herzlichkeit sich aufgenommen sahen und die Sorge für Küche und Keller in guten Händen war. Der Hausvater, ein Mann von riesiger Stärke, machte so recht den Eindruck von unerschütterlicher Geradheit und Charakterfestigkeit. Als einmal, wurde mir erzählt, der Kaiser den Gemeinderat von Meran zur Audienz bei sich empfing und denselben fragte, ob man Vertrauen habe zu seiner Regierung und zufrieden sei — es war kurz nach Ablauf der liberalen Periode —, da soll der biedere Gastwirt zum Goldenen Kreuz sich ein Herz genommen und gesagt haben: ‚Jawohl, Kaiserliche Majestät, jetzt sind wir wieder mehr zufrieden; wenn es aber so fortgegangen wäre, hätte es bald ausgelassen.' Wie der milde Kaiser Franz Joseph diese Äußerung aufgenommen hat, ist mir nicht berichtet worden.

Allmählich wurde ich im Hause bekannt, und mit ziemlicher Sicherheit pflegte man mich im Frühjahre oder Herbst zu erwarten, um ein paar Tage daselbst zuzubringen, allerdings nicht zur Trauben- oder Molken- oder Inhalations- oder Kräuter- oder sonst einer der verschiedenen Kuren, wie sie dort zu Trost und Hoffnung der Kranken, hie und da auch zu ihrer wirklichen Besserung, vorgenommen werden. Die Luftkur war die einzige, zu welcher ich Vertrauen hatte, die nun freilich nur jenen Glücklichen so recht zugute kommt, die in den herrlichen Villen zu Obermais, von Rosenhainen und Oleanderbäumen umschattet, oder in einem der vielen schön gelegenen Schlösser, wie Schönna, Rametz, Rubein, Rundeck, Trautmannsdorff, Rolandin, Lebenberg usf., ihre Herbsttage zubringen. Auch habe ich die nicht weit von dem Inhalationssaale aufgestellte Wage nicht berührt, woselbst dir amtlich mit Siegel und Unterschrift bestätigt wird, daß du bist gewogen worden und nicht zu leicht befunden, sondern um ein volles Gramm sogar schwerer geworden, daß demnach deine Kur von dem besten Erfolge begleitet ist, ganz im Gegensatze zu Kissingen und Karlsbad, wo sie nach geschehener Probe dem Kurgast zu seiner Freude bezeugen, daß er um ein halbes Kilogramm leichter geworden sei.

In den letzten Jahren war es nun eine besondere Veranlassung, die mich nach Meran führte. Ein Sohn des Hauses war vor längerer Zeit in den Kapuzinerorden eingetreten und hatte eben die Priesterweihe empfangen. Am letzten Sonntage vor Oktober sollte er sein erstes heiliges Meßopfer feiern. Jahre vorher schon war ich als langjähriger Freund des Hauses zu dieser Feier geladen und hatte versprochen, wenn nur immer möglich, dabei zu erscheinen. So wollte ich denn Wort halten und machte mich gegen Ende September auf nach Meran.

II.

Der Weg durch das Oberinntal und Vintschgau (Vallis venosta) nach Meran ist viel weiter und einigermaßen beschwerlicher als jener über den Brenner, den außerdem die Bahn um ein beträchtliches noch abgekürzt hat; aber er ist reich an großartigen Bildern und ungemein abwechselnd. Bei Landeck, wo die Straßen nach Süden und Westen sich scheiden, mit seinem kühn am Felsen hängenden Schlosse, wird das Inntal immer enger, geht es steil und immer

steiler aufwärts; immer näher treten die gewaltigen, kahlen, drohenden Felsen heran, das fruchtbare Land wird immer weniger. Jedes Fleckchen Erde, selbst am schwindelerregenden Abgrund, ist sorgfältig angebaut; an Seilen lassen die Leute sich halten, da ein einziger Fehltritt, den sie während der Arbeit tun, unfehlbar sie in die gähnende Tiefe stürzen würde. Wo das Gestein etwas eben ist, tragen sie Erde, von der Straße gesammelt, hin und breiten sie aus, um ein paar Kartoffelstöcke darauf pflanzen zu können. Mit rührender Freude zeigte mir einer, dessen tiefgefurchtes Angesicht die schwere Arbeit seines Lebens verkündete, ein kleines Stück Feld, kaum vier Schritte ins Geviert, das er durch anhaltenden Fleiß dem Felsen abgerungen hatte, welches ihm nun einige Körbchen voll Kartoffeln trug. Und doch, bei all dieser Armut, dieser Not, diesem Leben voll schwerer Arbeit und Entbehrung hat der Sozialismus bei diesem Völkchen noch keinen Boden gewonnen. Warum?

Die Antwort sollte mir ein alter Mann aus der Gegend geben, der mit mir im Stellwagen fuhr. Gegenstand des Gespräches der Mitreisenden waren, wie fast überall, die schlechten Zeiten. Ein Weib, besonders zungenfertig, meinte, die jungen Leute taugten jetzt auch nicht mehr viel. Das ist wahr, antwortete der Alte, manches kommt vor, was nicht recht ist; aber, fügte er bei, die Wurzel ist doch noch gut, denn die Religion ist noch da; aber draußen in Deutschland hätten gar manche auch keine Religion mehr. Die seien nun freilich kernfaul und in der Wurzel verdorben; da schlage nichts mehr an.

‚Die Religion ist noch da‘; ja, wo diese noch ist, da finden die Theorien der Sozialisten noch keine gläubigen Bekenner.

Hoch in den Bergen, über Ried, liegt das Bad Obladis mit dem berühmten Sauerbrunnen, dessen Wasser neben dem von Rabbi und Pejo zu den wirksamsten in ganz Tirol gerechnet wird. Die reine, von Tannenluft durchwürzte, stärkende und doch milde Luft dieses ringsum von Wäldern eingeschlossenen und vor rauhen Winden geschützten Sommerfrischortes ist in diesem Grade kaum anderswo zu finden. Manche Woche habe ich dort oben zugebracht Herrlich ist der Blick in das Tal hinab und nach den gegenüberliegenden Bergen: im Vordergrunde öffnet sich das Kaunsertal mit seinen lieblichen Auen; weiter zurück liegt der Wallfahrtsort Kaltenbrunn; im Hintergrund stehen die beschneiten Häupter der weit von Nord nach

Süd sich hinziehenden Gebirgskette, die jede Stunde des Tages neue Bilder bieten, jetzt so im vollen Glanz der Morgensonne leuchtend, daß das Auge fast geblendet wird, jetzt wieder von einem leichten Schleier umzogen, dann im letzten Abendrot erglühend. Ladis war lange Zeit als jenes Bad bekannt, wo die Gäste wie Glieder einer Familie herzlich untereinander verkehrten und sich beim Scheiden ein ‚Aufs Wiedersehen im nächsten Jahre!' zuriefen; alte Männer sah ich weinen, als sie sich den Berg hinabtragen ließen; soweit sie die Zurückgebliebenen noch sehen konnten, winkten sie mit dem Taschentuch herauf. Ob nach Eröffnung der Bahn durch das Oberinntal und den Arlberg nach der Schweiz diese schöne, alte Sitte noch lange dauern wird, muß die Zukunft lehren.

In Ried, am Fuße des Berges, an dessen Hang Obladis liegt, feiert die Gemeinde in eigentümlich schöner Weise das Fest Mariä Geburt. Ein über Lebensgröße hohes Muttergottesbild wird an diesem Tage in festlicher Prozession umhergetragen; es ist nicht gemalt, nicht aus Stein oder Holz gemeißelt, sondern ganz aus Blumen gebildet, die sich musivisch zu einer außerordentlich edeln Gestalt zusammenfügen. Ein berühmter Maler, aus dieser Gegend stammend, hat die Zeichnung entworfen, die Schattierungen der Farben bestimmt und weilt nicht selten an diesem Tage hier, um die notwendigen Anordnungen zu treffen und das Ganze zu leiten; alle Hände sind geschäftig, Blumen und Blüten zu sammeln. Was nur immer das Hochtal zu dieser Jahreszeit bietet, muß seinen Tribut der allerseligsten Jungfrau bringen; ihre Gewänder prangen in den zartesten, duftigsten Farben, vom tiefsten Rot bis zum blendenden Weiß. Fürwahr, ein sinniger Gedanke, dieses liebliche Bild, an dem die ganze Gemeinde gearbeitet, zum Mittelpunkt des Festes zu machen, was einen Hauch echter Poesie über das arme Dorf wirft.

Großartig ist der Weg von da über Pfunds immer aufwärts auf der kühn in die Felsen eingesprengten Straße nach Hoch-Finstermünz. Wie ein Adlerhorst ist diese Feste in neuerer Zeit in die Felswand eingebaut, hoch über der Schlucht, in der tief unten der reißende Inn braust und seine milchweiß schäumenden Wellen durch das Gestein drängt. In schwindelnder Tiefe unten, hart am Flusse, liegt Alt-Finstermünz, der alte, vielumstrittene, oft verlorene und wieder gewonnene Paß, der in das Engadin führt; mitten auf der Brücke steht das Zollhaus; ein einsamer, verlassener, steiler Steg

Hoch-Finstermünz. (Phot. Würthle.)

windet sich jenseits die Berge hinauf. Nach Süden blickt das Auge weit in die Schlucht hinein, durch welche der Inn aus dem Engadin hervorbricht; wie ein weißes Band, von Schaum und Wellen gebildet, zieht er sich hell glitzernd durch die dunkeln Berge hin.

Kaum gibt es einen Fluß, der so gänzlich trennt, was der natürlichen Beschaffenheit nach zusammengehört, als der Inn hier an der Grenze zwischen dem Vintschgau und dem Engadin. Politik und Religion, dort das Haus Österreich und die katholische Kirche, hier der Graubündner Freistaat und der Zwinglianismus, haben derart geschieden, daß selbst die ursprüngliche Sprache des Vintschgauers, die er mit dem Engadiner gemeinsam hatte, fast gänzlich erloschen ist. Zudem haben die vielen verheerenden Einfälle der Engadiner, die Raub, Mord und Brand in das Tirolerland trugen, dazu beigetragen, daß bis zur Stunde die Erinnerung daran im Tiroler nicht erloschen ist.

Auf dieser kurzen Strecke, von der Pontlazer Brücke an bei Prutz, nicht weit von Ried, bis zur Malser Heide, ist viel Blut geflossen in den Jahrhunderten vor uns; zweimal war jene den Bayern (1703 und 1809) verderblich geworden; auf der Malser Heide unterlagen des Kaisers Max Völker dem Anprall der Schweizer (1499), als dieser Österreichs Erbe wieder zurückerobern wollte. Es ist einer der erhabensten Punkte in der großartigen Gebirgswelt Tirols, auf dem wir hier in Hoch-Finstermünz stehen; Totenstille herrscht ringsum, nur unterbrochen durch das Brausen des Flusses aus der Tiefe herauf; die himmelanstrebenden Felsen werfen ihre dunkeln Schatten in die enge Schlucht herein und lassen nur einen schmalen Streif der Himmelsbläue erblicken.

Immer steil aufwärts geht es nun nach Nauders, dem ersten größeren Orte des Vintschgaues, mehr als 4000 Fuß (1200 m) über dem Meere gelegen. Trotz des saftigen Grünes der Wiesen, der hellen Lichter, welche die Mittagssonne über die Flur wirft, empfinden wir doch, daß wir hier an einem der rauhesten Orte Tirols angekommen sind; die eisige Luft, welche vom Ortler herüberweht, die fast baumlose Hochebene, wo alle Winde freies Spiel haben, lassen uns erkennen, wieviel die Menschen hier mit den Elementen, mit Schnee, Kälte und rauhen Stürmen kämpfen müssen. Bei Reschen treten mit einemmal die Zacken und Spitzen der Ortlerkette in reinster Klarheit am wunderbar hellen, blauen Himmel hervor.

Still und friedsam, als könnten sie niemals den Menschen Böses tun, sehen wir zu unserer Rechten die drei Seen liegen, und doch hat der Ausbruch ihrer Wasser schon unsäglichen Schaden gestiftet und halbe Dörfer, wie Burgeis, im wilden Strudel mit sich fortgerissen. Hier ist der Ursprung der Etsch, deren brausende Gewässer und reißende Stromschnellen selbst tief unten in der Ebene bei Verona ihre Hochgebirgsnatur nicht verleugnen.

Von Nauders südwärts nach Graun, St Valentin auf der Heide, das ganze Land hinab bis nach Mals, Glurns, Tartsch, Spondinig usf. erkennen wir alsbald, daß wir auf einem ursprünglich nicht deutschen Boden stehen. Im Gesichtsausdruck der Bewohner, in der Bauart ihrer Häuser, in dem Namen der Höfe und Fluren lesen wir wie in einer Urkunde die Geschichte eines romanisch-rätischen Volkes, das erst in neuerer Zeit germanisiert worden ist. Die Dörfer sind eng, die Wohnungen dicht aneinander gebaut, die Häuser zumeist von Stein, von Rauch und Alter gebräunt und zum Teil vernachlässigt; mit Bedauern denken wir da zurück an das Tirolerhaus, wie es im Unterinntale und Wipptale steht: reinlich, breit und behäbig hingelagert, mit Blumen auf den Galerien und an den Fenstern geschmückt. Auch die Berge ringsum sind kahler und waldärmer als dort, und an den Abhängen erfreut sich das Auge nicht mehr so wie dort an dem saftigen Grün der Bergwiesen; die Kleidung der Bewohner ist weniger eigentümlich, weniger schön; die Menschen selbst mit dunkeln Haaren und brauner Gesichtsfarbe sind hagerer als anderswo, aber sehnig und ausdauernd. Ihre dunkeln Augen zeugen von Witz und scharfem Verstand; nicht redefaul, sind sie wie gemacht, als Kleinkrämer das Land zu durchwandern, um einen kärglichen Gewinn heimzubringen. Viele von ihnen gehen in die Fremde, um in Schwaben oder in der Schweiz als Hirten, Knechte und Mägde sich zu verdingen; viele widmen sich mit Erfolg den höheren Studien. Ausgestattet mit Körperkraft und geistigen Anlagen, arbeitsam und nüchtern, abgehärtet von Jugend auf, sind sie hinlänglich imstande, den Kampf mit der kargen Natur ihrer Heimat zu bestehen.

Von einem Hügel bei dem großen Dorfe Burgeis herab blickt freundlich das Benediktinerstift Marienberg ins Tal hernieder. Was Einsiedeln für die Urschweiz, Innichen für das Drautal, Admont für Steiermark, Benediktbeuern und Tegernsee für Oberbayern,

Fulda für Thüringen, das war die Benediktiner-Niederlassung zu Marienberg für das Vintschgau. Zuerst zu Schuls im Unterengadin Ende des 11. Jahrhunderts gegründet, wurde es später hierher übertragen. Ein freundlicher, gebildeter Priester aus dem Stifte verstand es, mir den Tag, den ich hier oben zubrachte, zu einem recht genußreichen zu machen. Von der Altane des Klosters aus schweift der Blick weit über die Malser Heide und das große, weite Land mit seinen zahlreichen Dörfern, Weilern und Einzelhöfen hin, vom amphitheatralisch aufsteigenden Gebirge umschlossen. Es ist ein großartiges und doch liebliches Bild; tief unten blinken im Sonnenstrahl die Wellen der Etsch, im Hintergrund schauen die hellglänzenden Ferner herein. Den Nachmittag widmete ich der Stiftsbibliothek; wiewohl sehr viele Werke in Meran sich befinden, wo an dem Gymnasium die Mitglieder des Stiftes lehren, so fand ich doch hier noch so manches, was mich fesselte, so daß ich mit dem Vorsatze wegging, ein anderes Mal auf längere Zeit von der Gastfreundschaft des Klosters Gebrauch zu machen, um dann seine Liberei gründlich durchmustern zu können. Es darf uns dies nicht wundernehmen; denn das Haus, welches die Wiege eines Albert Jäger, Pius Zingerle, Beda Weber war, muß immer noch die Spuren ihres Geistes tragen, wenn diese auch längst nicht mehr hier weilen.

Ein überraschend schönes, nicht Natur-, sondern Menschenbild habe ich hier gesehen, das einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Meiner Gewohnheit gemäß ging ich zuerst, oben angekommen, in die Kirche. Sie war leer; leise schritt ich durch das Schiff nach dem Chore hin; unbewegt, ich hätte glauben können, eine Bildsäule zu sehen, kniete da ein Mönch, ganz in Andacht versunken. Er hatte mein Kommen nicht bemerkt; ich blieb stehen und sah lange zu ihm hinüber. Wie ist doch der Mensch so schön im Gebete! Da erscheint so recht seine Größe, der Adel seiner Geburt aus Gott.

Mit dem Eintritt in das Untervintschgau ändert sich allmählich der Charakter der Gegend. Die Lüfte werden lauer; der Boden trägt reichere Frucht, die Felder sind mit vielen Obstbäumen besetzt; wir fühlen, der Süden ist nahe. Dieser Eindruck wurde in mir noch vermehrt durch den Anblick der vielen kleinen, glänzenden Marmorstückchen, die hier als Schotter für Instandhaltung der Heerstraße verwendet werden. Sie kommen aus den großen Marmorbrüchen zwischen Laas und Göflan; gewaltige Blöcke, aus den Bergen

dort gebrochen, sehen wir auf der Straße weiterbringen, von acht und mehr Pferden gezogen. Überall auf den Hügeln zur Seite stehen Burgen, zum Teil erhalten, zum Teil zerfallen, manche von Bauern bewohnt und notdürftig vor dem Einsturze bewahrt; hatte ja doch kaum ein anderes Land einen so zahlreichen und vordem auch wohlhabenden Adel wie das Land Tirol. Bei Schlanders erblicken wir zum erstenmal die Rebe; sie mutet uns an wie ein freundlicher Gruß, den der Süden uns sendet; nun wird es mit jedem Schritt wärmer, die Vegetation mannigfaltiger und farbenprächtiger, der Kastanienbaum an den Abhängen der Berge fängt an, seine Früchte zu zeitigen; um die zerfallenen Mauern am Wege winden sich gewaltige Kürbisblätter in üppiger Fülle. Bei Kastelbell, dem einst schönen Schlosse, das erst in neuerer Zeit durch Brand zur Ruine geworden ist, noch mehr beim Anblicke der Burg von Naturns konnte ich mich schon in eines der Täler am Gardasee versetzt fühlen; so rasch ist der Übergang von der rauhen, stets von Stürmen gefegten Hochebene zwischen St Valentin und Mals und hier. Aber auch das unheimliche Gespenst, das uns in Italien so vielfach verfolgt, gibt seine Anwesenheit kund, die Fieberluft: die vielen Sümpfe hauchen in der Gluthitze des Sommers schwere, verpestende Dünste aus. Und in dem zerbröckelnden Gestein der zerfallenen Burgen, zwischen den vom Sonnenbrand durchglühten Mauern in den Weinbergen hausen zugleich mit der klug blickenden, flüchtigen Eidechse Schlangen und Skorpione.

III.

Angekommen an der Töll (telonium), wo schon zur Römerzeit eine Zollstätte sich befand, drängt sich die Etsch unter gewaltigem Wogen und Brausen durch die Felsenenge; bei ihrem Austritte öffnet sich nun eine großartige, erhabene Szenerie. Wie ein Zauberbild liegt in einem weiten Rahmen das herrliche Land vor uns. Von der Ferne gesehen, fallen die Zwischenräume hinweg, alle Linien treten näher aneinander heran, Obermais, Untermais, Gratsch, Algund, die vielen Schlösser, Villen, Kirchen, Kapellen, Dörfer und Meierhöfe, vom üppigen Laub der Rebe umschlungen und von uralten Kastanienbäumen überschattet, stellen sich dem entzückten Auge in einem einzigen großen Gemälde — Meran — dar. Die Luft, in dem engen Tale bei Naturns und Rabland schwer und drückend,

weht erfrischend und belebend zu uns herauf: es sind die Winde, welche aus dem Passeiertale über Meran herströmen und die Atmosphäre kühlen und reinigen.

‚Wie schön, wie schön, wie wonnevoll!‘ rief mein Begleiter bei diesem Anblicke. Da begreift man, warum es den Kranken so mächtig nach Meran zieht, warum er die Kunde, daß er dorthin reisen darf, wie ein Unterpfand seiner Genesung betrachtet, eine Freudenbotschaft, die ihn so manche schlaflose Nacht, so viel bitteres Wehe vergessen läßt; da mag man fühlen, was sie fühlen, wenn sie im Norden, da die Bäume bereits ihre Blätter abschüttelten und ein schwerer, dicker, feuchter Nebel sich erkältend auf Leib und Seele legte, nur mit Bangen an den langen Winter gedacht, und nun mit einemmal in dieses Paradies sich versetzt sehen. Oft bin ich mit ihnen gereist zu Ende September und Anfang Oktober, wenn sie von Rußland, Polen und Galizien her durch das Pustertal oder über den Brenner von Norddeutschland und den russischen Ostseeprovinzen kamen. Wie sehnten sie sich, wie hofften sie, als ob da der Wunderbrunnen quelle, aus dem ein Trunk Heilung und Gesundheit bringt! Wie fragten sie mich über Meran, erkundigten sie sich über alles, wurden lebhaft und gesprächig, bis ein Anfall von Krampfhusten wieder auf lange Zeit Stillschweigen gebot! So manchen haben sie ja gesehen, der leidlich besser zurückgekehrt war; die weiche, balsamische Luft tut der kranken Brust so wohl, die warme, freundliche Mittagssonne hemmt das Zehrfieber, gestattet den Aufenthalt im Freien und verlangsamt den Zerstörungsprozeß der Organe. Noch manches Jahr Leben mag er sich durch den Aufenthalt in Meran erkaufen; so hoffen ja alle.

Doch andere sind unter ihnen, die hoffnungsfreudig hierher kommen, um bitter enttäuscht zu werden. Die Armen, sie wissen es nicht, wie krank sie sind! Ihre bleiche, welke, abgemagerte Hand, die eingesunkenen Schläfen, das brennende Rot auf den Wangen, der unheimliche Glanz ihrer großen Augen, die Atemnot — das alles redet eine so deutliche Sprache. — Die Marmorblöcke, die eben vorübergefahren werden, sie sind schon zugerichtet, um einen Leichenstein auch für sie daraus zu meißeln; bald ist er fertig, es fehlt nur noch der Name und das Datum. — Auch in Meran stirbt der Mensch; ein Paradies ist es denn doch nicht, und der Kirchhof hinter der Spitalkapelle beweist, wie viele in Meran gestorben sind, die Heilung da

gesucht und den Tod gefunden. In langen Reihen stehen die weißmarmornen Grabsteine da; es ist eine internationale Versammlung von Toten, die da gebettet liegen. Und die hier begraben sind, das sind noch die wenigsten.

Solcherlei Gedanken gingen durch meine Seele, als ich von der Töll herab über Forst nach Meran hineinfuhr. So schön ist dieses Land, und so viel Elend ist da verborgen; wer mag es all ermessen? Überhaupt wird man kaum einen zweiten Ort finden, wo die Gegensätze sich so nahegerückt sind als hier. Gestern war ich am Nachmittag in der Elisabeth-Anlage in Obermais; die prachtvollsten Bäume und seltensten Gewächse bilden hier einen lieblichen Park, kühl und von milder Luft durchweht. Eben spielte die Kurmusik; diese Ouvertüren, diese Straußschen und Lannerschen Walzer, wie klingt das alles so seltsam hier!

Es schweifen die Pfeifen und greifen ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Mich machte diese Musik unendlich traurig. Da gehen diese Menschen, manche in untadelhafter Toilette, als ginge es zu Spiel und Lust — der Tod hat ihnen bereits die Hand gereicht. Andere schwanken nur so daher, man sieht es ihnen an, nur mit Mühe können sie sich aufrecht halten; dort läßt sich einer erschöpft in der Sitzhalle auf der breiten, bequemen Bank nieder; matt bewegt er das Haupt mit dem Ausdruck von Trauer und Ermüdung nach dem Takt der Musik, und die Schatten des Todes liegen schon über ihm. Vielleicht ist es so leichter zu sterben — oder schwerer? — ‚Süßes Leben, süße Gewohnheit des Daseins und Genießens' — dieses Wort Goethes mag so manchem da in der Erinnerung auftauchen, wenn er unter den mächtigen Himalaja-Zedern ruht und sein Auge von dem immergrünen Lorbeer und saftigen Evonymus hinausschweift in die wonnige, sonnenbeglänzte, heitere Landschaft, wo mächtiger als je die Lebenslust in dem ängstlich klopfenden Herzen sich regt und das Bild des Todes doppelt grausig erscheint. Doch die Harmonien süßer Töne fluten darüber hin und verbergen es vor seinem Angesicht; zum letztenmal vielleicht in diesem Winter wiegt sich seine Seele auf den auf und ab wogenden Wellen weicher Melodien, deren Zauber die trüben Gedanken bannen und den armen Kranken durch eine glückliche Täuschung in die Tage schöner, wohliger Jugendlust zurückversetzen.

Während einer nun schon längst vergangenen Saison erregte ein Herr besonders die Aufmerksamkeit der Kurgäste, die doch sonst gar manches hier zu sehen gewohnt sind. Wenn eine Frau sorgfältig über ihre Toilette wacht, so sehen wir dies ihr gerne nach. Aber bei dem Manne widert uns solches an, wie jener war, der häufig, in einem Rollstuhle sitzend, auf der Promenade erschien und sich im Kreise der Spaziergänger umherfahren ließ. Ein kokettes Hütchen saß auf seinem sorgfältig coiffierten Kopfe; die geschminkten Wangen und die gefärbten Brauen erhöhten den brennenden Blick der dunkeln Augen; höchst elegant gekleidet, trug er an der linken Brust einen großen Strauß der schönsten Rosen.

Mir graute vor diesem Manne. Ist es Frivolität, ist es Gedankenlosigkeit, ist es stoische Resignation? Christlich, männlich, menschlich ist es nicht. Es erregt Ekel, einen Menschen zu sehen, der noch gierig mit beiden Händen den Becher der Weltlust festhält, um den letzten Tropfen zu schlürfen, während der Tod ihn schon erfaßt hat, um ihn trotz seines Sträubens hinwegzuziehen. Hat denn ein solcher in seinem langen Leben nie gedacht, nie eine Ahnung von etwas Höherem empfangen?

Da drüben in der Abendruh'
Gar ernst das Glöcklein läutet:
Gekommen ist der Herbst, und du,
Wie bist du vorbereitet?

Nun ist es Herbst, der Sommer schwand,
Und Gott will Frucht vom Zweige;
Schon kommt der Abend übers Land,
Das Leben geht zur Neige.

Aus hallt die Glocke. In der Brust
Doch hallt ihr ernstes Fragen:
O Mensch, nach eitler Lebenslust
Wie wirst du Antwort sagen?

Oft habe ich so ein Glöcklein gehört, dessen Klänge so langsam, so bange, so klagend über das Städtchen hinhallten. Eines Sonntagmorgens, bei meinem ersten Aufenthalte in Meran, ging ich an dem Kirchplatze vorüber; das Hochamt war zu Ende, in dichten Haufen standen die Männer da und führten lebhafte Gespräche miteinander. Mit einemmal wurde es stiller; nur noch ein leises Murmeln; einer nach dem andern entblößt sein Haupt und wendet den Blick nach

der Kirche hin. ‚Was ist?‘ fragte ich einen Nebenstehenden. ‚Das Zügenglöcklein!‘ war seine kurze Antwort. Wenn einer in den letzten Zügen liegt, läuten sie mit dem Zügenglöcklein. Dem Weltmenschen mag es wie eine grelle, schneidende Dissonanz durch die Seele gehen; denn bitter ist der Todesgedanke dem, der sein Genügen hat in den irdischen Gütern, sagt ein uraltes, göttliches Wort. Und mancher mag darum, schon im Interesse der Fortbildung Merans zu einem ‚Weltkurort‘, die Abschaffung dieser bigotten, inhumanen Sitte gewünscht haben. Ursache dessen ist jene entsetzliche Furcht vor dem Tode, die im Altertum einen Achilles ausrufen läßt:

Nicht mehr rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb' noch eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.

Hat doch schon längst der Dichter gesagt:

Qual si lamenta, perchè qui si muoia
Per viver colassù, non vide quive
Lo refrigerio dell' eterna ploia [1].

Und doch ist dies eine so tief bedeutsame, schöne Sitte, wie alles, was die Kirche in ihrer Weisheit geordnet hat, die nur der tadeln mag, der sie nicht versteht. Die Not des Daseins, das Elend des Menschenlebens, die Vergänglichkeit alles dessen, was hienieden glänzt und gleißt, haben auch Weltmenschen erkannt:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber, es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber, es ist nichts [2].

Das hat die Kirche schon längst gesagt und sagt es jeden Tag und ruft uns ein ernstes Memento mori in die Seele, damit wir nicht erliegen, wenn die Versuchung lusttrunkenen Weltgenusses uns

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XIV 25:
Wer sich beklaget, daß man hier muß sterben,
Um droben fortzuleben, der hat da nicht
Des ew'gen Taues Kühlung noch empfunden.

[2] Schopenhauer.

naht. Aber sie mahnt und schreckt nicht bloß, sie richtet zugleich die zagende Seele auf und tröstet uns. Tausende, wenn sie das Zügenglöcklein hören, lassen Grabscheit und Werkzeug einen Augenblick ruhen, falten die Hände und beten ein stilles Gebet mit und für den, der den harten letzten Kampf kämpft. Und so, von den Gebeten so vieler, der ganzen Gemeinde wie von Engelscharen begleitet, geht der Sterbende hinüber. Mitten in der Zeit der Ewigkeit sich bewußt zu sein, das hatte Strauß ehedem als das Ergebnis aller Forschungen der Philosophie bezeichnet; nun, der arme Senner, der eben von den Alpen herabgestiegen und das Glöcklein hört, wird dadurch mit großen, erhabenen, wahrhaft menschenwürdigen Gedanken erfüllt, von denen Strauß und so manche andere Philosophen keine Ahnung haben; sein Geistesblick fällt da notwendig dorthin in jenes andere Land, ‚von dessen Ufern kein Wanderer wiederkehrt', ein Land ewiger Freude und ewigen Wehes. Und noch mehr sagt uns die Kirche. Sie sagt in ihrem Totenoffizium, daß vor Gott, vor dem alles lebt, auch die Toten leben, fortleben, wenn sie gleich gestorben sind, daß der Tod kein Tod ist, nur der Anfang eines neuen Lebens, der Schritt von der Kirche im Diesseits, die uns hinüberbegleitet, zu der Kirche im Jenseits, die uns mit Freuden erwartet. Rückkehr zur Heimat[1] nennt ja die Kirche den Tod; dem Weltmenschen freilich ist er dies nicht; darum heißt er bei Horatius ‚ein ewiges Exil'[2].

Dem Weltkind, wenn's zu Grabe geht,
Ihm ist dann all sein Glück verweht,
Sein Vaterland genommen,

Das Graun der Fremde nimmt es auf;
Doch in die Heimat geht der Lauf
Des Christen und des Frommen.

Wer von dem Passeiertal mit seinen steilen, rauhen Felswänden, den von Schneestürmen umbrausten Höhen des Jaufengebirges nach Meran kommt, den führt der Weg noch vor dem Eintritt in die Stadt hart an den Anlagen vorüber. Welch eine Überraschung wird ihm da nicht! Die obere und untere Winteranlage, die Gisela-Promenade, die Marie-Valerie-Anlage, die Stephanie-Anlage sowie viele Privatgärten zeichnen sich durch einen Reichtum an exotischen Freilandpflanzen aus; der Mandelbaum, Mastixbaum, Granatäpfel,

[1] Patria. [2] Aeternum exilium (Carm. 2, 3).

die hier zur Reife kommen, der Erdbeerbaum, Oleander und Lorbeer, der amerikaniſche Lebensbaum, Magnolien, kräftige Zypreſſen, Zwergtannen, Pinien, viele immergrüne Sträucher und Gewächſe[1] erinnern ihn an den großen Unterſchied in der Flora, allen klimatiſchen und Temperaturverhältniſſen auf dieſer kurzen Strecke von kaum fünf Gehſtunden. Aber ſelbſt in dem Klima von Meran herrſcht ein auffallender Gegenſatz: ähnlich wie im Hochſommer an der Grenze der Schneeregion in den Alpentälern, hat Meran vom Dezember bis in den März hinein die Nächte hindurch Winter, am Tage ſommerliches Frühjahr, milde und erfriſchende Luft, warme, kräftige Sonne, bei Nacht einen glitzernden Sternenhimmel und Froſt. Daher ſtirbt auch im Winter die Natur nicht ganz; ſelbſt im Dezember blüht an ſonnigen, windſtillen Plätzen die Erdbeere, blühen an geſchützten Standorten Roſen und duften Veilchen; im Januar öffnet bereits der gelbblühende Jasmin ſeine Kelche, Haſelſtrauch, Rosmarin und die blaßrote Erika erfreuen das Auge.

Ebenſo groß und noch größer iſt auch der Gegenſatz zwiſchen den Talbewohnern dort oben und den Menſchen, die hier wandeln. Nur ein paarmal ging ich durch dieſe ſchönen, ſorgfältig gepflegten Anlagen, dann nicht mehr; der Anblick ſo viel menſchlichen Elendes läßt es nicht zu einer recht freudigen Stimmung kommen. Und wenn man die Armen, namentlich aus Rußland und Polen, ſieht, wie ſie mit einem Heißhunger die Kurtrauben hineineſſen, als wäre mit ihnen das mysterium magnum gefunden, nach dem Theophraſtus Paracelſus einſt forſchte, das den Leibern Unſterblichkeit verleihen ſoll, dann mag man ſie bedauern oder auch beglückwünſchen ob ſolcher Täuſchung.

Gehen wir von da hinweg nur einige Schritte in das Städtchen hinein nach dem Markte zu, urplötzlich hat die Szene ſich verändert; uns iſt, als kämen wir in eine andere Welt. Da hat ſich das Volk geſammelt aus dem Burggrafenamt und dem Paſſeiertal; was für ein ſchönes, geſundes, kräftiges Geſchlecht iſt dies! An den meiſten Männern fällt uns auf das ſcharfgeſchnittene Profil, das dunkle, verſtändig blickende Auge, das ſchwarze, dichte Haupt- und Barthaar; kräftig, hoch, mit breiter Bruſt und ſtark entwickelten Muskeln

[1] Vgl. C. Stampfer, Verzeichnis der perennierenden Freilandpflanzen in den Anlagen von Meran, 1875 und 1876.

sind sie alle; hie und da stehen wahrhaft hünenhafte Gestalten, voll Manneskraft und Mannesmut. Diesen Menschen sieht man es an, wie sie den Franzosen und Bayern mutig bis zur Tollkühnheit und mit äußerster Zähigkeit widerstanden, als diese es wagten, ihre nationalen und religiösen Heiligtümer anzutasten; so werden sie auch in Zukunft allen Versuchen dieser Art Widerstand leisten, woher diese immer kommen mögen. ‚Der Bonaparte', erzählte mir vor Jahren ein alter Streiter aus dem Jahre 1809, der nun längst gestorben ist, ‚hat uns Briganten geheißen, als wir gegen die Franzosen auszogen. Aber das war eine Lüge; wir haben weder gestohlen noch geraubt, wohl aber hat es der Feind getan; wir haben gekämpft für Gott und den Kaiser.' Ein anderer, ein allverehrter, hochbegabter Priester, der, den Knabenjahren noch nicht entwachsen, als Trommler mit ausgezogen war, wurde wieder feurig wie ein Jüngling, als er seine Erlebnisse aus jener Zeit erzählte; leider mußte er die genußreiche Unterhaltung, die er der Gesellschaft geboten hatte, mit einer schlaflosen Nacht büßen; so gewaltig hat ihn die Erinnerung an jene Tage aufgeregt.

Manche wollen in dieser so charakteristischen Bevölkerung der Gegend hier herum, des Ultener-, Passeier- und Sarntals, Reste der Goten erkennen, die da seßhaft geworden. Man möchte wünschen, es wäre so; solcher Ahnen dürften wir uns keineswegs schämen. Doch es sind dies nur Vermutungen, und es fehlt noch viel, bis ein probehaltiger Beweis hierfür erbracht ist. Wenn man diese herrlichen, selbstbewußten Männer sieht mit ihren gewaltigen, nackten Knien, da kann man sich der Überzeugung nicht verschließen: diese sind nicht gewohnt, sich zu beugen, außer vor einem — Gott; ja, gerade darum, weil sie Gott fürchten, kennen sie keine Menschenfurcht. Eines Morgens, da ich die heilige Messe lesen wollte, war kein Ministrant da; als ein junger Mann dies sah, nahm er alsbald das Meßbuch und ging mir voraus zum Altare, wo er andächtig niederkniete und die Gebete sprach. Es ist ein erhebender Anblick, ein Mann in der Fülle seiner Kraft, der keinem Menschen schmeichelt, aber vor Gott in Demut seine Knie beugt.

So trägt Meran zwei Völker in seinem Schoße; aber auch auf geistigem und religiösem Gebiete drängt sich dieser Gegensatz uns alsbald auf. Hier in der Bauernschaft erblicken wir ein noch gesundes, in altem Glauben, nach alter, ererbter Sitte und mit tiefem

Heimatgefühl dahinlebendes Geschlecht; wie die Tanne hoch oben in den Bergen mit allen ihren Wurzeln den Fels umklammert und ihre Äste wiegt in Sturm und Wetter, so hat sich dieses Volk mit unendlich vielen Wurzelfasern in seinen vaterländischen Boden hineingesenkt, hält ihn fest und wird hinwieder von ihm festgehalten. Und das Bewußtsein, Herr zu sein auf seinem Hofe, so manche Freiheiten und Gerechtsame, deren der Burggräfler sich von unvordenklicher Zeit her rühmen konnte, geben ihm jenes edle, männlich würdige Selbstgefühl; den ‚fremden Herrn', trotz allem, staunt er nicht an, noch weniger beneidet er ihn; ihm gegenüber wird er vielmehr erst recht sich seines eigentümlichen Wesens bewußt. Und wie er seine Sitte ehrt und heilig hält, so ehrt und hält er heilig auch seine Religion; seine Sitte ruht ja fast ganz auf dieser. Man nennt ihn darum so gerne reaktionär; ob er diesen Vorwurf wirklich verdient, darüber wollen wir nicht rechten, ebensowenig darüber, was denn das Wort Fortschritt in dem Munde so mancher eigentlich zu bedeuten hat, das wie der Lockruf des Rattenfängers von Hameln jung und alt zuweilen bezaubert und toll macht. Wenn wir Eduard v. Hartmann glauben dürfen — der Philosoph aus Berlin muß es doch am besten wissen —, gilt bei dem raschen Fortschritt unserer Zeit bereits der als reaktionär, der nicht jeden andern für einen Schuft und Schurken hält, bis er ganz überzeugende Beweise seiner Ehrlichkeit hat, und wird als pöbelhaft, gemein und ungeschickt verachtet von dem fortgeschritteneren und gewandteren Spitzbuben, der sein Verbrechen an fremdem Eigentum mit dem Buchstaben des Gesetzes in Einklang zu bringen weiß. Auch hat uns derselbe Philosoph ein so düsteres Gemälde des belobten Fortschrittes in der Gegenwart entrollt, daß wir es den Männern im Burggrafenamt und Sarntal nicht wohl übelnehmen dürfen, wenn sie instinktgemäß demselben sich fernhalten. Übrigens ist ein bißchen Reaktion auch für den Fortschritt immerhin nicht ohne Nutzen; sie ist der Ballast in dem Schiffe des Staates, das ohne diesen nur zu leicht kentert. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts hat dies zur Genüge dargetan.

Was diese Menschen glücklich macht, um deswillen auch der Fortgeschrittenste unter den Gebildeten, die auf der Gisela-Promenade spazieren, sie beneiden dürfte, das ist ihre einheitliche Weltanschauung, ihr Leben aus dem Vollen und Ganzen. Ihr Beruf, ihr Hof, ihr Familien- und Gemeindeleben, ihre sittlichen Grundsätze und ihre

religiösen Überzeugungen stimmen zusammen und ordnen sich in ihrem Geiste zu einem großen, harmonischen Einklange; zufrieden können sie leben, hoffnungsvoll und getröstet können sie sterben. Bei einem großen Teile der Gebildeten dagegen ist es nicht so. Sie haben vielleicht viel gelesen und viel gelernt; aber alles liegt zersplittert und zerbröckelt da vor ihrer Seele; wie eine ätzende Säure hat seit einem Jahrhundert eine krankhafte Kritik, der Geist der Verneinung, alles angegriffen, alles zersetzt, alles in Frage gestellt; was Scipios Freund Lucilius beim Niedergange Roms einst gesprochen, das ist das Bekenntnis von nicht wenigen: Veri nihil, omnia ficta![1] Wo sind noch große, starke Überzeugungen? wo unerschütterlicher Glaube an die Wahrheit eines Systems? Wahrheiten gibt es nicht, hat Ernst Renan im Namen vieler gesagt, nur Wahrscheinlichkeiten; der stete Wechsel unserer philosophischen, politischen, volkswirtschaftlichen Systeme unter dem klingenden Namen von Fortschritt, selbst auf dem Gebiete der Heilkunde, hat uns skeptisch gemacht; und so finden, wie ehedem bei den Hellenen, die Sophisten auch bei uns ihre Bewunderer und Nachahmer wieder. Man kann vielen unserer Schriftsteller gewiß nicht Geist, Scharfsinn, Gelehrsamkeit abstreiten; doch was ist alles dies? Gold, Perlmutter und Elfenbein schmücken wohl die Leier; aber deren Ton kommt nicht von ihnen. ‚Im Grunde', sagt einmal Goethe, ‚so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nicht damit gedient; es läßt sich eben nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt.' Darum geben ein fertiger Charakter, feste Überzeugungen, unerschütterlich, weil sie im tieferen Grunde des Glaubens wurzeln, dem Menschen, der sie besitzt, eine ausgesprochene Überlegenheit dem andern gegenüber, der zweifelt, sucht und noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

IV.

Dieser Unterschied, ja Gegensatz zwischen den verschiedenen Schichten der Bewohner Merans auf allen Gebieten, in Glauben und Leben, Sitten und Bräuchen, Gewohnheiten und Bedürfnissen, trat auch bei der Festfeier der Primiz sichtlich an den Tag. Die einen standen da voll Staunen und Verwunderung, daß man so viel Aufwand

[1] Es gibt keine Wahrheit, alles ist Täuschung.

macht um ein Geringes, ein solches Aufsehen wegen eines Kapuziners; neugierig überrascht drängten sie sich herbei, dieses ihnen fremde Fest wie ein eigenartiges, ganz neues Schauspiel sich einmal anzusehen. Die andern freuten sich auf diesen Tag; sie nahmen herzlichen Anteil an der Feier, andächtig, gerührt wohnten sie dem Gottesdienste bei, beugten sie ihr Haupt, damit der Neugeweihte ihnen die Hände auflege; gesegnet von ihm, gingen sie mit gehobenem Gemüte nach ihren Wohnungen zurück, hinauf in die Höfe an den Bergen ringsum.

Wer am Samstag abend den 29. September 1883 nach Meran kam, der mußte alsbald erkennen, daß etwas Außerordentliches vor sich ging. Auf allen Straßen und Plätzen der Stadt bewegten sich Ankömmlinge, zum Teil in festlicher Kleidung; aus den Tälern diesseits und jenseits der Etsch sind sie gekommen, von ihren Bergen waren sie heute schon herabgestiegen, um nichts von der Feier zu versäumen; überall sprach man nur von dem morgigen Tag, selbst in den Wagen der Eisenbahn; es war wie ein Ereignis. Viele von diesen waren Verwandte des Primizianten, manche allerdings in sehr fernem Grade. Ist ja doch im Volke, hier ganz besonders, der alte, echt germanische Familiensinn, das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit noch so lebendig und viel stärker ausgeprägt als in den Kreisen der Gebildeten, wo der Individualismus, diese gemeinsame Signatur des modernen Lebens auf allen Gebieten, allen historischen Sinn, allen Zusammenhang mit der Gesellschaft in deren engeren und weiteren Kreisen mehr und mehr gelockert hat; es ist dies eine Wirkung des Egoismus, zugleich aber auch eine Verkennung der Natur des Menschen, der, in der Gesellschaft geboren, nur in ihr sich entwickeln kann. Der Hof, welcher ungeschmälert durch Jahrhunderte in der Familie sich vererbt, und die unbegrenzte Zerstückelung der Güter sind der tatsächliche und rechtliche Ausdruck dieser alten und neuen Sitte.

Da stellte es sich denn so recht klar dar, was die katholische Kirche für dieses Volk bedeutet, welche tiefe Wurzeln sie in ihm hat. Ja, das ist ein treues, ein katholisches, ein gläubiges und verständiges Volk; es weiß, daß es noch eine andere, höhere, unsichtbare Welt gibt über dieser sichtbaren, wo, von dem Sinnesmenschen unbeachtet und ungeahnt, lebendige Kräfte wirken und von derselben Hand, die diese materielle Welt erhält, geordnet und geleitet, hin und wider strömen, um das Reich des Geistes aufzubauen und zu vollenden,

um deſſentwillen ja und zu deſſen Dienſte dieſe ganze ſichtbare Ordnung geſchaffen wurde. Wie er in dieſer die Sonne geſetzt hat als den Mittelpunkt, die allem Licht, Wärme, Leben ſpendet, ſo hat Gott den Geiſtern eine Sonne angezündet, die hineinleuchtet mit ihrem hellen Schein in die Nacht dieſes kurzen Erdenlebens, in deren Lichte eine neue Welt ſich uns erſchließt, die Mut, Kraft, Troſt ſpendet zu männlichem Schaffen und Ringen, ergebenem Tragen und Dulden. Dem Prieſtertum aber iſt die Aufgabe geworden, den Blick der Völker immerdar zu dieſem Lichtſtrome hinzurichten, ihre Herzen dieſer Lebensquelle zu erſchließen, durch die Lehren des Glaubens dem nach Licht ſuchenden Auge die Reiche der Ewigkeit zu enthüllen, den nach Wahrheit hungernden Geiſt zu ſättigen, das matte, kranke Herz zu heilen, zu nähren und zu ſtärken durch überirdiſche Kräfte. Darum iſt die Primizfeier für das gläubige Volk jedesmal eine hehre Feier, ſpricht heilige Feſtesfreude jedesmal aus ſo manchem Angeſicht. Wohl iſt es nicht ein Siegesjubel der Gewaltigen dieſer Erde, nicht das Freudenfeſt eines Mächtigen, was dieſe alle hierher führt. Wohl iſt es nicht ein großes, bedeutungsvolles Ereignis im großen Leben der Welt, aber dennoch ein Ereignis im Reiche Gottes; es iſt der Anfang eines Wirkens, das, in den Schleier der Demut, Armut und Verborgenheit gehüllt, überreichen Segen tragen ſoll in viele Herzen, ſtark und treu hüten ſoll die Heiligtümer der Menſchheit: Wahrheit und Sitte, Gottesfurcht und Menſchenliebe, Gerechtigkeit und Recht.

Auf dem Wege vom Widdum zur Kirche, auf welchem morgen der Feſtzug ſich bewegen ſollte, hatten emſige Hände einen Triumphbogen errichtet, der, von friſchen Blüten und Kränzen umwunden, ſinnreiche Inſchriften trug. Das Vaterhaus des Prieſters war mit Tannenreiſern und Lorbeerzweigen geſchmückt, dazwiſchen waren liebliche Blumen geflochten; das Tor des Hauſes war ganz mit Grün bedeckt. Im Hauſe ſelbſt war ein beſtändiges Kommen und Gehen: die einen ſuchten jetzt ſchon Gelegenheit, ihre Glückwünſche den Eltern des Primizianten darzubringen, die andern wollten den mit Inſchriften, Fahnen, Bändern und Kränzen gezierten Feſtſaal ſehen. Auch ich ſuchte den Herrn des Hauſes auf, um ihm meine freudige, herzliche Teilnahme auszudrücken; die Mutter weinte, der Vater drückte gerührt mir die Hand; man konnte es ihm anſehen, der ſtarke, ſonſt ſo ruhige Mann war weich wie ein Kind. Katholiſche Eltern wiſſen nicht hoch genug das Glück zu ſchätzen, einen prieſterlichen Sohn zu

besitzen, ein Kind dem Dienste Gottes weihen zu dürfen, wie einst Anna den Knaben Samuel. Was ist doch alle irdische Größe gegenüber der Größe des Priestertums, was alles Glück gegenüber dem Glücke, Priester zu sein! Selig die Lippen, auf die der Herr sein Wort gelegt, sein belehrendes, versöhnendes, tröstendes, segnendes Wort; selig die Hände, auf denen, wie auf seinem Throne, der wahrhaftige Gott unsichtbar-sichtbar ruht; selig das Herz, das ein Bethlehem geworden, ein Nazareth, wo er wohnt und seliges Zwiegespräch mit seinem Jünger hält. So mancher faßt das nicht, versteht das nicht; für ihn hat ja das katholische Priestertum, vielleicht selbst das Christentum keinen Sinn und keine Bedeutung mehr. Darum gehen sie verwundert oder auch gleichgültig oder mit Spott auf den Lippen vorüber. In wem immer aber noch ein Funke von Humanität glimmt, in wem die Liebe und die Hoffnung und die Achtung vor der Menschheit noch nicht gänzlich erloschen und erstorben ist, dem möchte ich zurufen: Ehre den Priester, wes Glaubens auch immer du seiest! Er trägt noch Ideale in seiner Brust, die besten, die höchsten, die edelsten; die Erde ist so arm geworden an Idealen, die Menschen glauben nicht mehr daran. Und er hat Ideale, die bleibend sind und nicht vergehen, die das Leben ihm nicht so bald entblättert und zerbrochen vor die Füße wirft, wie die vergänglichen Blüten jugendlicher Begeisterung und die glänzenden Bilder und Gestalten einer sich selbst täuschenden Phantasie, die längst gestorben sind und tot, ehe wir selbst gestorben, und mit denen auch das Beste gestorben von dem, was wir selbst einst gewesen. Große Gedanken erziehen große Menschen, hohe Ziele entfalten und entwickeln alle unsere Kräfte; was gibt es Höheres, als die Saat ewigen Lebens hineinstreuen in die Furchen dieser Zeitlichkeit, alle Kraft seines Leibes, alle Energie seines Geistes, alle Liebe seines Herzens weihen ihm, ihm allein, der allein unserer besten, ewigen Liebe wert ist? —

Als der Abend hereinbrach und die Glocke zum Gebete rief, da fiel der erste Schuß, das morgige Fest ankündend, und rollte über die Stadt hin, daß es ringsum in den Bergen widerhallte. Und nun wie im jubelnden Chore klangen alle die sieben Glocken vom hohen Turme herab, und fort und fort hallten die Salven von den Bergen wider. Der aber, dem dies alles galt, war unsichtbar. Am Ende der Stadt, hart am Tore, liegt das Klösterlein der Kapuziner. Hier, in der engen, armen Zelle mit ihren nackten Wänden, deren

einziger Schmuck in einem Kreuzbilde besteht, kniet der Primiziant in Gebet und Betrachtung, die Seele vorzubereiten auf den großen Tag. Wie mag es ihm wohl zu Mute geworden sein, dem armen Kapuziner dort, als die Lüfte diese Jubelstimmen in seine Abgeschiedenheit trugen? Er weiß, das alles gilt ihm, aber doch nicht ihm, es gilt dem Priester, dem Priestertum der katholischen Kirche; dieses ist alles, der Mensch ist nichts. Darum ehrt und verehrt das katholische Volk seine Priester, auch im rauhen Gewand des Kapuziners, barfuß und ohne Ehren noch Stellung noch Besitz in der Welt. Ja, gerade darum.

Auch das ist eine Eigentümlichkeit Tirols, die große Liebe und Verehrung, die dort die Kapuziner im Volke besitzen. Es ist die besondere Popularität, welche diese Väter auch in andern Ländern und von Anfang an genossen; es sind aber auch die großen Verdienste, welche sie um Tirol sich erworben haben, die das Volk mit so innigen, unzerreißbaren Banden an sie ketten. Dieser Orden, im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gegründet, hatte gleich in seinen Anfängen schwere Stürme zu bestehen. Die Anhänglichkeit des Volkes an ihn, seine außerordentliche Armut und Strenge zogen ihm Gegner zu, und schon im Jahre 1534 wurden die Kapuziner aus Rom verwiesen; doch sie hatten nicht weit zu wandern. In dem dem Kapitel von St Peter zugehörigen Baue bei San Lorenzo fuori le mura fanden sie Aufnahme, mächtige Fürsprecher traten für sie ein, darunter die Marchesa von Pescara, Vittoria Colonna, und die hochgebildete Herzogin von Camerino, Caterina Cybò; nicht lange nachher gestattete Klemens VII. ihnen die Rückkehr. Noch einmal, infolge der Apostasie Ochinos, wurden sie hart geprüft. Aber ihre Demut bestand auch diese Probe; wie das schwache Schilf sich beugt beim Andrange der Fluten und beim ersten Sonnenstrahl sich wieder aufrichtet, so trugen sie stillschweigend, was über sie verhängt wurde, und es hat ihnen desto reicheren Segen gebracht. Fürsten und Herren sehen wir nun sich kleiden in das härene Gewand des Ordens; in jenen Tagen, da furchtbare Seuchen in Italien wüteten, waren sie es ganz besonders, welche den Pestkranken beistanden. Überall finden wir sie unter dem Volke tätig, als Prediger, Beichtväter, Ratgeber, Freunde. In ihnen flammte mächtig jener Geist auf, welcher die Gegenreformation in Italien ins Leben rief und zu immer neuer Tätigkeit antrieb. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Strom

heiliger Begeisterung, höher und höher steigend, auch die Alpen überflutete und in das Land Tirol eindrang, wo Klerus und Volk, Unwissenheit und Unsittlichkeit nicht wenig daran Schuld trugen, daß die Lehren der Reformatoren und Wiedertäufer und in ihrem Gefolge Aufruhr und Bauernkrieg (Gaißmayr) das Land in endlose Verwirrung gestürzt hatten; da war es neben so manchen begeisterten Predigern aus andern Orden besonders der Kapuziner Fra Tommaso da Bergamo, der Tirol von einem Ende zum andern durchzog; in dem ärmsten Bauernhause wie am Hofe zu Innsbruck wirkte er für treues Festhalten am katholischen Glauben. P. Giovenale, Sohn des Schloßhauptmanns Ruffini von Castelfondo in Nonsberg, trat mit siebzehn Jahren in den Kapuzinerorden; wie eine Mauer stellte er sich dem Verderben entgegen; durch Wort und Schrift, Briefe und Bücher und besonders durch seine Liebe zu den Irrenden hat er weithin und nachhaltig gewirkt. Der Kapuziner Marco von Aviano galt dem Tiroler Volke wegen seiner glaubensinnigen Reden, seiner von Gottesliebe trunkenen Seele, seines überaus frommen Wandels als ein Heiliger. So wurden denn überall in Tirol den Vätern Klöster gebaut. Selbst Alfons III. von Este trat in seinem 38. Jahre zu Meran in den Orden. Dem Gesamtbewußtsein des Volkes wurde so der katholische Gedanke eingepflanzt; es hat ihn aufgenommen in sein Blut und seine ganze nicht geringe Kraft in dessen Dienst gestellt. —

Noch vor Tagesgrauen kündeten die Böller von den Bergen herab das Fest an. Als die bestimmte Zeit gekommen war, setzte sich der Zug nach der Kirche in Bewegung, mächtig große Fahnen gingen voraus — der Tiroler setzt seinen Stolz darein, eine solche Riesenfahne, die eine ungewöhnliche Manneskraft fordert, zu tragen; dann folgten die Eltern, Freunde und Verwandte, hierauf der zahlreiche Klerus. Eine schöne Sitte sah ich da zum erstenmal: alle trugen am rechten Arme des Chorrocks eine große, reich verzierte, goldene Rose, Symbol der Liebe, die der Neugeweihte seiner Braut, der heiligen Kirche, entgegenbringt. Die Predigt hatte zum Gegenstand die Aufgabe des Priesters in der Gegenwart, die Pflege der echten Völkerwohlfahrt und Gesittung gegenüber einem fälschlich so genannten Fortschritt; mit Aufmerksamkeit und, wie mir schien, mit Verständnis wurde sie von der dicht gedrängten Menge angehört.

Nun begann das Hochamt. Zagend trat der junge Priester hin zum Altar; alle Augen richteten sich auf ihn. Hatte er doch so oft

mit den Worten des Pſalmiſten (14, 1) ſich ſelbſt gefragt: ‚Wer darf hinaufſteigen zum Berge des Herrn, wer darf ſtehen an ſeinem heiligen Orte?‘ Da ſteht er nun am Altare, im Namen, im Auftrage, an der Stelle eines unendlich Höheren, der ihn geſandt; da fällt der Schleier des Irdiſchen vor ſeinen Augen, da dehnen ſich aus die Schranken von Zeit und Raum — der Altar ſteht im Mittelpunkt der Welt, die ganze Schöpfung wird zum Gottestempel, in den die große Gemeinde der Erlöſten nun wallt vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mitternacht bis Mittag. Das ganze Menſchengeſchlecht vom Anfange der Schöpfung bis zum letzten Tage, ſie alle ſtimmen ein in ſeinen Ruf, den Ruf der armen, kranken, dem Tode verfallenen Welt: ‚Kyrie eleiſon!‘ Sie alle aber ſind auch der Erhörung gewiß; darum der Jubel: ‚Gloria!‘

Jetzt bringt der Primiziant das große, einzige, ewige Opfer dar; aber er muß ſelbſt ein Opfer werden, ſich ſelbſt hingeben mit dem, der zuerſt für uns ſich hingegeben. Da dachte ich an die Worte, die vor gerade dreißig Jahren eine edle Dichterſeele, die längſt hinübergegangen, einem gleichfalls ſchon geſtorbenen Prieſter in das Album ſchrieb:

Wer biſt du, Jüngling, mit dem Blütenkranze,
Jungfräulich um dein junges Haupt gewunden?
Dein Auge glüht von überird'ſchem Glanze,
Haſt du des Daſeins Rätſel aufgefunden?

Du hörſt mich nicht, dein Blick iſt unverwendet
Nach einem höhern Ziele hin gerichtet:
Das ird'ſche Treiben iſt für dich geendet,
Das ird'ſche Sehnen iſt für dich vernichtet.

Der Unſchuld Farben, die dich heut bekleiden,
Umhüllen nicht allein die jungen Glieder:
Dem Herrn willſt eine Wohnung du bereiten,
Im Herzen ſtrahlet ihre Reine wieder.

Wie ſchön biſt du! Wo iſt dein Leib geblieben?
Auf Erden noch? Der Geiſt, wo Geiſter thronen.
Die Hände ſegnen, ſtützen, heilen, lohnen,
Das Herz kann ſelig glauben, hoffen, lieben.

Die erſten, denen der Primiziant während der heiligen Handlung die Kommunion reichte, waren Vater und Mutter. Zu beiden ſpricht der prieſterliche Sohn: ‚Der Leib unſeres Herrn Jeſu Chriſti bewahre deine Seele zum ewigen Leben!‘ Sie haben ihm einſt dieſes irdiſche

Leben gegeben; von seiner Hand empfangen sie nun das himmlische. Nachdem er das heilige Opfer dargebracht, zum Schlusse der Feier, legt er ihnen die Hände auf und spendet seinen priesterlichen Segen; Hunderte und Hunderte nahen sich nach ihnen, gleichfalls seinen Segen zu empfangen. Da sehen wir in lebendigem Bilde die Apostel vor uns, wie sie, nach des Herrn Ordnung und Befehl, den Gläubigen die Hände auflegten zur Gnadenmitteilung an die Seelen und Heilung so mancherlei Schäden des Leibes; und noch weiter, Jahrtausende zurück wendet sich unser Blick bis in die graue Vorzeit, zu dem geheimnisvollen Sagenland, wo die Pyramiden stehen und Moses unter Händeauflegung den Segen Gottes auf die Erwählten herabrief.

Es war Mittag geworden, als die Feier zu Ende ging. Im geschmückten Saale versammelten sich die Gäste. Nach altem deutschem Brauch und Sitte war ein Mahl ihnen bereitet, reich, sehr reich. Wer wollte auch dies tadeln? Hat doch selbst der Vater des verlornen Sohnes diesem ein köstliches Mahl angerichtet, mit Saitenspiel und Tanz, als er reuig zu ihm zurückgekehrt war; sollte dem Vater es nicht gestattet sein, auch in solcher Weise seine Freude zu bezeigen über die Ehre, die seinem Hause geworden, heute, an dem Ehren- und Freudentage seines Sohnes? Sollte er nicht auch dadurch dem Danke seines Herzens einen Ausdruck geben dürfen den vielen Verwandten und Freunden gegenüber, die teilnahmsvoll hierher geeilt waren, selbst aus weiter Ferne? Und wenn zwar kein Saitenspiel erklang, aber ein frommes, für diesen Tag eigens gedichtetes und in Musik gesetztes Lied gesungen wurde, das alle erbaute und manchen zu Tränen rührte, ist das nicht eine edle Würze des Mahles? Und wenn tiefernste, die Würde des Christen, des Ordensmannes, des Priesters schildernde Tischreden dabei gehalten wurden, wer erkennt hierin nicht das Walten desselben Geistes, der die ganze Festfeier durchdrang? Wer da einen finstern Puritanismus zur Schau tragen wollte, als wäre solches für einen Kapuziner weniger passend, der möge zuerst dorthin seine Sittenpredigt richten, wo das Jahr über Gelage auf Gelage folgen und sie in hellerleuchteten Sälen ganze Nächte dem Genusse weihen. Für den priesterlichen Sohn geschah es einmal — nur einmal in seinem ganzen Leben. Und auch die Armen hat dieses Fest nicht gekränkt; sie fanden Erhebung dabei für ihre Seele und auch leibliche Erquickung.

V.

Die Zeit mahnte zur Rückkehr. Noch einmal und tief wollte ich das schöne Bild der Landschaft meiner Erinnerung einprägen; so ging ich denn an einem sonnenhellen Tage mit den Freunden hinauf nach Schloß Tirol, dem alten Sitz der Fürsten, welcher dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Am ‚Pulverturm', einem Reste altrömischer Befestigung, ging es einen anfangs ziemlich steilen Weg aufwärts; bald aber wurden wir reichlich belohnt durch die herrliche Aussicht, rechts in das Passeiertal hinein, hinüber nach Schloß Schönna, die Dörfer Kuens und Riffian im Vordergrunde, tiefer rückwärts die Berge des Jaufen. Nach einer Stunde waren wir oben. Es sind immer ernste Augenblicke, wenn wir an Orten stehen, wo der Geist der Geschichte mächtiger als anderswo gewaltet hat; so war es auch hier. Diese großenteils zerfallene, durch Alter, Erdabrutschungen, Wildwasser zerstörte Burg hat eine große, reiche Vergangenheit. Urkundlich nachweisbar bildete Teriolis den Mittel- und Stützpunkt der römischen Herrschaft im Lande, weit hinabblickend nach dem Süden, nach dem Westen und Norden hin, die Verbindungsstraße über den Jaufen (Mons Iovis) und Sterzing (Vipitenum) sowie durch das Vintschgau aufwärts deckend. Als Karl d. Gr. das Reich der Bajuvaren und Alemannen sich botmäßig gemacht hatte, wurde Tirol der Sitz eines Gaugrafen des fränkischen Reiches; mit Meinhard II. aus dem Geschlechte der Grafen von Görz, der die Grafschaft Tirol schuf (1271), wurde das Schloß Sitz des Landesherrn, bis nach der Vereinigung Tirols mit Österreich (1363) der Schwerpunkt der Landesregierung mehr und mehr nach dem nördlichen Teile des Landes verlegt wurde. Lange Zeit blieb Tirol noch Sitz der Burggrafen, bis gegen Ausgang des Mittelalters. Der mittelalterliche, noch stehende Turm ruht auf römischem Fundamente; ebenso ist das Mauerwerk der Gruft, über welche die Schloßkapelle erbaut ist, römische Arbeit. Leider besteht gerade der größte Teil, der Mittelbau des Schlosses, nicht mehr; im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sank derselbe infolge von Erdstürzen in die Tiefe; nur der östliche und südliche Teil, letzterer seiner Entstehung nach der jüngste, ragen noch empor und schauen kühn ins Tal hinab; wie lange noch — wer kann dies sagen?

Vor allem fesselt uns nun hier das berühmte, oft beschriebene Portal der Pankratius-Kapelle mit seinen reichen Skulpturen. Sie

ſtammen aus dem 11. Jahrhundert und ſtellen, ähnlich wie jene am Portal von St Jakob in Regensburg, den Sieg des Chriſtentums über das Heidentum ſymboliſch dar; denn daß das Ganze ſymboliſch wirken ſollte und die mannigfachen Tiergeſtalten mehr als eine rein ornamentale Bedeutung haben, wird kein Kenner der chriſtlichen Kunſt in Abrede ſtellen. Schwieriger wird es freilich, wenn wir den einzelnen Figuren Sinn und Bedeutung geben und ſie in lebendigen Zuſammenhang mit dem Ganzen bringen wollen; doch die Schwierigkeit der Deutung berechtigt uns keinenfalls, dieſen Bildern jede tiefere Bedeutung abzuſprechen. Es iſt vollkommen wahr, daß in Webereien und Stickereien des frühen Mittelalters bis zur Zeit der Hohenſtaufen häufig gar keine Muſter vorkommen; finden wir dieſe, ſo ſind es zumeiſt mathematiſche Figuren, Polygone oder Kreiſe, phantaſtiſche und Tiergeſtalten, zuweilen jedoch auch Darſtellungen aus der Heiligen Schrift; ſie waren ſämtlich orientaliſch-byzantiniſchen Urſprunges, Griechen, Perſer, Indier, Araber hatten ſie gearbeitet. Dieſen Charakter behielt auch die mauriſch-italieniſche Kunſt bei, bis mit der ſpäteren Gotik an die Stelle des ‚bestiaire‘ das kräftig ſtiliſierte Pflanzenornament trat. Wer wollte jedoch daraus den Schluß ziehen, daß an unſern Portalen die Erbauer, zumeiſt Mönche und Prieſter, nichts ſchaffen wollten als einen ‚wüſten, phantaſtiſchen Schmuck bildneriſcher Ausſtattung‘?

Man hat ſich, um die Bedeutungsloſigkeit dieſer Tierornamente zu beweiſen, auf keinen Geringeren als den hl. Bernhard berufen. Doch der Schluß war voreilig. Bernhard tadelt nur dieſe Bildnereien in den *Klöſtern* ſeiner *Mönche*, welche er zur höchſten Armut und Einfachheit zurückführen wollte, aber er tadelt nicht die Anwendung der Kunſt in der Kirche überhaupt. Wenn er darum auf Handarbeit bei ſeinen Mönchen drang, das Studium der Alten und literariſche Arbeiten, wie ſie die Cluniacenſer trieben, nicht wollte, ſo gilt dies gleichfalls nur vom Standpunkte *ſeiner* Stiftung aus und ſollte keine Vorſchrift, weder für das Mönchtum überhaupt noch für die Geſamtkirche, ſein. Darum ſagt er auch in der häufig, aber nicht immer vollſtändig angeführten Stelle[1]: ‚Ich will nicht reden von der ungeheuern Höhe, unmäßigen Länge, überflüſſigen Breite der Oratorien, ihrer koſtbaren Ausſchmückung, ihren Neugierde er-

[1] Apolog. ad Guilelm. abb. 1, 12, ed. Mabill. 539.

regenden Gemälden, welche den Blick des Beters auf sich ziehen, aber die Andacht zerstreuen. . . . Etwas anderes ist es mit den Bischöfen, etwas anderes mit den Mönchen; denn wir wissen wohl, daß jene, da sie der Törichten wie der Weisen Schuldner sind, die Andacht des in der Sinnlichkeit befangenen Volkes, weil sie es nicht durch geistige Mittel können, durch sinnlichen Schmuck erregen. Wie aber bei uns, die wir aus der Mitte des Volkes schon herausgetreten sind, die wir alles Schöne und Kostbare der Welt um Christi willen verlassen . . . wessen Andacht suchen wir dadurch zu erregen? . . . Auch in den Kirchen mögen wir es dulden, weil es zwar den Eiteln und Habsüchtigen, nicht aber den Einfältigen und Andächtigen schädlich ist. Aber in den Klöstern, vor dem Angesichte der sich erbauenden Brüder . . . , was sollen da die unreinen Affen, was die wilden Löwen, was die ungetümen Zentauren?' usf. Demnach waren diese Skulpturen Anregungsmittel der Andacht, nicht reines Ornament; dies konnten sie nur sein, wenn ein höherer Sinn aus ihnen sprach, den das Volk erkannte.

Trug doch zu jener Zeit die Natur selbst in allen ihren Gliedern die Signatur des Himmels; überall in ihr sah man Beziehungen zu dem Höheren. In der Milchstraße schaute der mittelalterliche Mensch den Weg der Pilger nach St Jakob zu Compostella; Tiere und Pflanzen waren eine Symbolik christlicher Ideen. Die Heilige Schrift selbst aber, namentlich das Psalmenbuch und die Apokalypse, hatte in den ersten Anfängen des Christentums gewissen Tieren und Pflanzen eine typische Bedeutung gegeben, welche schon in den Katakombenbildern und später bei den Griechen zu einem festen Systeme war ausgebildet worden; der von den Predigern des Mittelalters vielgebrauchte ‚Physiologus', aus dem Griechischen stammend, gibt hierüber hinreichenden Aufschluß. Gewisse hier wie auch anderwärts, an dem Schottenportale zu Regensburg, dem Relief in der Abtei Neustadt am Main usf., wiederkehrende Symbole werden wir darum unschwer verstehen können. Löwe, Panther (Christus) neben dem Einhorn (Maria) und Drachen (Teufel) bilden den Gegensatz des Reiches der Erlösung und der Sünde; ihr Kampf ist ja das große und einzige Thema der Weltgeschichte. Der Zentaur mag als Symbol der im sündigen Naturleben wurzelnden bösen Gewalten gelten, die ihre Pfeile abschießen (Eph 5, 16), in ihrer Doppelstellung als geistig-leibliche Wesen, wie Dante und das Schottenportal im Greif Christus, den

Gottmenschen, symbolisieren mit dem Löwenkörper und dem Haupte des Adlers. Die aus den Wolken reichende, segnende Hand finden wir auch in Ravenna als Symbol des himmlischen Vaters; die Symbolik der ‚unreinen' Affen hat Bernhard schon angedeutet; Weinlaub und Ähre erklären sich von selbst. Den Gesamtplan des Bildes zu erkennen und im einzelnen zu deuten, ist dagegen eine schwierige Aufgabe. Beda Weber glaubt hier Bilder aus dem Heldenbuch zu erblicken, namentlich der Geschichte des Kaisers Ortnit und Hugdietrichs entnommen; doch er selbst hat kaum Anspruch darauf gemacht, das allein Richtige gefunden zu haben.

Waren es die vergangenen Jahrhunderte, die bei der Betrachtung des Portals uns vor der Seele vorüberzogen, so ist es das weite, reiche, blühende Leben der Gegenwart, in das wir von den hohen Fenstern des Kaisersaales aus hinabschauen.

Es war Nachmittag, die Beleuchtung am günstigsten. Uns zu Füßen liegt unter Fruchtbäumen und in üppigem Rebgelände das Dorf Gratsch mit seinen smaragdgrünen Wiesen, nicht weit davon Algund, darüber das Schloß Turnstein und die alte Kirche St Peter; zuletzt erhebt sich das gewaltige Muttgebirge, an dessen Seite wir hinaufblicken in das Vintschgau mit den silberglänzenden Fluten der Etsch. Gegen Süden schauen wir die Ruine des Schlosses Brunnenburg, ehedem mit Schloß Tirol durch einen verdeckten Gang in Verbindung, über Dorf Tirol und den Küchelberg hinweg das in der Sonne rot leuchtende Porphyrgebirge mit St Katharina in der Scharte, hoch oben scharf sich abzeichnend an dem reinen blauen Himmel. Weiter unten im Etschtal erhebt sich auf dem Mittelgebirge von Überetsch die Ruine Hohen-Eppan, darüber, wie das Haupt einer lagernden Sphinx, die Dolomitspitze der Mendola; in blauer Ferne schließen die Trientiner Alpen das schöne Bild ab. —

Auf dem Rückwege sprach ich zuerst in Terlan zu. Berühmt durch seinen schiefen Turm, noch berühmter durch seinen köstlich duftenden Wein, hat dieser Ort in neuester Zeit durch die wieder aufgefundenen Gemälde seiner Kirche eine hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte gewonnen. Gelegentlich einer vorzunehmenden Restauration hatte man entdeckt, daß unter dem zolldicken Mörtel liebliche Wandgemälde aus dem Mittelalter verborgen waren, voll Innigkeit und deutscher Gemütstiefe; die Geistlichkeit des Ortes, Kurat Dr Joseph Weiser und Benefiziat Karl Atz, letzterer auch als

Wandgemälde in der Kirche zu Terlan: Mariä Krönung.

Kunstschriftsteller bekannt, nahm sich alsbald des Werkes der Aufdeckung dieses alten Bilderschmuckes mit Liebe und Verständnis an. Da ich die Arbeiten zur Herstellung desselben in dem schönen gotischen Kirchlein von Anfang an verfolgt hatte, so konnte ich nicht umhin, einzutreten, um mich von dem weiteren glücklichen Fortgange zu überzeugen.

Und nun noch zu guter Letzt hinauf auf die Ruine Maultasch in der Nähe, um von da aus einen Abschiedsgruß hinüber zu senden nach dem schönen, eben verlassenen Lande. Ein schattiger Pfad führt durch den Wald zur Höhe, wo noch stolz, allen Stürmen trotzend, ein Turm ragt. Der Blick schweift hinüber über das Gebirge, von Hohen-Eppan an bis über Lana hinauf ist es besät mit Kirchen, Kapellen und Burgen, Zeugen alter Herrlichkeit und nun vielfach entschwundenen Reichtums, wo die Alpenrose auf den Höhen und an den Hügeln die Rebe blüht. Nie habe ich diese Gegend in früheren Jahren so schön gesehen wie diesmal. Der starke Regen der vergangenen Tage hatte den Staub gelöscht, die Luft gereinigt und erfrischt, die auch in dieser Jahreszeit noch in dem Talkessel von Bozen nicht selten drückend heiß sich auf die Nerven legt. Immer schöner wurde der Weg, auf dem ich am Nachmittag nach Bozen ging; links an den Abhängen die edelsten Weinberge Tirols, rechts das weite Etschtal mit Sigmundskron auf dem jenseitigen Hügel und dem hohen Kirchturme von St Pauls, der in das Tal herüberblickte. Auf den Höhen der Gebirge ringsum glänzte der frischgefallene Schnee in der Abendsonne, unten lockten überall in den Weingärten die bereits reifen Trauben zum Genusse.

In Gries, der Abtei bei Bozen, welche jetzt die Benediktiner des früheren Stiftes Muri in der Schweiz innehaben, trat ich einen Augenblick in das Kloster ein. Der Bau selbst erinnert in der Gesamtanlage noch an seine ursprüngliche Bestimmung als feste Burg; erst später wurde er den Augustiner-Chorherren übergeben, ähnlich wie auch anderswo, wie in Scheyern in das ehemalige Stammschloß der Wittelsbacher Benediktiner eingezogen sind und in Lohr am Main sich ein Kapuzinerklösterlein in die frühere Burg der einst mächtigen Grafen von Rieneck eingebaut hat. Die neuere Zeit hat gleiche Wandlungen gesehen, aber leider in umgekehrter Weise: sie hat aus den Klöstern Kasernen gemacht. Eine Gegend ohne Kloster,

wäre es auch nur ein armes Franziskanerhospiz, trägt für mich immer den Charakter geistiger Öde; wer sie unterdrückte, hat nicht bloß den religiösen Sinn des Volkes geschädigt, sondern auch, wie selbst Renan erkannte, ein gutes Stück Originalität aus dem Lande geschafft; die Welt ist ja ohnehin einförmig und prosaisch genug und wird es immer mehr von Tag zu Tag. Auch wohnt es sich so traulich in einem Kloster, lieber als in prunkenden Hotels und auf vornehmen Schlössern. Kirche und Bibliothek geben Nahrung für Geist und Herz; die Stille, die Ruhe, die Regel, die das ganze Leben ordnet und durchdringt, legen sich wie ein himmlischer Friede über die Seele. Das Kloster mit seinem gemeinschaftlichen Leben ist ein tatsächlicher, lebendiger Protest gegen die Selbstsucht, die in der Gegenwart mehr als je die Menschen entzweit und die Gesellschaft atomisiert; der einmal frei gewählte und unabänderlich festgehaltene Beruf bewahrt das Herz, dieses ‚verderbte und rätselhafte Herz', vor quälender Unruhe und unsicherem Schwanken. Was uns innerlich zerrüttet, was uns unglücklich macht, ist nicht das Opfer; das ist der stete, ruhelose Wechsel der Leidenschaft, die heute flieht, was sie gestern heiß begehrt, heute haßt, was sie gestern, wie ihr dünkte, für eine Ewigkeit geliebt hat. Darum konnte ich es nie begreifen, daß manche in der strengen Klausur der älteren Frauenklöster eine große Härte erblicken. Ich halte dieselbe vielmehr für eine große Wohltat. Dies wurde mir recht klar bei einem Besuche des Klosters der Benediktinerinnen auf der Fraueninsel im Chiemsee. Wohl schlagen die Wellen ans Ufer, aber in das geweihte Haus dringen sie nicht; so brechen sich die Wogen des Weltlebens mit seinen Lockungen und bitteren Enttäuschungen an der Pforte des Heiligtums, darinnen wohnt heiliger Friede, in den Räumen und in den Herzen.

Und auch nicht unfruchtbar ist ihr Leben hier. Sie haben einen festen Punkt gefunden, von wo aus sie die Welt, die arme, verirrte, sündige Welt hinaufheben in das Reich der Wahrheit und der Gnade. Sie beten für sie und erziehen ihre Jugend und spenden so, unbeachtet von den Menschen und ohne Geräusch, Licht, Liebe, Leben, das sie Tag für Tag hier am Altare schöpfen. Einen ergreifenden Augenblick habe ich auch hier erlebt. Gegen Mittag erhob sich der Wind, wurde heftig und immer heftiger, und der See schlug gewaltig an das Ufer; unberührt von dem Toben der Elemente stieg der

Gesang der Frauen zu Gott empor. Da ward ich ganz eigentümlich angemutet.

Es toben die Stürme, es brauset der See,
Und schäumenden Gischt spritzt die Welle;
Es schwanket das Schifflein hinauf und hinab:
Mein Schifflein, wann bist du zur Stelle?

Ernst blicket der Schiffer ins Wogengraus
Und greift in die Ruder so kräftig;
Das Land ist noch weit, die Wolken so schwarz
Und der Mensch so schwach und ohnmächtig.

Doch horch! was dringt durch der Winde Geheul,
Wie wenn Engel hoch über uns singen?
Und stiller wird's über der rasenden Flut,
Und die Windsbraut legt ihre Schwingen.

Und hinaus in die Nacht aus jungfräulicher Brust
Dringt der fromme Gesang der Horen;
Sie flehen zur Mutter so innig und warm,
Daß keiner von uns geh' verloren:

Ave, maris stella,
Dei mater alma
Atque semper virgo,
Felix coeli porta.

Sumens illud Ave
Gabrielis ore,
Funda nos in pace,
Mutans Hevae nomen.

Solve vincla reis,
Profer lumen caecis,
Mala nostra pelle,
Bona cuncta posce.

Monstra te esse Matrem —[1]

[1] Meerstern, ich dich grüße,
Gottes Mutter, süße,
Allzeit Jungfrau, reine,
Himmelspfort' alleine.
Nimm die frohe Kunde
Von des Engels Munde,
Evas Namen wende
Und uns Frieden spende.

Sünder Heil laß finden,
Sehend mach die Blinden,
Nimm uns unser Wehe,
Alles Gut erflehe.

Dich als Mutter zeige —

Da zerreißt eine Wolke, und mitten hindurch
Glänzt der Abendstern nieder so milde,
Und dankend blicket der Schiffer empor,
Die Mutter erscheint ihm im Bilde.

Und neue Hoffnung kehret zurück,
Mögen auch die Wellen noch wüten. —
So sende uns stets einen gnädigen Blick,
O Mutter! und schenk uns den Frieden.

Wer sollte Gott nicht danken, daß er dem Menschen Kraft und Mut gab, solche Stätten des Friedens zu gewinnen mitten in dem stürmischen Meer dieses Lebens? — —

Nun ging es von Bozen an den tosenden Wellen des Eisack hinauf wieder der Heimat zu. Nicht weit von Blumau entbot der Süden, eine Zypresse neben einer Pinie im Gartenfeld stehend, seinen letzten, freundlichen Gruß.

Schon nach einer Stunde, bei Brixen, umzog sich der Himmel; immer schwerer, immer dunkler wurden die Wolken; als es in die Schlucht hineinging bei der Franzensfeste, flogen leichte Schneeflocken in der Luft, die immer dichter und dichter fielen, je höher wir kamen, und jenseits des Brenners sich in einen kalten Regen auflösten. Da dachte ich, nicht ohne eine gewisse Teilnahme, an die Gefühle, mit denen einst der berühmte Humanist Poggio Bracciolini dieses Alpenland schilderte, da er als Begleiter Johannes' XXIII. nach Konstanz zum Konzil reiste. In dem reichen Wörterschatze seiner klassischen Latinität hat er nicht Ausdrücke genug, um sein Grausen bei der Fahrt durch dieses wilde Land auszudrücken. Und heute noch, wenn kalte Nebel über den Boden hinziehen und die dunkeln Talengen noch mehr verdunkeln, mag gar mancher Italiener Ähnliches empfinden, wenn er an sein sonniges, heiteres Vaterland zurückdenkt.

Doch auch der Norden hat seine Schönheit. Ich gedachte der lieblichen Täler der Saale, des Mains und des Neckars, ich erinnerte mich an so manche herrliche Tage an den Ufern des majestätischen Rheines und der Donau. Und es tröstete mich auch die Hoffnung:

Iterabimus aequor [1].

[1] Wir werden wiederkommen.

9. Neue Bilder aus Tirol.

Der Urſprung der Tiroler. — Der Südtiroler. — Im Gröbnertal. — Der Nordtiroler; ſein armer Kaplan. — Volk und Prieſter. — Deutſch und Welſch. — Treues Feſthalten an Sitte und Glauben; Totenſchau. — Walther von der Vogelweide. — Fremdenverkehr, Alpenverein und Führerweſen.

I.

„Mein Gott, warum denn immer und immer nach Tirol?“ bemerkte kopfſchüttelnd der Freund. „Iſt ja doch kaum ein Tal noch zu finden, das Sie nicht durchwandert haben, keine Stadt und kein Städtchen, wo Sie nicht zugekehrt ſind; warum wollen Sie nicht auch einmal wieder anderes ſehen, Italien, die Schweiz, Frankreich, Paris mit ſeiner Ausſtellung, wo die Ziviliſation des geſamten Jahrhunderts zuſammenſtrömt und Sie vom Eiffelturm aus unſtreitig die erhabenſte Weltanſchauung gewinnen?“ Doch ſeine Beredſamkeit war umſonſt; hartnäckig blieb ich bei meinem Vorhaben, und ſo ging es denn nach einem kurzen Aufenthalt am Fuße des Bärenkopfs im Unterinntal tiefer in die Berge hinein.

Da lebte ich wochenlang in einem ſtillen Hochtal, dem letzten Dörfchen von Tirol; die beſchneiten Berge ringsum, von der Sonne beglänzt, ſandten ihren Gruß am frühen Morgen in mein trauliches Stübchen; das Glöckchen der kleinen Kapelle drang hindurch durch das Geklingel der ausziehenden Ziegenherden, und ſo ward es mir wohl da, recht wohl, und tauſendmal war ich lieber hier als in der Weltſtadt der Franzoſen mit all ihrer Pracht. In den erſten Tagen, da ich in dieſer einſt wohnte — es ſind nun viele Jahre darüber hingegangen —, führte mich ein Freund hinauf zum Montmartre; von da aus zeigte er mir alle Herrlichkeiten dieſes Babel, fügte aber, als er geendet, die weiſe Mahnung hinzu: „Sehen Sie, wie die Seine die Stadt in zwei Hälften teilt, ſo teilen ſich eigentlich alle ihre Bewohner nur in zwei Klaſſen: die einen ſind die exploiteurs, die

andern die exploités, darum prenez garde à vous!' Ich habe aber in meinem ferneren Leben die Erfahrung gemacht, daß diese Mahnung meines Mentors auch für spätere Zeiten und andere Orte mir sehr nützlich war, da diese beiden Klassen von Menschen sich auch anderswo finden, selbst in unserem lieben deutschen Vaterlande, das von Biedermännern wimmelt, die gar viel von deutscher Treue reden, von denen aber so ein einfältiges Menschenkind wie unsereiner sich ebendarum ganz besonders in acht nehmen muß.

Ich will nun keineswegs behaupten, daß in Tirol lauter paradiesische Menschen wohnen, und daß es überall zwischen der Scharnitz und der Mendola mit richtigen Dingen zugeht; ja es könnte einer kecklich die Behauptung wagen, und ich würde sie nicht bestreiten, daß gar mancher da in den Bergen zwar nicht weiß, was das Wort exploiteur besagt, sich aber auf das Handwerk desselben trefflich versteht. Doch weil derartige in moderner Bildung und Intelligenz fortgeschrittene Tiroler uns besonders anwidern, so beweist dies doch, daß ein solcher Fortschritt, wie er im Berner Oberland uns überall entgegentritt, noch nicht in alle Täler gedrungen ist; auch die Zillertaler mögen besser sein als ihr Ruf, und das Volk ist gewiß dort im großen und ganzen nicht so, wie es sich bei einigen aus demselben darstellt.

Wenn es überhaupt schwer ist, über ein ganzes Volk ein Urteil abzugeben, so gilt dies ganz besonders von Tirol. Was wir unter diesem Namen verstehen, ist eigentlich nur ein geographisch-politischer Begriff, der von dem Lech- und Achental an bis hinab zum Aviſio, dem Noce und Rocchettapaß, von dem Arlberg bis hinüber zur Hohen Salve eine aus verschiedenen Stämmen gemischte Völkerschaft in sich schließt. Um dies zu erkennen, bedarf es nichts weniger als eingehender ethnologischer, kraniologischer und sprachlicher Untersuchungen: ein offener Blick und einige Aufmerksamkeit läßt uns alsbald die außerordentliche Verschiedenheit in Körperbildung, Geistesanlagen und Gemütsart unter den Menschen erkennen, die wir mit dem gemeinsamen Namen ‚Tirol' bezeichnen. Man stelle doch nur einmal den Burggräfler oder Sarntaler neben den Oberinntaler, den Unterinntaler neben den Nonsberger: augenblicklich erscheint der Unterschied, ja Gegensatz zwischen ihnen. Wie bei einer gewaltigen, vorweltlichen Katastrophe die Felsschichten sich durch- und übereinander lagerten und gegenseitig durchbrachen, so sehen wir hier die verschiedenen

Völker germanischer, romanischer und slawischer Abkunft neben- und untereinander wohnen. Und wie dort Wald und Wiese alle diese verschiedenen geologischen Bildungen bedeckt und nur der Hammer des Geognosten das verschiedenartige Gefels unterscheidet, so hat auch die Geschichte, die staatliche und religiöse Einheit allen diesen Stämmen gewisse gemeinsame Züge aufgeprägt, aber den Grundcharakter der verschiedenen Völkerschaften nicht verwischen können, der überall deutlich genug hervortritt. Wie endlich die Ursprünge unserer Erdbildung im Dunkeln liegen und die Wissenschaft hierüber nur Hypothesen hat, so sind auch die Uranfänge der heutigen Bewohner von Tirol noch lange nicht unserer Erkenntnis erschlossen, und die Anschauungen der Forscher durchkreuzen sich vielfach. Die fremdklingenden Namen, die aus fernen Tagen bis auf heute sich an so viele Orte, Höfe und Fluren knüpfen, beschäftigen wohl den Scharfsinn der Etymologen, aber eine Lösung des Rätsels haben diese bis jetzt noch nicht gefunden.

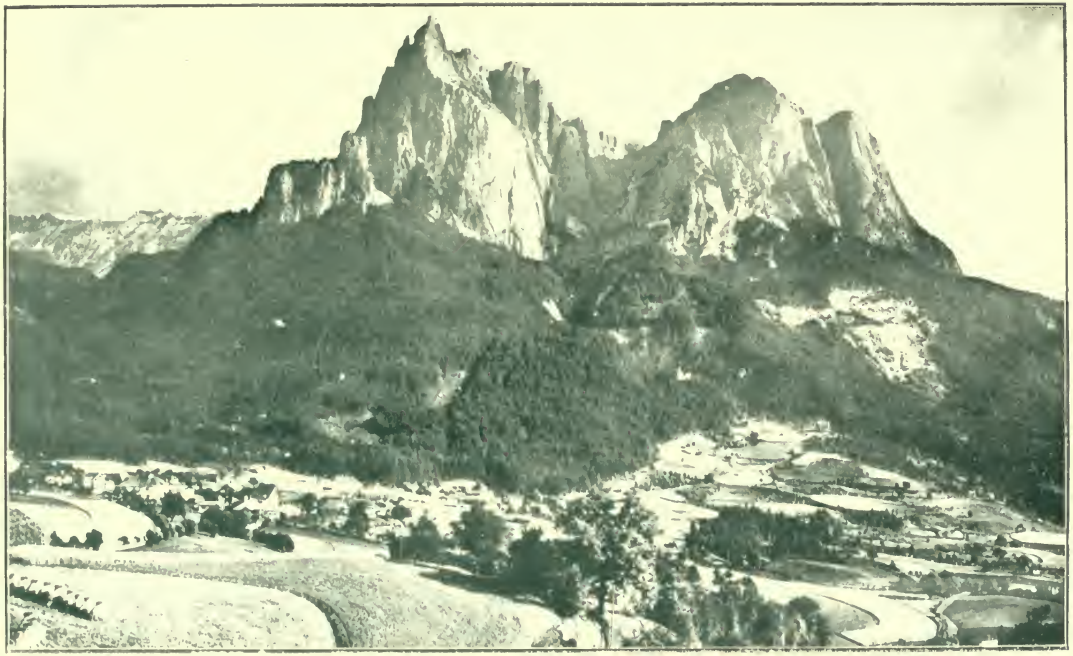
Ob so manche Orts- und Flurnamen dieses von den Römern Rätien genannten Landes slawisch oder romanisch zu deuten seien, ob sie ursprünglich aus dem Keltischen stammen oder, wie manche alte und neue Geschichtschreiber behaupten, von den Rasenern, dem uralten Etruskervolke, zuerst ausgesprochen wurden, das wollen wir den gelehrten Ethnologen und Sprachforschern überlassen; herzlich können wir uns aber darüber freuen, daß Freund Mitterrutzner zu Brixen auf literarischem Gebiete einem Thassilo II. gleich eine Anzahl Dörfer uns Deutschen zurückerobert hat, die andere schon für die Slawen in Besitz genommen hatten. Was übrigens die Frage betrifft, ob Kelten oder Rasener, so erinnert mich dieselbe und namentlich manche Art der Beweisführung von seiten der Vertreter der einen oder andern Ansicht recht lebhaft an die Lieblingsidee eines früheren Germanisten an der löblichen Hochschule zu Würzburg, der haarscharf zu beweisen sich getraute, daß Odysseus auf seinen Irrfahrten nach Franken gekommen und daß das Paradies in England gelegen sei. Er selbst war hocherstaunt über seine Funde, noch mehr aber die wißbegierige Welt über sotane Gelahrtheit. Es ist eben eine krankhafte Sucht bei so manchem, gerade dort zu forschen, wo jener graue Urnebel noch alles bedeckt, von dem die Naturforscher sagen, daß aus ihm die ganze Welt hervorgegangen sei und darum auch eben dieser geistreiche Einfall des Geschichtschreibers; da hat ja die Phantasie freies Spiel, und jeder hat recht, weil ihn keiner wider-

legen kann oder auch nicht mag. Denn warum sollte man solchen ihre Freude nicht gönnen, wenn sie die Bauern von Enneberg und Colfuschg bei ihrem schwarzen Plenten in der Sprache sich unterhalten lassen, die einst das geheimnisvolle Volk der Etrusker schon vor der Erbauung der Stadt Rom gesprochen hat? Mein seliger Freund Rufinatscha, weiland Direktor des Gymnasiums in Meran, und der hochberühmte Geschichtschreiber Tirols, Albert Jäger, haben sich dagegen für das Keltentum ausgesprochen; doch damit hat die Sache noch lange nicht ihre Erledigung gefunden.

Nun, ob ursprünglich Kelten oder Rasener, trotz der Vermischung mit Romanen und auch einem bißchen Wendentum dort gegen Osten vom Toblacher Feld — dieses Tirol hat es mir nun einmal angetan.

II.

Wenn wir über den Brenner steigen oder über die Malser Heide nach dem Süden wandern, so finden wir uns eigentümlich überrascht durch die wunderlichen Namen mitten im deutschen Land, die jedoch nichts weniger als deutsche sind. Villnös, Albeins, Gufidaun, Kastelruth, Kastelbell, Velthurns, Latzfons, Pontikel, Riffian, Terlan, Missian, Girlan, Eppan und so viele andere Orte und Höfe erinnern ihn, daß unsere Ahnen dieses wonnigliche Stück Erde den Welschen abgewonnen haben. Gerade dies ist es, was im Tirolerland uns immer wieder zu ihm hinzieht, diese Mannigfaltigkeit der Gebirgsformen, des Bodens, des Klimas und auch der Menschen, wo du in wenigen Stunden von der eisigen Höhe des Brenners oder von dem fast ebenso hohen Toblacher Kreuz oder von der winddurchfegten Hochebene von St Valentin nach paradiesisch schöner südlicher Landschaft gelangst. Die edel geschwungenen Linien der Mendola, der Schlern mit dem Rosengarten, die wunderbar in den Abendhimmel hineingezeichneten rotglühenden Zacken der Dolomiten im Hintergrund, die warme, rotbraune Färbung des Porphyrgesteins den Eisack entlang, das ein lichtes Buschwerk wie ein darübergeworfener Schleier bedeckt, versetzen uns Nordländer wie in eine neue Welt. Obstbäume, die süße Früchte tragen, treten allmählich an die Stelle der dunkeln Fichten und Föhren. Noch ein paar Stunden weiteren Gehens, und weiche Winde umschmeicheln uns; der Pfirsichbaum mit seinem feingeschnittenen Laube erfreut das Auge, die grau-



Der Schlern. (Phot. Würthle & Sohn.)

grünen Olivenzweige erscheinen wie Boten aus Hesperien. Auf der ganzen Landschaft liegt ein so warmer Ton, der sonnengetränkte leichte Duft über den Berggipfeln läßt es uns immer wieder von neuem so wohl und wonnig werden, wenngleich wir schon oft hier geweilt. Da blicken die Häuser, von roh behauenen Steinen gebaut, wenn auch noch so arm und zerfallen, von grellem Licht beleuchtet, wie eine Idylle aus dieser üppigen Natur unter dem glänzenden Laubwerk zu uns her, mächtige Kastanienbäume werfen ihre Schatten darüber hin. Bist du ermüdet von der langen Wanderschaft auf der weißbestaubten Heerstraße, dann magst du in einem derselben zukehren und in der hohen, kühlen Hausflur an einem Tische von Marmor, oder aus Eichenholz roh gezimmert, dich niederlassen. Übergroße Reinlichkeit darfst du da allerdings nicht suchen; gar manches Fenster ist erblindet oder hinausgeschlagen, nur Bruchstücke der Scheiben stecken noch in den Rahmen; auch die Wände sind seit Großvaters Zeiten nicht mehr getüncht; es ist eben doch noch ein bißchen welsche Art im Blute dieser Leute. Ein großer zottiger Hund liegt quer vor der Tür, durch welche du eintrittst, und nur knurrend und widerwillig macht er dir Platz; zum Glück ist der Gastwirt freundlicher als sein Hund, und mit gellender Stimme ruft dir von innen die Kellnerin zu: ‚Er macht nichts!‘ Aber wundersam ist es dir doch zu Mute, wenn du da sitzest und dunkelrotes Traubenblut schlürfst. Die Guitarre an der Wand, wiewohl schon recht alt und von Tabaksrauch geschwärzt, sagt dir, daß von Zeit zu Zeit frohe Menschen hier ihre Lieder singen. Am blauen Himmel glitzern die beschneiten Bergeshäupter, unten wiegen sich die Ranken jahrhundertealter Rebstöcke und umziehen die Fenster mit einem grüngoldenen Gitter; die ernste Zypresse bewegt ihren schlanken Gipfel, und üppiges Schlingkraut klettert an den grauen Mauern hinauf. Gehen wir später in die Weingärten, um die Abendkühle zu genießen, da finden wir auch uns fremd, wenngleich wir aus einem Weinland kommen. Die Reben sind in Pergeln — pergola, Laubgang — hoch hinaufgezogen, und wenn wir durch dieselben wandeln, so hängt die kostbare Frucht uns fast in den Mund; zu unsern Füßen murmelt ein schnell dahineilender erfrischender Bach, der seine Wasser nach allen Richtungen hin verteilt. Sind die Trauben reif, so bringt man sie zum Torkeln — torcolo, Kelter. Auch andere Ausdrücke können wir da im Munde der Winzer hören, die

auf romanischen Ursprung hinweisen, wie Stalein — stelone, Praschlet usf. Das Weinmaß bildet die Yre — urna.

Auf den Hügeln und an den buschigen Berghalden stehen noch so viele Burgen, und alle bringen sie Kunde, welch ein reiches Leben einst hier geblüht; aber die meisten sind halb zerfallen, nur ein Pächter, häufig ein Bauer, wohnt darin. Um geringes Geld hat er diesen Ansitz erhandelt, der einst berühmten Geschlechtern gehörte. Der neue Besitzer hat nur dafür Sorge, für sich und sein Gesinde die notwendigsten Kammern im Stand zu halten; das übrige, wo Eulen hausen und im sonnigen Gestein Schlangen und allerlei Getier, mag zerfallen. In dem einstigen Prunksaal, den nur ein notdürftig im Stand gehaltenes Dach deckt, hat er seine Früchte aufbewahrt; an den Wänden, die ehedem edles Waffengerät schmückte, hat er seine Sensen und Dreschflegel aufgehängt.

Es ist noch nicht sehr lange her, da führte mich der Weg an einem solchen ehedem adeligen Ansitze vorüber. Der ganze Bau stammte aus der besten Zeit der Renaissance, das Gitterwerk an den Fenstern war von kunstfertiger Hand geschmiedet, die Türmchen, welche an den Ecken aussprangen, zeigten so edle Formen. Daneben floß vom nahen Tal heraus ein klarer, munterer Bach, und eine Gruppe alter Kastanienbäume stand davor. Entzückt blieb ich stehen bei diesem Anblick, und als ich hörte, daß der Bauer, dessen Eigentum dieser Ansitz war, ihn nicht ungern verkaufen würde, fragte ich nach dem Preis. Dieser war in der Tat ungemein niedrig. Was wäre das für ein herrliches Tuskulum, wo es sich so köstlich ruhen ließe nach dem Bücher- und Aktenstaub und der drückenden Atmosphäre unserer großen Städte! Wenige Jahre darauf war ich wieder dort; der alte Bau stand noch da, aber ein wenig ausgebessert. Ein spekulativer Gastwirt aus der Nachbarschaft hatte ihn an sich gebracht, einen leicht von Holz gezimmerten Anbau hinzugefügt mit Speisesaal und Billard und all den Dingen, wie sie die Fremden lieben, und so eine sehr besuchte und beliebte Sommerfrische daraus gemacht.

Wer einmal im Überetsch war, in St Pauls, St Michel, der steht bewundernd vor den großen, fast monumentalen Bauten daselbst. Die edel geschwungenen Bogen über den Fenstern, die Arkaden mit geschmackvoll gestellten Säulchen erinnern lebhaft an Venedig. Von Venedig gingen ja die Handelszüge aus und hier vorüber, und mit ihnen Reichtum und Kunstsinn; jetzt wohnt vielfach nur armes Volk

da, wo einst der Adel Tirols seine glänzenden Feste gab. Auf 400 Köpfe in Tirol kommt ein Adeliger; wir begreifen, daß gerade seinen Stand der gänzliche Umschwung in Handel und Verkehr am empfindlichsten berühren mußte.

Was wir fast überall in Nordtirol sehen, was uns immer aufs neue anmutet, finden wir in den Bauernhäusern dort unten nicht. Da wird das Haus nicht, wie in Nordtirol und im bayrischen Hochgebirge, fast alljährlich ‚herabgeputzt', da sind nicht die vielen hellglänzenden freundlichen Fenster, überall nur altes Mauerwerk, graubraun von Alter und Staub. Da ist auch nicht der mächtige grüne Kachelofen der Nordtiroler Stube, an drei Seiten von Bänken umgeben und mit einem hölzernen Kopfpolster, wo du die langen Winterabende liegen und lungern magst wie ein ‚Murmente'. Der Südtiroler, namentlich der Welsche, wärmt sich lieber an der Sonne, die ja doch nur auf kurze Zeit Abschied nimmt; und wenn er es auch ebenso haben wollte wie seine Landsleute im Norden, so verbieten ihm dies seine Finanzen, denn ein solches Ungetüm von Ofen frißt zu viel Holz, das der Südländer pfundweise wie das liebe Brot kaufen muß. Wo Fenster sind und die Scheiben nicht zerbrochen, da haben Fliegen, Staub und Wetter ihre Spuren seit Jahren darauf zurückgelassen, so daß dem Nachbarn jeder Einblick verwehrt ist. Frauen, die da reisen, möchte ich darum raten, ihren eigenen Spiegel mitzubringen; denn in dem Gasthause eines sehr wohlstehenden Besitzers sah ich einen großen, schönen Spiegel an der Wand, aber über und über von Fliegenschmutz bedeckt. An Blumen denkt der arme Welsche überhaupt nicht, sie sind ein Luxus für die Signori; seine Wünsche sind vollständig befriedigt, wenn er nur Polenta genug hat, hie und da ein Viertel vin piccolo und an Festtagen ein Stück Salami dazu. Besser sieht es allerdings im deutschen Teile von Südtirol aus, wenngleich auch hier seit mehreren Jahren Mißwachs, besonders in Wein und Obst, eingetreten ist. Man hat uns gesagt, daß das Land, das schöne Land zwischen Klausen und Bozen, steigender Verarmung entgegengehe. Gott bewahre dieses herrliche, echt deutsche Volk vor dem Schicksale der welschen Bauern!

III.

Wenn der Wanderer im ebenen Lande fern von Fels und Gebirg auf mächtige Steinblöcke stößt, so bleibt er verwundert stehen und

fragt sich auch wohl, wie diese hierher gekommen sind. Die Leute aus der Umgebung wissen wohl Antwort; aber was sie sagen, klingt so märchenhaft, daß er zwar die stets geschäftige Sagenpoesie des Volkes daran erkennen mag, aber einen sichern Aufschluß findet er nicht. Diesen gibt ihm die Wissenschaft, welche die Entstehung der erratischen Blöcke bespricht und dabei auf die großen Veränderungen in der Urwelt hinweist, die Wirkungen der Eiszeit und Gletscherbildungen. Ähnlich ergeht es uns, freilich auf einem viel höheren Gebiete, wenn wir bei Waidbruck am Fuße des Schlosses Trostberg, wo ehedem Oswald von Wolkenstein saß, das Eisacktal verlassen und durch ein enges Gittertor eintreten in eine Schlucht, die der Grödnerbach durchströmt, die allmählich sich erweitert und auf ziemlich guter Straße nach Gröden (Gardena) führt mit seinem Hauptorte Ortisei oder St Ulrich. Zu verschiedenen Malen habe ich diesen Weg gemacht, mittags bei hellem Sonnenschein und wieder spät am Abend, wo dann die gewaltigen Felstrümmer rechts und links am Wege im fahlen Mondlicht mir immer unheimlicher wurden und mich zu necken schienen, da ich öfters ein gastliches Haus hier zu erblicken wähnte. Desto schöner und erquickender war dann der Anblick des Tales am Morgen. Schon die Kirche, zu welcher zuerst mein Weg ging, überrascht durch ihre Größe und durch ihren reichen Schmuck; Glieder der Gemeinde, die in der Fremde reich geworden, haben ihrer gedacht und nicht spärlich für ihre Zierde gesorgt. Mehr noch werden wir überrascht, wenn wir von dem Platze vor der Kirche aus das Tal übersehen. Wie bei einem Weihnachtskrippchen liegen da die reinlichen Häuser ringsum auf den grünen Matten und an den Berghängen zerstreut; ihr freundlicher Anstrich, die grünen Läden, die weißen Vorhänge hinter den spiegelhellen Fenstern, alles das macht den Eindruck von Wohlhabenheit, Ordnungs- und Schönheitssinn. Hören wir die Leute untereinander reden, so glauben wir anfänglich, sie sprächen Italienisch; bald enttäuscht, klingt es uns zuweilen wie Spanisch; aber es ist beides nicht, es ist eben Grödnerisch, das mit beiden Sprachen, aber auch mit dem Französischen und Portugiesischen Verwandtschaft zeigt. So sehen wir denn hier mitten in deutschem Lande eine romanische Sprachen-insel, wo aber das Idiom im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen erfahren hat. Währenddem die Einwanderungen der Germanen wie eine gewaltige Flut über die romanische Erde sich hinwälzten und die Urbewohner teils hinwegschwemmten, teils in

sich auffogen, so daß nur die Namen der Feldmarken noch an das Volk erinnern, das einst auf ihnen saß, hat sich hier eine festgefügte Volks- und Sprachbildung noch erhalten, die auf eine untergegangene Welt hinweist. Man nennt dieses Idiom jetzt die ladinische Sprache, etwas verschieden von jener, die weiter gegen Westen in Enneberg gesprochen wird. Doch herrscht das italienische Element mit Germanismen gemischt vor, weswegen der Gröbner die in italienischer Sprache gehaltene Predigt unschwer versteht. Manche nehmen an, es stamme die heutige Sprache der Gröbner ursprünglich aus dem Rätischen und sie sei erst durch den Einfluß der römischen Herrschaft romanisiert worden. Wenn wir die Lage des ganzen drei Stunden langen Tales überblicken, das vor Anlegung der neuen Straße, im Jahre 1856, durch hohe Gebirge eingeschlossen, schwer zugänglich war, so begreifen wir, daß diese wenige Tausende betragenden Einwohner vor den nördlichen Völkern, die durch das Tal des Eisack herabstürmten, ziemlich sicher waren, und daß so die romanische Sprache ihnen erhalten blieb. Die meisten Männer, die der Handel herausführt aus dem Tale, sprechen Deutsch, lieber aber Italienisch; nicht so die Frauen. In St Christina im Hintergrunde des Tales konnte ich mich mit einer Frau, dem einzigen menschlichen Wesen im Gasthaus, durchaus nicht verständigen, was aber in St Ulrich auch mit Frauen nicht schwer wird.

Erst im Jahre 1864 unternahm es der wackere Kurat von St Ulrich, eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache zu schreiben. Er selbst erklärte, ein schwieriges Stück Arbeit vor sich zu haben, wenn er eine unkultivierte Umgangssprache ohne die mindesten Hilfsquellen schreiben wolle, wobei erst eine Leseregel festgesetzt und die Fügung der Wörter erst entziffert werden mußte, um sie unter die grammatikalische Regel zu bringen, zudem da manche Vokale einen eigenen Laut haben und die Sprache selbst auch eigene Konsonanten. Die josephinische Zeit, die alles germanisieren wollte, gab durch die Beamten den Gröbnern deutsche Namen, mit sehr willkürlicher und geistloser Umgestaltung der ursprünglichen Benennungen. So machte man aus Inàz Vinatzer, aus Balpun Walponer, aus Peratogn Perathoner, aus Zànon Sanoner, aus dal Dòs Aldosser, aus Rungaudia Rungaldier, aus Buschier verdeutscht Holzknecht, aus Cuenz Kuenzer, aus Sotria Sotriffer usf., lauter Namen, die auch in Deutschland jetzt bekannt sind.

Die Armut des Tales, wo wegen des rauhen Klimas wenig Getreide gebaut wird, der Fleiß und angeborne Kunstsinn dieses Völkchens hat seit zwei Jahrhunderten hier eine Industrie geschaffen, welche den Namen der Grödner in die ganze Welt hinausgetragen hat. Es sind dies die Schnitzarbeiten von dem geringsten Kinderspielzeug an bis zu den größten Standbildern, welche wohl die Hälfte der Bevölkerung beschäftigen und viel Geld unter die Leute gebracht haben. Da die Geistlichkeit von St Ulrich mir mit liebevollster Aufmerksamkeit entgegenkam, so hatte ich Gelegenheit, mich ziemlich genau zu unterrichten; man verschaffte mir Zutritt zu den Häusern, wo ich mit voller Muße zusehen konnte, wie aus dem rohen Klotz von Zirbel- oder, da dieses selten geworden, aus Linden-, Fichten- und Kiefernholz zwar nicht ein Merkurius, aber ein hl. Aloysius, ein Christus oder ein Muttergottesbild wird. Auch die Frauen wissen mit dem Schnitzeisen gut umzugehen und verschaffen sich so einen guten Nebenverdienst. Der hochverehrte Kurat des Ortes, der hochwürdige Herr Vian, der Herausgeber der ersten grödnerischen Grammatik, stand deshalb nicht an, heiratslustigen jungen Leuten eine solche geübte Schnitzerin besonders anzuraten. Geht man durch die Gassen und schaut in die Häuser, so sieht man fast überall nur Schnitzwerkstätten; selbst die Kinder, kaum von der Schule nach Hause gekommen, nehmen das Schnitzmesser zur Hand. Ein Bild aus jenen Tagen, da ich hier weilte, steht mir noch immer unaustilgbar vor der Seele, nicht ein Bild von Holz geschnitzt, sondern der Schnitzer selbst. In einem Hause sah ich ein Kruzifix, das soeben seiner Vollendung entgegenging; der Körper hatte Lebensgröße und war mit großem Fleiße ausgearbeitet, besonders aber das Angesicht mit dem Ausdruck von Sanftmut und Ergebung. Während mir nun der Schnitzer, ein Mann in den mittleren Jahren, die Erklärung seiner Arbeit gab, fiel unwillkürlich mein Blick auf ihn selbst. Auf seinen edeln Zügen lag ein Ausdruck von Melancholie und mühevoller Arbeit, die Not des Lebens hatte sich in sie eingegraben; dabei aber doch dieser sinnige Blick, dieses große, dunkle Auge voll Seele und Phantasie, diese Ruhe und Gelassenheit in seinem ganzen Wesen. Trotz aller Kunst und des größten Fleißes vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht ist sein Verdienst doch gering und beträgt höchstens einen Gulden im Tag. Es gehen eben die fertigen Arbeiten durch zu viele Hände; Händler und Verleger haben den meisten Gewinn davon.

Früher trugen die Leute ihre Ware, namentlich Spielzeug für Kinder, selbst hausierend ins Land hinaus und kehrten so mit dem vollen, ungeschmälerten Erlös in die Heimat zurück. Jetzt aber haben sich die Verhältnisse geändert. Nach und nach entstanden mehrere Verleger, auch hier im Tale selbst, kleinere und größere, welche den Vertrieb der Schnitzwerke in die ganze Welt vermitteln. Sie sind reich geworden, und so finden sich Händler in allen großen Städten und Ländern, in Frankreich, in Spanien, in Italien, in Portugal, in den Niederlanden, in Amerika usf. Die aber, welche das Werk geschaffen, die Schnitzer selbst, blieben und bleiben arm.

Doch auch jene Grödner, welche im Auslande zu Vermögen kommen, vergessen ihr armes Tal nicht. Viele kehren später als wohlhabende Männer wieder nach Hause zurück und erbauen sich da die schönen, freundlichen Häuser; andere, welche auswärts bleiben, senden häufig nicht unbeträchtliche Summen in die Heimat für Kranke, Arme, zur Verschönerung der Kirchen usf., und selten ist einer, der in seinem Testament nicht derselben gedächte. Allerdings winkt nicht jedem, der sein stilles Tal verläßt, ein so günstiges Geschick. Als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte, kam mir heiter und aufgeräumt ein schon bejahrter Mann in der Wirtsstube entgegen. Er hatte gehört, ich sei hier, und den ganzen Morgen auf mich gewartet. Höchst lebhaft erkundigte er sich nach Würzburg, nach den Professoren daselbst, die längst gestorben sind. Bald sollte ich den Grund seiner Fragen erfahren. Er hatte an der dortigen Universität Medizin studiert, sich aber wahrscheinlich so sehr in diese Wissenschaft hinein vertieft, daß er nicht dazu kam, seine Studien zu vollenden. Mit größtem Interesse fragte er nach so manchen Häusern und Häuschen, wo es zu seiner Zeit — Anfang der dreißiger Jahre — ein kräftiges Bier gab und man kühlen ‚Schorlemorle' trank. Dabei leuchteten seine Augen, der Mann wurde jugendlich munter, und der alte Student regte sich wieder gewaltig. Ich hatte Mitleid mit ihm und beantwortete alle seine Fragen, so gut ich konnte. Er war natürlich nicht Arzt, auch nicht Schnitzer; was seine Beschäftigung war, habe ich nicht erfahren.

In neuerer Zeit ist auch eine Schnitzschule hier errichtet worden, welche durch gute Muster, Unterricht im Zeichnen usf. für die Hebung der Industrie Sorge trägt. Ich habe sehr vollendete Arbeiten hier gesehen und kann nur wünschen, daß auch anderwärts, wo man solche

Schulen errichtet hat, sie ebenso gute Früchte tragen. Allerdings sollte man dabei nicht vergessen, daß ein angeborner Kunstsinn im Volke leben, daß dieser Generationen hindurch entwickelt werden muß, wie dies auch bei andern Industrien, der Uhrenindustrie im Schwarzwald und in der Schweiz, dem Spitzenklöppeln in Appenzell, der Puppenfabrikation in Thüringen der Fall ist. Künstlerisches Schaffen läßt sich eben nicht lehren; den Sinn für schöne Formen kann man korrigieren und läutern, machen aber läßt er sich mit allen Mitteln nicht.

IV.

So tritt vor dem Fremdling, wenn er Tirol durchwandert, alsbald der Unterschied, ja Gegensatz zwischen Nord- und Südtirol hervor Aber auch in diesen beiden Hauptgebieten, die das Land umfaßt, zeigt sich eine überraschende Mannigfaltigkeit. Der erste Eindruck zwar, wenn wir in Nordtirol durch die Täler gehen, ist so ziemlich derselbe; rechts und links steigen mehr oder weniger hohe Berge auf, das Tal ist bald breiter bald enger, der Bach, der es gebildet und durchströmt, fließt bald ruhiger in seinem Rinnsal dahin, bald stürzt er wild und reißend hinab. Doch wie verschieden ist nicht der Charakter dieser Täler, jetzt lieblich und anmutig, jetzt von überwältigender Größe! Dort erblickst du fette, blumige Wiesen, Mais, Korn und reiche Frucht, anderswo ist es eng, steinig, verheert und von Muränen überschüttet. Rechts und links sind an den sonnigen Halden des Unterinntales, Brixentales, Wipptales behaglich hingelagert die Wohnungen, aus Holz erbaut, große und kleine, mit weit vorspringenden Dächern, deren oberste Balken häufig in phantastisch geformte Pferdeköpfe auslaufen, mit zierlich geschnitzten Umgängen, glänzend weiß angestrichen; sinnige Sprüche zieren sie, mit frommen Heiligenbildern sind sie bemalt. Und selbst hoch im Gebirge nicken an den säuberlich gescheuerten Fenstern dickbuschige, dunkelrote Nelken herab, prangen Rosen und Geranien zwischen üppigem Rosmarin; denn ‚nackte Fenster sind schiech‘, sagte mir da eine Bauersfrau, als ich ihre Blumen bewunderte, mit denen alle Fenster des Hauses bestellt waren. Anderswo, wie im oberen Vintschgau, im hohen Oberinntale, sind die Häuser von Stein und eng zusammengedrängt, kaum unterscheiden sie sich von den nackten Felsen, die sie täglich bedrohen; kleiner, dürftiger, ohne Schmuck, erzählen sie uns von der harten Not ihrer Bewohner,

die vielfach ihr Brot in der Fremde suchen müssen. Nicht über den grünen Anger sind sie ausgestreut, sondern nahe aneinander gerückt; denn das Tal ist eng und bietet an fruchtbarem Erdreich wenig.

Auch in der Bevölkerung tritt der Unterschied auffallend uns entgegen, wenn du das Achental, das Zillertal durchwanderst oder an der Rosanna, der Drau, der Sill, den Eisack entlang gehst; eine mehr als tausendjährige Geschichte hat die Stammeseigentümlichkeit nicht verwischen können. Da ist der lebensfrohe, von ausgiebiger Speise genährte Unterinntaler, der mit seinem bajuvarischen Rundschädel seine Verwandtschaft mit den Brüdern an der Donau nicht verleugnen kann; da ist der mehr weltgewandte Zillertaler, unter denen manche mit der alten, längst vergessenen Naivität des Älplers vor dem Fremden sich einführen und schier daran sind, ihr Land zu einer Theaterbühne zu machen, auf der sie gegen gute Bezahlung figurieren. Da ist der verständige, klug in die Welt hinausschauende Oberinntaler, dessen Sprache an das Schwäbische anklingt. Mit saurem Schweiße und selbst mit Lebensgefahr muß er seine steilen, unfruchtbaren Grundstücke bebauen; Kartoffel, Milch, schweres schwarzes Brot, wozu ein Gerstenmus kommt, bildet seine Nahrung. Da ist das Wipptal mit dem einst goldreichen Sterzing (Vipitenum); aber die Zeit hat ihm keine Rosen gebracht. Überschwemmungen, Murbrüche und besonders die Eisenbahn haben seinen Wohlstand stark geschädigt. Güter, zu deren Fortschaffung einst Hunderte von Pferden notwendig waren, führt diese jetzt wie im Fluge vorüber, und die vielen Gasthäuser, die heute noch an der Straße stehen, sagen uns, daß die Fuhrleute, die hier vorüberzogen, nicht allein ihre Pferde zur Tränke führten, sondern auch den eigenen Durst dabei nicht vergaßen und für ihre Leibesnotdurft sattsam gesorgt haben. Der Bergbau mit seiner einst reichen Ausbeute ist fast ganz dahin, und von dem in Tirol sprichwörtlich gewordenen Übermute der Knappen kann man nur noch in alten Büchern und Urkunden lesen. Dagegen für das Pustertal, das längste Seitental Tirols, schien eine neue Zeit angebrochen zu sein, als die Eisenbahn es durchzog, sein Holzreichtum nun leichter von den Welschen fortgebracht werden konnte, und auch der Zuzug der Touristen immer stärker wurde. Aber man hatte da des Guten zu viel getan: die Säge der Spekulanten raffte den Schmuck der Berge, ihre Wälder, dahin, wie einst das Schwert des

tapfern Bayernherzogs die Horden der heidnischen Wenden; immer kahler werden seine Gebirge, immer häufiger die Überschwemmungen, immer trostloser ragen die nackten Kalkfelsen empor. ‚Das Volk ist souverän', sagt man und schreibt es in so vielen Büchern, ‚und darum soll es sich selbst regieren, und darum soll jeder mit seinem Walde wirtschaften dürfen, wie er selbst es für das beste hält.' Allerdings ist das Volk souverän, sagt in dieser Beziehung mit Recht Schopenhauer, aber ‚ein ewig unmündiger Souverän', der daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß, damit er nicht so leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, die man Volksfreunde heißt. Auch hat das unmündige Kind immer nur seinen nächsten Vorteil im Auge und denkt nicht an die Zukunft; darum tut ihm ein bißchen Direktion und selbst Zwang recht not, mag es auch darüber murren und klagen.

Schön ist es aber immer unten in der weiten Talebene um Lienz oder dort bei Bruneck, wo drei Täler einmünden, schön in dem weiten Tale von Kufstein, über Innsbruck, hinaus nach der Martinswand, nur nicht, wenn der bayrische oder Scharnitzer Wind darüber hinbraust; schön in dem herrlich gelegenen Imst, dem romantischen Landeck mit der hochragenden Burg, die den Eingang zum Inntale wehrt, wo drei Täler zusammenkommen und in der Vorzeit drei Volksstämme sich berührten; schön ist es, wenn wir im schattenkühlen Walde gehen und am tosenden Bach hinwandern, wo auf smaragdgrüner Flut silberhelle ‚Katzerln' aufspringen.

Von den Hügeln herab winken helleuchtend die Kirchen und Kirchlein mit ihren weißen Mauern, grünen und roten Dächern und schlank aufragenden Türmen, und die Kapellen auf steilem Fels wenden unsern Blick aus der Niederung zu den heiligen Höhen. Selbst hoch oben im dunkeln Wald begegnen wir auf einmal einem Kirchlein; die Hirten haben es gebaut, und alle Samstage brennt darin ein Licht, der Gebenedeiten zu Ehren.

Da droben an Berges Halde,
Auf moosigem Felsgestein,
Steht die Kapelle im Walde
Und schaut in das Land hinein.

Von armen Hirten gezimmert,
Trotzet sie Wetter und Wind;
So fromm das Lämpchen flimmert
Der Jungfrau und ihrem Kind.

Und Blumen und rote Beeren,
Sie welken nicht auf dem Altar;
Es bringen der Mutter zu Ehren
Die Hirten im Frühlicht sie dar.

Sie knien auf tauiger Erde
Und flehen den Segen herab
Für sich und die weidende Herde
Beim Steigen bergauf, talab.

Und hat sich ein Lämmlein vergangen,
Sie klagen's der Jungfrau nur,
Und gnädig hört sie ihr Bangen
Und führt zur verlornen Spur.

Die du in Tempeln thronest,
O himmlische Königin,
Bei armen Hirten auch wohnest
Als helfende Schützerin:

Begleite mit deinem Segen
Auch mich durch die weite Welt
Und führe auf gnädigen Wegen
Auch mich einst zum Himmelszelt.

Da stehen im ärmsten Dörfchen so rein gehaltene, sorgfältig gepflegte, würdig geschmückte Kirchen, viele sind mit alten und neuen Malereien geziert, welche Tiroler Meister um geringes Entgelt geschaffen haben. Da können wir unter dem rauhen Habit eines armen Franziskaners oder Kapuziners zu unserer Verwunderung einen hochgebildeten Naturforscher, Germanisten, Latinisten entdecken, der, geachtet und im ganzen Lande verehrt, um Gottes Lohn eine Professur bekleidet. Da ist das Gasthaus, wenn wir nur ein wenig von der großen Heerstraße abbiegen, noch immer so wie vordem, mit seiner wohnlich getäfelten Stube, dem mächtigen Kruzifix im Eck derselben, und wir können, wenn der Abend dämmert, schon von der Straße aus das Rosenkranzgebet vernehmen, das die darinnen verrichten.

Bist du allein und fürchtest du Langeweile, so magst du auch bei dem Kaplan vorsprechen. Sein Häuschen ist klein, die Treppe zu seiner Wohnung fast lebensgefährlich; aber doch ist es schon von außen einladend; an allen Fenstern stehen Blumen, und der Kirschbaum breitet seine Äste wie zum Schutze über das Dach aus. Bist du oben bei ihm in der blank gescheuerten Stube, da wird es dir recht heimelig. Nicht immer siehst du da ein Sofa stehen, aber einen

Schreibtisch und darüber eine kleine Handbibliothek, zuweilen ein Klavier oder eine Violine, auch Malutensilien, und in den Fensternischen einige Käfige, in denen eine Blauamsel oder ein Schwarzplättchen zwitschert. In der Ecke liegt sein treuer Begleiter auf den Gängen in die Berge, der Hund, aber nicht so groß und zottig wie jener im Gasthaus. Es braucht nun keiner langen Einleitung, um mit ihm ins Gespräch zu kommen; er ist, wie so viele seines Standes in Tirol, ein einfacher, frommer, aber bei allem Ernst lebensfrischer Mann. Gerne erzählt er von seiner Kirche, wann sie erbaut ward, wie sie in neuester Zeit und durch wen ‚ausgemalen' wurde, und wie mühselig es für ihn war, das Geld hierfür zu ‚derlottern', da die Leute da herum arm seien. Doch fügt er anerkennend bei, sie hätten fast über ihre Kräfte gegeben, denn eine schöne Kirche sei der Stolz des Tirolers. Darum hat er auch seinen Ministrantenknaben Filzschuhe gekauft, die zum Inventar der Sakristei gehören; an Festtagen, wenn der Teppich aufgelegt wird, der schweres Geld gekostet, müssen sie diese Filzschuhe anziehen, damit sie ihn mit ihren genagelten Schuhen nicht verderben.

Er selbst hat nur 300 Gulden Einkommen; der Wachtmeister der Gendarmerie, der hier mit drei Mann stationiert ist, bezieht mehr als das Doppelte, täglich zwei Gulden. Aber der arme Kaplan lebt, und sein Aussehen zeigt nicht auf Hunger und Not. Wie er das nun zuwege bringt, das war sein Geheimnis, das er trotz meines vielfachen Fragens nicht offenbaren wollte, sondern, wie einst die Könige von Spanien die ihren, in der Tiefe seiner Brust verschlossen hielt. Etwas verriet er sich doch, indem er von seinem Viehstande sprach; während andere seines Standes nur eine Ziege ernähren können, kann er eine Kuh halten, der er eine beträchtliche Aufbesserung seines Einkommens verdankt. Indem ich diesen Mann so reden hörte, dachte ich an ein Wort von Renan: Mariez le prêtre, spricht er in seinen ‚Souvenirs', et vous détruirez un des éléments les plus nécessaires, une des nuances les plus délicates de notre société. Der arme Kaplan ist ein Stück Poesie; gib ihm ein Weib und Kinder dazu, dann wohnen nur noch Not und Sorge in seinem Hause.

Im weiteren Gespräche weiß er uns die Namen der Berge zu nennen, erzählt auch wohl die Geschichte der gebrochenen Burg, die drüben auf dem Bühel steht. Er selbst war vordem ein guter Schütze,

aber nicht auf hölzerne Scheiben, wie er uns sagt, sondern auf lebendiges Getier; was an Wild es gibt weitum, darüber kann er genau berichten. Auch jetzt ist er noch ein rüstiger Bergsteiger, kennt Wege und Stege, aber hüte dich, von ihm dich führen zu lassen. Es fällt ihm gar nicht ein, daß du des Bergsteigens nicht gewohnt bist; so geht er denn ‚stat' voraus, ohne viel sich nach dir umzusehen, auf schmalem Baumstamm über den reißenden Wildbach, und kann es gar nicht begreifen, daß du da nicht hinüberwillst, und wird fast ungehalten, daß du lieber einen weiten Umweg suchst, um ihn zu umgehen. Vielleicht begleitet er dich auf einen hohen Berg; mit einemmal stehst du mit ihm vor einem schmalen Steig; links der Abgrund, wo tief unten der Eisack wirbelt und rauscht, rechts eine steile, nackte Felswand. Du zagst, du zauderst, das begreift er nicht. Es ist ‚nur ein kleines Steigerl', tröstet er dich, ‚und keine Gefahr; schauen's, mit zwei Füßen kann man ja stehen; nur keinen Schwindel dürfen's haben, wissen's, nachher ist's gefehlt.' Und wie zum weiteren Trost erzählt er dir, daß der und jener hier schon abgefallen ist, und erst unlängst der Mesner vor Schrecken die Laterne in den Abgrund habe fallen lassen. Aber die Nacht bricht ein, zurückkehren ist nicht mehr möglich, du mußt hinüber; so gilt es denn, auf allen vieren zu kriechen.

V.

Ich habe von dem Priester in Tirol gesprochen; ich mußte von ihm sprechen, wenn ich den Charakter des Tiroler Volkes schildern wollte. Denn mehr als irgendwo gehören hier beide zusammen, Priester und Volk, und gilt das Wort des Propheten: Sicut populus, sic sacerdos[1]. Der Priester ist aus dem Volke hervorgegangen, lebt mit dem Volke, arbeitet und duldet für das Volk.

Es soll ja nicht geleugnet werden: ein aristokratischer Name schmückt den Bischofsstuhl, wenn alle übrigen Bedingungen vorhanden sind, wie dies bei einem Schwarzenberg, Droste-Vischering, Riario Sforza, de Bonald der Fall war. Erziehung und Gesellschaft haben ihnen feinere Umgangsformen gegeben, durch ihre Geburt stehen sie mit den edeln und einflußreichen Geschlechtern des Landes in mehr oder weniger enger Beziehung; wir erwarten von ihnen, daß sie mit dem Adel der Geburt Adel der Gesinnung verbinden, und auch das Volk

[1] Wie das Volk, so der Priester.

gesteht ihnen, trotz aller demokratischen Gelüste der Gegenwart, einen gewissen Vorrang zu. Solchen Männern ziemt es ganz besonders, unbilligen Forderungen der Regierungen gegenüber die Antwort des hl. Basilius an den arianischen Kaiser zu wiederholen: Nondum in Episcopum incidisti[1]. Klemens August von Köln hatte es getan. Ebenso und vielleicht noch mehr ist der Name eines Gelehrten eine Zierde des bischöflichen Stuhles oder des Pfarrhauses. Auch er begründet Beziehungen in der Aristokratie des Geistes, zu den Männern der Wissenschaft, die seinem Amte zur Ehre und zum Segen gereichen, und er gibt seinem Träger eine Autorität, welche die Bedeutung seiner Predigt zwar nicht in ihrem inneren Wesen erhöht — denn das Wort Gottes ist immer dasselbe, ob von Einfältigen im Geiste verkündet oder von Gelehrten —, wohl aber in ihrer Bedeutung und Wirkung auf Gläubige wie Ungläubige. Denn diese, wie St Bonaventura einmal sagt, vermag er leichter zu widerlegen, jene aber werden erfreut, da sie sehen, auf welch starken und unerschütterlichen Grundlagen ihr Glaube ruht; so aber einer von Zweifeln beunruhigt ist, findet er in ihr Lösung, Licht, Stärkung, Befestigung. Ein Petrus Lombardus auf dem bischöflichen Stuhle zu Paris, ein Albertus d. Gr. auf dem von Regensburg, später ein Melchior Canus, ein Bossuet, ein Fénelon, ein Huet, ein Hosius und in neuerer und neuester Zeit Sailer in Regensburg, Rauscher in Wien, Hefele in Rottenburg, Greith in St Gallen, Feßler in St Pölten, Wiseman und Manning in London, Capecelatro in Capua, Cecconi in Florenz haben durch ihre persönlichen Verdienste ihrer Stellung einen neuen Glanz verliehen.

Dasselbe, was von der aristokratischen Geburt gesagt wurde, mag auch von den Söhnen höherer Beamten gelten; nur ist hier zu fürchten, daß gewisse Ansichten von der Machtsphäre des Staates und seiner Stellung der Kirche gegenüber als Familientradition sich forterben, und daß namentlich bei jenen, welche aus den niederen und niedersten Kategorien der Bediensteten hervorgegangen sind, ein bedenklicher Mangel an Selbständigkeit, dagegen viel Untertänigkeit und Hofdienerschaft sich geltend macht.

Auch in Tirol hatte ich Gelegenheit, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln, und ich danke Gott, daß es der Bauernstand

[1] Du hast noch keinen Bischof kennen gelernt.

ist, welcher der Kirche seine meisten Diener gibt. ‚Unser Landvolk', sagt einmal Goethe, und dies gilt von Tirol ganz besonders, ‚hat sich in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Mute werden.' Im alten Frankreich war es Brauch, jeden Adeligen und jeden Priester zu grüßen. Denn es galt der Satz: Im Adeligen ehrt man den König, im Priester Gott. In Bezug auf den letzteren gilt er noch in Tirol. In dem Sohne des Bauern, der in den Bergen auf seinem Hofe wohnt, erbt sich ein gewisses Freiheitsgefühl fort. Treu seiner Kirche, voll Ehrfurcht gegen den Priester, solange dieser seine Pflicht würdig und gewissenhaft erfüllt, zeigt der Tiroler Bauer gerade keinen übergroßen Servilismus den ‚Herren' gegenüber, und er weiß jeder ungerechten Anforderung Rede zu stehen. Man schilt ihn deswegen als hartnäckig und starrsinnig; daß diese Festigkeit im ererbten Glauben und in der alten Sitte Hand in Hand geht mit strenger Gewissenhaftigkeit und Christenpflicht, dafür hat Peter Maier, der Wirt von der Mahr, ein so erhabenes Beispiel gegeben. So oft ich von Brixen die Heerstraße nach Klausen hinabgehe und zu meiner Rechten das mäßig große Haus mit breitem Toreingange sehe, das er einst bewohnte, muß ich an diesen herrlichen Mann denken, diesen Mann von heroischer Tapferkeit, aber noch heroischer in der Tugend. Von den Franzosen gefangen, wurde er zum Tode verurteilt, weil er nach Verkündigung des Friedensschlusses zwischen Österreich und Frankreich die Waffen nicht niedergelegt, sondern mit Andreas Hofer fortgekämpft hatte. Der französische General wollte ihn retten; er solle nur aussagen, drang er in ihn, er habe von der Proklamation keine Kunde gehabt; nur dieses eine Wort kostete es ihn, und er war gerettet, Weib und Kindern blieb der Gatte und Vater erhalten. Doch ruhig und entschlossen antwortete der Wirt von der Mahr: ‚Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen.' Schmerzlich bewegt mußte der General dem Befehle des Kaisers Napoleon Folge geben. Maier ward erschossen.

Und Sonntags, als die Beter der Gottesdienst vereint,
Da fielen am Platze sechs Schüsse, sie waren dem Maier gemeint,
Da sank zum Tode getroffen ein Heldenherz dahin,
Dem eitler Preis das Leben für eine Lüge schien.

Aus diesem Volke ist der Tiroler Klerus in seiner Mehrheit hervorgegangen, und wer es näher kennt, kennt auch seine unbeugsame Widerstandskraft, seinen starken Glauben, fest wie seine Berge, seine treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. ‚Kaiserlich und katholisch, das ist tirolisch', so lautet sein Wahlspruch. Unter diesem Volke lebt der Priester, er kennt seine Sitten, seine Bedürfnisse, auch seine Schwächen. Es sieht ihn nicht bloß in der Kirche, es sieht ihn in seiner Mitte, wo er vielen ein Berater ist, mit allen Leid und Freud teilt. Und auch die Flinte, mit der er nicht ungeschickt umzugehen weiß, tut seinem Ansehen keinen Eintrag, gibt ihm vielmehr Gelegenheit, über vielerlei mit den Jägern und Schützen in seiner Gemeinde sich zu unterhalten.

Der Tiroler Priester lebt für sein Volk. Es ist unglaublich, was das Volk hier zu Lande seinem Kuraten zumutet. Nicht weit von dem Innerweidhof bei Layen, wo man die Geburtsstätte Walthers gefunden zu haben glaubt, steht auf hohem Berge eine Kapelle; dorthin wallt der Priester zu bestimmten Zeiten mit dem Volke, betend und die Monstranz in den Händen tragend. Oft ist solch ein Weg drei bis vier Stunden lang, und der Priester muß ihn gehen in nüchternem Zustand, weil erst oben die heilige Messe gelesen wird. Uns Flachländern dünkt dies eine Sache der Unmöglichkeit, und es bedurfte der ernsten Versicherung meines geistlichen Begleiters, daß dem wirklich so sei. Freilich muß auch mancher solchen Anstrengungen erliegen. Der Kurat von St Jakob, eine halbe Stunde vom Arlberg entfernt, erzählte mir, daß einer seiner Vorgänger, der eine Wallfahrt nach der St Christophskapelle auf dem Gipfel dieses Berges führte, vom Schlage getroffen, tot niederstürzte. Ein Denkstein bezeichnet die Stätte seines plötzlichen Todes.

Die wissenschaftliche Bildung des Klerus konnte ich diesmal beobachten bei Gelegenheit einer Pastoralkonferenz, die hier zu Lande öfter als anderswo abgehalten wird, und zu der man mich aufs freundlichste eingeladen hatte. Einundzwanzig Priester waren zugegen; trotz strömenden Regens und einiger nicht ungefährlicher Wege durch das Paznauntal waren sie zusammengekommen, alte und junge. Der Dekan präsidierte, der es verstand, mit Klarheit, Sicherheit, Präzision das Ganze zu leiten. Die Vorträge erstreckten sich über drei Hauptthemata aus dem Gebiete der Moral und der Pastoral und wurden von bejahrten, in der Seelsorge ergrauten Männern

gehalten, nach deren Beendigung jedesmal die Debatte eröffnet ward. Es zeigte sich viel Interesse für wissenschaftliche Fragen, und ich empfing den Eindruck, daß jeder sich gründlich in denselben zu orientieren gesucht hatte.

VI.

Wenn man so durch die Tiroler Täler wandert, die Etsch entlang bis nach Meran und Mals hinauf, oder am Eisack hin und über den Ritten nach Eppan, über die Seiseralpe nach Gröden, Enneberg und die Badia, bei Untervintl nach Terenten hinauf und auf dem Mittelgebirge fort bis hinab ins Tal bei Bruneck, wo rechts die wundersam geformten Dolomiten purpurrot in der Abendsonne glühen, vorüber an den alten Schlössern von Welsberg und Toblach nach Ampezzo, wo so vieles an Kaiser Max erinnert, wo die alten Kirchen stehen, die aus frühester Zeit stammen, oft noch mit halb verblichenen Fresken bemalt, und die romanischen Bildstöcke mit altehrwürdigen Schildereien in den drei rundbogigen Nischen, wenn man von Hoheneppan oder von Schloß Tirol oder von jenem der Maultasch über das Land hinschaut, findet man sich in eine eigentümliche Stimmung versetzt. Es ist deutsches Volk, unter dem wir da leben, und doch ist die Umgebung, Himmel, Berge, Schlösser, Bäume, uns so fremdartig. Mehr als beim Ausblick vom Campanile im Camposanto zu Pisa oder von dem Asinelli zu Bologna fühle ich mich da in die Vergangenheit versetzt; uns ist's, als könnten wir den geschichtlichen Prozeß mit den Augen verfolgen.

Zwei Völker, zwei Sprachen, zwei Zivilisationen sind hier aufeinandergestoßen, Germanen und Romanen, und noch fluten die Völkerwogen hinüber und herüber. Und wie hie und da aus den Wellen ein Eiland auftaucht, so finden wir romanische Sprachinseln mitten im germanischen Lande, germanische im romanischen. Zu letzteren gehört Luserna im Asticotale, und hoch oben im Nonsberg haben sich drei Gemeinden deutsch erhalten: Proveis, Laurein und Unsere Liebe Frau im Walde, italienisch Senale. Der Kurat von Proveis hat hier aus Almosen, die er mit unermüdeter Geduld gesammelt, eine herrliche Kirche erbaut und eine Spitzenklöppelei errichtet, wodurch dem armen Orte eine namhafte Erhöhung seines Nahrungsstandes zufließt. Als ihn einmal ein Freund fragte, wie er denn dies alles zustande gebracht habe und doch fortwährend

in tiefſtem Frieden mit ſeiner Gemeinde lebe, gab er ihm zur Antwort: ‚Ich habe nie auf das Wort eines Weibes hin etwas getan oder geredet.‘ Dieſe Ortſchaften nun halten an ihrer deutſchen Mutterſprache feſt; Luſerna dagegen ſcheint dem Vaterlande verloren zu gehen, da in neueſter Zeit von den Italienern hier eine Schule errichtet wurde. Auch in Valſugana, bei den Sette Comuni, iſt die deutſche Sprache im Ausſterben. Und trotz alledem müſſen wir es erleben, daß ſelbſt Deutſche lebhaft Partei nehmen für die Pläne der Welſchen, welche eine adminiſtrative Trennung des italieniſchen Tirol von Deutſch-Tirol anſtreben. Was das Ende hiervon ſein wird, kann jeder Freund Öſterreichs jetzt ſchon vorausſagen. Man ſucht unſere Befürchtungen dadurch zu beſchwichtigen, daß man auf die geringen Sympathien der Landbevölkerung für Italien hinweiſt, auf die offenbaren Nachteile, welche eine engere Verbindung mit dem Königreich Italien in wirtſchaftlicher Beziehung mit ſich bringen würde, namentlich die Schmälerung der Weinausfuhr nach den deutſchen Gebieten uſf. Wenn man ſolches lieſt, muß man unwillkürlich an das Wort des Dichters denken:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?[1]

Wer die Täler der Sarca, der Etſch, das Nonstal, das Fleimſertal nicht nur einmal und nicht bloß flüchtig durchwandert hat, wer da mit Leuten aus allen Ständen zuſammengekommen iſt und ohne jede Voreingenommenheit gehört und geſehen hat und darum Land und Leute beurteilen kann, der darf wohl auch ein Wort über derartige Pläne reden.

Es mag ſein, daß die Landbevölkerung gerade nicht beſonders begeiſtert iſt für König Umberto[2] und die Italia una; allein was tut dies zur Sache? Der welſche Colono iſt ſo blutarm, daß er nur daran denkt, ſeinen Hunger zu ſtillen und ein Obdach zu haben, das ihn gegen Regen und Kälte ſchützt. Viele ſind zufrieden, wenn ſie nur in einem Stalle bei dem Vieh ſich wärmen können. Ich kenne einen Gutsbeſitzer in Welſch-Tirol, der wollte ſeinen Pächtern geheizte Zimmer einrichten; ſie zogen es aber vor, im Stalle zu wohnen; ſie hatten es von Jugend auf nicht beſſer gehabt. Was kümmert dieſe armen Menſchen die Politik, die kaum Polenta genug

[1] Was wird er tun, das ſeiner großſprecheriſchen Verheißung wert wäre?
[2] Geſchrieben i. J. 1889. (Anm. d. Verl.)

haben für ihre Lebensnotdurft? Übrigens ist diese Behauptung, so allgemein ausgesprochen, nicht einmal wahr. Auch der Colono hat sich gemerkt, was sein Signore ihm oft genug vorgesagt von der Herrlichkeit, ein italienischer Bürger zu sein. In Dro, einem Dörfchen zwischen Arco und Vezzano, hatte ich einmal Gelegenheit, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln, und in Cortina, als ich mit einem Freunde auf offenem Markte mich deutsch unterhielt, trat mir einer frech entgegen mit den Worten: Qui si parla italiano, siamo in Italia[1]. Aber auch angenommen, es wäre so, so ändert dies doch die Lage nicht. Grund und Boden gehört ja zum größten Teil den Signori, die in den Städten, vielfach auch in italienischen Städten wohnen. Von diesen ist der arme Colono vollständig abhängig, ihnen ist er hörig fast wie ein Leibeigener, nicht einmal das Dach über ihm ist sein. Wie sollte der eine andere politische Meinung haben dürfen als sein Herr? Die Strömung aber in den Städten ist bei den Mittelklassen für Italien; der mezzo ceto[2], die Kaufleute, Advokaten, mit einem Wort: die Signori, haben ein ausgesprochenes Bewußtsein als Italiener. Man muß diese Dinge nur nehmen, wie sie einmal sind. Sie haben sich ja alle an der italienischen Literatur gebildet, viele haben Freunde und Verwandte in Italien, und gar mancher vaterländische Geschichtschreiber des Trentino wies nach, daß dieses Land bis zum Brenner hinauf eigentlich zu Italien gehört und die deutschen Südtiroler nur barbarische Eindringlinge seien, die man daher so bald als möglich italianisieren müsse. Allerdings halfen ihm dabei die echt romanischen Benennungen so vieler Ortschaften, und der patriotische Trentiner kennt weder ein Brixen noch ein Bozen, sondern nur ein Bressanone und ein Bolzano.

Dazu kommt ein anderes. Der italienische Tiroler mit seiner klingenden, vokalreichen, volltönenden Sprache dünkt sich geistig hochstehend über dem Tiroler mit seinem harten Deutsch; selten wird man auch einen Beamten aus Welsch-Tirol treffen, der schön und fließend Deutsch spricht, wenn er auch noch so lange in Deutsch-Tirol war. Auch ist in manchen der alte Haß gegen Österreich nicht ausgestorben. Als ich einmal an der Mauer des Kastells zu Trient stand und in den Graben hinabsah, erzählte mir einer in höchster

[1] Hier wird italienisch gesprochen, hier sind wir in Italien.
[2] Mittelstand.

Leidenschaft, was für ein Trauertag es war, als man hier einige Patrioten erschossen wegen Teilnahme an der Erhebung vom Jahre 1848. Auf meiner Fahrt durch das Land sprach ich meinem Begleiter, einem recht unterrichteten Advokaten, meine Bewunderung aus über die vortrefflichen Kunststraßen, welche Österreich in diesem Bergland angelegt hat. Das ließ er nicht gelten; diese haben nicht die Österreicher gebaut, meinte er, sondern Napoleon, und Österreich habe nur das Begonnene fortgeführt.

Leider sind auch manche Geistliche nicht frei von dieser Nationalitätsmanie. Dafür empfing ich erst vor kurzem einen Beweis. Ich war einen Abend mit einem Curato aus der Gegend von Trient zusammen, einem lebhaften, nicht ungebildeten Manne. Er war in Begleitung seiner Tante und Nichte, die mit gespannter Aufmerksamkeit unserem Gespräche folgten. Zuerst bewegte sich die Unterhaltung um allgemeine Fragen; doch bald, wie dies eben nicht anders gehen konnte, kamen wir auch auf Italien. Ich beklagte die traurige Lage dieses Landes, namentlich seine Finanznot, die doch nur eine Folge sei seiner Sucht, eine Großmacht zu werden. Dafür, antwortete der Curato, haben wir auch ein vortreffliches Heer in Italien, so gut wie die Austria und die Prussia. Bei diesen Worten wurde das Tempo rascher; die Augen der Nichte, die sich weniger Zurückhaltung auferlegte, funkelten, und bedeutsam sahen sie einander an; ich wußte genug. Nach einigen kurzen Gegenbemerkungen gab ich dem Gespräche eine andere Wendung. Dasselbe hatte ich ja so oft in früheren Jahren in der Lombardei, in Venedig, selbst im Römischen erfahren; alle vernünftigen Gründe sind umsonst, nur die harte Wirklichkeit, die bittere Not kann diese so leicht entzündbaren Menschen wieder nüchtern machen.

Noch auf ein anderes möchte ich hierbei die Aufmerksamkeit lenken. Wenn die Majorität in dem gegenwärtigen Tiroler Landtag ihren Willen durchsetzt, dann fällt das letzte und das wichtigste Bollwerk für das Deutschtum im welschen Gebiet. Denn der administrativen Trennung zwischen Deutsch- und Welsch-Tirol wird die kirchliche früher oder später nachfolgen. Nun bilden aber die deutschen Priester im Bistum Trient, das bis vor die Tore von Brixen reicht, ein gutes Dritteil des Klerus; auch in Welsch-Tirol sind viele derselben an den Schulen, den Gymnasien, in den Seminarien, im Ordinariat beschäftigt; sie haben dort einen sehr wohltätigen Einfluß auf ihre

Landsleute, und auch die Italiener kommen in der Regel ihnen mit Vertrauen entgegen. Eine Trennung des deutschen Teils vom Bistum Trient käme einer Auswanderung des Deutschtums gleich, und die welsche Administration würde sicherlich am wenigsten sich beeilen, deutsche Schulen und deutsches Wesen unter ihre Obhut zu nehmen.

Dieses Hinüber- und Herüberfluten der Völker an den deutschen Grenzmarken konnte nicht stattfinden, ohne daß es auch auf die Anschauungen beider Nationen seinen Einfluß übt. Der Deutschtiroler verkehrt nicht gern mit dem Welschen und traut ihm nicht viel Gutes zu; der Kriegszug gegen die Welschen war daher trotz allem, was die Begeisterung abkühlen konnte, immer in Deutsch-Tirol populär. Der Welsche dagegen verachtet den Deutschen als roh und unbeholfen, fühlt sich gerade auch durch seine Mäßigkeit ihm überlegen. Nun, wir wollen es ihm nicht so schwer anrechnen. Spricht ja doch selbst Dante vom lurco Tedesco[1].

So ist und bleibt noch durch Jahrhunderte hindurch dieses Tirol ein Land, wo Religion und Kunst, diese edelsten Blüten des menschlichen Geistes, die herrlichsten Werke geschaffen, dieses Land voll wunderbarer Romantik, mit seiner uralten Landesgeschichte, seinen hochpoetischen Sagen von Dietrich von Bern, von König Laurin und dem Rosengarten, von den Lindwürmern und Zwergen, von den Riesentöchtern und dem Nörglein, von den Römern und den Goten, von der hl. Notburga und der Nonne von Sonnenburg — doch wer kann sie alle nennen, die um so viele verwitterte Burgen schweben und die einsam ragenden Türme durchgeistern und im Volke in mehr oder weniger greifbarer Gestalt forterzählt werden? Darum müssen wir den jungen Schriftstellern in Tirol Dank wissen, wenn sie mit Liebe in die reiche Geschichte ihres Landes sich vertiefen und ihre großen Männer aus neuer und alter Zeit vom Lichte der Poesie verklärt vor uns hintreten lassen. Auch braucht man kein Archivar und Archäolog von Fach zu sein und kann doch seine Freude an den wunderbar schönen alten Schlössern und Kirchen haben und mit Liebe alten Fresken, wundersamen Skulpturen, wertvollen Geräten, Bildern und Getäfel, wichtigen Inschriften nachforschen. Gewiß ist noch viel Schönes unter der Arbeit der Tüncherquaste und dem Mörtel verborgen in einem Lande wie Tirol, das eine so alte Kultur hat.

[1] Gefräßigen Deutschen.

Noch ist der Sinn für die so stilvollen Schreiner- und Schlosserarbeiten der vorigen Jahrhunderte nicht überall rege, und gar mancher selbst unter denen, die man für gebildet halten sollte, hat noch in neuester Zeit solch altes ‚Gelump', wie er es nannte, d. i. herrliche Schnitzereien aus Eichenholz und ehrwürdige Tafeln, an denen viele Generationen gesessen, gegen überfirnißte Kästen aus Tannenholz und dünnbeinige, wackelige Tische verkauft. Darum fehlt es nicht an Arbeit.

Wir wollen darum es auch nicht, wie ein neuerer Schriftsteller getan, der Tiroler Jugend verargen, wenn so viele aus ihr fröhlich ihre Lieder singen. So ziemt es ja der Jugend; ihr Sinn müßte zu, ihr Herz müßte tot sein, wenn da, wo das ganze Land wie eine große wundersame Dichtung vor ihr liegt, nicht ein Lied, hell und frisch wie der Quell, der aus dem Felsen springt, aus der Tiefe des Gemütes ausströmte. Es beweist dies ja, daß der Materialismus noch nicht den idealen Sinn in ihr getötet hat, Zweifel und Pessimismus noch nicht an ihrem Herzen frißt. Und wenn einer und der andere auch in späteren Jahren und mitten in der Prosa des Lebens noch ein Blümchen der Poesie pflückt, so werden wir ihn darob auch nicht schelten. Blüht doch Edelweiß am Saume des Gletschers, und die Schrofenfeder wiegt sich hoch oben in eisiger Höhe, und ist der Winter gekommen, so leuchtet am geschützten Fenster auch dann noch manche Blume und erfreut das Auge.

Aber das sollen sie nicht tun, wie manchmal geschehen ist, daß sie jene bösen, zürnenden Worte, welche einer oder der andere unter den Protoplasten der neueren Tiroler Poesie zur Zeit einer kopflosen Reaktion, unter der die Kirche selbst am meisten gelitten, ausgesprochen haben, auch ihrerseits nachreden. Auch sollen sie nicht vergessen, daß Spott über das, was dem Tiroler Volke heilig ist, nur halberzogene Jungen sich erlauben, die solche Reden in ihrem Unverstande als einen Beweis besonders geistreichen Wesens betrachten. Nichts ist ja leichter, als auf Hohes und Heiliges zu witzeln; man darf nur Erhabenes mit Niedrigem zusammenstellen, und alsbald ist der Witz fertig, freilich wohlfeil genug. Wer die Bedeutung der religiösen Gesinnung eines Mannes und eines ganzen Volkes nicht zu würdigen weiß, der sollte sich wenigstens von dem Weltkind Goethe belehren lassen. ‚Wahrhaft hochachten', schreibt er an Schlosser, ‚kann man nur denjenigen, welcher nicht sich selber sucht. Ich muß gestehen, solche selbstsuchtlose Charaktere in meinem ganzen Leben nur da ge-

funden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntnis, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selber ruhte und nicht abhing von der Zeit, ihrem Geiste und ihrer Wissenschaft.'

Erhebt doch eure Häupter, möchte ich diesen zurufen, und schaut über die Berge. Hört ihr denn nicht den dräuenden Schritt der zum Kampf gerüsteten Arbeiterbataillone, die bald auch durch eure Täler ziehen und über eure höchsten Berge steigen? Denn Ideen lassen sich nicht absperren, und gegen den Geist, der verneint, der haßt, der zerstört, gibt es keine andere Macht als wieder den Geist, jenen Geist, der aufbaut, der erhebt, der versöhnt. Glaubt ihr denn wirklich, wenn diese Scharen einmal an eure Türen klopfen, daß sie sich beschwichtigen lassen, wenn ihr mit ihnen ein paar Witze macht auf Kirche und Priester? Die heutige Welt ist furchtbar ernst und braucht Männer: aus allen Ständen muß sie ihr Heer sammeln, um eine Invasion abzuwehren, die gefährlicher und furchtbarer sein wird, als je eine war. Alle erhaltenden Elemente müssen darum zusammenstehen, alles muß Hand anlegen wie bei verheerender Hochflut, wo alles kleinliche Gezänk schweigen muß. Besonders aber jene, welche die Erziehung und Bildung der Jugend zu leiten haben, mögen bedenken, daß die berechtigte Autorität, Religion und Christentum für die Gesellschaft unermeßliche, nicht hoch genug zu schätzende Güter sind; denn diese ruht ja auf ihnen, und nur auf ihnen wie auf einem starken Fundament. Nichts aber zerstört dasselbe mehr als Ironie und Spott; sie unterwühlen es wie die Wildwasser den stärksten Damm. Ist es gefallen, wer mag es wieder aufrichten? Habt doch Mitleid mit dem armen Volk! ‚Der Glaube', sagt einmal Goethe, ‚ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt. Der Gläubige nimmt sich seine Zinsen im stillen selbst.' Habt Mitleid mit dem Volke, dessen innerstes Leben von diesem Kapital zehrt!

Am widerlichsten aber werden uns jene, welche an der Heldenzeit von Anno 9 und ihren großen Männern zu nörgeln und zu kritteln sich unterfangen. Bayern und Franzosen, sagen sie uns, waren die wohlwollendsten und unschuldigsten Menschen von der Welt, die gar nichts anderes wollten als Licht bringen in die Tiroler Finsternis, um das schwere Joch der Hierarchie und des Obskurantismus von ihnen zu nehmen, wonach die wenigen Intelligenten im Lande schon

längst sich gesehnt hätten. An die Stelle der Rosenkranzandachten, der Flurgänge usf. sollte nun Bildung und Humanität treten. Wir müssen dieses glauben, denn ein Geschichtschreiber von Tirol hat es ja so drucken lassen. Ich habe noch die Erzählungen eines bayrischen Beamten gehört, der in jener Schreckenszeit zu Schwaz Landrichter war; was er zu berichten wußte von entweihten Kirchen, von umgestürzten Bildstöcken, von Gewalttaten gegen Priester und Frauen, spottet jeder Beschreibung. Das also war der Kampf für Geistesfreiheit! Übrigens wissen wir es ja durch tausend und tausend Augenzeugen, wie es in unserem eigenen Bayerland zu jener Zeit beim Kirchen- und Klostersturme zuging, wie die Heiligtümer beraubt, entweiht, zerschlagen, was Goldwert hatte, von den Juden unter Spott und Hohn fortgeschleppt wurde. Dazu kam, daß nachweisbar nicht wenige Beamte in Tirol aus lauter Wohldienerei und Servilismus, wie dies immer so geht und wir noch in neuester Zeit erfahren haben, viel härter und gewalttätiger vorgingen, als es im Willen der Regierung lag, und gar mancher aus Weishaupts Schule hier Gelegenheit fand, seinem wahren Kirchenhasse Luft zu machen.

Daß Andreas Hofer ein und das andere Mal schwankend ward in seinen Entschlüssen, darüber soll doch niemand sich wundern. Größere als er, von Cäsar an bis Napoleon, waren es in entscheidenden Augenblicken auch, und nicht umsonst läßt der Dichter jenem durch seine Freunde zurufen: Tolle moras![1] Daß er aber zeitweilig irrsinnig gewesen, das wird dieser Geschichtschreiber Tirols schwerlich beweisen können; die Worte, die Hofer unmittelbar vor seinem Tode sprach, weisen auf eine ganz andere Gemütsverfassung hin. Schmach über einen so entarteten Tiroler, der die Ehre seiner Väter also preisgeben kann! Da waren es ganz andere Männer, welche des Sandwirts Gebeine in Mantua erhoben und nach Innsbruck brachten, ganz andere Männer, die ihm in der Hofkirche ein herrliches Denkmal errichteten, und ganz anders dachte der, der gesungen:

Großer Kaiser,
O Maximilian, du Held und Weiser,
Den ich im Geist hier wehn und walten sehe,
Du fühlst geehrt dich durch des Bauern Nähe
Und reichst aus deinem festen Eisengitter
Die Hand zum Druck dem ebenbürt'gen Ritter.

[1] Fort mit dem Schwanken!

Wenn gegen das Ende auch unreine Elemente dem Kampfe der Tiroler sich angeschlossen haben, wer will darum die glorreiche Erhebung schelten? Keine Sache war gerechter als der Aufstand der Spanier gegen Napoleon, der Griechen gegen das Joch der Türken; und wie viele unreine Elemente hatten sich demselben beigemischt! So geschieht es ja immer, wo große Bewegungen stattfinden und das Volk in seinen Tiefen aufgewühlt wird.

VII.

Bei aller Verschiedenheit der Abstammung ist *eines* doch dem Tiroler Volke gemeinsam: sein zähes Festhalten an der Sitte und dem Glauben seiner Väter. Und dies muß uns trösten, wenn wir der vielen Stürme gedenken, die gerade in unserem Jahrhundert über Tirol dahingegangen, der vielen Edlen, die nun die Erde deckt. Es trat mir dies recht lebendig vor die Seele, als ich hoch im Gebirge am Feste Mariä Geburt die Leute aus der Kirche kommen sah; mit einemmal war der ganze Kirchhof voll betender Menschen. Es war fast die ganze Gemeinde, die hier ihren zweiten Gottesdienst hielt. An jedem Grabe stand wenigstens einer, oft waren es zwei und mehrere, die da der Hingeschiedenen gedachten. Da tritt dann die Idee der Gemeinschaft der Heiligen recht anschaulich in ihrer ganzen Erhabenheit vor uns hin. Drinnen in der Kirche thront Christus, unser Erlöser und Richter, um ihn der Himmel und seine Heiligen; auf dem Gottesacker, ganz nahe bei ihm, liegen die Heimgegangenen, die in Glauben und Liebe geschieden, die leidende Kirche. Darum steht auf ihren Gräbern das Zeichen des Kreuzes, das sie mit sterbender Hand umfaßt, das ihre Hoffnung war im Leben und im Tode. Und innen und außen die ganze Gemeinde der streitenden Kirche, die noch auf Erden wallt. Beim Weggehen besprengen sie die Gräber mit Weihwasser; ist ja doch jeder Tropfen, weil von der Kirche, weil in Christi Namen und in Kraft seiner Verdienste geweiht, gewissermaßen ein Tropfen seines heiligen Blutes, das er für uns vergossen, das er mit dem ganzen Schatz seiner Gnaden, dem unendlichen Preis seines bittern Leidens und Sterbens der Kirche zu unserem Heile übergeben hat. Und wie Tau fließt es dahin über die Seelen, über unsere Seelen und über die Seelen der Hingeschiedenen, und eint uns so unter uns in Liebe durch die Liebe zu ihm. Darum zage ich nicht für dieses Volk, wenn ich in die Zukunft blicke. Vieles

hat sich wohl in Tirol geändert, seit ich in den dreißiger Jahren zum erstenmal dieses Land betrat; viel Wasser ist den Inn und die Etsch hinabgeflossen, mehr als eine Generation ist vorübergegangen, und die Menschen, welche jetzt am Fuße des Brenner oder des Arlberg oder des Ortler wohnen, sind andere geworden, und auch im Denken und Reden in mancher Beziehung andere. Aber doch fürchte ich nicht für dieses Volk.

So viele Tiroler Freunde von hervorragender Bedeutung, hochgeachtet im Lande und tief in seine Geschicke eingreifend durch Wort und Tat, sind nicht mehr. Beda Weber ist dahingegangen, sein Amtsgenosse Rufinatscha ist auch längst gestorben; der kindlich heitere Pius Zingerle hat sie beide überlebt, aber zuletzt hat auch er der Sterblichkeit den Tribut gezahlt. Der gelehrte, würdevolle und hochverehrte Bischof Gasser, sein Nachfolger J. v. Leis, Dompropst Gaßner, Männer, die mir so viele Liebe erwiesen hatten, sind ins Grab gesunken. Professor Geissemann, den behenden Bergsteiger, hat ein plötzlicher Tod überrascht; ebenso den vortrefflichen P. Augustin Scherer aus dem Benediktinerstift zu Fiecht, den Herausgeber eines auch in Deutschland geschätzten homiletischen Werkes; von den Professoren der theologischen Fakultät in Innsbruck sind P. Wenig, Jungmann, Wieser vor der Zeit ins Grab gestiegen. Vom Fuße des Patscher Kofels, den Brenner hinauf und bis Brixen hinab ist kaum noch ein Widdum, das seinen Bewohner in den letzten Jahrzehnten nicht gewechselt hat, ebenso von der Mühlbacher Klause bis hinauf zum Ursprung der Rienz und nach Ampezzo hinein. Und erst in den Mendikantenklöstern, bei den edeln, unterrichteten und doch so bescheidenen Franziskanern und Kapuzinern, wie hat da der Tod reiche Ernte gehalten! P. Markus zu Bozen, der Orientalist und Kenner von mehr als zwanzig Sprachen, P. Josue, der feurige Prediger in Bozen, P. Max, k. k. Schulrat und Direktor des Gymnasiums zu Hall, P. Thomas, der feinsinnige Lektor und Provinzial der Kapuziner zu Meran: alle sind sie in der Ewigkeit. Professor Moriggl ist tot, den zur Zeit des Bürgerministeriums die Regierung als Agitator ohne jede Pension seines Amtes entsetzt hatte; ihm gegenüber wurde von den amtlichen Stellen nicht einmal mehr das Briefgeheimnis beobachtet. Professor Grenter, der viel verehrte und viel gehaßte, durch lange Jahre Verteidiger der Rechte des Landes im Reichsrate, ist nach längerem

Siechtum gestorben. Die wahrhaft adeligen Männer di Pauli in Kaltern, Giovanelli in Innsbruck sind gleichfalls dahingegangen. Auch die Kämpfer von Anno 9, der ehrwürdige Dekan Duyle von Schwaz, der ehemalige Landrichter v. Petzer in Innsbruck, dieses Muster eines treuen, Kaiser und Land ergebenen Beamten, sind eingegangen in die ewige Ruhe. Tirols beste Maler liegen im Grabe: der kindlich fromme Flatz, dessen Studio ich schon in Rom und später in Bregenz besucht hatte, auf dessen Marienbildern ein Hauch von Frömmigkeit liegt, was an Fiesole erinnert, Plattner mit seinen muskelkräftigen Gestalten, Hellweger, der die Kirche zu Bruneck, Mader, der jene von Steinach ausgeschmückt — doch wer zählt die Toten alle? Bei alledem fürchte ich für die Zukunft Tirols nicht; denn ein Volk, das so seiner Toten gedenkt, kann nicht leicht von ihrem Brauch und Glauben abfallen. Die Menschen gehen vorüber und die hohen Fichten brechen, aber der Wald bleibt, und neue Bäume wachsen auf dem alten Boden heran; die Nachkommen mögen fortsetzen, was ihre Väter geschaffen.

Wenn ich so bei meinen einsamen Wanderungen durch die Täler Tirols Totenschau hielt, da ward es mir, als wanderte ich zwischen Gräbern. Da konnte ich Walthers Worte auf mich anwenden:

O weh! wohin verschwunden sind alle meine Jahre?
Hab' ich verträumt mein Leben, oder ist es wahr?
Was ich je wähnte, daß es was wäre, war das nicht?
Ich habe wohl geschlafen, und nun weiß ich's nicht.
Nun bin ich aufgewachet, und mir ist unbekannt,
Was mir zuvor war kundig als wie die Hand der Hand.
Wenn nicht das Wasser flösse, so wie es weiland floß,
So glaubete ich wahrlich, mein Trauern wäre groß.
Wie denk' ich doch an manchen gar wonniglichen Tag,
Das ist mir all zerronnen wie in das Meer der Schlag.
Immerdar, o weh!

VIII.

Das Denkmal dieses Dichters haben sie in diesen Tagen unter großen Feierlichkeiten und vor vielen Gästen, die aus allen Teilen Deutschlands und Tirols herbeigeströmt waren, in Bozen aufgerichtet. Wir Würzburger, in deren Stadt er nach allgemeiner Annahme sein Grab hat, wollen seine Geburtsstätte gerne den Tirolern gönnen, wiewohl andere seine Tiroler Abstammung bestreiten. In der Kulturkampfperiode konnten wir es in Deutschland häufig erleben, daß in

populär-wissenschaftlichen Vorträgen und Reden des Dichters scharfe Strophen gegen den Papst besonders betont wurden. Daß er in seinen jungen Jahren als Anhänger der Hohenstaufen — hatte er doch von ihnen ein kleines Lehen erhalten — unbillig und, von einseitigem Patriotismus befangen, hart über den Papst urteilte, kann uns nicht wundernehmen. ‚O weh, der Papst ist zu jung; hilf, Herre, deiner Christenheit!‘ sprach er; und doch war dieser zu junge Papst kein anderer als der große Innozenz III. Der Widerstreit zwischen Papst und Kaiser hatte manche Gemüter verwirrt und ihnen den klaren Blick getrübt; dem Dichter mit seiner reichen Phantasie wollen wir es am wenigsten hoch anrechnen, zumal da ein tief religiöser Sinn und ein fester katholischer Glaube den Grundton seiner Lieder bildet. ‚Alle Grundlehren des Christentums‘, sagt Wilhelm Wilmanns, ‚kommen bei Walther vor. Er bekennt die Dreieinigkeit des hohen, heiligen, ewigen Gottes. . . . Neben dem dreieinigen Gott thront im Himmel die Jungfrau Maria, „din reine, süeze Maget“, „din Künegin ob allen Frouwen“, die Gott selbst sich zur Mutter erkoren hat. Ihre jungfräuliche Geburt wird als das größte der Wunder gepriesen, sie ist „Maget und Muoter“. . . . Nachdem er der Gesellschaft vierzig Jahre und noch länger mit seinem Gesange gedient hatte, sang er sich selbst sein Requiem. Die Anschauung des Mittelalters: Alles ist eitel! bildet den Grundakkord. Die irdische Lust ist der Seele Leid, der Geist sehnt sich, aus seinem Kerker befreit zu werden; die Mahnung an das schreckliche Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla schließt das Lied:

Din jamertac wil schiere komen
Und brennet dich darumbe jedoch.‘

Noch erinnere ich mich wehmütig an einen hellen, sonnigen Herbstnachmittag, da ich mit einem nun schon gestorbenen Freunde an der Vogelweide bei Layen vorüberwanderte. Noch hatte man dem ‚Klosenäre‘ keine Denktafel dort angebracht; erst Franz Pfeiffer sprach in seiner Vorrede zu Walthers Gedichten sich für Tirol als dessen Heimat aus, nahm aber einen ganz unrichtigen Ort dafür an (bei Telfes in der Gemeinde Sterzing). Im Pfarrhofe zu Layen wurde Pfeiffers Vorrede besprochen. Der damalige Pfarrer Haller, jetzt Weihbischof in Salzburg [1], und seine Hilfspriester mußten unschwer

[1] † 5. April 1900 ebd. als Erzbischof und Kardinal.

Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen.

auf die ganz nahen Vogelweiderhöfe im Layener Ried verfallen; da fanden sie alles noch viel zutreffender als das, was Pfeiffer bewogen hatte, sich für Tirol auszusprechen. Schon im Jahre 1867 hatte ein Artikel im ‚Tiroler Volksblatt' auf alle diese Punkte aufmerksam gemacht[1]. Noch waren damals von den Festgenossen aus Nord und Süd keine Reden gehalten worden, aber die Bäche rauschten, die Sonne warf ihr goldenes Licht auf das Häuschen im Layener Ried, die Lüfte waren so rein, der Himmel so klar. Es ist eben kaum ein Ort so geeignet, uns in das Mittelalter zurückzuversetzen, als dieser hier, wo ringsum Schlösser und gebrochene Burgen stehen und wir auf der Heerstraße wandern, auf welcher die Kreuzfahrer nach Italien und dem Heiligen Lande gezogen sind.

Am 3. Oktober 1874 wurde daselbst in Gegenwart einer großen Versammlung eine Gedenktafel angebracht mit der Überschrift:

Dem Andenken Walthers von der Vogelweide,
‚Swer des vergaeze, der tact mir leide.'
Hugo von Trimberg.

Das Brunnenmonument, das am 15. September 1889 zu seinem Gedächtnis in Bozen errichtet wurde, trägt das Standbild des Dichters aus weißem Tiroler Marmor, 3,3 m hoch. In der linken Hand hält er die Fiedel, auf ihr ruht die rechte; an der Seite trägt er das Schwert; ein reicher Mantel wallt über seine Gestalt, ein Birett deckt das lockige Haupt. Viele Reden wurden dabei gehalten, gute und minder gute, wie dies eben bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt.

IX.

In demselben Monat September hat auch der Deutsche und Österreichische Alpenverein in Bozen seine zwölfte Generalversammlung abgehalten. Ich erinnere mich recht gut, wie der größte Teil des Klerus in Tirol demselben nichts weniger als freundlich gegenüberstand, und diesen der wachsende Zuzug seiner Mitglieder mit schweren Besorgnissen erfüllte. 124 Sektionen gehören ihm jetzt an,

[1] Vgl. P. Patriz Anzoletti, Walther von der Vogelweide und der Innervogelweiderhof oberhalb Klausen in Tirol (Programm des Obergymnasiums der Franziskaner zu Bozen vom Jahre 1889). Schon im Jahre 1879 hatte derselbe bescheidene Ordensmann eine Arbeit veröffentlicht mit der Überschrift: ‚Ist Walther ein Tiroler?' Wir konstatieren mit besonderer Befriedigung, daß die zur Feier dieses Jahres (1889) ausgegebene Festschrift dieser Arbeit besonders gedacht und sie ‚bahnbrechend' genannt hat.

die zusammen 25000 Mitglieder zählen. Es ist dies eine Tatsache, die dem Alpenfreunde Grund zu großer Befriedigung bietet; ignorieren lassen sich diese Dinge nicht mehr; wie soll nun der wahre Freund Tirols sie auffassen?

Tirol läßt sich nun einmal nicht mehr in der Weise abschließen, wie es vor fünfzig und mehr Jahren war. Es sind viele Eingangstore, durch welche die Fremden von Nord, Ost und West einströmen; die Berge scheiden das Land nicht mehr von den Fremden, sie sind eher Anziehungspunkte für viele Tausende geworden. Dank den verbesserten Wegen, besonders den Eisenbahnen, die das Reisen so wohlfeil und bequem machen, der von Jahr zu Jahr sich steigernden Reiselust, vielleicht auch der Mode: mit Eintritt des Sommers leeren sich die Städte, und durch alle Täler und über alle Berge Tirols flutet eine Völkerwanderung dahin. Mit Schmerz sieht der Alttiroler von Jahr zu Jahr immer größere Touristenschwärme in das Land einfallen, bedenklich sahen wir viele das Haupt schütteln. Wir können ihnen nicht ganz unrecht geben, da besonders zu Anfang gar mancher aus dieser Schar durch Rede und Tat dem frommen Volke Ärgernis gab. Doch das ist jetzt um vieles besser geworden. Man kam nach und nach zur Einsicht, daß es noch etwas Höheres gibt, wofür ein Volk sich begeistern kann, als Industrie, Spinnereien und Eisenhämmer. Bereits fängt man an, nicht bloß die religiösen Gefühle des Volkes zu schonen, man hat sich vielerorts mit den Priestern, an denen der Bergfex zuweilen seinen Witz zu üben sich erlaubte, ins Einvernehmen gesetzt, da der Verein in ihnen einen sehr wichtigen Faktor erkannte, mit dem er notwendig zu rechnen hat. Auch dies hat der Sache eine bessere Wendung gegeben, daß die Bergfahrten nicht mehr bloß als Sport für Kaufmannslehrlinge, Studenten und emanzipierte Weiber betrachtet werden, sondern höhere Aufgaben sich gesetzt haben. Wie ein Blick in die von den Vereinen ausgegebenen Zeitschriften und in die alpinistische Literatur überhaupt dartut, haben sie eine wissenschaftliche Bedeutung gewonnen, so daß konfessionelle Hetzereien und politische Tendenzen dem Zwecke gemäß hier keinen Raum haben.

So ist es denn gekommen, daß die Tiroler dem Vereine jetzt mehr sympathisch gegenüberstehen. Priester sind selbst Mitglieder desselben geworden, fördern seine Unternehmungen durch Rat und Tat und bieten dem Wanderer im einsamen Gebirge eine gastliche Stätte. So bilden sie ein freundliches Band zwischen den Bergfahrern und dem

Volke, das ihnen vertrauensvoller entgegenkommt, wenn es keine rohen, ungläubigen Spötter in ihnen zu fürchten hat. Ja im eigenen Interesse wird der Alpinist den religiösen Sinn des Volkes nicht bloß schonen, sondern als ein kostbares Gut hochhalten. Denn dieser ‚bigotte' Tiroler wird nach altem Brauch herzlich den Fremden aufnehmen und ihn nicht als ein Objekt betrachten, das man, wie es eben anderswo zugeht, soviel als möglich auszubeuten sucht. Dem Tiroler von altem Schrot und Korn kann der Reisende auf gefährlicher Wanderung durch einsame Täler, auf schwindelndem Steg seine Habe und sein Leben ohne Besorgnis anvertrauen.

Was den Alpenverein außerdem beim Klerus empfahl, war seine Fürsorge zunächst für seine eigenen Zwecke, die aber doch zum Wohle des Landes gereichten. Er hat bedeutende Summen gespendet zur Aufforstung entwaldeter Flächen, zum Bau von Talsperren und Dämmen an Wildbächen, zu Hüttenbauten, zur Herstellung von Wegen usf.; er ist bei großen Landeskalamitäten, namentlich bei Überschwemmungen, hilfreich beigesprungen. Es ist ein schönes Wort, das anläßlich der heurigen Generalversammlung des Vereins der ‚Burggräfler' seinen Landsleuten zurief:

‚An euch, Wirte im Lande, richten wir ein Freundeswort: Sorget für den guten Ruf der Biederkeit und Gastlichkeit, den eure Vorfahren gegründet haben; empfanget auch ihr wie die Vorfahren alle Fremden nicht allein in Aussicht auf Verdienst, sondern mit jener natürlichen Freude der Gastlichkeit, von der Touristen und Schriftsteller oft so Rührendes zu erzählen wußten. Erinnert euch an eure berühmten Standesgenossen, an Andreas Hofer, Eisenstecken, Aschbacher, Straubinger, Peter Maier, Siegmair und so viele andere kernkatholische Patrioten, wie sie kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Entehrt euch nicht dadurch, daß ihr als katholische Tiroler jede christliche Zeitung aus purer grundloser Furcht von demselben Hause fernhaltet, in welchem eure Vorfahren seit Jahrhunderten christlichen Geist und Sitte so eifrig pflegten. Ihr Bauern, begegnet den Fremden, besonders den Alpenvereinsmitgliedern, mit echt tirolischer Geradheit, Herzlichkeit, Ehrlichkeit. Zeiget euch aber auch immer als überzeugungstreue Katholiken, nicht aufdringlich, aber auch nicht eure Religion verräterisch preisgebend. Nie soll der Fremde bei dem Tiroler durch schnöden Eigennutz oder gar durch Beutelschneiderei enttäuscht werden.'

Einen dunkeln Punkt mitten in dieser freundlichen Aussicht bildet das Führerwesen. Auch diesmal habe ich mich mit einem betagten Kuraten eingehend darüber unterhalten. Die Geistlichen am Fuße des Rigi und Pilatus in der Schweiz haben darum die dort gebauten Zahnradbahnen freudig begrüßt. Wohl fließt nun weniger Verdienst in die umliegenden Ortschaften, aber die vielen Führer, Träger usf. mußten nun nach einem andern Erwerb sich umsehen und konnten nicht mehr die langen Tage in den Wirtshäusern herumlungern. Sie suchten und fanden auch einen besseren. Ähnlich war es ja auch in Deutschland vor einem Menschenalter ergangen, als die Eisenbahn von München nach Frankfurt durch den Spessart eröffnet wurde. Anfangs verloren viele dabei, da der Verdienst für Wirte, Fuhrleute, Kutscher wegfiel; doch es war dies nur eine Krisis, die längst überstanden ist. Die Leute bringen nicht mehr einen großen Teil des Jahres auswärts zu, sie bauen ihre Felder besser, leben regelmäßiger und nüchterner, und so hat sich der Wohlstand eher gehoben als gemindert.

Das Führerwesen in Tirol und in der Schweiz hat für den einzelnen drei große Gefahren. Oft sind nämlich die Anstrengungen des Führers ganz außerordentlich groß, zumal wenn er auch das Gepäck der Bergfahrer, manchmal mit Übergewicht, über die ‚Jöcher' zu tragen hat. Ermüdet, erschöpft nach Hause zurückgekehrt, tut er leicht im Trunk des Guten zu viel; er pflegt der Ruhe, was allmählich in Müßiggang ausartet, wenn ihn nicht ein anderer Tourist zu erneuter Tätigkeit auffordert. Die Bezahlung ist gut und darum lockend, und so gewinnt der Führerberuf für ihn einen besondern Reiz. Er entwöhnt sich mehr und mehr der geordneten Arbeit, die ihm einen augenblicklich geringen, aber sichern Gewinn bringt, während das wohl nicht leicht, aber schnell an den Touristen verdiente Geld häufig ebenso schnell wieder verlebt wird.

Die zweite Gefahr ist die allmähliche Erkaltung des kirchlichen Lebens. Manche Touristen wählen gerade die Sonn- und Festtage zu ihren Unternehmungen; der arme Führer hat nicht den Mut, darauf hinzuweisen, daß die Kirche den Ihrigen das Anhören der heiligen Messe zur Pflicht macht; ja man hat sogar in manchen liberalen Blättern einige derselben getadelt, weil sie nicht am Sonntag in den Bergen bleiben wollten ohne Gottesdienst. Außerdem lockt ihn das Geld; im Winter, denkt er, kann er ja das Versäumte

wieder einbringen. So wird er nach und nach lau im Gottesdienst und Gebet, und der religiöse Sinn erstirbt mehr und mehr.

Die dritte und größte Gefahr für den armen Führer bilden die Beispiele und Gespräche so mancher Bergfahrer. Das Fremde hat ohnehin eigenen Reiz für Menschen, die nie über ihre Berge hinausgekommen sind, und was sie reden, dünkt manchem besser als die Predigt seines Kuraten, auch wenn sie ihn überdies nicht noch mahnen, dem ‚Pfaffen' kein Gehör zu geben. Menschen von Halbbildung gibt es ja in jedem Stande, gemeine und irreligiöse Naturen lieben es, überall ihre Gemeinheit anzubringen, und sie suchen gerne die Gelegenheit auf, durch allerlei Anekdoten das kirchliche Leben und den Glauben überhaupt lächerlich zu machen. So träufelt das Gift des Unglaubens und Zweifels tropfenweise in die Seele des Führers, und diese ist bereits angefressen, ehe nur der Seelsorger Kunde davon empfängt.

So sah ich vor einigen Jahren im Gebirge den Grabstein des Vorstandes eines ehemaligen Stiftes; zu seinen Füßen saß eine Gestalt, die eine Schriftrolle hielt. Es war diese Darstellung offenbar eine Erinnerung an das Liber scriptus proferetur[1]. Der Führer aber, der in seinem Buche überfließendes Lob von hoch und niedrig aufweisen konnte, belehrte mich, dieses sei der Hofnarr des Prälaten, dessen Bild man zugleich mit dem seines Herrn hier, in Stein gemeißelt, dargestellt habe! Offenbar hatte er diese geistreiche Deutung von einem unwissenden und boshaften Touristen gehört.

Einmal ging ich hoch im Gebirge — es war Sonntag mittags — an einem Bauernhause vorüber; mein Begleiter trat einen Augenblick ein, um die schönen Blumen an den Fenstern näher anzusehen, ich war außen stehen geblieben. Der Bauer saß gerade am Tisch bei Knödeln und Geselchtem; als der Freund wieder heraustrat, ging er ein Stückchen mit ihm und fragte dann, wer der sei, der draußen warte. Als er meinen Namen hörte, antwortete er: ‚Den kenne ich, von dem habe ich ein Buch gelesen.' Wie kam denn der Bauer dazu, 4000 Fuß (1200 m) über dem Meere solche Bücher zu lesen? Sein Verkehr mit Fremden hatte ihn mehr als gut war ‚aufgeklärt'; geweckten Geistes, wie er war, hatte er selbst über die deutschen Klassiker sich hergemacht. Der würdige Seelsorger sah die Gefahr und wies ihn auch auf andere Bücher hin, zur Belehrung und Befestigung im Glauben.

[1] ‚Und das Buch wird aufgeschlagen.'

Wer kann aber behaupten, alle Kuraten seien so besorgt, wie dieser war, und wären sie es auch, alle Bauern seien so eifrig im Lesen belehrender Bücher? Leicht findet der Zweifel Eingang in die Seele, denn er hat an den menschlichen Leidenschaften einen mächtigen Bundesgenossen; aber um die Wahrheit zu erkennen, dazu braucht es ernstes Nachdenken, ein unbefangenes Gemüt und vor allem guten Willen. Goethe und Fichte haben recht, wenn sie sagen, daß die Überzeugung nicht sowohl von der Einsicht als vom Willen abhängt. Im Wissen wie im Handeln entscheidet, was unserer Natur entspricht oder ihr widerspricht.

Ich habe eben von den Gefahren gesprochen, die dem Führer in seinem Berufe drohen; jener für Leben und Gesundheit habe ich nicht gedacht, da der Alpenverein selbst immer entschiedener sich dem ungesunden Sport der Bergsteiger entgegenstellt, der bei manchen zur Manie geworden ist. Er warnt vor Unternehmungen bei zweifelhaftem Wetter; auf lebensgefährlichen Touren soll überhaupt kein Führer den Tollkühnen begleiten dürfen. Werden ja doch derartige Bravourstücke oft von solchen unternommen, welche den nötigen Anstrengungen nicht gewachsen sind, was zur Folge hat, daß der hilfeleistende Führer selbst den größten Gefahren sich aussetzen muß. In letzteren Jahren sind diese tollkühnen Bergbesteigungen immer häufiger geworden, wodurch eben auch notwendig die Unglücksfälle sich gemehrt haben. Es ist so oft nicht der verzeihliche Wissensdrang, der auf gefährliche Bergwege führt, sondern nur die Eitelkeit und Prahlsucht. Die schönste Aussicht lockt sie nicht, wenn sie nicht mit Gefahr verbunden ist; den steilsten Kamm auf ausgehauenen Stufen hinaufzuklettern, durch Kamine sich aufwärts zu winden, auf dem schmalsten Grat über Abgründe zu gehen, so und nur so wollen sie Triumphe feiern. Auch Frauen suchen jetzt ihren Ruhm darin, die höchsten Berge zu besteigen — unter 6000 Fuß (1800 m), sagte mir eine, tue sie es nicht —, um dann, wie ein nüchterner reformierter Prediger in Bern ganz richtig mir bemerkte, den ganzen Winter in den Salons damit sich rühmen zu können. Ein Schriftsteller hat die vielen Unglücke, die in neuerer Zeit auch die Führer getroffen haben, einen Tod auf dem Felde der Ehre genannt. Wir denken anders. Es ist viel eher die Pflicht des Führers, den Touristen zu befehlen, als ihnen zu gehorchen und ihrem waghalsigen und eigensinnigen Vorhaben nachzugeben. Denn ihre Gesundheit und ihr Leben ist ihm anvertraut.

Zur Verhütung aller Gefahren des Leibes und der Seele für Führer, Volk und Bergfahrer teilte mir ein betagter Seelsorger seine Gedanken mit. Es solle das Gebirge in Rayons eingeteilt, für jeden derselben bestimmte Bergfahrten von der Landschaft selbst organisiert werden; der mit einer Karte versehene Fremde finde dann überall die bestimmten Routen vorgezeichnet, Wohnung und Verpflegung und die sichersten Führer. Dabei würde auf die Sonn- und Festtage Rücksicht genommen, und durch die amtlich festgestellten Taxen stellten sich die Auslagen für die Reisenden beträchtlich geringer. Ob seine Pläne ausführbar sind, darüber steht mir kein Urteil zu. So viel ist jedenfalls gewiß: der Fremdenstrom, der von Jahr zu Jahr immer mehr Tirol überflutet, bildet eine Frage von der größten Wichtigkeit nicht bloß für das religiös-sittliche Leben, sondern auch für die sozialen Zustände des Landes. Ob nicht die Sucht, schnell sich zu bereichern, dadurch geweckt und genährt wird? Ob nicht Luxus und Genußsucht mit all ihren Folgen einkehren in das ehedem einfache Haus, und dessen Bewohner das schnell Gewonnene ebenso schnell wieder vergeuden? Ob die alte Ehrlichkeit und Biederkeit nicht endlich doch der Gewinnsucht weichen muß, Tiroler Sitte und Tiroler Tracht nicht zum Scheine wird, vielleicht sogar, um den Fremden desto leichter zu übervorteilen? Ob alle wirklich von diesen Fremdenzügen einen Vorteil haben, und nicht bloß die Besitzer der großen Gasthöfe und Sommerfrischen, während das eigentliche Volk nichts, gar nichts dabei gewinnt, vielmehr verarmt? In der Schweiz, namentlich im Berner Oberland, ist diese Frage bereits beantwortet. Man hat dort ausgerechnet, wie viele Millionen alljährlich durch die Fremden ins Land kommen. Aber man hat uns nicht gesagt, in wessen Säckel sie fließen; Tatsache aber ist, daß das Berner Oberland, dieser Sammelplatz der Fremden aus der ganzen Welt, mehr und mehr verarmt. —

Freudig bewegt ging ich durch deine Täler,
Ging ich, Tirol, auf deinen Höhn umher,
Und überall erblickt' ich Siegesmäler,
Und überall gabst deinem Gott du Ehr'.

Du edles Volk, bewahre deinen Segen,
Er bleibe dir durch Gottes Huld stets neu.
Er bleibt bei dir auf allen deinen Wegen,
Bleibst du bei ihm in Glaube, Mut und Treu'.

10. Ad montes.

Engelbert von Admont und Dante; die Steiermark. — Eindruck von Admont; Frauenberg, Rötelstein, Kaiserau. — Wissenschaftliches Leben in der Abtei. Kirche und Bibliothek; Doppelklöster und Frauenbildung. — Die Reliquienschreine in der Ausstellung zu Graz; Maria Trost.

I.

De ortu et fine Imperii Romani[1] heißt die Schrift, welche der große Abt Engelbert von Admont, den die Geschichte sanctitate et scientia clarus[2] nennt, vor 600 Jahren geschrieben hat. Er war es, der wohl zum erstenmal in Deutschland die Idee und Bedeutung des Heiligen Römischen Reiches zum Gegenstande eingehender Betrachtung gemacht und die Geschichte seiner Entstehung, die verschiedenen Faktoren seines Wachstums, seinen Einfluß auf die Sittigung und die Machtstellung Deutschlands, auf die Geschicke Italiens, auf den Gang der Ereignisse in Europa, seine Beziehung der Kirche gegenüber darzulegen versucht hat. Er war es auch, dessen klarem Blicke der Niedergang dieser großen, eminent historischen Institution nicht mehr verborgen bleiben konnte und ebendarum auch die drohende Erschütterung aller Verhältnisse des öffentlichen Lebens in dem großen Völkerbunde der Christenheit. Die Ursache dieser für Kirche und Welt gleich verhängnisvollen Tatsache hatte sein forschender Geist richtig erkannt und mit edlem Freimute dargelegt. Der Gedanke der Respublica christiana, der Gemeinschaft aller fundamentalen Ideen und Beziehungen der christlichen Völker, welcher diese in der Weltmonarchie des römischen Kaisertums zusammenschloß und über alle Sonderinteressen erhaben stand, wie sie in Sprache, Sitte, Abkunft, Stammeseigentümlichkeit gegeben sind, hatte seine Wurzeln im Leben der Menschen des 14. Jahrhunderts verloren. Die Nationalitäten, vordem durch das Kaisertum mehr oder weniger eng mit dem Ganzen

[1] Ursprung und Ende des Römischen Reiches.
[2] Berühmt durch Heiligkeit und Wissenschaft.

verbunden, lösten sich mehr und mehr von diesem und beschritten ihre eigenen Bahnen, Frankreich unter Philipp dem Schönen voran, setzten sich ihre eigenen Ziele außer und selbst gegen jene des Kaisertums und der Kirche, wie denn ja auch in unsern Tagen von Frankreich aus das Nationalitätsprinzip von neuem proklamiert wurde, zu dem besondern Zwecke, um die Einheit der österreichischen Monarchie zu sprengen, die in ihren verschiedenen Völkerschaften ein Nachbild des alten Kaisertums ist. Die babylonische Gefangenschaft der Kirche warf bereits ihre Schatten voraus.

Den wesentlichen Inhalt seiner Schrift finden wir bei dem unsterblichen Dichter des Kaisertums wieder. Sowohl in den begeisterten Versen seiner Göttlichen Komödie wie in den scholastischen Deduktionen und dem harten Latein seiner Zeit, in dem sein Buch De Monarchia geschrieben ist, hat Dante das Kaisertum als den Hort des Friedens, die Rettung Deutschlands und Italiens, die von Gott von Anfang an bestimmte und gewollte Weltordnung gefeiert und den bereits begonnenen Abfall von dieser ihm einem Dogma gleich heiligen Idee als eine Auflehnung gegen Gottes Willen und Vorsehung gebrandmarkt.

Sollten beide Schriftsteller einander gekannt und persönliche Beziehungen zwischen ihnen obgewaltet haben? Sicher ist es, daß der Admonter († 1331), wie er selbst erzählt, längere Zeit in Padua zugebracht hat; auch Dante war dort, wo sein Freund Giotto die Fresken in der Kirche der Madonna dell' Arena malte. Wenn jene Meinung der Danteforscher die richtigere ist, welche die Abfassung des Buches De Monarchia in die spätere Lebenszeit des Dichters setzt, vielleicht in die Zeit der Romfahrt Kaiser Heinrichs des Lützelburgers, so dürften die auffallenden Berührungspunkte beider Werke ihre Erklärung finden. Übrigens non nostrum tantas componere lites[1]. Es gibt Ideen, die in einer Weltperiode wie in der Luft schweben, und das ist eben das Privilegium großer, genialer Naturen, daß in ihnen der Geist der Zeit mächtig pulsiert, Ausdruck und Gestalt gewinnt. So stehen sie denn da, der eine einsam wie der Obelisk in der Wüste, der an eine ganze Welt erinnert, die längst entschwunden ist, dem alttestamentlichen Propheten gleich, der über den Trümmern der heiligen Stadt die vergangene Herrlichkeit

[1] Es kommt uns nicht zu, diesen Streit zu schlichten.

des Volkes Gottes beklagt; so war Dante, der unter den Ruinen des gefallenen Kaisertums sitzt und trauert. Andere sind die Verkörperung der neuen Ideen und Kräfte, welche in den Tiefen des Geschlechtes gären und schaffen, und sprechen das Wort aus, in welchem die neue Zeit sich selbst, ihr Wollen und Streben und ganzes Wesen erkennt und wiederfindet; so war Petrarca, der Vater der Renaissance, der mit begeisterter Liebe die klassische Welt wieder ins Leben rief. Jener ist darum unglücklich, ein großer Mann in einer nicht großen Zeit; sein Wort weckte nimmer die Toten auf; dieser war glücklich, denn die Zukunft gehörte ihm. So stirbt der eine in der Verbannung, der andere wird auf dem Kapitol gekrönt, und doch stand er, was geniale Kraft, Großheit der Weltanschauung und Mannesmut betrifft, weit unter jenem. Beide gehörten zu dem genus irritabile vatum[1], doch nur auf jenen läßt sich unbestritten das Wort des Dichters anwenden:

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen.

Weil er vor Gott sich beugte, war er keines Menschen Knecht, ganz im Gegensatz zu so manchem der modernen Poeten, der jetzt den Fürsten, jetzt den Völkern schmeichelt.

Seit den Tagen, da ich mit den beiden großen Schriftstellern über das Kaisertum mich beschäftigt hatte, heimelte mich Admont an.

Die neuere Zeit hat mit Sorgfalt alle Städte und Örtlichkeiten bezeichnet, denen der Florentiner Dichter die Spuren seiner Gegenwart aufgedrückt hat. Überall dahin zu wallen, war mir nun allerdings nicht beschieden; doch in Florenz, Padua, Verona, Venedig und besonders zu Ravenna, wo in der Kirche der Minderen Brüder der Leichnam des großen Mannes ruht, hatte ich das Andenken an ihn aufgesucht und geehrt. So wollte ich denn diesmal nach Admont, der Heimat des ‚heiligen und gelehrten' Engelbert. —

‚Ein Billett nach Admont' verlangte ich an einer Station der österreichischen Bahnen. — ‚Nach Admont?' antwortete der Beamte, ‚ja, nach Admont haben wir keine Fahrkarte.' — ‚Aber ich möchte doch nach Admont.' — ‚Da muß ich Ihnen erst eine schreiben.' — ‚Ich bitte recht schön darum.' — ‚Da müssen Sie sich aber gedulden, bis ich die Menge expediert habe.' — ‚Ich gedulde mich recht gerne.'

[1] Reizbaren Geschlecht der Dichter.

— So geduldete ich mich denn, erhielt die geschriebene Fahrkarte, bedankte mich höflich bei dem freundlichen Bahnbeamten und stieg seelenvergnügt in den Wagen.

Nach langer Fahrt ging es in die ‚grüne Steiermark'. Schon vor Jahren hatte mir ein Universitätsprofessor zu Graz geschrieben: ‚Introite, et heic Dii sunt; kommen Sie doch einmal, ich werde Ihnen unsere schöne Steiermark zeigen.' Aber ich war für die Ferienzeit aus Tirol nicht herauszubringen und kam nicht. Jener, der in so freundschaftlicher Weise sich mir zum Führer angeboten hatte, ist schon lange als Domherr in Wien gestorben. Multis ille bonis flebilis occidit[1], riefen gewiß alle, die den geistreichen, anregenden Mann kannten, bei der Nachricht von seinem Hinscheiden. Doch darum sollte ich nicht allein in fremdem Lande sein. Viele und herzliche Freunde fand ich da; von Angesicht hatte ich sie vorher nicht gekannt, aber die Gemeinsamkeit der Ideen und Bestrebungen hatte mich ihnen schon vorher zum Freunde gemacht.

Es sind eigentümliche, manchmal recht schmerzliche Gefühle, die uns bewegen bei einer Reise durch die österreichischen Länder. Überall selbst in dieser äußersten Ostmark, an den Grenzen von Ungarn und Kroatien, findest du echte deutsche Art und Sitte; erst an der unteren Drau dringen durch den kernigen bayrisch-österreichischen Dialekt slowenische Laute. In dieser Stunde, wenn ich die Feder niederlege, schweift mein Blick von Maistatt, dem schönsten Bade Tirols, wie es Staffler in seiner Beschreibung dieses Landes mit Recht nennt, durch die dunkeln Tannenwälder der Vorberge des Sarlkogels hinaus und hinüber auf das sonnenbeglänzte Toblach; hier, auf dem Toblacherfeld, dem Quellgebiet der Drau und Rienz, der Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und Schwarzen Meere, war es, wo die tapfern Bayernherzoge nach schweren Kämpfen die anstürmenden Wenden und Hunnen siegreich zurückgeschlagen hatten,

die mit kräftiger Hand gebrochen den slawischen Zepter,

wie Engelbert von dem Siege Rudolfs von Habsburg über Ottokar von Böhmen singt. Um christlicher und zugleich deutscher Kultur einen starken, bleibenden Mittelpunkt zu sichern, stiftete Thassilo III. zu Innichen (Intichniga), dem römischen Aguntum, im Jahre 770

[1] Er ist gestorben, von vielen Guten beweint.

eine Benediktinerabtei, die gleich den römischen Kolonien vom Mutterlande, von dem Mutterkloster Scharnitz (Skaranzia) in Bayern, ihre Ansiedler empfing; sie stand darum bis in die letzten Zeiten unter der geistlichen, früher auch unter der weltlichen Gerichtsbarkeit des Hochstiftes Freising und besteht zur Stunde noch fort unter allem Wechsel der Zeiten und nach verschiedenen Wandlungen als Kollegiatstift mit einem Propst an der Spitze. Wie hier war es auch in der Steiermark, wo deutsche und besonders bayrische Mönche sich ansiedelten in der Wildnis, da die deutschen Kaiser nicht müde wurden, durch zahlreiche Schenkungen ihnen immer neue Aufgaben zum Zwecke der Kultivierung des Bodens, Christianisierung des Volkes und der mit ihr in engstem Zusammenhange stehenden Sittigung und Bildung desselben zu stellen. Wie Franken seinen Walther von der Vogelweide, Konrad von Würzburg, Bayern seinen Wolfram von Eschenbach, ‚Pfaffen Wernher' von Tegernsee, Tirol seinen Oswald von Wolkenstein hat, so hatte auch Steiermark seine Sänger ‚tiefempfundener Gottes- und Frauenliebe'[1]. Trotzdem aber, daß dieses Land deutsch ist, kerndeutsch, ebenso deutsch und deutscher als die germanisierten Preußen, Sorben, Wenden, Kassuben und Obotriten im Norden, haben sie es aus Deutschland ausgestoßen, indem sie einen Augenblick wähnten, mit Kruppschen Kanonen Europa Gesetze vorschreiben zu können. Die gegenwärtigen Beziehungen des Deutschen Reiches zu Österreich beweisen nun freilich zur Genüge, daß man einen schweren Irrtum begangen hat und Deutschland ohne die deutsch-österreichischen Länder seinen stärksten Rückhalt entbehrt.

II.

Es war ein herrlicher Herbsttag, als ich in die Nähe von Admont kam. Schon eine gute Stunde vorher grüßte freundlich von einem Hügel herab die Wallfahrtskirche Frauenberg, dem Stifte inkorporiert. Ich hatte später Gelegenheit, dieselbe in der Nähe zu sehen. Selbst von außen macht sie einen nicht unschönen Eindruck, der von ferne an die bunte Marmorverkleidung mancher Florentiner Kirchen erinnert, da in den Maueranwurf der Türme und äußeren Wände in regelmäßigen Quadraten Schlackenstücke aus einem Kupfer-

[1] Vgl. Krones, Festrede auf die sechshundertjährige Habsburg-Feier der Steiermark, Graz 1883.

bergwerke eingefügt sind. Das Innere bietet ein klassisches Muster der Spätrenaissance mit seiner, was die technische Durchführung betrifft, vollendeten Stukkaturarbeit und überreichen Vergoldung an Kapitälen, Gesimsen und Figuren. Bald darauf erschien am Abhange des Gebirges, von Tannenwald umschattet, das Schloß Rötelstein, in edler Renaissance gebaut, gleichfalls Eigentum der Abtei. Die Grundformen der Gotik, Ringmauern und Türme, blieben, aber das Ganze ist durch Anwendung der antiken Bogen und Säulenstellung freier, weiter, luftiger, wohnlicher gestaltet. Die dort befindliche Gemäldesammlung bewahrt unter verschiedenen Kuriositäten auch das Bild eines Fräuleins Anna v. Strechau — auch das weitläufige Schloß dieses Namens bei Rottenmann ist Eigentum des Stiftes —, welches der Sage nach, um der Zudringlichkeit seiner Bewerber zu entgehen, von Gott die Gnade erflehte, daß sein jugendliches Antlitz die Gestalt eines Totenkopfes annahm. Trägt ja doch auch das schönste Menschenangesicht den Totenkopf in sich! Er ist schon da, längst da, von der Geburt an schon da, und von Tag zu Tag treten seine Züge sichtbarer, deutlicher, schärfer hervor. Für den darum, der denkt und tiefer blickt, bedarf es eines solchen Wunders nicht; er sieht ja immer den Totenkopf, den nur auf wenige Tage die Frische des Lebens verbirgt — verbirgt, aber nicht umwandelt.

Le vostre cose tutte hanno lor morte
Sì come voi; ma celasi in alcuna,
Che dura molto, e le vite son corte [1].

Majestätisch stiegen die zwei hohen Türme der gotischen Abteikirche empor, und ihr weißes, leuchtendes Gestein hob sich wunderbar ab von der reinen, tiefen Bläue des Himmels, an dem kein Wölkchen sichtbar war. Überall, wohin der Blick reicht, frisches, saftiges Grün auf Fluren und in den Wäldern; das ganze weite Tal, übergossen vom vollen, goldigen Sonnenlicht, lag so ruhig, so warm und friedlich da. Dabei wehten von den hohen Gebirgen herab frische, erquickende Alpenlüfte, und geheimnisvoll rauschten in dem ausgedehnten Klostergarten die dichtbelaubten Wipfel uralter, mächtiger Bäume. Ehe ich

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XVI 79:
All euren Dingen ist der Tod bestimmt
So wie euch selbst; doch birgt er sich bei manchem,
Das lange währt, weil kurz ist euer Leben.

noch Zeit gefunden, mich recht umzusehen, war schon mein Herz gewonnen. ‚Ja‘, sagten ich und mein Begleiter fast zu gleicher Zeit, ‚das ist wirklich die schöne, grüne Steiermark.‘ Vollständig wahr hat der Dichter (Dirnböck) die Steiermark in seinem Liede geschildert, das in dem offiziellen Lesebuche für die österreichischen Volksschulen enthalten ist, dessen Gesang die steirischen Regimenter selbst bei den größten Strapazen mit neuem, frischem Mute erfüllt.

Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett der Sau,
Und vom Alptal an, das die Mürz durchbraust,
Bis ins Rebenland im Tal der Drau:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, teures Heimatland.

Wo die Gemse keck von der Felswand springt
Und der Jäger kühn sein Leben wagt,
Wo die Sennerin frohe Jodler singt
Auf der Alp, die hoch in Wolken ragt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, teures Heimatland.

Wo durch Kohlenglut und des Hammers Kraft
Starker Hände Fleiß das Eisen zeugt,
Wo noch Eichen stehn, voll von Grün und Saft,
Die kein Sturmwind je noch hat gebeugt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, teures Heimatland.

Nun galt es, ein Gasthaus aufzusuchen. Dieselben führen hier nicht Sonne, Mondschein und Sterne in ihrem Schilde, noch schmücken sie sich mit roter oder weißer Rose. Auch der schwarze und rote Adler scheint für sie einen zu hohen Flug genommen zu haben; sogar der Hirsch, das Roß und selbst die goldene Gans sind den biedern Insassen des Marktes Admont zu vornehm. So nennen sie sich denn schlecht und recht nach den Gewerben, die der eine oder andere Gastwirt zufällig noch nebenher betreibt. Der Metzger hat einen Ochsen über seiner Türe gemalt, ein anderer heißt ‚Zum Buchbinder‘, ein dritter ‚Zum Huterer‘ usf. Da mein Hut, dessen breiter Rand mich vortrefflich gegen Sonne und Regen schützte, noch hinlänglich feldtauglich war, so hatte ich mich nicht lange zu besinnen und kehrte beim ‚Buchbinder‘ ein. Gehört ja doch der Buchbinder einigermaßen zu unserer Zunft, und gewiß ist sein Geschäft ebenso ehrenwert

Admont. (Phot. Ferd. Finsterlin.)

und sicher viel nützlicher als das Handwerk so mancher ‚Schriftsteller', welche wenig gedacht und nicht viel gelernt haben und dennoch Bücher machen. Bei dem Buchbinder fand ich zugleich auch eine Miniaturbuchhandlung, welche die nach Bildung dürstenden Bürger des Marktes mit Intelligenz, Wissenschaft, Kunst und Literatur versorgt. Nun bin ich zwar durchaus kein Verächter aller dieser Dinge und habe schon als Knabe den weisen Spruch Senecas mir gemerkt: Vita sine literis mors est et vivorum sepultura[1]; aber ein anderes schlug ich für heute nicht minder hoch an, das ich in diesem Hause fand: außerordentliche Reinlichkeit, freundliches, aufmerksames Wesen, sorgfältig zubereitete Speisen und feurigen Steirer Wein aus dem Stiftskeller, den das Kloster auf seinen eigenen Gütern, besonders zu Luttenberg an der ungarischen Grenze, baut und im traulichen ‚Kellerstübl' ausschenkt unter der Aufsicht des ‚Kellerpeters'. Dieser Kellerpeter steht schon seit dreißig Jahren im Dienste der Abtei, ein Mann von imponierender Ruhe, aber gewaltiger Muskulatur, so recht geschaffen, jedem Versuch, zu rumoren, alsbald ein gründliches Ende zu machen.

So ward es mir denn doppelt wohl in Admont und bei dem bescheidenen Buchbinder. Von ihm könnte vieles, sehr vieles selbst so mancher ‚Hotelbesitzer' lernen, der seinen Livreebedienten mit Omnibus an die Bahnstation schickt, dessen Name über dem Tore seines Gasthofes mit großen goldenen Buchstaben prangt, während ein Portier es bewacht, reich uniformiert und mit goldenen Tressen ausstaffiert, so daß man glauben sollte, mindestens einen General oder wirklichen Geheimrat vor sich zu haben. So bereuten es auch Universitätsprofessoren von Wien und Graz, hohe Beamte aus Österreich und Rumänien und aristokratische Familien nicht, in diesem gastlichen Hause Wohnung genommen zu haben.

Admont liegt hingelagert in einem breiten Tale, das die Enns durchströmt, ringsum eingeschlossen von gewaltigen, hoch zum Himmel ragenden Felsmauern. Diese sind nach oben nackt und zerklüftet wie die Gebirge in Tirol, nach unten hin und namentlich auf dem Mittelgebirge reich bewaldet und bieten so dem Auge ein großartiges und zugleich freundliches Bild; die mannigfachen Schattierungen des Grüns der Wiesen, des Laub- und Nadelholzes mildern durch ihre dunkeln Tinten die grellen Lichter, welche die kräftigen Strahlen der Sonne

[1] Ein Leben ohne Wissenschaft ist Tod und Lebendig-begraben-sein.

auf die blendenden Kalkfelsen werfen. Nach Nordwesten erheben sich die ‚Hallermauern' wie ein von Riesen aufgerichteter Wall, welcher Steiermark von Oberösterreich trennt, deren Zinnen und Zacken in phantastischen Formen sich viele Stunden weit hinziehen. Gegen Südosten stehen um das gewaltig aufstrebende ‚Hochtor' kleinere Felspyramiden, nach verschiedenen Richtungen hin geneigt, wie Trabanten um ihren Gebieter. Zu jeder Stunde des Tages ändert sich bei wechselnder Beleuchtung das Bild der Gegend: bald glänzen die Bergeshäupter hell und feurig herab und geben der Landschaft einen freudigen, freundlichen Ton; bald sind sie von blauem Duft wie von einem weichen, leichten Schleier umzogen, und alles ist wie mit einer süßen, träumerischen Wehmut erfüllt; bald deckt sie dunkles, mächtiges Gewölk, tiefer, majestätischer Ernst liegt dann über dem Tale. In Admont erscheint die ganze Herrlichkeit einer Alpenlandschaft, großartig und gewaltig, aber das reiche, mannigfache Grün und die Kraft der Sonne geben ihr eine eigentümliche Stimmung, die fast an den Süden erinnert, milde und lieblich.

Eines Abends kam ich von der ‚Kaiserau' herab; so heißt eine ungefähr zwei gute Stunden von Admont entfernte Alpe, welche dem Stift gehört, das hier eine großartige Milchwirtschaft hat, wobei ein Mühlrad, von einem starken Wasserstrome getrieben, in mächtigen Fässern die Milch zu Butter rührt, wohl eine für unsere Bäuerinnen ebenso staunens- und beneidenswerte Erfindung als jene der Wassermühlen für den römischen Sklaven, der an die Handmühle gefesselt war. Wonniges Sonnenlicht spielte mittags auf den Matten, welche die Felsen wie ein Amphitheater einschlossen; jenseits glänzten die Gletscher des Dachsteins herüber und sandten von Zeit zu Zeit einen eisigen Gruß. Tiefer, süßer Friede lag auf der Aue, nur unterbrochen durch das Glockengeläute der Herde, die gegen Abend von den Bergen herabkam. Hammer-Purgstall hat ihr auch einige Verse gewidmet:

Heil dir, Kaiserin der Auen
Und der Alpen Königin;
Dich im Sonnenglanz zu schauen,
Ist fürs Leben Hochgewinn.

Felsenwände sind die Mauern,
Schirmen deine fetten Auen.
Doch sie wehren nicht den Tauern,
Über sie hereinzuschauen.

Nun war die Sonne am Horizont hinabgesunken, und ihre scheidenden Strahlen fielen auf die hohe Wand des ‚Kalblings'; da leuchtete diese auf in jäher, dunkelroter Glut, als hätten die Berggeister an ihrem Fuße eine Esse errichtet, deren mächtige Flammen ihren hellen Schein in die beginnende Nacht hinauswarfen und an der Felswand hinaufleckten. Langsam stieg dann der Abend auch an dem Felsen empor, höher und immer höher kamen die Schatten der Nacht. Noch ein Aufleuchten an seiner Spitze — es war wie ein Mensch, der stirbt —, und nun ist auch diese in Dunkel gehüllt und alles erloschen.

Der Anblick der Kirche und Abtei ist geradezu überraschend und großartig. Noch führt das Haupttor durch Ringmauern mit Zinnen und Schießscharten, die einst zu Schutz und Trutz errichtet, nun nicht wenig dazu beitragen, dem in edlem Stile nach dem großen Brande vom Jahre 1865 wieder aufgebauten Münster und Stifte den Charakter von Ernst und ruhiger, sicherer Würde zu verleihen; die Weihe von acht Jahrhunderten ruht auf dieser Stätte, darum erscheint sie uns so ehrwürdig und können wir da nicht ohne tiefe innere Bewegung eintreten. Wir erinnern uns an die Stürme, welche über diese Institution seit den acht Jahrhunderten ihres Bestandes dahingegangen sind und mehr als einmal ihre Existenz bedroht haben; es waren nicht bloß Elementarereignisse, wie Feuersbrunst, Pest, Hungersnot; nicht bloß die Überfälle raubgieriger, übermütiger Dynasten, wie des Bertold von Moosburg, denen es nach den Klostergütern gelüstete; nicht bloß die Übergriffe der Kaiser, wie Friedrichs III., welche dem Stifte Fremde und Ausländer aufnötigten, die kein Verständnis und keine Liebe zu demselben hatten. Auch jene religiös-sozialistische Bewegung, die unter dem Namen der Reformation, und mit Bibelstellen gleich untrüglichen Autoritäten ausgerüstet, die Geister verwirrte und die religiösen Gefühle mißbrauchte, schlug mächtig an die Pforte des Stiftes Admont und brachte ihm vorübergehend eine nicht geringe Gefahr. Hatte sie doch den Geist der Demut, des Gehorsams, der Keuschheit, dieser eminent christlichen Tugenden, und die Grundbedingungen der Ordensdisziplin unter dem Vorwande der evangelischen Freiheit verworfen, verspottet und verhöhnt und ebendadurch die ethischen Grundlagen erschüttert, auf denen jede monastische Institution ruht. St Benedikt und seine Jünger wollten ‚zum Dienste des Herrn eine Schule gründen und sich nicht zurückschrecken lassen

vom Wege des Heils, wenn wegen Besserung der Fehler oder zur Bewahrung der Liebe irgend etwas vorkommt, das allzu streng scheint, sondern im Glauben fortschreiten, die Bahn der Gebote Gottes mit unaussprechlich süßer Liebe durchlaufen und des Leidens Christi durch Geduld sich teilhaftig machen'[1], mit Verleugnung des eigenen Willens und in Gehorsam gegen den Obern, der sie bewahrt, daß sie nicht straucheln auf dem schmalen Wege zum Heile. Die Männer der Reformation dagegen machten die Gelüste ihres eigenen sündhaften Herzens zu ihrem Lehrmeister. Jene wollten ihre Sünden beweinen, die Gebote Gottes erfüllen und so auf seine Barmherzigkeit hoffen[2]; diese wollten ‚kräftig sündigen' und dann noch ‚kräftiger' auf Gottes Gnade vertrauen[3]. —

Tiefe Stille herrschte in dem großen, weiten Hofraume, wo noch die Spuren des verheerenden Brandes sichtbar sind. In den Klöstern, von der Abtei an bis zu dem ärmsten Kapuzinerkonvent, besitzen wir noch die Bauformen des römischen Hauses. Wie dort, zieht sich ein Säulengang, mehr oder minder reich und mit Malereien geschmückt, um den inneren Raum, der mit Blumen bepflanzt ist und in seiner Mitte einen Brunnen hat. Diesen Kreuzgang mit dem Kreuzgarten nennen die Italiener geradezu il chiostro[4]. Alles, was dem gemeinsamen Leben dient, Speisesaal, Portikus, Bibliothek, ist weit, reich, oft mit Pracht aufgebaut; am meisten Kirche und Chor. Die Wohnungen der einzelnen dagegen sind, wie auch bei den Alten, klein und eng. Lange Zeit begegnete mir niemand, bis ein Mensch lachend, gutmütig grüßend und lebhaft gestikulierend auf mich zukam. Es war ein Gack, wie man sie hier zu Lande heißt (anderswo, z. B. im Salzburger Land, nennt man sie Trottel, Fexe, und wenn manche sich hochdeutsch ausdrücken wollen, sagen sie ‚Kretins'). Auf Grund einer alten Stiftung ernährt die Abtei zwölf solcher Unglücklichen, die nach dem Maße ihrer Fähigkeiten zur Arbeit, wie Holz- und Wassertragen usf., verwendet werden. Unter allem Wechsel der Zeiten und Schicksale, die über das Kloster gekommen, ist diese Stiftung unangetastet geblieben, ihr Ursprung ist vom Dunkel der Sage umhüllt. Als nämlich, so wird erzählt, die Gräfin Hemma von Friesach und Zeltschach in Kärnten dem Erzbischof von Salzburg, Gebhard

[1] Vgl. Regula S. P. Benedicti, Prol. [2] Ebd. c. 4.
[3] Luthers Briefe ꝛc., hrsg. von De Wette II 36 37. [4] Das Kloster.

von Helfenstein, dem Freunde des Bischofs Adalbero von Würzburg, der das Kloster Lambach gestiftet hatte, zu gleichem Zwecke viele ihrer Güter zur Verfügung gestellt, wollte dieser, dem Wunsche der Stifterin entsprechend, am linken Ufer der Enns in der Gegend von Hall die neue Abtei erbauen. Bereits war man daran gegangen, die Fundamente zu legen, da rief ein taubstummer Gack ihm in der Sprache des Volkes zu: ‚Ummi baß vom Donibaß' (heute noch heißt diese Gegend Danibaß), ‚baß ummi übers Wasser.' Der Erzbischof erkannte in diesen Worten einen göttlichen Wink und gründete die Abtei am rechten Ufer des Flusses in dem Gehöfte Adamunta (Aamund, Aahmund), wahrscheinlich von der Einmündung des Eßling und Schwarzbaches in die Enns so genannt, deren wilde Gewässer längst das Stift überflutet hätten, wäre es an dem anfangs bestimmten Platze gestanden. Zwölf Mönche aus dem Kloster St Peter in Salzburg waren die ersten Bewohner der neuen Stiftung. In den späteren Urkunden erscheint der Name ad montes, von den gewaltigen, über 7000 Fuß (2100 m) hohen, wundersam geformten Bergstöcken so genannt, deren Häupter, nicht selten noch im Sommer mit Schnee bedeckt, ernst und groß auf das stille Kloster herabsehen, so recht ein Bild der unbewegten Ewigkeit mitten in dem Wechsel der Zeiten.

III.

‚Wer die Geschichte Deutschlands schreiben will, muß die Geschichte seiner Klöster schreiben', hat einmal Böhmer gesagt. Dies gilt ganz besonders von Steiermark. Hier waren es die Abteien, denen fast allein die Aufgabe zufiel, die Pioniere christlicher und deutscher Zivilisation zu werden. Durch die Botschaft des Evangeliums brachten sie Erleuchtung dem Geiste, der bis dahin mit unklaren, verworrenen Phantasiebildern, nebelhaften, häßlichen und zum Teil gräßlichen Mythen erfüllt war; Sitte und Zucht verbreiteten sie unter die Völker, ebenso wie sie die Moore trockneten, das Dickicht lichteten und den Pflug führten über den Boden, der vordem nur wirres Gestrüpp getragen hatte. So haben sie die Steiermark, Deutschland, Europa zivilisiert. Das Wort Zivilisation findet sich zuerst in den Schriften dieser Mönche; christlicher Glaube und Liebe, klassische Bildung und die Pflege der deutschen Sprache — man denke nur an die Evangelienharmonie des Mönches Otfried —,

Wiſſenſchaft und Kunſt, Architektur und Malerei, Poeſie und Geſchichtſchreibung, Myſtik und Scholaſtik, Armenpflege und Krankendienſt, die Prinzipien des geiſtlichen und weltlichen Rechtes ſowie eine geordnete Rechtspflege, die ganze Summe deſſen, was wir unter Ziviliſation begreifen, hatten ſie zu ihrem Arbeitsfelde ſich erkoren, in dem Latein des Mittelalters ausgeſprochen und ins Werk geſetzt, ſoweit die Zeiten und ihre Mittel es geſtatteten und das Geſetz des Fortſchrittes, das nur eine allmähliche Ausbildung zuläßt, falls dieſe nicht überſtürzt und ebendarum ungeſund ſein ſoll. Wenn je von einer Inſtitution, gilt darum von jener des hl. Benedikt das Wort des Dichters: Crescit occulto velut arbor aevo[1]. Es iſt vollſtändig wahr: die 1400jährige Eiche, die aus dem Keime herausgewachſen, den der unſterbliche Patriarch der Mönche des Abendlandes, von Gottes Geiſt getrieben, gelegt hat, war nicht ſelten in manchen ihrer Äſte dürr geworden und unfruchtbar; dies iſt ja das Schickſal jeder Schöpfung von Menſchenhand. Aber der Stamm blieb kräftig und die Wurzel geſund; viele Zweige brachen, und die Stürme haben ſie herabgeworfen, wie der Herbſtwind die dürren Blätter von den Bäumen ſchüttelt — aber neue und immer neue ſind an ihrer Statt hervorgeſproßt. Wer Admont geſehen und die Wirkſamkeit der Mitglieder dieſer Abtei in alter wie in neuer und neueſter Zeit kennt, der wird mit Freuden ſich ſagen, daß auch heute noch der Spruch des großen Stifters der Benediktiner: Ora et labora[2], eine Wahrheit iſt und Segen ſchafft um und um.

Die meiſten haben gar keine Ahnung von den Verdienſten der Ordensleute und wollen auch nichts von ihnen wiſſen; iſt es ja doch zu beſchämend für ſie. Virtutis et gloriae comes invidia[3], hat ſchon Salluſtius geſagt. Admont hatte ſchon in den erſten Jahrhunderten ſeines Beſtehens die Wahrheit dieſes Wortes erfahren. Die rohen Fürſten beneideten die Mönche um ihre Habe, die ſie zum großen Teile durch die Arbeit ihrer Hände mit ihrem ſauern Schweiße errungen, durch Ordnung und Sparſamkeit gemehrt hatten; die moderne Welt, namentlich ſo manche aus dem leichten Volk der ‚Schriftſteller‘, die ſich ſelbſt unter dem Titel der ‚Ritter vom Geiſt‘ aufführen, aber keine Vorſtellung und noch weniger Anlage haben

[1] Sie wächſt wie der Baum in der Stille heran.
[2] Bete und arbeite. [3] Die Tugend und der Ruhm erregen Neid.

zu jenem, was die Alten ‚Benediktinerfleiß' nannten, beanspruchen für sich allein das Monopol, Bildner des Volkes und Träger der Intelligenz zu sein.

Was diese wohl unter Intelligenz verstehen? Als ich auf dieser Reise durch Toblach und Innichen kam und hier den uralten, wie es scheint, für eine Ewigkeit gebauten Turm der ehemaligen Benediktinerabtei sah und nicht weit davon das neue, elegante Hotel der Südbahn, kamen mir beide vor wie Typen der zweifachen Weltanschauung, in die heute unser Geschlecht geteilt ist. Die eine ist tief und fest auf den christlichen Glauben gegründet, und ihre Fundamente ruhen in der unveränderlichen, stets sich selbst gleichbleibenden Wesenheit Gottes; die andere gleicht diesen modernen, leicht und luftig gebauten Lusthäusern, in denen an sonnigen Tagen es sich gut wohnen läßt, die aber den Stürmen und Wettern nicht lange widerstehen, in Bälde einstürzen, um andern Platz zu machen. Dort schwere Folianten, deren Blätter die Weisheit von Jahrtausenden aufbewahren; hier die bunte, flüchtige, oberflächliche Tagesliteratur, die, kaum gedruckt, schon wertlose Makulatur geworden ist. Die zu den Füßen jener alten Türme und in den Hallen um sie her sich gesammelt und gebetet, haben seit Jahrtausenden Frieden, Trost, Kraft, Hoffnung gefunden im Leben und Sterben; ebenso hochstrebend wie diese Türme war dadurch ihr Sinn geworden, ebenso sicher und unerschüttert wie sie waren sie im Glauben gegründet; die dagegen in diesen eleganten Häusern wohnen, sind größtenteils in ihren Überzeugungen ebensowenig fest, ebenso wandelbar wie diese Wohnungen, deren eiteln Tand die nächsten Jahrzehnte schon zur Ruine gemacht haben. Opinionum commenta delet dies[1]. —

Es ist geradezu zum Erstaunen, wie viele durch wissenschaftliche Leistungen hervorragende Namen, darunter selbst ersten Ranges, das Stift zu verzeichnen hat. Da ist vor allem, um nur einige aus neuerer und neuester Zeit zu erwähnen, der berühmte Historiograph Steiermarks, Albert von Muchar, Edler von Bied und Rangfeld, dessen Namen in der nichts weniger als ultramontanen Stadt Graz eine Straße trägt; R. Peinlich, ausgezeichnet durch seine Beiträge zur Geschichte des Erziehungswesens in Steiermark und zur Keplerliteratur; G. Schenzl, der berühmte Physiker und Meteorolog. Weiter

[1] Menschliche Meinungen nimmt der Tag hinweg.

nennen wir den Theologen J. Sorg, die Naturforscher Th. Wegmayr, E. Prangner, den Botaniker A. Strobl, die Historiker W. Schmidt, G. Fuchs, Fl. Kinnast, U. Speckmoser, U. Ecker, den Kanonisten O. von Grafenstein, die Schriftsteller über kirchliche Musik O. Berger, L. Kaltenegger, J. Pürstinger, den Schriftsteller über kirchliche Kunst A. Millwisch und last, not least, den auch in Deutschland hochgeachteten Archivar und Bibliothekar des Stiftes, J. Wichner, seiner Abstammung nach ein Franke (der Vater von Goßmannsdorf, die Mutter aus Aschaffenburg).

Selbst protestantische Gelehrte haben in neuester Zeit dem wissenschaftlichen Eifer so mancher Abteien in Österreich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz alledem gibt es nicht wenige in und außer Österreich, die eine neue Klosteraufhebung herbeisehnen und einen solchen Akt brutaler Gewalt als eine zivilisatorische Tat begrüßen würden. Denn ein roher Gewaltakt war und ist sie immer gewesen und wird sie auch bleiben, mag sie sich gleich in noch so viele Formen der Gesetzlichkeit kleiden; berief man sich ja zur Zeit der Christenverfolgung gleichfalls auf das ‚Gesetz', und Kaiser Mark Aurel hatte ‚im Verordnungswege' dieses noch genauer geregelt.

Haß und Neid machen eben blind; sonst müßte man einsehen, was selbst Auguste Comte eingesehen hat, daß mit dem Verschwinden der Mönche wieder ein Pfeiler der idealen Weltordnung stürzt, in einer Zeit, die ohnehin so arm ist an Idealen, daß dem Volke mit ihnen ein Kapital von Frömmigkeit und sittlicher Vorbildlichkeit verloren geht, und wenn auch dies für manche nicht viel Wert haben sollte, so doch mit ihnen unermeßliche Schätze von Wissenschaft und Kunstsinn für immer verschwinden würden; daß der Staat, der zu solcher Rechtsverletzung schreitet, nicht bloß die Brunnen verschüttet, aus denen ihm in den Tagen der Not leibliche und geistige Gesundheit geströmt, sondern daß er auch jene finstern, zum äußersten entschlossenen Geister ruft, die nur auf den Tag warten, an dem die Besitzlosen mit den oberen Zehntausend der Gesellschaft Abrechnung halten wollen. Der Wilde haut den Baum um, der die Früchte trägt, um desto rascher sie genießen zu können; nicht besser haben unsere Staatsmänner gehandelt, welche nach dem bekannten Spruche die Henne töteten, die ihnen die goldenen Eier legte. Wenn man aber zur Rechtfertigung des Raubes und der Gewalttat auf so manche trübe Perioden in der Geschichte der

Klöster hinweist, so möchte ich die Antwort hierauf mit Shakespeare geben:

Der Menschen Tugend schreiben wir in Wasser,
Ihr böses Treiben lebt in Erz.

Fehlerlos ist keines Menschen Werk; es verrät daher wenig Gerechtigkeitssinn und kein gutes Herz, nur dem Schlechten nachzuspüren zur Ergötzung des Pöbels, der immer an Ärgernissen und Fehlern — namentlich wenn er dieselben an heiligen Orten und Personen schaut — sein gemeines, niederträchtiges Ergötzen hat und eine gewisse Befriedigung darüber, daß diese vielleicht gerade so schlecht sind wie er. Es geht eben mit großen historischen Gestalten wie mit einem Kunstwerke; die Fehler sehen, sagt einmal der Maler Feuerbach, kann jeder Ignorant; aber loben mit Einsicht ist Sache des Kenners. ‚Je erhabener eine Lehre ist', bemerkt Schopenhauer, ‚desto mehr steht sie der im ganzen niedrig und schlecht gesinnten Menschennatur gegenüber und dem Mißbrauch offen. Darum gibt es im Katholizismus mehr und größere Mißbräuche als im Protestantismus, so z. B. im Mönchtum.'

Wie jeder einzelne, so hat auch jenes kirchliche Institut das Bedürfnis, sich fort und fort im Geiste zu erneuern. Auch Admont hatte schon im Jahre 1852 mit dreizehn andern österreichischen Stiften die Notwendigkeit einer Reform erkannt und sie auch ins Werk gesetzt. Doch sollte sie nicht überstürzt, sondern mit Umsicht und stufenweise durchgeführt werden (non posse fieri uno momento et absque omni discretione), da ein solches Vorgehen, wie die Erfahrung selbst der neueren Zeit bewiesen hat, kein gutes Ende nehmen kann; die Bedürfnisse der Zeit und des Ortes sowie das historische Recht der einzelnen Genossenschaften sollen besonders berücksichtigt werden. Sie hatten vollkommen recht, als sie vor Überstürzung warnten. Ist ja doch jede Reform ein äußerst schwieriges und höchst delikates Unternehmen, das ebenso viele Erfahrung, Umsicht, Mäßigung, echte, ungeheuchelte Demut, Frömmigkeit und Bescheidenheit als Eifer fordert. Armand Le Bouthillier de Rancé wollte die Zisterzienser reformieren und glaubte den Grund zum Verfalle der Disziplin in dem Betrieb der Wissenschaft gefunden zu haben; seinem Irrtum verdanken wir das klassische Werk Mabillons De studiis monasticis, das vom Regular- und Säkularklerus nicht oft genug gelesen und beherzigt werden kann. Als so manche Abteien und Kollegiatstifte in Deutsch-

land weder in der Seelsorge noch in Unterricht und Wissenschaft mehr tätig waren, und der Name Scholasticus, den an manchen Domstiften ein infulierter Dignitar trug, ein leerer Titel geworden, der fast wie Ironie klang, ähnlich wie lucus a non lucendo, da glaubte man allen Nachdruck auf den Chorgesang legen zu müssen, wiewohl schon Gregor d. Gr., der doch auch etwas vom Klosterwesen verstand, diesen mehr als Aufgabe der niederen Kirchendiener betrachtet wissen wollte, und das Werk der Seelenrettung und Jugenderziehung sicherlich, wie schon Johannes Chrysostomus bemerkt, ein opus Dei ist, wenn auch nicht elicitive, wie ein Scholastiker sich ausdrücken würde, so doch imperate. Denn es gibt kein Werk der christlichen Liebe und Erbarmung, sagt der hl. Thomas von Aquin, das nicht in der Ordensregel mehr oder weniger Gesetz und Motive fände.

IV.

Während ich mit solchen Gedanken mich trug, war es Abend geworden. Da ich Abt und Konvent nicht mehr wohl besuchen konnte, stieg ich den bewaldeten Berg hinan, auf dem Schloß Rötelstein liegt, um einen Totaleindruck zu gewinnen. Die Strahlen der scheidenden Sonne spielten um die schlanken Abteitürme und gossen ihr rosiges Licht über die grauen Felsen des Hochtors. Großer Friede lag auf der Natur; es war der Vorabend vom Schutzengelfest. Da läuteten sie unten den morgigen Tag ein, zuerst mit einer kleinen Glocke; wie ein leises Seufzen, inniges Flehen klang sie herauf, als wollte sie der toten Natur ihre Stimme leihen; dann war wieder alles still. Jetzt läutete eine größere, zuletzt hallte die größte von allen mächtig dröhnend durch das Tal, und die Berge ringsum gaben ihren Widerhall. Und nun läuteten alle zusammen; die Töne der acht Glocken klangen ineinander zu einer mächtig ergreifenden Harmonie, ein Meer von Tönen wallte und wogte über das weite Tal hin wie eine Festhymne, die durch die Abenddämmerung zitterte, ein Jubelgesang, in den die ganze Natur einstimmte, ein freudiges, dankerfülltes Beten aller Wesen.

Wenige Wochen vorher war ich vor den Gletschern und Eisfeldern der Glocknergruppe gestanden. Der moderne Sport liebt es, die Eisberge zu besteigen: je höher, schauerlicher und gefährlicher, desto lieber. Gewiß, es ist ein großartiges Schauspiel, dieser gewaltige Kampf der Elemente, der die Berge mächtig aufgetürmt und diese

Täler gegraben hat; aber da ist doch alles so öde, so tot, so tot. Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das klassische Altertum keinen Sinn hatte für das Erhabene der Alpennatur; nur mit Entsetzen sprechen seine Schriftsteller davon. Die Mönche des frühen Mittelalters sind in die Wildnis eingedrungen, und diese ist ihnen zu einer lieben Heimat geworden, und so ist mit ihnen der Sinn für das Romantische erwacht. Aber es war nicht die Natur allein, die tote Natur. Wir lesen in den alten Chroniken, daß das Heulen der Wölfe sich vermischte mit dem Gesang der betenden Brüder im Chore, und die Klänge der Glocke, die zu den Metten rief, drangen hindurch durch das Brausen des Sturmwindes und schlugen wie eine Freundesstimme an das Ohr des bangen Wanderers. Es ist des Menschen innerstes Leben, das im Glockenklang und Chorgesang wie im Worte seinen Ausdruck findet, der den Gottesfrieden, den er in seiner Brust empfangen, in die Natur hineinträgt, und so auch ihr Frieden, Wärme, Leben einhaucht und die finstere Felsenkluft in eine geliebte Zelle umwandelt.

Ich blickte hinab zur Abtei; von Anfang an war sie wie eine Oase in der Wildnis; was war dieses Land ohne sie, was wäre es jetzt noch ohne sie, ohne diese Männer, die zur Stunde noch die Fahne der Wissenschaft hochhalten? Frankreich und selbst Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben die Notwendigkeit klösterlicher Institute, namentlich auch als Emporien der Wissenschaft, hinlänglich bekundet. Dort liegen seit der großen Revolution die theologischen Studien danieder, beim besten Willen fehlt es an Mitteln und an Kräften, die sich ihrer Pflege ungeteilt widmen könnten; erst in der neuesten Zeit hat man durch Stiftung katholischer Universitäten eine bessere Zukunft inauguriert. Und wie arm waren wir in Deutschland geworden, als die Abteibibliotheken verschleudert, die Mönche hinausgestoßen waren und der Jude im Hause Gottes seinen Schacher trieb! Die wenigen theologischen Schulen, die man hatte bestehen lassen, dienten großenteils doch nur dem nächsten Bedürfnisse der Vorbereitung zur Praxis der Seelsorge, und wenn auch hie und da ein strebsamer Kopf unter den Lehrern sich fand, so mangelte es ihm fast an allem, was zur wissenschaftlichen Tätigkeit gehört, an Anregung, an Mitteilung, an Unterstützung mit Büchern, an Zeit. Werke, welche eine lebenslange hingebende Tätigkeit fordern, waren kaum mehr möglich; so mußte der Klerus verflachen und zum Teil ver-

bauern. Es war, als hätte der Geist Julians des Apostaten gewaltet, der den Bekennern des Christentums die Quellen der Wissenschaft abzugraben gedachte, um sie ebendadurch als einen Haufen Unwissender verächtlich machen zu können. Wenn seit den letzten Dezennien in Deutschland es allmählich besser geworden ist, so haben wir es jenen Männern zu danken, welche, wie Möhler, Klee, Riffel, Haneberg, Alzog, Dieringer, Reithmayr, Phillips, Walter, Kleutgen, Denzinger, Schegg, Kuhn, Staudenmaier, der noch lebenden nicht zu gedenken, an den wenigen den Katholiken gebliebenen Universitäten und theologischen Lehranstalten trotz der Ungunst der Verhältnisse durch die Energie ihrer Gesinnung und Kraft ihres Geistes der katholischen Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung errungen haben.

Als ich am andern Morgen in die Abteikirche trat, war diese, so groß sie auch ist, dicht mit Betern gefüllt. Mit Würde und Erbauung wurde der Gottesdienst gefeiert; der Gesang, bei welchem für die Sopran- und Altstimmen die Chorknaben des Stiftes tätig sind, war außer der Orgel von einigen Violinen und Klarinetten begleitet und stimmte zur Andacht, wenn er auch vielleicht vor manchem extremen Puristen keine Gnade gefunden hätte. Der Rector Chori im Stifte, obgleich selbst Mitglied des Cäcilienvereins, ist eben kein einseitiger Doktrinär und weiß recht wohl, daß die Menschen des 19. Jahrhunderts, namentlich die Deutschen, anders hören als in früheren Zeiten und als selbst jetzt noch die Italiener, bei welchen der Choral in den Volksgesängen noch heute nachklingt; hat es ja doch auch bezüglich der Malerei eine gleiche Bewandtnis, in welcher wir nach Erfindung der Perspektive nicht mehr hinter Cimabue und Giotto, geschweige denn zu den Byzantinern zurückgehen können. Es ist keine Frage: die Cäcilienvereine haben viel, sehr viel Gutes gestiftet; wie ein frischer Luftzug haben sie die musikalische Atmosphäre gereinigt. Möchten sie nun auch unserem kirchlichen Volksgesange ihre Aufmerksamkeit recht zuwenden und namentlich dem lauten, unharmonischen Schreien, wie dies in Franken und am Rhein nicht selten der Fall ist, mit Energie steuern! Wie erbaulich ist dagegen der Volksgesang, mezza voce vorgetragen, wie ich ihn in Bozen, Oberitalien und auch in Steiermark hörte! Freilich muß dann auch der Organist darauf verzichten, sein Instrument mit allen Kräften zu bearbeiten, wo dann Sänger und Orgel wie in einem Wettkampfe sich gegenseitig zu übertönen suchen.

Als die Menge sich entfernt hatte, war es mir möglich, das Gotteshaus genauer zu betrachten. Das Münster, der schönste gotische Bau der Steiermark, steht auf den Fundamenten der alten Kirche, und seine schlanken Türme, zwischen denen das reich gegliederte Portal sich öffnet, steigen bis zur Höhe von 70 m empor; an das Langhaus lehnen sich die beiden etwas niedrigeren Seitenschiffe an mit je fünf Kapellen. Alles, Altäre, Beichtstühle, Kanzel, ist stilvoll und bei aller Abwechslung in den einzelnen Gliedern nach einem Grundplane durchgeführt; so wirkt der Bau erhebend und durch die Einheit des Gedankens beruhigend zugleich auf den Beschauer. Nur der Muttergottesaltar, an welchem die Geheimnisse des Rosenkranzes in halberhabener Arbeit, aus dem 18. Jahrhundert stammend, dargestellt sind, mit einem gleichfalls älteren Altarbilde, gehören einer fremden Stilgattung an; der Baumeister wollte ihn entfernen, doch der gegenwärtige Prälat, P. Zeno Müller, behielt ihn in seiner ursprünglichen Form bei. Schon stand nämlich die Kirche in Flammen, der Schleier vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau war bereits angebrannt, aber dieses wie der Altar blieben unversehrt. Dieser eine Zug beweist, mit welcher Pietät man bei dem Aufbau zu Werke ging, wie denn auch der verstorbene Abt P. Karlmann Hieber schon die Hand an die Wiedererbauung des Münsters gelegt hatte, ehe man noch an Herstellung der Abteiwohnung dachte. Auch charakterisiert dieser Entschluß besser, als ich es vermöchte, den gegenwärtigen Prälaten, dessen frommes, leutseliges, einfaches Wesen uns mit Verehrung und Liebe zu ihm erfüllt. Als wäre er der letzte unter den Brüdern, so demütig und anspruchslos ist seine ganze Haltung und Rede. Auch die übrigen Mitglieder des Stiftes, besonders jene, mit denen ich am meisten verkehrte, der P. Prior, P. Subprior, P. Marianus, kamen mir mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen und verbanden mit den guten Formen des Umganges jenes aufrichtige, herzliche Wohlwollen, welches man in der Welt so selten findet.

Weniger freundlich und ziemlich kurz wurde ich anfangs von dem Archivar und Bibliothekar P. Jakob Wichner empfangen, als ich ihn in seiner Werkstätte aufsuchte, wo ich an der Wand einen Berg von gesammelten Urkunden sah, die noch der Bearbeitung und Ordnung harrten. Ich konnte es ihm nicht verdenken; kommen doch täglich so viele Unberufene, denen es nur darum zu tun ist, eine Urkunde aus dem Mittelalter sich zeigen zu lassen oder den berühmten

Bibliothekſaal zu beſichtigen. Doch bald erheiterte ſich ſein Angeſicht; der ernſte, ſchweigſame Mann, der jahraus jahrein hier waltet und ſchafft wie der Bergmann in ſeiner Grube und von der Welt nichts kennt als ſeine Kodizes und Bücher, ward wider Gewohnheit geſprächig, ſeine Augen glänzten unter den buſchigen Brauen, ſeine ausdrucksvollen Züge wurden belebt, und es war eine Luſt, ihm zuzuhören, als er erzählte, wie es ihm gelang, nach dem Brande das Archiv wieder herzuſtellen. Es muß eine Rieſenarbeit geweſen ſein. Das Hauptarchiv hatte ſich zur Zeit der Kataſtrophe in einem gewölbten Lokale zu ebener Erde befunden, mit einer eiſernen Türe verſchloſſen; man hatte es für feuerfeſt gehalten, doch ſich getäuſcht. Nur jene Urkunden wurden gerettet, welche in der Prälatur untergebracht waren, aber auch von dieſen kam bei der haſtigen Übertragung vieles in Unordnung, und der für ſie neugeſchaffene Raum mußte anfangs auch als Kräutermagazin für die Kloſterapotheke dienen.

Hieraus mag man ermeſſen, welches Chaos P. Jakob zu bewältigen hatte. Seiner Sachkenntnis und raſtloſen Tätigkeit aber iſt es zu danken, daß Admont ‚auch nach dem Brande wieder ein Archiv beſitzt, welches durch ſeinen inneren Gehalt und äußeren Umfang manches ähnliche Inſtitut übertrifft‘. Mit Recht konnte daher Wichner am Schluſſe ſeines Berichtes über das Admonter Archiv in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſagen: ‚Wenn wir im Jahre 1865 auf den Ruinen der Abtei in die Klage ausbrechen mußten: Fuimus . . . fuit Ilium et ingens gloria[1], ſo kann nun mit ſtolzem Bewußtſein auf die Pforte des Admonter Archives die Wappendeviſe des fürſtlichen Hauſes Hohenlohe geſchrieben werden: Ex flammis orior[2].

Der Bibliothekſaal iſt in ſeiner Art einzig. 70 m lang, 30 m breit und 2 Stockwerke hoch, iſt er in 3 Abteilungen gegliedert und empfängt durch 50 Fenſter Licht. In der Mitte des Saales tragen 12 korinthiſche Halbſäulen von rotem Marmor die Rotunde, die mit Standbildern geſchmückt iſt, welche die vier letzten Dinge darſtellen. Rechts und links von hier wölben ſich 7 Kuppeln über das Ganze, reich al fresco gemalt; der Fußboden iſt mit rautenförmigen, abwechſelnd roten, grauen und weißen Marmorplatten belegt. Beim Anblicke dieſes reichen und ſchönen Baues erinnert man ſich gerne

[1] Wir ſind geweſen . . . Ilium iſt geweſen und ſein gewaltiger Ruhm.
[2] Aus den Flammen erſteh' ich.

des alten Mönchsspruches: Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario[1]. Was diese Mönche von der Unwissenheit hielten (ganz im Gegensatz zu so manchen unberufenen modernen Schriftstellern über Askese), beweist ein Freskogemälde in der Bibliothek, welches die Unwissenheit darstellt im Bilde eines Schweines, das Blumen frißt, während eine rohe und bäuerische Gestalt, welche von dem Genius sich abwendet, die Verachtung der Wissenschaft sinnbildet. Bezeichnender konnte das Scientia non habet osorem nisi ignorantem[2] nicht ausgedrückt werden. Leider ist es bei der gegenwärtigen finanziellen Lage der Abtei nicht möglich, für die erforderlichen Nachschaffungen eine auch nur bescheidene Summe dem Bibliothekar zur Verfügung zu stellen. Der Erlös der Doubletten bildet für ihn den einzigen Bibliothekfonds. Die großen Reichtümer der österreichischen Konvente gehören gegenwärtig überhaupt in das Reich der Mythe; wenn auch nicht überall der Spruch seine Wahrheit hat:

Presbyterum servi sunt omni tempore pigri,
Sudant quando vorant, frigescunt quando laborant[3],

so hat doch die Regierung, die äußerst erfinderisch ist im Auffinden von neuen Steuern, z. B. Äquivalent-, Religionsfondssteuer usf., dafür gesorgt, daß nur bei größter Sparsamkeit die Jahresbilanz kein Defizit aufweist.

Wohl ist das begeisterte Distichon, in welchem vor 83 Jahren der Stiftsbibliothekar P. Stadelhofer seine freudige Bewunderung der Bibliothek aussprach, eine Hyperbel; aber eine gewisse Berechtigung hat es doch.

Iactarunt veteres septem miracula mundi,
Octavo nostra est bibliotheca loco[4].

---

[1] Ein Kloster ohne Bibliothek ist wie eine Burg ohne Waffenkammer.

[2] Nur der Unwissende haßt die Wissenschaft.

[3] Geistliches Gesind
Bei der Arbeit ist nicht geschwind,
Beim Essen ist es im Schweiß,
Bei der Arbeit kalt wie Eis.

[4] Sieben Wunder der Welt sind uns von den Alten gepriesen,
Unsere Bibliothek zähle als achtes hinzu.

V.

Über 80000 Bände sind hier aufbewahrt, darunter höchst wertvolle Handschriften (gegen tausend, vom 9. Jahrhundert an) und eine große Anzahl von Inkunabeln; die für das große Publikum interessanten Kodizes und Frühdrucke sind in der Rotunde in zwei Reihen von Schaukästen zur Betrachtung ausgestellt. Wattenbach hat jene in seiner ‚Reise nach Österreich‘[1] beschrieben. Gerade die schönsten derselben sind von den Klosterfrauen Irmengard, Regilinde und Diemut geschrieben und gemalt. Nach der alten, auch anderswo vielfach beobachteten Sitte war hier ein Doppelkloster, das unter den Stürmen der Reformation verlassen wurde; noch zeigt man die Stätte, wo die Frauen wohnten. Erst neulich hat einer im Feuilleton der ‚Neuen freien Presse‘ anläßlich einer Besprechung des ehemaligen Doppelklosters zu Millstatt in Kärnten an diesen Instituten seinen frivolen Witz geübt; gemeine Seelen finden eben überall nur Gemeines. Hätte der Mann etwas mehr Geschichte gelernt, so hätte er wissen müssen, daß gerade diese Sitte so recht der Ausdruck der erhabenen Stellung ist, welche das Christentum dem Weibe gegeben hat (übten ja doch in manchen irischen und gallischen Klöstern Äbtissinnen selbst über die männlichen Konvente eine gewisse Jurisdiktion und wohnten den Reichs- und Diözesanversammlungen bei), und nicht wenig dazu beitrug, höhere Bildung auch in den Frauen zu fördern.

Es genügt, einen Blick zu werfen in den Briefwechsel gottgeweihter Jungfrauen der angelsächsischen und deutschen Klöster des früheren Mittelalters, um alsbald zu erkennen, wie unter der Zucht des Ordens auf dem tiefen Grunde des deutschen Gemütes klares Denken, reine, warme Empfindung und eine seltene Stärke des Charakters sich entwickelt hat. Die oben erwähnte Regilinde hatte sich auch in lateinischen Versen versucht. Man blickt nicht selten mit Geringschätzung auf jene finsteren Zeiten zurück; doch fürwahr, im Zusammenhalt mit dem, was unsere modernen ‚höheren Töchterschulen‘ leisten, haben sie sich nicht zu schämen. Schon Fénelon hielt den Unterricht in der lateinischen Sprache, wie er jenen angelsächsischen und deutschen Frauen geworden, für einen sehr wirksamen Faktor echter Frauenbildung; er hat gegenüber dem Wust von ‚Wissenschaften‘, welche in

[1] Vgl. Pertz, Archiv X.

Bibliothek des Stiftes Admont. (Phot. Fanthauser.)

den Programmen derartiger Anstalten prangen, dies voraus, daß er an ein folgerichtiges Denken gewöhnt, die Phantasie zügelt, einen gewissen Ernst in die gesamte Tätigkeit der Schülerin bringt, und wenn denn doch neuere Sprachen gelernt werden sollen, den Schlüssel für ein rasches und gründliches Verständnis derselben bietet. Unsere heutige Erziehung bildet gegen die ohnehin zu Eitelkeit, Flatterhaftigkeit und zum Scheine geneigte Natur der jungen Mädchen auch nicht das geringste Gegengewicht, begünstigt vielmehr erst recht durch ihr Vielerlei die Oberflächlichkeit, nährt durch das geistlose Plappern einer schlecht verstandenen modernen Sprache nur die Eitelkeit, durch die Phraseologie und hohle Deklamation ihrer sog. Bußübungen die Unwahrheit und gibt so statt echter Geistes- und Herzensbildung nur einen mehr oder weniger blendenden Firnis zur Augenweide eitler und ebenso unwissender Mütter, welcher jedoch nicht selten den Mangel an gesunder Vernunft und die Gemütsroheit dieser verbildeten Geschöpfe nur schlecht zudeckt. Auch sollten die Katholiken schon deswegen dem Latein eine größere Berücksichtigung schenken, weil durch dessen Kenntnis den Laien, auch den Frauen, die Möglichkeit gegeben ist, in den Geist unserer Liturgie einzudringen; erst dann wird sich diese in ihrer ganzen Erhabenheit vor ihnen darstellen, wenn sie den gedankenvollen Gebeten der Kirche folgen können, welche uns wie Stimmen aus den Katakomben an die ältesten Zeiten der Kirche erinnern und mit den Worten beten lassen, mit denen die Heiligen zu Gott gerufen und auf denen die Weihe von Jahrtausenden liegt. Aber es hatte jene alte Unterrichtsmethode noch einen andern Vorzug. Es wurde dadurch die Bildung der Frauen gleichartiger mit jener der Männer, sie konnten sich in einem ganz andern Sinne als dem der modernen Frauenemanzipation dem Manne ebenbürtiger fühlen, und der Verkehr beider Geschlechter empfing, zum Vorteile beider, eine tüchtigere Grundlage. Es dürfte sich daher das Erlernen der lateinischen Sprache (bis zu einem gewissen Grade), namentlich um die lateinischen Gebete der Kirche zu verstehen, auch für die Frauenklöster der Gegenwart sehr empfehlen. Der kirchliche Geist der Genossenschaft müßte dadurch nicht wenig gefördert werden. Auf einer meiner letzten Reisen, in dem Kloster der Benediktinerinnen zu Frauen-Chiemsee, war es mir vergönnt, meinen Wunsch erfüllt zu finden. Gar manche dieser würdigen Nonnen konnte nicht bloß lateinische Werke mit Verständnis lesen, sondern unterhielt sich auch mit mir

ohne große Schwierigkeit in lateinischer Sprache; durch die tägliche Übung des Breviergebetes ist sie ihnen geläufig geworden.

Wenn man diese von Künstlerhand geschriebenen und gemalten Kodizes betrachtet, die durch die Regelmäßigkeit und Sauberkeit der Schrift, die Schönheit der Initialen, Arabesken und Gestalten unser Auge erfreuen, so begreift man die Männer des 15. Jahrhunderts, welche noch lange nachher, als die Buchdruckerkunst erfunden und Tausende von Werken schon aus der Presse hervorgegangen waren, jene Bibliotheken rühmten, die ganz aus geschriebenen Büchern bestanden, und mit Verachtung auf die mit unschönen Lettern auf grobes Papier gedruckten Bücher herabsahen. ‚Er würde sich schämen', sagt Vespasiano, der Biograph des Herzogs Federigo von Urbino, ‚wenn er in seiner Bibliothek gedruckte Bücher hätte.'

Wie durch ein Wunder und durch fast übermenschliche Anstrengung wurde dieser herrliche Schatz inmitten des zerstörenden Brandes gerettet; namentlich trugen die feinen Drahtgitter vor den Fenstern nicht wenig dazu bei, die Gewalt der Flammen zu brechen.

Da stand ich nun wie ein Tantalus unter allen diesen Wissensschätzen, welche die Hand fleißiger Mönche seit achthundert Jahren hier gesammelt hat; denn der Ursprung der Admonter Bibliothek fällt mit der Gründung des Stiftes zusammen, da schon der Gründer, Erzbischof Gebhard, demselben eine Bibel in zwei Foliobänden schenkte, welche heute noch gezeigt wird. Das Buch der Bücher bildet den Grundstein der Bibliothek — eine bezeichnende Symbolik der christlichen Wissenschaft.

Besonders um den Abt Gottfried I. (1138—1165) hatte sich ein Kreis gelehrter Männer geschart, die Bibliothekare Wernher, Gottschalk und Günther, die Bücherschreiber Salman, Reinbert, Bertold, Lambert, Ulrich usf. Wie hoch der Wert eines guten Schreibers geschätzt wurde, beweist folgende Erzählung des Cäsarius von Heisterbach[1]: ‚Im Kloster der Prämonstratenser zu Arnsberg lebte ein Schreiber namens Richard, gebürtig aus England, welcher die meisten Bücher, welche dieser Konvent besaß, geschrieben hatte. Nachdem er gestorben und an einem Ehrenplatze begraben war, wurde zwanzig Jahre später die Gruft wieder geöffnet; man fand den ganzen Leib in Staub zerfallen, nur die rechte Hand war so un-

[1] Dialogus miraculorum 12, c. 47.

verfehrt und frisch, als ob sie eben erst von dem lebenden Leib getrennt worden wäre. So hat Gott an der Hand des Schreibers, als dem Werkzeuge seiner Tätigkeit, zeigen wollen, wie groß der Lohn dieser Arbeit im Himmel sei. Und als Beweis dieses Wunders wird in jenem Kloster heute noch die Hand aufbewahrt.'

Von der oberen Galerie aus, welche mich der Bibliothekar aus besonderer Gefälligkeit besteigen ließ und wohin er selbst mich begleitete, schaute ich hinein in diesen Reichtum von Wissenschaft und Kunst; denn außer den oben erwähnten Standbildern ist der Saal ringsum mit Werken des berühmten Bildhauers J. Stammel und Fresken von Altomonte (eigentlich Hochberg) geschmückt; jener hatte seine ganze Erziehung und Ausbildung dem Stifte zu verdanken; es sind teils allegorische Gestalten teils Büsten von Künstlern und Gelehrten. Mit einem Blick überschaute ich den ganzen Saal, dann richtete sich dieser hinüber nach dem Münster. Religion, Wissenschaft, Kunst, wie herrlich stehen sie hier im innigsten Bunde, unter der Hut dieser anspruchslosen Mönche! Sie konnten Gott keinen Tempel bauen, ohne auch der Wissenschaft ein Heiligtum zu errichten; denn unser Gott ist ein ‚Gott der Wissenschaften'. Und die Kunst, im Heidentum so vielfach eine Magd der Sünde, durch sie im Geiste des Christentums wiedergeboren und geweiht, ist nun eine Prophetin Gottes geworden und Führerin auf dem Wege des Schönen zu ihm, der ewigen Schönheit.

Einen recht überzeugenden Beweis, in welch hohem Grade Admont den Kunstsinn weckte und pflegte, bilden die Paramente, deren Stickereien, die Frucht einer fast lebenslangen Tätigkeit des Laienbruders Daniel aus Kopenhagen im 17. Jahrhundert, vollendete Kunstwerke sind. Durch die Gnade des Abtes, der mir selbst sie zeigen wollte, ward es mir vergönnt, das Schönste zu sehen, was je eine kunstfertige Nadel geschaffen hatte, was ich weder in München noch in Wien oder Paris gesehen hatte. Namentlich ein Antependium mit der Darstellung der allerseligsten Jungfrau und des hl. Joseph, das Jesuskind in der Mitte, die hl. Anna und Joachim zur Seite, ist von packender Wirkung; welche Andacht, Demut, Innigkeit, Liebe liegt auf diesen Gesichtern, spricht namentlich aus dem Aufschlag des Auges beim hl. Joseph, verklärt alle diese Züge! Die Blumengewinde, welche die Gestalten umrahmen, sind von überraschender Naturwahrheit. Als ich meine Bewunderung aussprach, machte der Bruder

Silveſter mich auf manche Einzelheiten aufmerkſam; ſein feinſinniges Verſtändnis fiel mir auf, und ich wurde nun auch auf ihn erſt aufmerkſam, den ich die Tage vorher für einen recht ſtillen, gewöhnlichen Laienbruder gehalten hatte. Er hat die Konſtruktion des Schreines ausgedacht und denſelben gearbeitet, in welchem dieſe Kunſtſchätze ſehr zweckmäßig aufbewahrt werden; die Antependien ſind vertikal, die Kaſeln und Dalmatiken horizontal ſchichtenweiſe darin ausgebreitet, ſo daß jedes Stück einzeln mit Leichtigkeit herausgezogen werden kann. Später ſah ich ſeine geſchmackvollen Schnitzarbeiten für die noch fehlenden Altäre, die er mir in der anſpruchsloſeſten Weiſe zeigte. Es iſt etwas Rührendes, dieſer Reichtum mit Einfalt gepaart; hier waltet derſelbe Geiſt, der ehedem mit ſelbſtloſer Hingebung die Miniaturen gemalt und die mächtigen Folianten mit zierlicher Schrift geſchrieben hat.

Verſchiedene andere Koſtbarkeiten der Stickerei-, Goldſchmiede- und Juwelierkunſt waren zu der in dieſem Jahre veranſtalteten kulturhiſtoriſchen Ausſtellung nach Graz geſendet worden, darunter eine Mitra aus dem 12. Jahrhundert mit den eingeſtickten Bildniſſen der Schutzheiligen der Abtei. Das Beſte hatten überhaupt die ſteiermärkiſchen Stifte, beſonders auch Reun und St Lambrecht, geliefert, ebenſo wie die Domkirche zu Graz.

VI.

Letzterer gehören zwei Reliquienſchreine, welche den Glanzpunkt der Ausſtellung bildeten. Schon zu Wien war vor mehreren Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit ihr hoher Wert derart anerkannt worden, daß die Kathedrale Mühe hatte, wieder zu ihrem Eigentum zu gelangen. Johann Graus, Dozent der chriſtlichen Kunſtgeſchichte an der theologiſchen Fakultät zu Graz, hat ſie in ſeiner im Jahre 1882 erſchienenen lehrreichen Abhandlung ‚Die zwei Reliquienſchreine im Dome zu Graz‘ eingehend beſchrieben. Beide haben die Form von Truhen und ſind auf dem Deckel und drei Seiten mit Intarſia und Elfenbeinreliefs verkleidet, welche die trionfi Petrarcas darſtellen. Die Sitte, durch glänzende Umzüge kirchliche und profane Feſte zu feiern, hatte ſich in Italien ſeit den Triumphzügen der Imperatoren nie ganz verloren. Die feierliche Beſitznahme des Laterans durch die neugewählten Päpſte, die kirchlichen Prozeſſionen, die zur Zeit Petrarcas wieder lebendig gewordenen Erinnerungen und Nachahmungen der

antiken Triumphe wurden für die Dichter der entsprechende Rahmen und Ausdruck, indem ihre Gedanken eine erhabene Form und Gestalt gewannen. Jedermann kennt die poetische Verherrlichung der Kirche und ihrer Geschichte in der Schilderung des großen Triumphzuges in den letzten Gesängen von Dantes Fegfeuer. Ähnlich schildert Petrarca das menschliche Leben, wo zuerst die sinnliche Liebe triumphiert, über die Liebe dann die Keuschheit, über alles Irdische aber der Tod; den Tod besiegt der Nachruhm — ein bei den Männern der Frührenaissance immer wiederkehrender Gedanke, der dieselben eigentümlich kennzeichnet —, den Nachruhm besiegt die Zeit, über diese endlich und alles ist Gott Sieger.

Diesen Ideengang stellen die zwei Schreine dar, ein jeder in drei Szenen. Vielleicht die schönste in künstlerischer Beziehung ist die erste. Amor thront auf seinem Siegeswagen, gezogen von feurigen Rossen, eine zahllose Menge Männer und Frauen wandeln zu seinen Seiten auf Blumen, unter ihnen Mars, Venus, Sappho, Vergilius und Ovidius. Das zweite Bild zeigt gleichfalls Amor, aber entwaffnet von den Seelen, ‚die dem wilden Knaben Köcher, Bogen und Geschoß zerstört und seine Fittiche entfiedert haben'. Auf dem Wagen, der von den mystischen Einhörnern gezogen wird, triumphiert die Keuschheit. Ihr zu seiten gehen edle Frauen, Paar und Paar. Schauerlich ist die dritte Darstellung. Von Totengerippen umgeben, steht ein Skelett mit der Sense bewaffnet auf dem Wagen; wilde Büffel ziehen diesen, und seine Räder gehen zermalmend hinweg über die Toten, die lang ausgestreckt auf dem Boden liegen. ‚Päpste, Könige und Kaiser, alle sterben.'

Die zweite Reihe von Bildern eröffnet der Ruhm mit der Posaune in der Hand, die Krone auf dem Haupte; den Siegeswagen, von Elefanten gezogen, umgeben die berühmtesten Männer des Altertums, Krieger, Gelehrte, Dichter; unter letzteren erblicken wir neben Homer Dante. In der fünften Gruppe erscheint ein Greis (Saturn); von flüchtigen Hirschen ist sein Wagen gezogen, Greise begleiten ihn. Den letzten Wagen ziehen Engel; auf ihm ruht der Thron des Heilandes, Zepter und Weltkugel trägt er in seiner Hand; die Apostel bilden ehrfurchtsvoll sein Geleite.

Der Erhabenheit der Gedanken entspricht die künstlerische Ausführung vollständig; die Gruppierung bildet immer ein harmonisches Ganzes, die Gestalten, im edelsten Stile gebildet, tragen ganz das Gepräge der besten Werke der Frührenaissance. Infolge der Familien-

verbindungen zwischen den Gonzagas und dem Hause Habsburg waren diese Truhen nach Deutschland gekommen, wo sie, ursprünglich zur Aufbewahrung von kostbarem Gerät bestimmt, als Reliquienschreine verwendet wurden für die heiligen Leiber, die Papst Paul V. Kaiser Ferdinand übersendet hatte. —

In derselben Zeit war es mir vergönnt, ein anderes kulturhistorisches Bild zu schauen, aber nicht bloß in Elfenbein, Stein und Farbe, sondern in Wirklichkeit und voll Leben. Eine Meile von Graz entfernt steht hoch im Walde die Kirche Maria Trost, ein seit dem 15. Jahrhundert viel besuchter Wallfahrtsort, wo am Tage Mariä Geburt das Hauptfest gefeiert wird. Schon mehrere Tage vorher zogen Scharen von Pilgern, in ihren Sprachen singend, mit fremden Physiognomien und in fremden Trachten durch die Straßen der Stadt und lagerten auf den Plätzen, Slowenen, Ungarn, Kroaten. Allerdings ist auch hier die nationale Kleidung unter der Einwirkung des modernen Verkehrslebens mehr und mehr im Schwinden, aber eines ist diesen Völkern ungeschwächt geblieben: der alte katholische Glaube. Dieser ist im Grunde doch das stärkste, vielleicht einzige Band, das diese verschiedenen Völkerschaften der großen Monarchie zusammenhält und einen festen Wall bildet gegen den Ansturm des griechisch-russischen Slawenreiches; nicht Intelligenz, nicht Bildung, nicht Schulen, wie man dies täglich in den Blättern rühmt; denn dies alles ist viel eher dazu angetan, die Geister zu spalten als zu einen. Auch die Verfassung nicht; denn diese ist ohne den Geist eben doch nur ein beschriebenes Blatt Papier, das die Ereignisse sowohl wie die Menschenhand so leicht zerreißen. Auch nicht die Liebe zum Kaiser, so groß, so ungeheuchelt sie auch jetzt ist; denn diese ruht doch nur auf den persönlichen Eigenschaften des gegenwärtigen Monarchen und wurzelt zuletzt selbst wieder in dem religiösen Gefühle des Volkes. Wenn die Landleute, wie dies bei der heurigen Reise des Kaisers durch Steiermark der Fall war, sich an den Straßen niederknien, auf denen er vorbeifährt, und mit lauter Stimme und erhobenen Händen den Segen Gottes auf sein Haupt herabflehen, so muß auch der Kurzsichtigste begreifen, daß mit dem Sinken des religiösen Sinnes auch die Liebe zum Kaiserhause mehr und mehr dahinschwinden wird.

Was Senfft-Pilsach vor vielen Jahren gesprochen, bleibt wahr: ‚Österreich kann sich nur so lange als Großmacht behaupten,

Die Wallfahrtskirche Maria Troſt bei Graz. (Phot. Völker.)

solange es mit Entschiedenheit seinen katholischen Charakter wahrt; mit dessen Aufgebung wird heilloser Nationalitätenhaß eintreten und jede patriotische, einmütige Widerstandskraft nach außen erlahmen.'

Als ich am Morgen des Festes, begleitet von dem würdigen Domkapitular Dr Joseph Kahn aus Graz[1], der dort die Seele vieler katholischen Unternehmungen ist, mich nach Maria Trost begab, traten mir lebhaft die Schilderungen vor die Seele, welche die Chronisten, namentlich Giovanni Villani, von dem großen Jubiläum zu Rom unter Papst Bonifatius VIII. gegeben haben. Es war eine wahre Völkerwallfahrt, alle Wege bedeckte die dicht gedrängte, betende und singende Menge, so daß die Wagen nur langsam vorwärtskommen konnten. Die Kirche selbst ist groß, weit, luftig, ein Nachbild von St Peter in Rom; nebenan befindet sich ein Franziskanerkonvent; Tausende füllten das Gotteshaus; rührend war es zu sehen, wie jene, welche eine Opfergabe in den Kasten legten, dieselbe vorher küßten — der beste Ausdruck des Geistes, in welchem sie opferten. Bei dem ersten Gottesdienste predigte ein Militärkaplan in slowenischer, bei dem zweiten, dem Hauptgottesdienste, ein Professor vom Staatsgymnasium zu Graz in deutscher Sprache; sein Vortrag war vorzüglich nach Inhalt und Form, und in lautloser Stille hörte ihn das versammelte Volk an, bis sie alle am Schlusse riefen: ‚Gott vergelt's!'

Auf dem freien Platze vor der Kirche hatte sich unterdessen ein wahrer Jahrmarkt gebildet; alles war hier zu kaufen und zu sehen, selbst eine Elektrizitätsausstellung en miniature, welche die Leute aus dem Süden der Drau und von der Save her mit Verwunderung und furchtsamer Neugierde umstanden.

Gegen Abend kehrte ich zurück nach Graz. Ich konnte jedoch von dieser geweihten Stätte nicht Abschied nehmen, ohne noch einmal einen Blick auf den Altar zu werfen und, die Gnadenmutter grüßend und bittend, mit der Kirche zu sprechen: Iesum benedictum fructum ventris tui nobis post hoc exilium ostende, o clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria![2]

[1] Später Fürstbischof von Gurk.

[2] Nach diesem Elend zeig uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!

II. Aus der Schweiz.

Der Arlberg; Tirol und die Schweiz. — Über Chur nach Einsiedeln. — Der Gesang in der Stiftskirche; kirchliche Tonkunst. — Reform des Kirchengesangs. — Die Stiftskirche. — Die Einsiedler Wallfahrt. — Der deutsche Volksgesang. — Das Stift Einsiedeln; ein Klostermaler. — Im Züribiet; modernes Sektenwesen; Neuschwanstein.

I.

Der Rückweg von Tirol führte mich nach der Schweiz, diesmal aber nicht *über* den Arlberg dorthin, sondern *durch* denselben. Wer jetzt durch den Tunnel fährt, mag die Macht der Wissenschaft anstaunen, die ein solches Riesenwerk in wenigen Jahren geschaffen hat; wer früher über den Berg fuhr, hatte Gelegenheit, die Macht der christlichen Menschenliebe zu bewundern. Wie nämlich auf dem St Bernhard, dem Simplon, St Gotthard Religion und Barmherzigkeit ihre Stätten aufgerichtet haben, so geschah es auch schon in frühen Jahrhunderten auf dem Arlberg. Wie überall, führte bis zum 19. Jahrhundert nur ein Saumweg über diese Höhen. Da mußten denn viele Wanderer verunglücken, wenn plötzlich Nebel, Schneegestöber und harte Kälte eintrat und sie sich verirrten oder erschöpft und erstarrt niedersanken. So entstand denn durch fromme Menschen auch hier ein Hospital; und der erste Gedanke hierzu regte sich in der Brust eines armen Hirten. Er selbst erzählt uns in rührend einfältiger Sprache den Hergang:

‚Ich *Heinrich Findelkind*. Mein Vater, der mich fand, hieß der Meier von Kempten, der verdarb wegen Bürgschaft. Der hatte neun Kinder, und ich war das zehnte. Da tat er uns aus dem Hause, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zweien Priestern, die wollten nach Rom; mit denen ging ich über den Arlberg, und wir kamen zu Jäcklein Überrein. Da sprach Jäcklein zu den Herren: Wo wollt ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herren: Er ist zu uns kommen auf dem Felde. Da sprach Jäcklein:

Wollt ihr ihn hier lassen, daß er uns die Schweine hüte? Da sprachen sie: Was er tut, ist uns lieb. Und er dingte mich und gab mir das erste Jahr 2 Gulden. Da war ich bei dem genannten Jäcklein zehn Jahre, und ging mit ihm zur Kirche in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die waren auf dem Schnee im Arlberg verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgefressen und die Kehlen ab. Das erbarmte mich Heinrich Findelkind so sehr, und ich hatte 15 Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da rufte ich und sprach, ob jemand nehmen wollte die 15 Gulden und einen Anfang erheben, auf dem Arlberg zu bauen, daß die Leute nicht so verdürben. Das wollte niemand tun.

‚Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den lieben heiligen Christofel, der ein großer Nothelfer ist, und fing an mit den 15 Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdient hatte, und den ersten Winter half ich 7 Menschen mit dem heiligen Almosen. Seitdem haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen, daß ich und meine Helfer des Lebens gerettet haben 50 Menschen, und den Anfang hub ich an im Anfange des Jahres 1386, am Tage Johannis des Täufers.‘

Reichliche Gaben flossen nun aus Deutschland, Polen und Kroatien; überall sammelte Findelkind, und seine Bitte war: ‚Liebe Kinder, ihr sollt mir Almosen geben auf dem Arlberg zu Weg und Steg und einer Herberg, darin man beherbergt arm und reich, und aus dem ich mit meinen Knechten, jeglicher mit vier Schneereifen, alle Abend ausziehe und rufe, und wen wir im Schnee finden, den tragen wir in die Herberge und geben ihm Almosen.‘

Heinrich erhielt für seine Stiftung einen päpstlichen Gnadenbrief von Benedikt IX.: dem Henricus Findelkind de Kempten, der mit seinem Freunde Udalricus Nosseck de Sancto Gallo laico, Constantiensis dioecesis[1], mit Hilfe anderer Gläubigen in summitate montis Arlberg[2] ein Haus errichtet habe, damit die Wanderer ibi refocillationem habere possent[3]. Auch der Bau der Kapelle wurde gutgeheißen in honorem et sub vocabulo Beatae Mariae Virginis ac sancti Christophori cum tribus altaribus[4]. Der Bischof Eckhard von Chiemsee verlieh am 12. Juni 1399 allen, welche diese Kapelle

[1] Ulrich Nosseck, einem Laien von St Gallen in der Diözese Konstanz.

[2] Auf der Höhe des Arlbergs.

[3] Sich dort durch die Wärme wieder beleben könnten.

[4] Zur Ehre und unter dem Namen der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Christophorus mit drei Altären.

andächtig besuchen, 40 Tage Ablaß. In der Ecke derselben steht das 3 m hohe Bild des hl. Christoph von Holz geschnitzt; es ist ganz zerschnitten, da die ‚schwäbischen Kinder', welche im Frühjahr von der Heimat weg nach Ravensburg wandern, um sich für den Sommer da zu verdingen, Splitter von diesem mitnehmen als Heilmittel gegen das Heimweh. Bald bildete sich eine Hospitalbruderschaft, welcher die Vornehmsten des Landes angehörten, unter diesen selbst Herzog Leopold. Noch wird das Bruderschaftsbuch, kunstvoll mit vielen Wappen geziert, in Wien aufbewahrt[1].

Jenseits des Arlberges finden wir alsbald vieles anders im Bau der Häuser, der Mundart und dem Charakter der Bewohner; die Nähe der Schweiz kündet sich an, und nicht mit Unrecht hat man dieses kleine Vorarlberger Ländchen eine Halbrepublik genannt. Noch größer ist der Unterschied, fast Gegensatz, zwischen Tirol und der Schweiz. Diese hat nahezu drei Millionen Einwohner, Tirol nicht eine; die Schweiz ist ein Land der Industrie, namentlich Seiden-, Baumwoll-, Uhrenindustrie, Tirol steht erst in den Anfängen derselben. Die Schweiz hat ebendadurch große Reichtümer gesammelt, Tirol ist im ganzen ein armes Land. Die Schweiz mit ihren großen Seen, weiten grünen Tälern und wechselnden Regionen bietet dem Reisenden einen mannigfaltigeren Genuß. Tirol endlich ist ein katholisches Land, in der Schweiz überwiegt der Protestantismus, der selbst aber in die verschiedensten Sekten zerfallen ist. In einer und derselben Stadt kann man strengen Reformierten, Reformierten freierer Richtung, Methodisten, Baptisten, Irvingianern, Darbyisten, Freigemeindlern usf. begegnen. Alles das muß den Charakter des Landes eigentümlich bestimmen.

II.

Wer an die streng gemessene, in bestimmten Formen sich bewegende Art unserer Militär- und Zivilbeamten gewohnt ist, bemerkt schon beim Eintritt über die Schweizergrenze, daß hier republikanische Luft weht. Da sind nicht mehr die geschmackvollen grünen Uniformen unserer Grenzwächter, in denen sie schier jeden Augenblick am Hofe erscheinen könnten; sie selbst haben ein gehaltenes Wesen, das durch lange Gewohnheit zur zweiten Natur geworden ist. Wo kein Hof,

[1] Näheres bei Tinkhauser, Beschreibung der Diözese Brixen, fortgesetzt von Ludwig Rapp.

St Christoph am Arlberg.

keine Aristokratie mehr ist, da verliert mehr und mehr die Form an Bedeutung. Das zeigt sich auch in der Volkstracht; in den höheren Ständen der Schweiz mag zeitweise der Frack seine Geltung haben; für das Volk ist namentlich in einigen Kantonen der blaue Kittel die Uniform des Landes, wie wir dies auch in Frankreich sehen und in den deutschen Grenzländern. Der Kittel ist so recht das Gewand der Freiheit und Gleichheit; er nivelliert alles, und darum nennt man die Männer der Revolution ganz richtig die Blusenmänner, ohne damit behaupten zu wollen, daß jeglicher, der sich eines Kittels erfreut, auch damit schon revolutionäre Gesinnungen angezogen habe. In unsern Studentenjahren sind wir auch in Kitteln ausgezogen; aber diese waren von heller Leinwand, mit grünen Schnüren schön ausgeziert. Für uns Deutsche hat der blaue Kittel etwas Unsympathisches; der ärmste Bauer in seinem Sonntagsrock bildet für uns dem Blusenmann gegenüber eine würdige Erscheinung.

Den uralten Lucius-Dom zu Chur, den ältesten Kirchenbau der Schweiz, den ich gerade vor dreißig Jahren zum erstenmal gesehen, fand ich im ganzen wenig verändert. Den Chor hat man angefangen zu restaurieren, nach und nach soll der ganze Bau eine stilgemäße Erneuerung finden; möge die Leitung dieser Arbeiten, die so viel Kunstverständnis, Pietät, historische und technische Kenntnisse fordert, in glückliche Hände gelegt werden! Die alten Freunde, auch der neue Bischof Battaglia, waren abwesend; nur einen Bekannten aus früheren Tagen fand ich, den Mesner, einen merkwürdig originellen Mann. Bei meinen früheren wiederholten Besuchen hatte er mich immer wieder erkannt und freundlich begrüßt; diesmal — es liegt allerdings ein Jahrzehnt dazwischen — kannte er mich nicht mehr. Sein Auge, meinte er, und sein Gedächtnis seien schwächer geworden, und ich habe mich seitdem auch nicht verjüngt. Als er mir nun wieder die Schätze des Domes zeigte, die ich schon verschiedene Male gesehen hatte, die kostbaren Monstranzen, uralten Meßgewänder von Seidenstoffen aus den Zeiten der Sarazenen und Griechen, die kunstvollen, aus alter Zeit stammenden Reliquiarien, die Urkunden aus den Tagen Karls und Ottos des Großen, da wurde er erregt und erzählte, wie es in den jüngsten Zeiten nahe daran war, daß letztere dem Dome genommen und dem Kantonsmuseum einverleibt werden sollten. Der Mann, seit vierzig Jahren hier Mesner, lebt und webt in seiner Kirche; dabei ist er nicht ohne historische Kenntnisse und recht geeignet,

in höchst anregender, belehrender und dabei freundlicher Weise den Cicerone zu machen.

Von hier ging es nun nach kurzem Aufenthalt über Sargans, am Walensee vorüber und am Zürcher See hin. Hier hatte ich das Glück, mit einem Kapuzinerobern ein Stück Weges fahren zu können. Ich betone den Ausdruck: Glück. Das ganze Wesen dieser Ordensleute, ihr offenes und bescheidenes Entgegenkommen, ihr gesunder Verstand, ihr praktischer Sinn hat sie zu Lieblingen des Volkes gemacht selbst unter Protestanten, und immer empfinde ich große Freude, wenn ich einem dieser um das Schweizerland so hoch verdienten Ordensmänner begegne. Im hohen Gebirge und mitten unter den Reformierten und Glaubenslosen haben sie ihre Klösterchen gebaut; sie haben es verstanden, bei gewissenhafter Beobachtung der Regel den Verhältnissen der Gegenwart sich anzupassen und ihren Aufgaben gerecht zu werden. So hat die katholische Schweiz es ihnen im hohen Maße zu danken, daß der Glaube ihr erhalten blieb. — Der Blick auf die einsame Insel Ufnau, die Grabstätte Ulrichs von Hutten, weckt ganz eigentümliche Gedanken in uns; doch wir eilen hinauf zu den der Kirche treu gebliebenen Ordensbrüdern, nach Einsiedeln.

Wer war nicht schon in seinem Leben wenigstens einmal in Einsiedeln? Die Natur in diesem Hochtale ist arm und hat wenig landschaftliche Reize; aber dennoch zieht es uns so mächtig nach dieser alten Stätte des Gebetes, des Friedens und der Wissenschaft. Schon der Anblick der vielen Pilger, die von weither hier zusammenströmen, regt das fromme Gemüt an; wenn wir am Abend in die Kirche treten und da die Menge erblicken, die auf ihren Knien liegt, wenn nur die hie und da brennenden Kerzen das Dunkel erleuchten und die hohen, mächtigen Wölbungen uns noch höher und mächtiger erscheinen, wenn die halblauten Stimmen der Beter zu einem gemeinsamen Flehen zusammenfließen und wie ein bald leiser bald stärker rauschender Bach dahinströmen: dann begreifen wir, mit welcher Macht der religiöse Gedanke auf das Herz des Menschen zu wirken vermag. Freilich, es gibt Naturen, denen das Organ für das Hohe und Heilige gänzlich zu fehlen scheint. So ist es nun allerdings nicht; es gibt ja keine Menschenseele, von der das Anima naturaliter christiana[1] nicht gilt; aber schon in der Jugend ward es nicht entwickelt, bei

[1] Die Seele ist von Natur christlich.

der haſtigen Jagd nach Erwerb wurde es nicht genährt, und der ſengende Glutwind der Leidenſchaften hat es ausgedorrt. So ſind ſie verkrüppelte Menſchen geblieben, verkrüppelt an der Seele, und von alledem, was den Menſchen ſo recht zum Menſchen macht, iſt ihnen nur weniges geblieben. Es ſind bei ihnen, um einen Ausdruck der Anatomie hier zu gebrauchen, nur noch rudimentäre Bildungen vorhanden, während die Organe für das Irdiſche und Tieriſche ſtark entwickelt ſind. So ſaß am erſten Tage neben mir an der Tafel ein Ehepaar; von dem Eindrucke, den dieſer heilige Ort, die Scharen frommer Pilger, die majeſtätiſche Kirche, die andächtigen Geſänge auf ſie gemacht, wußten dieſe Menſchen kein Wort zu reden; deſto mehr von ihren Bergtouren und von dem, was ſie geſpeiſt hatten. Da dachte ich an ein Wort von Spinoza: ‚Könnten die Tiere reden, ſie würden gerade ſo reden wie dieſe.‘ Solchen Menſchen ſollte man vorleſen, was einmal ſelbſt der radikale Johannes Scherr in ſeinen ‚Geſtalten und Geſchichten‘ geſchrieben hat: ‚Iſt es nicht ein wahres Wunder, dieſe ganz unbezweifelbare Tatſache, daß Hunderttauſende, ja Millionen von mühſeligen und beladenen Menſchen auf den Steinflieſen vor der Gnadenkapelle zu Einſiedeln knien, ihre Not und ihr Leid geklagt haben und erleuchtet, getröſtet und gebeſſert hinweggegangen ſind? Stehen dieſe Armen im Geiſte menſchlich und ſittlich nicht bergehoch über den halbgebildeten und ganz bildungsloſen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweiſen gepredigte roh materialiſtiſche Dogma „Der Menſch iſt auch nur ein Tier“ glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß ſie ſich beſtialiſch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es ſattſam ſchaudernd miterlebt, wie die losgelaſſene Menſchenbeſtie zu wüſten und zu wüten vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht, des wirklichen und weſenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche kommuniſtiſch-anarchiſtiſcher Hetzerei zurechtgemachten Abſtraktum „Volk“ nichts gemein hat, haben die Herren Materialiſten nicht die entfernteſte Vorſtellung.‘

Ich ſchämte mich, daß es Deutſche waren, während die Franzoſen an der andern Seite der Tafel ſich über religiöſe Gegenſtände unterhielten. Vielleicht, könnte einer ſagen, ſind dieſe doch keine ſo gemeine Naturen, wie du ſagſt. Sie ſuchen eben das Große und Erhabene beim Anblick der Gletſcher über ihren Häuptern, der Abgründe zu

ihren Füßen. Doch das ist eher schauerlich als eigentlich erhaben, und selbst das Tier schauert zurück, wenn es in die Tiefe blickt.

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Es wohnt im Geiste, und niedrige Seelen, sind sie auch auf noch so hohe Berge gestiegen, bleiben niedrig.

III.

Am ersten Morgen nach meiner Ankunft wohnte ich dem Hochamt bei. Da tat es mir wohl, einmal wieder einen Gesang mit Instrumentalbegleitung zu hören; wie würdig, wie feierlich, wie erhebend für das Gemüt wirkte nicht diese gesungene Messe! Freilich nach der Meinung mancher extremen Cäcilianer soll der echt kirchliche Gesang ganz objektiv sein; was sie darunter verstehen, weiß ich nicht. Wollen sie damit sagen, daß die Gefühle, die er in uns wecken soll, nicht die subjektive Stimmung des Komponisten ausdrücken, sondern aus dem Geist der Kirche und ihrer Liturgie quellen sollen, so stimme ich vollständig ihnen bei. Meinen sie aber damit, der Gesang solle über die Köpfe der Gemeinde hinweggehen, ohne in die Seele zu greifen, dann kennen sie Sinn und Geist der katholischen Liturgie nicht, und es wäre ihnen das Studium der vortrefflichen Liturgik von Thalhofer dringend zu empfehlen.

Das fromme Gefühl ist nichts anderes als die Resonanz des Geisteslebens im sinnlich-geistigen Menschenwesen. Die Töne, die Melodie, schon der Takt beim Trommelschlag wirkt mit physischer Macht auf den sinnlichen Menschen, selbst auf Tiere. Eine rein sinnliche Musik, in welcher der Takt vorherrscht, ist aber auch nur die niedrigste Art der Kunstleistung; man kann dies bei den Tänzen im Bauernwirtshaus so gut wie in prunkenden Ballsälen beobachten, besonders bei Kindern und Frauen, in denen das sinnliche Element mehr vorherrscht, die dabei unwillkürlich mit dem Fuß dem Takt folgen; in der Nähe des Brenners habe ich dies auch einmal in einer Kirche gesehen, als am Schlusse der Feier ein lustiger Marsch gespielt wurde. Der Choral hat darum keinen eigentlichen Takt, weil hier das sinnliche Element am meisten zurücktritt. Hat aber dieses in der kirchlichen Musik darum gar keine Berechtigung? Nichts weniger als dies; es ist ja der *Mensch*, der die kirchliche Kunst übt; die Musik verbannen wollen aus der Kirche, wie es der alte Calvinismus tat,

wäre ein verwerflicher Purismus; er hat sein Gegenstück in der Bilderstürmerei zu Basel und so vielen andern reformierten Städten. Der Mensch ist eben kein reiner Geist, und darum soll der Gedanke in und durch die Musik seinen Widerhall im Gefühle finden. Gewinnen doch Geist und Wille, wie schon Thomas von Aquin bemerkt hat, durch Hinzutritt der sinnlichen Affekte eine höhere Intensität. De ver. q. 26, a. 10: Secundum naturae ordinem propter colligantiam virium animae in una essentia et animae et corporis in uno esse compositi, vires superiores et inferiores et etiam anima et corpus invicem in se effluunt, quod in aliquo eorum superabundat. Et inde est, quod ex viribus superioribus fit abundantia in inferiores, ut quum ad motum voluntatis intensum sequitur passio in sensuali appetitu. Q. 25, a. 4: Appetitus (superior) movet appetitum (inferiorem). . . . Ratio proponit sensualitati mediante imaginatione rem aliquam sub ratione delectabilis vel tristabilis . . . et sic sensualitas movetur ad gaudium vel ad tristitiam[1]. So empfängt der Wille durch die Teilnahme der Gemütsbewegungen eine höhere Energie, und durch diese, wie Suarez bemerkt, empfängt das Geistesleben im Menschen Kraft und Stärke. De anim. passionib. sect. 2, 2: Motus appetitus sensitivi est quodammodo necessarius ad operis perfectionem; tunc enim homo facilius bene operatur, quum uterque appetitus consentit in bono opere; et ideo saepe expedit excitare hos motus, qui sunt veluti igniculi quidam accendentes virtutem; propter quod Plutarchus dixit non esse sapientis affectus radicitus evellere, quia non potest neque expedit, sed ordinem eis praescribere[2]. So bleibt

[1] Der natürlichen Ordnung gemäß strömen infolge der Verbindung der Seelenkräfte in einer Wesenheit, sowie von Seele und Leib in einem Wesen, die oberen und die niederen Kräfte, und auch Seele und Leib, wovon das eine von ihnen Überfluß hat, gegenseitig ineinander aus. So findet denn aus den höheren Kräften eine Ausströmung auf die niederen statt, wie wenn auf eine starke Willenserregung ein sinnlicher Affekt folgt. — (Ein höherer) Affekt erregt (einen niedern) Affekt. — Die Vernunft gaukelt den Sinnen mittels der Phantasie irgend einen Gegenstand als ergötzlich oder betrübend vor, und so wird man froh oder traurig gestimmt.

[2] Die Erregung des sinnlichen Begehrungsvermögens ist gewissermaßen notwendig zur Vollführung eines Werkes. Denn dann handelt der Mensch leichter gut, wenn Wille und Gemüt bei dem guten Werke im Einklang stehen; daher

der andächtige Gedanke selbst nicht allein eine Tat des Geistes, er drückt sich aus schon in Haltung und Stellung des Leibes, und diese selbst wirkt wieder stärkend auf die Stimmung der Seele zurück; sie erscheint im Wort des Gebetes; die Töne werden gedehnt, denn sie sprechen sehnsuchtsvoll die Gemütszustände aus. Das zwischen den Worten zitternde Gefühl, die Stimmung, schuf jene innigen und weihevollen Melodien, wie sie sich in dem Antiphonar Gregors d. Gr. finden.

Ebendarum soll die kirchliche Tonkunst *nicht zu einer reinen Verstandestätigkeit* ausarten. Bei einem solchen Vorherrschen des rein Verständigen wird das Ganze eher das Produkt feiner Berechnung als Musik, ein mathematisches Kunstwerk nach den Regeln der Komposition und Harmonielehre, läßt uns aber auch ebenso kalt wie dieses; wir werden die gekünstelten Fugen bewundern, aber unser Gefühl bleibt von alledem unberührt. Ebendarum stimme ich meinem seligen Freunde P. Gall Morel rückhaltlos zu, wenn er in sein Tagebuch schrieb nach Aufführung eines Graduale von Lotti: ‚Ich konnte in demselben nichts, gar nichts als Verstandesarbeit entdecken.' Und von einer Palestrinamesse sagt er: ‚Sie wurde gut gesungen, aber sie geht beim besten Willen nicht weiter als bis ins Gehör und in den Verstand. Gefühl und Phantasie ruhen aus. Es gleicht ein Stück dem andern so sehr, daß z. B. in einer Messe unter jeden Teil derselben jeder Text gesetzt werden kann, der Eindruck ist immer derselbe.' Auch darin halte ich es mit ihm, daß er das vollständige Beseitigen der Instrumentalmusik in der kirchlichen Tonkunst als ikonoklastisch und protestantisch bezeichnet. Wer so tut, verzichtet auf eines der wirksamsten Elemente und Förderungsmittel des katholischen Lebens; wir könnten damit nur die Zwecke unserer Gegner fördern, deren Streben in der Gegenwart sichtlich dahin geht, ihrerseits durch die sorgfältigste Pflege der kirchlichen Musik das Volk an sich zu ziehen.

Deswegen wollte auch unsere Kirche die Instrumentalmusik durchaus nicht aus dem Gottesdienst verbannen, und die eingehenden Be-

empfiehlt es sich oft, diese Kräfte zu erregen, gleichsam wie Flämmchen zur Entzündung der Tugend. Darum sagt auch Plutarch: es sei nicht weise gehandelt, die Affekte mit Stumpf und Stiel auszureißen, weil das einmal nicht möglich und dann auch nicht ersprießlich ist; man solle sie vielmehr in die richtigen Schranken weisen.

ſtimmungen Papſt Benedikts XIV. wird auch der extremſte Cäcilianer nicht umſtoßen wollen. Den Paleſtrinaſtil ausſchließlich nur gelten laſſen, iſt eine Verirrung ähnlich der archaiſtiſchen Manier auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei.

In den verzeichneten Geſtalten, den unverhältnismäßig langen Leibern, dem geneigten Haupte liegt es nicht, was uns beim Anblick der alten Bilder ſo ergreift und rührt. Es iſt der Geiſt, der aus ihnen ſpricht, der tiefe, ſeelenvolle Blick, der Ausdruck von überirdiſcher Schönheit und Liebe, mit einem Worte, es ſind dieſe Geſtalten verkörperte Gebete; ſollte dieſer weniger auf uns wirken, wenn er aus minder inkorrekter Form zu uns ſpricht? Dieſen Geiſt ihren Werken einzuhauchen, darin beſtand eben das Geheimnis der alten Kunſt, während ſo viele unſerer Neueren, wenn auch akademiſch ganz korrekt, doch nur ſüßliche Puppengeſichter malen. Wie die Malerei, ſo darf und ſoll auch die kirchliche Tonkunſt alle Fortſchritte der neueren Zeit zum Dienſte des Heiligen verwenden. Eben dieſer Zweck gibt Maß und Regel, nicht das Jahrhundert, in dem das eine oder das andere Werk entſtanden iſt. Ergeht es uns ja ebenſo in der kirchlichen Wiſſenſchaft. Thomas von Aquin iſt groß durch ſeinen Geiſt, nicht durch ſeine Latinität oder ſeine vielen Contra in den kleineren Schriften. Immer wird er unſer Meiſter bleiben durch das, was er gelehrt, nicht durch die Form, in der er gelehrt. Wie würde er und ſein Lehrer Albertus Magnus mit Intereſſe all den Forſchungen der Naturwiſſenſchaften unſerer Tage folgen, wie würden ſie deren Ergebniſſe ihren Arbeiten einzuverleiben verſtehen!

So meine ich denn: Macht den Komponiſten fromm, ſo wird er auch fromm komponieren. Es mag einer ein guter Muſikus ſein, aber ein Komponiſt von Kirchengeſängen iſt er darum noch lange nicht.

Nicht in bedingungsloſer Rückkehr zum Alten, auch nicht im Erfinden einer neuen Wiſſenſchaft und Kunſt liegt das Heil der Kirche, auch nicht im einſeitigen Betonen dieſer oder jener Methode, dieſer oder jener Wiſſenſchaft. Die Kirche iſt weit und groß und hat darum Raum für alle Richtungen und Strebungen, wenn der Geiſt der Wahrheit, der Natürlichkeit, der Frömmigkeit ſie durchweht und weiht. Nicht einer Theorie zulieb wollen wir die Wiſſenſchaft pflegen, Kirchen bauen und ſingen, nicht Werke aus alter Zeit ſklaviſch

wiedergeben, sondern stets für unsere Zeit, für unser Volk und mit allen Mitteln, wie sie unsere Zeit bietet, die heilige Wissenschaft und Kunst pflegen. Alles aber soll der Geist durchdringen, der in den Männern gewaltet hat, welchen wir die Werke der Wissenschaft, die Schöpfungen der Kunst in den vergangenen Jahrhunderten danken. Und alles muß ausgeschieden werden, was diesem Geiste widerspricht.

IV.

Es ist uns mit der Reform des Kirchengesanges ähnlich gegangen wie mit unsern Kirchenrestaurationen. Man ist von mancher Seite von einem Extrem ins andere gefallen. Hier galt einigen nur der romanische, vielen nur der gotische Bau als der architektonische Gedanke des Christentums; dort hat man nur einen Stil für Kirchenmusik gelten lassen wollen. Es ist ja wahr, unsere Kirchenmusik war vielerorts in tiefem Verfall; als Vorstand eines Seminars beklagte ich nicht wenig den ganz weltlichen, aller Andacht und allen Ernstes baren Geist so mancher Kompositionen, die in unserer Kirche zur Aufführung kamen; aber ich wußte nicht zu helfen, und wenn ich es auch gewußt hätte, so hatte ich nicht die Macht, diese Zustände zu ändern. Darum begrüßte ich mit Freuden die Bildung der Cäcilienvereine. Doch nicht wenige — ernste, würdige, verständige, hochkatholische Männer — wurden bedenklich, als sie so manche Enthusiasten eine Richtung einschlagen sahen, die man mit Recht als eine extreme bezeichnen muß. Solche Bestrebungen, die von Männern ausgehen, die katholischer sein wollen als der Papst, können nur dazu dienen, besonnene Freunde der Reform mißtrauisch zu machen und dem Volke zum Ärgernis zu werden. Wie die Gotikfanatiker die ehrwürdigsten Altäre zerschlugen und entfernten, an denen Eltern und Großeltern gebetet, viele Generationen ihre Andacht gehalten hatten, so sind auch unsere extremen Cäcilianer ihren Theorien zulieb nicht sehr rücksichtsvoll zugefahren. Beidemal hatte man vergessen, daß die Kunst im Dienste der Kirche, der katholischen Andacht, des katholischen Volkes steht. Aber wiewohl man nur römisch sein wollte, ließen diese vielerorts doch auch Frauen auf dem Kirchenchor zu, was man in Rom selbst dort, wo der Gesang nichts weniger als mustergültig ist, unerhört finden würde.

Wie im Kirchenbau, so haben die Päpste auch der Musik im Dienste der Kirche eine größere Freiheit gelassen, als so manche dieser Reformatoren zugestehen möchten. Man gehe einmal am St Peterstage in den St Peter und höre die Vesper an, die dort in unmittelbarer Nähe des Papstes aufgeführt wird. Damit soll der heutigen Kirchenmusik in Italien keineswegs das Wort geredet werden, aber ich führe dies an als Beweis a maiori ad minus[1]. Soll es wirklich, um katholisch zu bleiben, nur eine Art geben, Kirchen zu bauen und zu singen, soll aller Fortschritt in der Bau- und Tonkunst geleugnet, beide Künste auf ein bestimmtes Jahrhundert gebannt bleiben? Das wäre ja byzantinische Erstarrung; aber selbst die griechische Kirche hat an verschiedenen Orten, wie in St Petersburg, den monotonen, näselnden, unserem Ohr unerträglichen griechischen Choral aufgegeben; der Choral in der kaiserlichen Kapelle daselbst soll, wie Kenner berichten, von überwältigender Wirkung sein. So haben es auch die Protestanten gemeint, als sie die spätere Entwicklung der Kirche als einen Abfall von ihr selbst bezeichneten und einen Fortschritt über die Formen des apostolischen Zeitalters hinauf nicht anerkennen wollten.

Keine Zeit darf sich rühmen, allein im Besitz der katholischen Wissenschaft, der katholischen Kunst zu sein, darf ihren Formen des kirchlichen Lebens alleinige Berechtigung zuschreiben. Gerade das war ja der Grund, warum die Gesellschaft Jesu bei ihrer Entstehung Widerspruch fand; weil ihre Mitglieder kein Chorgebet hatten, keine besondere Kleidung usf. trugen, waren so manche bis zu Papst Sixtus V. hinauf ihrer Verfassung nicht wohl gewogen; und doch war es gerade diese Lebensform, die ihrem Institute so große Wirksamkeit ermöglichte.

Der wahre Katholik wird den Geist des Fortschrittes, der die Kirche vor Verknöcherung bewahrt, in ihrer ganzen Geschichte erkennen. ‚Der wahre Cäcilianer', sagt darum der selige Witt, mit dem ich oftmals über diese und verwandte Fragen mich unterhalten habe, ‚schätzt Instrumentalmusik in der Kirche hoch, hoch den Volksgesang, höher die Vokalmusik, am höchsten den Choral, alles genau in dem Grade, in der Art der Anwendung und Abwechslung, wie die Kirche will.' Nach dem Caerimoniale Episcoporum sind drei Gattungen kirchlicher Musik

[1] Vom Größeren auf das Kleinere.

zu unterscheiden: der gregorianische Gesang, der polyphone Gesang, welcher durch kontrapunktische Motive aus dem gregorianischen Gesang gebildet ist, und die figurierte Messe (Mitterer versteht darunter Kirchengesang mit frei erfundenen Motiven, mit oder ohne Begleitung). Sonderbare Widersprüche! Die Palestrinamessen sind zur selben Zeit und an demselben Ort, zu Rom, entstanden, als man die St Peterskirche, dieses Vorbild aller Renaissancekirchen, baute. Diese nun, sagt man uns, sollen unkirchlich sein, vom Geiste des Heidentums durchdrungen, jene aber die höchste, einzige Form der kirchlichen Tonkunst! Ich habe vor vielen Jahren zu Rom oft Palestrinamessen gehört und mich daran erfreut, und zwar zu einer Zeit, da fast alle der gegenwärtigen Verehrer des Palestrinastils noch in den Kinderschuhen gingen, aber ich habe, wiewohl der Sängerchor in der Sixtina damals ausgezeichnet war und unter der Leitung des vortrefflichen Baini stand, weder damals noch jetzt glauben können, daß er der allein berechtigte musikalische Gedanke des Christentums sei.

Mit dem eben Gesagten soll den neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der kirchlichen Tonkunst nicht im geringsten ihr hohes Verdienst geschmälert werden; nur möge man immer den Satz beachten: Moderata durant[1]. Auch bei der Wiedergeburt der kirchlichen Baukunst und Malerei sind wie in der Musik Einseitigkeiten an den Tag getreten; bei dem redlichen und selbstlosen Zusammenwirken aller Kräfte werden manche Differenzen sich ausgleichen, manche Schroffheiten sich mäßigen, und so wird eine neue, glückliche Zeit für die kirchliche Tonkunst anbrechen.

V.

Als ich von dem Bau einer Eisenbahn nach Einsiedeln hörte, hatte ich gefürchtet, es möchte dieser liebe, stille Ort seinen heiligen Zauber verlieren. Doch meine Besorgnisse waren umsonst. Schon bei der Fahrt den Berg hinauf herrschte in den dichtbesetzten Wagen eine große Stille; es war still wie in einer Kirche, und nur selten redete einer leise mit seinem Nachbar. Alle waren eben durchdrungen von frommen Gedanken, voll Sehnsucht nach der heiligen Stätte; mochte auch einer und der andere darunter verschiedener Gesinnung

[1] Das Gemäßigte hat Dauer.

sein, er mußte sich doch hier in die allgemeine Stimmung schicken. Viele unter den Pilgern beteten halblaut; die Franzosen, welche in größeren Gruppen kamen, hatten ein eigenes Gebetbüchlein bei sich: Recueil de Prières et Cantiques pour le pèlerinage de Notre-Dame-des-Ermites. Auf dem Wege von der Station Wädenswil nach Einsiedeln sangen sie das Magnifikat. Eine andere, recht wohltuende Bemerkung konnte ich hier machen; auch manchen von den Fremden war sie nicht entgangen, und sie teilten sie mir mit. Viele, viele Menschen waren hier versammelt, Deutsche aus allen Ländern, Franzosen, Tiroler, Romanische usf., und aus allen Ständen konnte man sie sehen; alle schienen nur von einem Geiste durchdrungen, fromm, freudig, höflich und zuvorkommend gegeneinander. Kein Wunder — es waren ja eben Glieder aus der einen großen katholischen Familie, die sich hier zusammengefunden hatten, die Kinder ihrer gemeinsamen Mutter Maria, die zu ihr heraufgeflohen unter ihren Schutz und Schirm. Echte Frömmigkeit macht ja immer das Herz mild und gut.

Virgo singularis,
Inter omnes mitis,
Nos culpis solutos
Mites fac et castos [1],

haben sie soeben gebetet.

Die Stiftskirche zu Einsiedeln hat alle Mängel des Rokoko; aber dennoch wirkt sie so erhebend. Treten wir in dieselbe ein, so überraschen uns alsbald die hohen, weiten Räume. Die mächtigen Hallen, die kühn geschwungenen hohen Bogen üben eine gewaltige Wirkung, besonders am Abend, in der Dämmerung, und am Morgen, wenn der Tag graut. Die gotische Kirche mit ihren aufsteigenden Säulenbündeln strebt voll Sehnsucht zum Himmel empor, die Basilika mit den Mosaikbildern des Heilandes und der Apostel, der Darstellung des himmlischen Jerusalem in der Apsis, die romanische Kirche mit ihrem fest in sich geschlossenen Mauer- und Kuppelbau, und die Renaissancekirche mit dem hochaufstrebenden Hauptaltar, auf dem der eucharistische Gott thront, stellen so recht den Himmel auf Erden dar, die caelestis urbs Ierusalem [2].

[1] Du einzige Jungfrau, sanft unter allen, lös uns von den Schulden, mach uns sanft und züchtig.

[2] Himmlische Stadt Jerusalem.

Die Dekoration der Kirche des Stiftes ist allerdings überreich, namentlich an den vier Pfeilern des Mittelschiffs, die Farben der Polychromie sind vielfach zu grell, und die Vergoldung ist bis zum Übermaß angewendet. Um jedoch die Wirkung dieses Stils recht würdigen zu können, müssen wir den Zweck des ganzen Baues ins Auge fassen; vieles wird uns dann verständlicher werden. Man darf diese Kirche nur einmal an den höchsten Festtagen, wie an dem der Engelweihe, von der Galerie aus sehen, die unmittelbar über dem Portal sich befindet, wenn Tausende und Tausende, Kopf an Kopf dicht gedrängt, diese Räume füllen, wenn mächtig die Klänge der Orgel von Posaunenton begleitet über diese Massen dahinwogen, die silberhellen Knabenstimmen wie Engelsgesang von den Wölbungen widerhallen und die Sonne ihr goldenes Licht über die Weihrauchwolken wirft, die vom Altare aufsteigen und langsam nach oben schweben. Man muß da diese vielen Menschen beobachten, auf deren Angesicht so viel Seele, Andacht, Wonne, Erhebung liegt, denen man es ansehen kann, wie freudig sie es empfinden, daß dem großen Herrn und Gott eine so herrliche Wohnung hier ist errichtet worden. Wohl ist Gold, Farbe, Marmor verschwenderisch angebracht, vielleicht im Übermaß; aber der Kunstkritiker hält da seinen Tadel zurück, er denkt nicht mehr an den Verstoß gegen den guten Geschmack: er fällt auf seine Knie, Andacht, Freude ziehen in seine Seele ein. Auch Maria Magdalena hat ja ihre Salben verschwendet an den Füßen des Herrn; sollen wir, den Pharisäern gleich, es tadeln, wenn diese frommen Mönche, in ihren Zellen so arm, so reich als möglich die Stätte dessen schmückten, der seine Wohnung genommen unter den Menschen, wo er wahrhaft, wirklich und wesentlich unter ihnen bleiben will?

Ein Meisterwerk der Technik aber ist das Achteck über der Kapelle. Diese steht im Mittelschiff nicht weit vom Eingang und ist aus schwarzem Marmor gebaut; in ihr befindet sich das Bild der allerseligsten Jungfrau aus Holz gearbeitet, mit kostbarem Geschmeide verziert. Über derselben werden auf zwei nur 3 m voneinander abstehenden Mittelpfeilern acht kühne Halbkreisbogen gesprengt; zwischen ihnen sind die Gewölberippen eingespannt, so daß ein gewaltiges Kreistonnengewölbe das Heiligtum überragt. Semper erkannte in dessen Konstruktion ein Meisterstück der Baukunst, besonders der Gewölbekonstruktion. In den weitgesprengten hohen Bogen, den

Einsiedeln.

riesigen Linien feierte das Raumgefühl der Renaissance seine höchsten Triumphe.

Einen andern Vorzug der Renaissancekunst konnte ich auch hier bewundern. Das Bild am Hochaltar stellt Mariä Himmelfahrt dar; von der äußersten Galerie über dem Eingang zur Kirche aus gesehen, trat ihre Gestalt mir deutlich entgegen. So ist es nicht bei den Werken vieler neueren, auch berühmter Maler; so häufig sind ihre Bilder nicht für die Ferne berechnet, sondern nur für den Beschauer, der unmittelbar davorsteht. Ein Vergleich zwischen den Bildern in St Peter zu Rom und den in neuester Zeit im Dom zu Salzburg ausgeführten gibt einen anschaulichen Beweis.

VI.

Diese große, weite Kirche nun war jeden Abend gedrängt voll von betendem Volk. Das war ein erhebender Anblick! Bald wie Windesbrausen, bald wie sanftes Wehen wogten diese Tausende und Tausende von Stimmen durch die heiligen Räume hin, stiegen Tausende und Tausende von Seufzern zum Himmel empor. Da ward die wahre, gottverwandte Natur des Menschen so recht offenbar; da war es mir, als könnte ich hinab- und hineinblicken auf den tiefen religiösen Grund der Volksseele, die, vom Staube des alltäglichen Lebens mehr oder weniger verdeckt, hier nun in ihrer ganzen wahren Natur hervortrat. Wie aus tiefer Felskluft der Bergstrom herausbricht und in gewaltigen Fluten dahinwogt, so hatte an diesen Abenden, an diesem heiligen Orte, in dieser frommen Versammlung eine höhere Geistesströmung diese vielen erfaßt und über alles Irdische hinweg hinauf in den reinen Äther des Ewigen und Göttlichen gehoben, da Friede ist, Freude und Seligkeit.

Da trat mir auch der Begriff der Katholizität recht anschaulich vor die Seele. Katholizität, sagt einmal der hl. Johannes Chrysostomus, heißt Gemeinschaft, Gemeinschaft im Höchsten und Hehrsten, was der Mensch nur immer hat. Außer unserer Kirche ist sie nicht, kann sie nicht sein; denn außer ihr sind nur Bruchteile der Wahrheit, ist nicht die ganze, volle Wahrheit; darum erscheint auch nicht die ganze, volle Menschheit, sind nur vereinzelte Richtungen des menschlichen Strebens: einseitige Verstandestätigkeit — Rationalismus; einseitige Gefühlsrichtung — Pietismus, Mystizismus; einseitige Willensbildung — Moralismus.

Eine eigentümliche Erscheinung unter den Pilgern bildeten die vielen Geistlichen, welche in Soutane, mit Rabats und Dreispitz aus Frankreich, Lothringen und Elsaß hierher kamen. Viele von ihnen waren in Begleitung ihrer Pfarrkinder, Männer und besonders Frauen, erschienen. Da konnte man einen oder den andern derselben sehen, wie er gleich einem Hausvater die Seinen um den runden Tisch im Gasthause sammelte und jedem die Speisen vorlegte. — Ein Rigorist mag vielleicht dieses Reisen von Priestern mit Frauen tadeln; aber er möge bedenken, daß in der Regel diese Pilger und Pilgerinnen in großen Gruppen reisen, gewissermaßen im Angesichte der Öffentlichkeit. Jedenfalls muß diese Sitte dazu beitragen, den Pilgerfahrten ihren religiösen Charakter zu wahren.

Die Theologen haben viel gedacht und geschrieben über das Verhältnis von Gnade und Freiheit, und ob jene diese nicht beeinträchtige. Diese Frage kam mir in den Sinn, als ich auf diese betende Menge niedersah. Wie Tau und Sonnenlicht auf die Blüte fällt und diese sich um so rascher entfaltet und entwickelt, ohne daß ihre eigene Lebenskraft und Tätigkeit durch die Einwirkung von Tau und Sonnenstrahl auch nur im mindesten gestört würde, so mag es auch im religiösen Leben sein. Die Gnadensonne, welche die menschliche Seele durchwirkt und durchwaltet, war über diesen Tausenden aufgegangen. Die Seelen haben sich ihr selbsttätig erschlossen, wie die Blüte ihren Kelch, aber es war doch der Sonnenstrahl, der sie aufschloß. Agis et ageris[1], sagt darum St Augustin.

Zuweilen wurden fromme Lieder gesungen, abwechselnd von deutschen und französischen Pilgern; der Charakter beider Nationen sprach sich da auch in ihren Liedern aus. Jene der Franzosen klangen wie der Gesang von Soldaten, welche im Geschwindschritt marschieren; ruhiger, melodischer waren die Muttergotteslieder der Deutschen. Als sie das alte Lied anstimmten:

Meerstern, ich dich grüße,
O Maria, hilf!
Mutter Gottes, süße,
O Maria, hilf! ꝛc.

da erging es mir wie einst dem hl. Augustinus, als er in der Basilika zu Mailand den Gesang hörte: ich konnte nur mit Mühe die Tränen

[1] Du treibst und wirst getrieben.

zurückhalten; da tauchten so viele Erinnerungen auf aus den längst dahingeschwundenen Tagen froher, unbefangener Jugend. Eltern und Großeltern hatten ja dieses Lied gesungen, und in der Muttergotteskirche der Heimat war es so oft beim Frührot wie ein frommer, froher Gruß an die Mutter in die Gassen der Stadt hinausgedrungen.

Zu wiederholten Malen veranstalteten mit Einbruch der Nacht die Pilger Prozessionen von der Kirche aus den Berg hinauf durch den Wald zum Bilde des hl. Meinrad. Die flimmernden Kerzen, die wie eine hell leuchtende Sternenreihe in der Dunkelheit sich fortbewegten, boten, von ferne gesehen, einen eigentümlichen Anblick. Ein Altertumsforscher hätte vielleicht in dieser nächtlichen Lichtprozession eine schwache Erinnerung an die eleusinischen Mysterien finden können.

Zum Schlusse ihrer Abendandacht in der Kirche stimmten die Pilger das ‚Großer Gott, wir loben dich' an. Als dieses gewaltige Lied durch die Kirche brauste, da konnte man wahrnehmen, wie der religiöse Gesang so recht volkstümlich ist, so recht aus der Natur des Deutschen hervorgeht. Er ist die unwillkürliche Ausströmung seines Innern, das zu Gott sich hebt und im gemeinsamen lauten Rufe zu ihm sich selbst religiös erhebt und erbaut. Darum fielen alsbald alle mächtig ein, als dieser Gesang angestimmt wurde, und man fühlte es durch, es war ihnen eine heilige Lust, Gott laut zu loben. Und diese Tausende von Stimmen der Männer und Frauen, der Jünglinge und Greise flossen zusammen zu einem großen, Ohr und Herz erquickenden Wohlklange.

Am Festtage selbst weckte schon in der Frühe halb 3 Uhr die Glocke mit mächtiger Stimme uns Pilger und kündete das Fest der Engelweihe an. Nicht lange darauf begann das erste Hochamt. Durch die Güte des hochwürdigsten Herrn Abtes war es mir vergönnt, in die heilige Kapelle, die ehemalige Wohnung Meinrads, einzutreten; schon in früher Morgenstunde, als eben der Tag graute, konnte ich in diesem Heiligtume die heilige Messe lesen. So viele Tausende und Tausende frommer Priester haben an derselben Stelle seit Jahrhunderten das heilige Opfer dargebracht, so viele Millionen Pilger sind auf ihren Knien davorgelegen, so viele Gebete wurden hier gebetet, so viele Tränen wurden hier geweint, so viele Tröstungen sind hier gespendet worden — der Gedanke an alles das hat in dieser weihevollen Stunde mich tief erschüttert. Da dankte ich Gott

aus innigstem Herzensgrund, daß er mich zum heiligen Glauben berufen, daß er mich zum Kind seiner Gnade und seiner heiligen Kirche gemacht, daß er mir das erhabene Amt des Priesters anvertraut, daß alle diese vielen, vielen frommen Beter ringsum meine Brüder sind, und daß er mich hoffen läßt, dermaleinst im Verein mit ihnen in dem himmlischen Heiligtum erscheinen zu dürfen.

Groß und erhebend war die Schlußfeier dieses Tages. Die ganze Umgebung der Kirche war reich und geschmackvoll beleuchtet; in weiter Ferne, hoch über dem waldigen Berge glänzte ein Kreuz; in der Mitte des großen Platzes, in einem Tempel, von flammenden Kerzen gebildet, stand der Altar. Und nun bewegte sich der Zug der Ordensmänner aus der Abtei über den Platz hin; noch ein Gesang, und der Bischof gab dem versammelten Volke den Segen mit dem Allerheiligsten. In diesem Augenblicke trat eine erhabene Stille ein; kein Laut drang aus diesen Scharen, die den weiten Platz bedeckten; man hätte können atmen hören, sagte mir Tags darauf ein Schweizer Nationalrat. Der einfache Choral der Geistlichen, die schneeweißen Gewänder des Sängerchores, auf welche die Kerzen ihren hellen Schein warfen, daneben die schwarzen Flocken der Mönche, die frommen Novizen mit ihren frischen Gesichtern voll Jugend, Gesundheit und Unschuld, die Greise im Dienste der Kirche, der Erziehung und der Wissenschaft ergraut — das alles gab ein wunderbar anziehendes Bild. Als sie am Schlusse der Andacht alle um die Kapelle im Halbkreis auf ihren Knien lagen, wo der letzte Segen gegeben wurde, sagte zu mir ein Mann aus dem Volke, der neben mir kniete: ‚Wie müssen wir Gott danken, daß wir katholisch sind!‘ — ‚Sie haben recht‘, antwortete ich ihm; ‚nur die katholische Kirche kann solche Feste feiern für hoch und niedrig, für alle Stände, für alle Völker. Es ist der gegenwärtige Gott, dem die Feier gilt, und ihm gehören wir ja alle.‘

VII.

Wie ich schon berührte, hatte ich in Einsiedeln wieder Gelegenheit, die Bedeutung des Volksgesanges für das religiöse Leben der Gläubigen zu beobachten, und ebendarum ist — worin der selige Witt auch vollkommen mit mir einverstanden war — die Bildung und Pflege desselben nicht minder wichtig als jene des Kunstgesanges; jener läßt sich überall herstellen und mit den geringsten Mitteln,

dieser nicht so. Ja es ist eine wahre Pein, wenn wir manchmal Aufführungen von Gesängen im Palestrinastil beiwohnen, die wegen der Unzulänglichkeit der Sänger und Sängerinnen alles eher bewirken als Hochschätzung derartiger Versuche. ‚Aber der deutsche Volksgesang ist lutherisch‘, sagte mir einmal ein extremer Cäcilianer. Und um dies zu beweisen, erzählte er mit vollem Abscheu, er habe einmal in einer fränkischen Kirche eine Tafel gesehen, auf welcher die Nummern der zu singenden Lieder angegeben waren wie bei den Lutheranern. ‚Ist das nicht lutherisch, eitel Luthertum?‘ setzte er entrüstet bei. — ‚Aber Sie haben auch wohl eine Kanzel da gesehen‘, antwortete ich ihm. — ‚Jawohl.‘ — ‚Nun, die haben ja die Lutheraner in ihren Kirchen auch, ist das nicht auch Luthertum?‘ Er schwieg. Dieser Mann war ein begeistertes Mitglied des Cäcilienvereines in einer Bischofsstadt, aber er verstand nicht einmal Latein. Was nun dieser und andere seinesgleichen unter objektiver Kirchenmusik verstehen, können wir leicht erraten.

Es ist durchaus nicht richtig, wie so oft gesagt wird, daß der deutsche Volksgesang aus dem Geist des Josephinismus stamme und erst von oben mit Gewalt eingeführt worden sei. Lange vorher hatten unsere hochkatholischen Bischöfe in Franken und am Rhein den deutschen Gesang unter bestimmten Direktiven begünstigt: gerade von den Jesuiten stammen so manche unserer älteren deutschen Kirchenlieder, in denen die wichtigsten Glaubens- und Unterscheidungslehren ausgesprochen sind. Wie nämlich Paul von Samosata seine christologische Häresie, so haben die Lutheraner in Deutschland durch ihre Gesänge die Häresie in das Ohr und Herz des Volkes einfließen lassen, und so wurde unser gesangfreudiges Volk häufig in den Protestantismus förmlich *hineingesungen*. Darum haben unsere Vorfahren wohl gewußt, was sie taten, als sie auf diesem Wege das Volk im Glauben zu erhalten suchten. Ist ja doch so manches lutherische Lied eine wahre Marseillaise des Protestantismus; wer diese singen hört und den Katholiken den deutschen Gesang, in dem sie laut ihren Glauben bekennen, verbieten oder verkümmern will, der hat kein Herz für sein Volk und für seine Kirche.

Auch bei uns Katholiken ist der deutsche Gesang ein *Bekenntnis* für das Volk. Wenn ein Kunstgesang, eine Messe, sei es von Haydn oder von Mozart oder von irgend wem oder selbst im strengsten Palestrinastil, aufgeführt wird, so können auch protestantische und

selbst jüdische Sänger und Sängerinnen, Leute der Oper und des Schauspielhauses ‚mitwirken', und es geschieht auch an verschiedenen Orten. Es ist und bleibt eben das Ganze eine musikalische Produktion, und wenn man dann in den Blättern die Berichte darüber liest, so weichen sie wenig ab von dem, was wir sonst über die Aufführung einer neuen Oper zu lesen gewohnt sind. Das katholische Volkslied dagegen singt nur der gläubige Christ; wird das ‚Heilig, Heilig, Heilig!' gesungen, das einst in der Festungskapelle auf dem Spielberg einen Silvio Pellico so tief ergriff, mehr als alle kunstvollen Kirchengesänge, die er in Italien gehört hatte, so kann nur der Katholik mitsingen. Und oft habe ich schon in früher Jugend und auch später in der Seelsorge die Erfahrung gemacht, daß, wenn ein junger Mensch in der Kirche nicht mehr mitsingt, er ebendamit beweist, daß sein kirchlicher Sinn abgenommen hat.

Oftmals habe ich gegen den Volksgesang einwenden hören, daß unsere Leute zu viel singen und zu wenig beten. Aber dann hat der Apostel geirrt, wenn er (Eph 5, 17) auffordert zu geistlichen Gesängen. Als ob der Priester, wenn er in Andacht höher sich aufschwingt, ein feierliches Amt hält und die Präfation und das Paternoster singt, aufgehört hätte zu beten! Als ob nicht gerade im Gesang das fromme Gemüt, von Dank, Liebe, Ehrfurcht durchdrungen, sich ausgießen möchte, wie einst Moses, wie David, wie so viele Heilige des Alten und Neuen Bundes getan! Als ob der Sängerchor verzichten müßte auf das Gebet, wenn er seine Gesänge singt! Als ob nicht von jeher das Chorgebet als ein feierliches und festlicheres galt, wenn Psalmen und Hymnen gesungen und nicht bloß rezitiert werden! Solche Reden erinnern mich an die Äußerung eines Kritikers, welcher noch weiterging und auch die Gebetbücher verwarf. Sie sollen aus dem Herzen beten, nicht aber aus dem Buche ihre Gebete ablesen, meinte er; geradeso pflegt man protestantischerseits auch gegen das Breviergebet zu polemisieren, und unsere Aufklärungskatholiken in Württemberg und Baden haben in den dreißiger Jahren dieselben Gründe vorgebracht. Am besten hat in dieser Beziehung vor vielen Jahren einmal der kluge und vielerfahrene Sekretär im Profeßhause al Gesù zu Rom, P. Jansen, geurteilt. Es handelte sich um die Lebensordnung der neueren Kongregationen gegenüber jener der mittelalterlichen Mönchsorden mit ihrem lang dauernden Chorgesange. ‚Damals', bemerkte er, ‚war

die Mehrzahl weniger ausgebildet, weniger fähig, sich selbst geistig zu beschäftigen; da war es denn die Handarbeit in den Klöstern, welche die Mönche vor Müßiggang bewahrte, und der Chorgesang, der außer der Verherrlichung des Gottesdienstes ihnen religiösen Unterricht gab, fromme Gedanken anregte, heilige Worte in den Mund legte.' Gerade dieses leistet der deutsche Kirchengesang unserem Volke; darin wurzelt seine Bedeutung.

Wo der deutsche Kirchengesang fehlt, da muß das profane, nicht selten skurrile Lied den Gesangesdrang unseres Volkes befriedigen; denn das Volk will nun einmal nicht stumm bleiben. Ich hörte vor Jahren einmal in einer Schule, die zudem von Ordensschwestern gehalten wurde, am Schlusse der Prüfung einen ganz gemeinen Gassenhauer von den armen Kindern herabsingen. Verwundert fragte ich, ob sie denn kein religiöses Lied singen könnten? ‚Nein', antwortete die Schwester, ‚wir singen nicht in der Kirche.' Das kam vor nicht weit von der Grenze Böhmens, wo das Volk so schöne geistliche Lieder singt. In Ländern dagegen, wo der deutsche Kirchengesang blüht, konnte der Seelsorger — so war es wenigstens in früherer Zeit — sich häufig an jenen Brief des hl. Hieronymus erinnern, in dem er schildert, wie die Ackerer hinter dem Pfluge Psalmen sangen, und Kirchenlieder singen hören von der Jugend, die abends vom Felde nach Hause zog.

VIII.

Da ich mich längere Zeit in Einsiedeln aufhielt, so habe ich es nicht versäumt, Abt und Konvent wiederholt zu besuchen. Was mich hier besonders anzog, war die reiche und wohlgeordnete Bibliothek und in ihr der kleine, aber unschätzbare Kodex, der Regionator Einsidlensis. Ihm verdanken wir ja zumeist unsere Kenntnis der Topographie Roms vom 6. bis 8. Jahrhundert. Es gab mir eine eigentümliche Stimmung, als ich da der Reihe nach unter den vielen nun verschwundenen Inschriften, die der Rombeschreiber aufgezeichnet hat, auch einige mir bekannte sah, die ich in Rom so oft gelesen hatte. Die Bibliothek, die rege Tätigkeit der Lehrer, Schriftsteller, wie Georg Ulber, Gabriel Meier, Benno Kühne, Albert Kuhn usf., tun vor aller Welt kund, daß das Stift bestrebt ist, seinen alten Ruhm als Herd der Andacht und Stätte der Wissenschaft zu bewahren.

Eine edle, wohltuende Erscheinung im Stift ist der Maler P. Rudolf Blättler. Ich besuchte ihn in seinem Atelier, wo eben ein aus Holz geschnitzter Miniaturaltar auf der Staffelei stand. Das Mittelbild stellt die heiligen drei Könige dar, die das Jesuskind in den Armen der Mutter anbeten; die beiden Seitenflügel zeigen den hl. Augustinus und St Leonhard. Wunderbar ist der Ausdruck in diesen kleinen Gestalten bis herab zu den lieblichen Engelsköpfchen zu Füßen des heiligen Kirchenlehrers. Ernst, Andacht, Freude, Überraschung drückt sich auf dem Angesichte der drei Könige aus. Verschiedene Kartons von Gemälden, die teils vollendet teils noch auszuführen waren, hingen an den Wänden umher; aber das schönste Bild war der Maler selbst, eine hohe männliche Gestalt voll Kraft, ein rechter, echter Sohn der Berge. Den Gegensatz zu dem Reckenhaften dieses Mannes bildete das Auge, das mild, sinnig, wie träumerisch in eine Welt von Phantasiebildern hineinblickte. Dabei diese große, aufrichtige, rührende Bescheidenheit; man fühlt es durch, dieser stille Mann lebt in seinen Bildern, wie ein Fiesole, ein Bartolommeo della Porta in den ihren gelebt haben; seine Malerkunst ist ihm ein hehrer Gottesdienst; an Menschenlob und Anerkennung vor der Welt denkt er nicht. Es war mir eine hohe Genugtuung, bei dem tiefen Verfall der Kunst in der Gegenwart, die vielfach nur noch dem Sinnenreiz und Mammon dient, einem solchen Manne zu begegnen, der an die schönsten Zeiten der Kunst erinnert.

Seine Studien machte er zuerst in der Schweiz bei Deschwanden, dann in München, dann in Rom. Manchen ist er zu modern, nicht archaistisch genug; die Realisten in der Kunst und die Freilichtmaler würden ihn als einen Zurückgebliebenen vielleicht tadeln. Ebendarum wird er wohl das Richtige getroffen haben.

Aber nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Manche Pilger weinten, als sie diese liebe, heilige Stätte verließen. Noch einmal wandte ich mich um, da blickte das imposante Portal, vom Morgensonnenschein übergossen, noch einmal zu uns nieder. Bald öffnete sich die Aussicht nach dem Zürcher See mit seinen Dörfern, Städtchen, Villen, die ihn wie eine ununterbrochene Perlenschnur umgeben. Die Pilger blicken mit Entzücken da hinab; die Gottesliebe raubt uns nicht die Freude an der schönen Natur, sie erhöht sie vielmehr und verklärt sie.

IX.

Wie eine gellende Dissonanz empfand ich noch an demselben Tage in Zürich das Gespräch eines ‚Züribieters', dem ich zuhören mußte und nicht ausweichen konnte. Es ist dies eine eigentümliche psychologische Erscheinung, daß es uns schwierig, fast unmöglich wird, einem albernen Schwätzer in unserer Nähe so unsere Aufmerksamkeit zu entziehen, daß wir den eigenen Gedanken nachhängen können. Doch hatte ich den Gewinn, daß ich den Schweizer religiösen wie politischen Radikalismus in seiner ganzen Roheit und Unwissenheit kennen lernen konnte. Der Mann unterhielt sich aufs lebhafteste mit einem Juden aus Ungarn. Das Gespräch fiel, wie nicht anders zu erwarten war, auf die bösen Ultramontanen, und nun konnte ich das ganze Schmähllexikon auf dieselben hören, auf die ‚listigen Pfaffen', ‚die wie Maulwürfe das ganze Land unterwühlen', ‚die süße Reden im Munde führen, aber den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen' usf. Der Jude, schlau wie die meisten seines Volkes, wußte anfangs nicht recht, welche Rolle er dabei spielen sollte. Zuerst hatte er sich sogar günstig über den Papst ausgesprochen und gemeint, es sei ja recht schön, wenn derselbe die Völker zur Einigkeit mahne und bei Streitigkeiten ein Schiedsrichter unter ihnen werde. Nun öffnete der Züribieter die Schleusen seiner Beredsamkeit und erging sich in einer heftigen Philippika im breitesten Zürcher Dialekt gegen Papst und Ultramontane und Pfaffen. Als das Jüdchen merkte, welche Tonart angeschlagen wurde, machte er schnell eine Schwenkung nach links und überbot noch seinen Gesellschafter in Schmähungen.

Jedermann weiß, wie die Juden ganz Ungarn sich fast botmäßig gemacht haben; nur der Züribieter wußte es nicht, und der Jude wollte es nicht wissen; so fielen sie sich denn brüderlich in die Arme als Freunde des Fortschritts und Volkswohls und als Bekämpfer dieser Ultramontanen, die nur das Volk ausbeuten. Der Züribieter berief sich auch zum Beweise für seine Behauptungen einigemal auf die Geschichte; doch legte er dabei eine so große Unwissenheit an den Tag, daß der Jude ihn mehrmals belehrte und korrigierte.

Gewiß ist nicht bloß Unwissenheit und seichte Aufklärerei der Grund solcher Erscheinungen: es ist der Haß gegen Christentum und Kirche, der in solchen Schmähungen sich ergeht. Nachdem diese Leute

eine Zeitlang noch in dieser Weise sich unterhalten hatten, wurden sie es endlich doch müde; und nun fiel ihr Gespräch auf das, was ihr Liebstes und Einziges ist, woran ihr Herz hängt, das Geld, und wie man es am schnellsten und am meisten gewinnen kann. Da dachte ich an das Wort des Sallustius: Ubi divitiae clarae habentur, ibi omnia bona vilia sunt, fides, probitas, pudor, pudicitia[1]. Wer wollte solche belehren? ‚Das Gemeine muß man nicht rügen', sagt Goethe, ‚denn das bleibt ewig sich gleich.'

Hier an der Schweizer Grenze, wo ich noch eine Woche zubrachte, hatte ich auch Gelegenheit, das moderne Sektentum in diesem Lande näher kennen zu lernen. In der Gesellschaft, welche da in der Sommerfrische sich aufhielt, befand sich ein in seinem Geschäft wohlerfahrener Kaufmann, der zur Sekte der Darbyisten gehörte. Der Engländer Darby hat sie gestiftet; alle Kirchen, sagen sie, sind schon in der apostolischen Zeit vom wahren Christentum abgefallen, auf allen ruht darum Gottes Fluch. Doch der Geist ist bei den Gläubigen geblieben und waltet in ihren Zusammenkünften, und so erbauen sich denn die Brüder unter sich. Sie haben kein Bekenntnis und keine Liturgie; ihre Versammlungen halten sie in irgend einem Saale, und wen der Geist ergreift, der tritt auf und redet. Von einer kirchlichen Gliederung, strengen Sabbatfeier wissen sie nichts; am ersten Tage der Woche brechen sie gemeinsam das Brot; das tausendjährige Reich wird einmal eintreten, glauben sie, und alle falschen Kirchen werden von der Erde verschwinden.

Die Abneigung dieses Mannes wandte sich weniger gegen die katholische Kirche als gegen die protestantischen Prediger. Was haben diese für eine Bürgschaft, meinte er, daß der Geist aus ihnen redet? Sie trieben eben nur ihr Handwerk, das leicht genug sei, während wir andern sauer unser Brot verdienen müßten. Da sei es bei ihnen anders: auch die einfachsten Leute mache der Geist beredt; ebendarum ‚brauchen wir keinen Prediger, der am Abend vorher seine Predigt zusammenschreibt und dabei Tabak qualmt'. Der Mann hat recht; er hat nur die Konsequenz gezogen aus dem protestantischen Prinzip. Wer die Autorität der Kirche verwirft, was soll dem die Autorität des Predigers? Und wenn die ganze Kirche

[1] Wo Reichtum Ruhm bringt, da erscheint alles andere verächtlich: Treue, Rechtlichkeit, Scham, Keuschheit.

irren kann, wie soll er den Worten des Predigers glauben? Wenn die Heilige Schrift allein genügt, wozu den Prediger? Und wenn der Geist ihn in das Verständnis der Schrift einführt, wozu die Vermittlung eines Predigers, der des Geistes sich nicht mehr rühmen kann als der einfache Gläubige selbst? Folgerichtig hat darum der Protestant Harms gesagt (von seinem Standpunkt aus): ‚Die Predigt hat keine göttliche Einsetzung, entspricht keinem wesentlichen Bedürfnis, hat kein Vermögen, allgemein zu befriedigen, ist an dem Verfall des Christentums nicht unschuldig.‘ Jede Sekte aber wird zur fruchtbaren Mutter vieler neuen Sekten, die aus ihrem Schoße hervorgehen; denn ‚was dem Marcion erlaubt ist (seine eigene Bibelerklärung zu verkünden), ist auch den Marcioniten erlaubt‘, sagt Tertullian. Und bekannt ist das Wort des hl. Augustinus: ‚Die von der Kirche sich getrennt haben, in wie viele Stücke sind sie zerfallen!‘

Der Separatismus weiß eben nicht, daß das Christentum nicht bloß in die stille Kammer sich verschließen und sich nicht bloß an die einzelnen wenden soll, daß es Sauerteig ist, der die ganze Welt durchdringt, daß es gepredigt werden soll auf den Dächern, daß es ein Reich bilden soll mit gottgesegneten Ordnungen und Ämtern. ‚Was Kirche!‘ meinte dieser Separatist, ‚wir brauchen keine Kirche.‘ Der orthodoxe Protestantismus will eine Kirche, aber eine Kirche, die nicht die Verheißung unfehlbarer Wahrheit hat, in der die apostolische Sukzession, das Prinzip der Einheit und Wahrheit nicht mehr vorhanden ist. So hat er, um dennoch wenigstens eine äußere Einheit sich zu erhalten, die Freigeborne hingegeben an den Staat, sie zur Magd der weltlichen Gewalt erniedrigt. Er braucht, wie Martensen sagt, die starke Hand des Staates, um trotz aller Gegensätze noch eine Einheit zu erhalten. ‚Wir haben die Bibel, lesen die Bibel, mehr brauchen wir nicht.‘ Auf meine Frage, woher er die Bibel habe, blieb er freilich die Antwort schuldig. Die Erfahrung sei alles; wer diese gemacht habe, werde gläubig, wer sie nicht gemacht, bleibe im Unglauben. Wer glaubt, wird selig; darum seien auch keine Werke notwendig und gebe es auch kein Fegfeuer. Wie groß die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit dieser Menschen ist, bewies mir eine ganz absurde Erzählung, die er als katholische Übung vorbrachte und die der arme Mann, in seinem Geschäft vielerfahren und kenntnisreich, als Wahrheit angenommen hatte.

Beschämend für manche Katholiken war jedoch sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, deren Walten er in allen Ereignissen seines Lebens erkannte, sowie sein fester Glaube an Gebetserhörungen. Freilich machte sich auch hier seine irrige religiöse Anschauung geltend, als ob nämlich die göttliche Vorsehung alle seine Bitten, gerade so wie er es verlangte, erhören müsse. Er wußte eben doch nicht, was ‚im Namen Jesu' beten heißt: nämlich jeden Wunsch vor Christus niederlegen, mit ihm und seinem heiligen Willen sich einigen, nicht ihn zum Diener unserer sinnlich-egoistischen Wünsche machen.

Zu welch gefährlichen Folgen das Prinzip der subjektiven Schriftdeutung führt, sollte sich gleichfalls durch diesen Mann recht handgreiflich offenbaren. Als er es lobte, daß in seinem Lande so viele die Steuerkommission hintergehen, und diesen Betrug mit dem Bemerken rechtfertigte, der Staat sei ohnehin reich genug, erinnerte ich ihn an das Wort der Schrift: ‚Zoll, dem Zoll; Steuer, dem Steuer.' — ‚Das ist wahr', meinte er; ‚ich gebe Zoll und Steuer; aber in der Bibel ist nicht gesagt, wieviel ich geben soll.' Es ist dies ein Pröbchen, wie die Sektierer immer ‚den Herrn Jesus' im Munde führen, dabei aber ihr Gewissen durch willkürliche Schriftdeutung zu beschwichtigen verstehen. Aber in einem mußte ich ihm beistimmen. ‚Wir haben uns von der Staatskirche getrennt', sagte er, ‚weil wir nicht wollen, daß der Staat uns in das Gewissen hineinredet; wir müßten ja gewärtig sein, daß die Regierung uns neue Glaubenslehren vorschreibt, vielleicht auch befiehlt, Jesum Christum zu verleugnen; denn es ist ja das Gesindel mit den Freimaurern, welches durch Stimmenmehrheit die Regierung wählt.' Der Mann hat gar nicht geahnt, daß er gerade das aussprach, was die Kirche von jeher ausgesprochen hat, indem sie von jeher das Placetum regium verwarf. —

Der Weg nach der Heimat führte an Neuschwanstein vorüber, ein Name, an den so viele traurige Erinnerungen für Bayern sich knüpfen. Es war ein trüber Herbsttag; graue Nebel stiegen aus den Talgründen auf, schwebten an den Berghalden hin, und dunkle, regenschwere Wolken hüllten das Gebirge bis weit herab in einen dichten Schleier. In den Niederungen hatte der Wald sich bereits in sein Herbstgewand gekleidet, wie ein Blätterregen fiel es von den Bäumen, und im königlichen Park raschelte das dürre Laub unter den Füßen. Jener eigentümliche Geruch, den die modernde

Vegetation verbreitet, drang aus Wald und Wiese — ringsum lautlose Stille; nur eine Meise zirpte, und hie und da hörte man den heisern Schrei eines Raben. Eine tiefernste, wehmütige Stimmung ging durch die Landschaft. Langsam stieg ich den Fußweg nach Neuschwanstein hinauf; ich dachte an den unglücklichen Fürstenjüngling, den Hohenstaufer Konradin, der hier einst gewohnt und auf dem Marktplatz zu Neapel so blutig geendet; und ich dachte auch an einen andern, ebenso unglücklichen Fürsten, der vor wenigen Jahren von hier gefangen hinweggeführt in den Tod ging. Der Burgherr zu Astura, Frangipani, hatte jenen verraten; was ist diesem zum Verderben geworden?

Im Schlosse sah ich das herrliche Muttergottesbild zu Häupten des königlichen Lagers, sah ich zu dessen Füßen das Bild der Auferstehung. Ich ward tief ergriffen; von schmerzlichen Gedanken bewegt, schied ich von da. Unten angekommen, warf ich noch einen Blick auf die hochragenden, von Zinnen gekrönten Türme; dann stand ich eine Weile still und schrieb:

Einst sah dich, edles Reis vom Stamm der Scheyern,
Ein treues Volk von Jugendglanz umflossen,
Geliebter Könige geliebten Sprossen;
Da ging ein Jubelruf durchs Land der Bayern.

Ja, so wie dich sah keinen Fürst man feiern.
Von allen, die des Glückes Gunst genossen,
Schien dir der Preis in Gottes Rat beschlossen,
Der Bayern Ruhm sollt' sich durch dich erneuern.

Doch weh! was seh' ich finstere Gestalten
Zu dir aufsteigen aus so nächt'gen Gründen!
O flieh, entflieh den lockenden Gewalten!

Bald wirst du nimmer ihnen dich entwinden,
Zum Abgrund ziehn sie dich, zum tiefen, kalten.
Bei Gott wirst du, mein König, Gnade finden.

II. Wanderungen durch den Thüringer Wald[1].

Allgemeiner Charakter des Landes; die Wartburg. — Im Werratale; Natur und Religion; Luthererinnerungen. — Die Schmalkaldener Artikel und freie Forschung; in Ruhla. — Auf dem Inselsberge; nach Hause.

I.

Fast dürfte es gewagt und manchem sogar unbescheiden erscheinen, unsere Leser auf das unter obiger Aufschrift bezeichnete Gebiet zu führen und ihr Interesse für unsere flüchtigen Aufzeichnungen in Anspruch zu nehmen. Was ist in den letzten Jahrzehnten und bis zur Gegenwart herab nicht alles bereist, beschrieben, in Prosa und Versen geschildert und besungen worden? Von der norwegischen Küste bis nach Neu-Sydney wandern die Zeichner und Korrespondenten der ‚Illustrierten Zeitung', der ‚Gartenlaube', und wie alle die Bilderbücher für Erwachsene heißen; der Philister fühlt sich bereits, während er unter kühler Laube seine Tasse Kaffee schlürft, bei den Söhnen der glühenden Tropen im Sudan und Zentralafrika wie zu Hause; er betrachtet sich mit aller Muße die geheimnisvollen Denkmäler und Steinkolosse zu Mexiko und Tlaxcala, und an einem stürmischen Winterabend sucht er am warmen Ofen mit Kane im Eise der Polarkreise die nordwestliche Durchfahrt, wobei ein kräftiger Zug aus voller Maßkanne vom besten ‚Windsheimer' oder ‚Erlanger' ihn in seiner Arbeit von Zeit zu Zeit gehörig stärkt. Was läßt sich darum bei so bewandten Umständen noch Neues bieten? Zwar haben andere einen Ausweg versucht, indem sie wie Gerstäcker aus der Reisebeschreibung einen Roman machen und in den Roman ihre Reiseeindrücke verweben oder gar Soldatengeschichten und Kriegserlebnisse schildern, denen sie ebenso fern waren

[1] Geschrieben im Jahre 1862.

als ihre Leser. Und aus dieser Mischung, mit Abenteuern hinlänglich gewürzt, wird ein Trank gebraut, den unser gebildetes Publikum gierig verschluckt. Es ist eben pikant, und mehr braucht es nicht; es wird gelesen und morgen wieder vergessen; aber Buchhändler und Verfasser haben ein Geschäft gemacht, und das wollte man eigentlich nur.

So verlockend das alles sein mag, so wollen wir doch keineswegs zu solchen Reizmitteln greifen, wie sie nur ein verwöhnter Gaumen fordert; und hat auch Goethe es verstanden, in seiner römischen Reise ‚Wahrheit und Dichtung' in ein Ganzes so zu verschmelzen, daß es schwer wird, den unechten Einschlag in dem künstlichen Gewebe zu finden, so halten wir uns gleichwohl an den alten Satz: Du sollst nicht lügen.

Wollten wir dieses Gebot auch umgehen, so ist doch unser Stoff so spröde, daß er schwerlich eine ähnliche Behandlung verträgt. Wir wanderten diesmal nicht mit ihm auf dem klassischen Boden, bedeckt mit zahllosen Monumenten, überschüttet mit allen Schätzen der Natur und Kunst. Unser Weg führte uns vielmehr in ein kleines, stilles, armes Land. Von der Werra im Westen, der Saale im Osten begrenzt, südlich an das Fichtelgebirge anstoßend und nach Norden in die fruchtbare sächsische Ebene auslaufend, liegt der Thüringer Wald so recht in der Mitte von Deutschland; und seine Bewohner, die mit ihren klaren blauen Augen, hellen Haaren, ihrem gestreckten Körperbau und ihrem im ganzen gutmütigen, offenen Wesen sich unverkennbar als ein echt deutscher Stamm bekunden, lieben es, sich das ‚Herz Deutschlands' zu nennen. Freilich ist dieses Herz sehr zerrissen; denn nicht weniger als neun Landesherren teilen sich darein. Den bei weitem größten Anteil hat Meiningen-Hildburghausen; aber außerdem sind hier die Vaterländer der Bewohner von Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Weimar-Eisenach, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, des Kurfürstentums Hessen, von Preußen usw. Und das alles auf einem Flächenraume von höchstens 40 bis 50 Quadratmeilen!

Durch seine mäßig hohen, aber dicht bewaldeten Berge, wo die herrlichsten Buchenschläge stehen, unterscheidet sich der Thüringer Wald sehr zu seinem Vorteile von dem südwestlich gelegenen Rhöngebirge, das, wiewohl durch seine mannigfaltigen und merkwürdigen Formationen äußerst anziehend, infolge seiner meist kahlen, von Wald

entblößten Bergrücken, über welche die Windsbraut ohne Widerstand herabstürmt, rauher und unwirtlicher erscheint. Auf der andern Seite hat er das vor dem Spessart voraus, daß seine Berge bis zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß sich erheben (der Inselsberg[1] liegt in gleicher Höhe mit dem Kreuzberge bei Bischofsheim, der Ochsenkopf hat 3000 Fuß[2] über dem Meere), während das Waldgebirge des Spessarts in seiner höchsten Erhebung (der Geiersberg hat 1900 Fuß[3]) noch nicht einmal die Höhe von 2000 Fuß erreicht. Seine tiefe Waldeinsamkeit, nur hie und da durch den heisern Schrei des Raubvogels unterbrochen, seine saftgrünen Matten, von hundert hellen Wasseradern durchrieselt, seine dunklen, tiefen, heimlichen Täler, von klaren, rasch eilenden Bächen durchströmt, sind so recht geeignet, den Geist zur Ruhe einzuladen, Leib und Seele zu erfrischen. Und es ist, als ob in der reinen, elastischen Luft und dem frischen, kräftigen Waldesduft ein Heilmittel läge, das alle Gebrechen eines jahrelangen Stadt- und Stubenlebens hinwegzaubert.

Aber es war noch ein anderes, das mich diesmal gerade nach Thüringen trieb. Es hat ja in diesem Lande nicht nur ein großes und herrliches Stück deutscher Geschichte gespielt, es ist zugleich die Heimat und Geburtsstätte Luthers und des Protestantismus. Und diesen wollte ich etwas in der Nähe ansehen; denn der Protestantismus ‚in der Diaspora', wie man salbungsvoll sich ausdrückt, ist ein ganz anderes Ding. Selbst Hengstenberg hat es ja eingestanden: in katholischen Ländern ist das kirchliche Leben der Protestanten noch viel kräftiger, ihr Glaube positiver, der Kirchenbesuch besser als da, wo, von katholischen Einflüssen unberührt, der Geist der Verneinung sich ungehemmt entfalten kann. Der Protestantismus vorab in Bayern lebt und zehrt von den katholischen Elementen, die mehr oder weniger im Volke liegen, und denen sich die einzelnen protestantischen Gemeinden ebensowenig entziehen können als der physische Organismus den Einwirkungen der ihn umgebenden atmosphärischen Luft.

Während ich, im Schatten einer uralten, mächtigen Eiche liegend, dieses schreibe, darf ich nur das Auge aufheben, und mein Blick fällt auf die Wartburg, die, alle Wipfel überragend, ernst und vielsagend zu mir herabschaut. Hier lebte und webte, ringsum Segen spendend, die große hl. Elisabeth, dieses echte deutsche Weib

[1] 915 m hoch. [2] 1026 m. [3] 615 m.

und Vorbild aller wahren Frauenwürde und edlen Frauenlebens, die, durchdrungen vom reinsten Geiste der katholischen Religion, voll unendlicher Hoheit und liebreich aus dem tiefsten Mittelalter in die Gegenwart hereinblickt. Was hat nicht alles ihre Erscheinung gewirkt! Was hat nicht ihr Beispiel geschaffen! Wie viel Elend wurde in ihrem Namen gelindert, wie viele Tränen wurden getrocknet, wie viele Hospitäler gestiftet, wie viele Vereine gegründet! Wohl schaute auch sie hinüber von den Zinnen der Burg, in der sie wie ein Engel des Friedens lebte, über diese bewaldeten Höhen und wogenden Gipfel; wohl zog auch damals der Abendwind, geheimnisvoll flüsternd, durch die dunkeln Zweige, und warf die scheidende Sonne ihr goldenes Licht auf die leise zitternden Blätter, alles geradeso wie in diesem Augenblicke — aber welcher Wechsel, welcher Gegensatz zwischen damals und jetzt! Damals war die Wartburg ein Heiligtum, geweiht durch sie wie eine stille Kapelle — jetzt ist sie das Rendezvous für geschwätzige, schaulustige Gaffer. Damals der Hort der Jungfräulichkeit, jetzt, ich will nicht sagen, verehrt, aber doch beguckt als das Asyl des heiratslustigen Mönches, der sie sein Patmos nannte, wo ihm allerdings Visionen wurden; daß diese aber keine apokalyptischen waren und er keineswegs mit jenem himmlischen Weibe (Offb 12, 1) Zwiegespräche hielt, sondern mit einem Wesen ganz anderer Art, beurkundet der Tintenklecks an der Wand, dessen die sächsisch-weimar-eisenachische Kultur sich nachgerade zu schämen scheint, da er nicht mehr erneuert wird und man allmählich und wohl auch absichtlich die letzten Spuren desselben sich verwischen läßt. Aber was auch später über dieses Land gekommen, es hat durch die Heilige eine Weihe erhalten, die nicht mehr weicht, wenn auch in früheren Zeiten der Fanatismus der Häresie jede Erinnerung zu tilgen suchte und ein gekrönter Enkel die Gebeine seiner Ahnfrau aus dem Sarge werfen ließ.

Wohl hatte die spätere, sog. klassische Periode diesem Mangel an weiblichen Idealen und der Leere, die der Protestantismus geschaffen, abzuhelfen gesucht. Aber da mutet uns die katholische Heilige in ihrer Einfalt und ihrer selbst unbewußten Hoheit doch ganz anders an als die Goetheschen ‚Frauenbilder' mit ihrer koketten Geistreichtuerei und ihrer verbuhlten Gottlosigkeit. Selbst wenn Goethe einen hohen Flug nimmt und seine ‚schöne Seele' ihre Bekenntnisse aussprechen läßt, was ist das für ein subjektives, schwächliches, un-

gesundes Wesen! Freilich ist aber auch zwischen dem Fräulein von Klettenberg, die ihm bei diesem Seelengemälde Modell saß, und der hl. Elisabeth ein Unterschied ebensogroß wie zwischen einem katholischen Dom und einem pietistischen Betsaal. Goethe war oft und lange im Thüringer Walde; noch zeigt man in der Nähe von Ilmenau im dichtesten Waldesschatten das ‚Goethehäuschen', anfänglich zur notdürftigen Unterkunft für Jäger bestimmt, wo er am 7. September 1783 die bekannten Worte an die Wand schrieb:

Über allen Gipfeln ist Ruh';
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch!
Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur! Balde
Ruhest du auch!

Hier dichtete er so manches Lied voll tiefsten Naturgefühls. Aber das Verständnis für eine Erscheinung wie die der hl. Elisabeth und für das Jahrhundert, das sie geboren, war ihm und seiner ganzen Zeit gänzlich abhanden gekommen.

Unterdes ist, zumal hier in Thüringen, die lutherische Orthodoxie längst zu Grabe getragen und jenes wilde, fanatische Feuer, das gegen alle katholischen Erinnerungen wütete, allmählich und gänzlich erloschen; auch die moderne klassische Periode, welche die Antike vergötterte und für das Christentum keinen Sinn hatte, ist abgelaufen, und so hat man denn in neuester Zeit auch auf der Wartburg sich wieder mit Vorliebe der Erinnerung an die hl. Elisabeth zugewendet.

Im sog. Landgrafenhause enthält die Wand, welche einer im besten Stile konstruierten Rundbogengalerie gegenübersteht, die von Meister Schwind al fresco gemalten sieben Werke der Barmherzigkeit und in Medaillonform auf blauem Grunde dazwischen jedesmal eine Szene aus dem Leben der hl. Elisabeth. Es sind deren sechs: Elisabeth wird als vierjährige Braut Ludwigs nach der Wartburg gebracht (1211). — Landgraf Ludwig begegnet Elisabeth, welche Speisen verborgen trägt, um sie den Armen zu bringen; er fragt sie, was sie verdeckt trage; sie antwortet: ‚Rosen'; Ludwig öffnet den Korb, und das Brot war in Rosen verwandelt. — Elisabeths Abschied von ihrem Gemahl, der mit Friedrich II. nach dem Heiligen Lande zieht. — Elisabeth wird nach des Landgrafen Tod von der Wartburg vertrieben durch ihren Schwager Heinrich Raspe. — Elisa-

beth ſtirbt als Nonne in Marburg. — Eliſabeth wird nach ihrer Beatifikation feierlich beigeſetzt.

Was würde Luther ſprechen zu all dieſem ‚papiſtiſchen Greuel‘? Und dies alles an der Stelle, von wo das ‚reine Licht des Evangelii‘ ausgegangen! Eine Berliner Geſellſchaft betrachtete mit mir dieſe Gemälde. Der Berliner gehört nun allerdings einer beſondern Menſchenſpezies an, die man eigens klaſſifizieren muß, um ihn nicht mit uns übrigen gemeinen Menſchenkindern zu verwechſeln; wenn man aber dieſe Leute reden hört, ſo ſollte man glauben, die griechiſchen, indiſchen und ägyptiſchen Altertümer ſeien ihnen bekannter und geläufiger als die einfachſten Gebräuche und Symbole des katholiſchen Lebens. Dieſes ſteht vor ihnen wie ein dunkles, unlösbares Rätſel aus uralter Zeit. ‚Das muß doch wohl ein gottvolles Weib geweſen ſein, dieſe Eliſabeth‘, meinte der eine, der mir am meiſten auf Bildung Anſpruch zu machen ſchien; denn er hatte das Augenglas kunſtgerecht eingeklemmt, trug untadelhafte Glanzſtiefeletten und ſchrieb hie und da in ſein Notizbuch. ‚Alwina, da ſieh doch her, da iſt die Eliſabeth Nonne geworden‘, ſprach ein anderer, ein zärtlicher Gatte, zu ſeiner Ehehälfte. ‚Ach wie ſchade!‘ gähnte dieſe langſam zur Antwort. Am meiſten durchkreuzte die letzte Szene, ihr heiliger Leib, der unverſehrt auf den Schultern von Fürſten und Biſchöfen zu Grabe getragen wird, alle bisherigen Vorſtellungen unſerer Geſellſchaft. ‚Das iſt doch wohl nur Dichtung‘, meinte das Männlein mit dem Augenzwicker, ‚denn der Leib mußte ja ſchon längſt verweſt ſein; vielleicht ſollte hiermit nur angedeutet werden, daß ihr Andenken im Volke fortdauerte, die liſtigen Pfaffen aber haben es ausgebeutet und zu ihren Zwecken gebraucht.‘ Die ganze Geſellſchaft horchte voll Erſtaunen auf die Worte der Weisheit, die ‚ſüßer denn Honig und Honigſeim‘ und glatt wie Glanzſtiefel von ſeinen Lippen floſſen, welche mit einem ſorgfältig gepflegten Zwickelbärtlein geziert waren. Ich lächelte mitleidig und ungläubig, wurde aber mit einem Blicke ſtiller Verachtung beſtraft.

Als wir in die Kapelle traten, welche vollſtändig und ſehr gut reſtauriert iſt, drängte ſich unſer Mentor immer in die Nähe des Führers; ich merkte ihm an, er hatte etwas Beſonderes im Auge, eine Frage ſaß ihm auf den Lippen. Nachdem die herkömmliche Erklärung gegeben war, tönte unter dem gewichſten Schnurrbärtlein die geheimnisvolle Frage hervor: ‚Aber ſagen Sie, mein Lieber,

wo ist denn die Beichtkammer? Die Beichtkammer haben wir ja noch nicht gesehen. Die Kapelle stammt aus alter Zeit, eine Beichtkammer muß da sein.' Der Führer verneinte es, beteuerte und schwor hoch und teuer, er wisse nichts von einer Beichtkammer. Umsonst. Der Berliner bestand darauf, eine Beichtkammer müsse da sein, das wisse er besser. — Was sich wohl das Männlein unter einer Beichtkammer gedacht haben mag? Vielleicht so eine Art Folterkammer, wie man sie im Rathause zu Regensburg zeigt; hatten ja doch die Altlutherischen sich nicht entblödet, die Beicht eine carnificina[1] zu nennen.

Die hl. Elisabeth, die heiliggesprochene Nonne mit ihren Werken der Barmherzigkeit an andern und der Abtötung und Selbstverleugnung an sich selbst — und Luther mit seiner sola fides[2], mit seiner Behauptung der Schädlichkeit guter Werke, daß der Teufel nur raten kann, gute Werke zu tun; mit seinem Satz von der Unmöglichkeit eines jungfräulichen Lebens, welchen mir ein Bube von kaum zwanzig Jahren auf dem Wege nach dem ‚Dreiherrnstein' wiederholt hat und dessen Nutzanwendung denn auch hier im Lande in schauderhafter, üppiger Blüte steht; Elisabeth, die aus fürstlicher Ehe ins Kloster, Luther, der aus dem Kloster in die Ehe trat — welche Gegensätze knüpfen sich nicht an diese zwei Namen! Und nur durch ein paar Schritte sind sie hier auf der Wartburg geschieden. Denn gleich über dem inneren Hofe, in der Vorburg, dem früheren Wohnorte der Dienstmannen, liegt die Lutherzelle, ein wohnliches, schönes Zimmer mit herrlichster Aussicht. Hier befinden sich, wie mein Reisehandbuch bemerkt, ‚einige Reliquien' von Luther: seine Bettstelle, der schwere eichene Tisch seiner Eltern, seine Waschschüssel, Trinkkanne, das Grubenlicht seines Vaters usw. Den berühmten Tintenklecks, diesen unwiderleglichen Beweis von Luthers krankhaft subjektiver Richtung, suchen wir, wie schon oben erwähnt wurde, vergebens.

Beim Betreten dieses Ortes dachte ich an die Feuerbrände, die von hier aus durch Luthers verschiedene Flugschriften in das deutsche Land und Volk geworfen wurden; an seine Bibelübersetzung, welcher siebzehn katholische vorausgegangen waren und deren Fehler namhafte Exegeten wie De Wette und alle neueren Theologen beklagen;

[1] Folter. [2] Glauben allein.

Die hl. Elisabeth.

Statue aus dem 14. Jahrh. in der Elisabethenkirche zu Marburg.

ich dachte auch unwillkürlich an eine andere Zelle, weit von der Wartburg entlegen, die ich vor einigen Jahren wieder betreten hatte, in der ein Mann fast gleichzeitig wohnte und starb von wenigstens gleicher, wenn nicht höherer Energie, von gleich welthistorischer Bedeutung, aber von unendlich reinerem Streben — die Zelle des hl. Ignatius im Profeßhause der Jesuiten zu Rom. Auch sie wird von vielen Fremden besucht wie die Lutherzelle auf der Wartburg, auch an sie knüpfen sich unauslöschliche Erinnerungen, auch von hier ging ein Feuer aus über die Erde. Aber welcher Unterschied! Des hl. Ignatius Zelle ist in eine Kapelle umgewandelt, in der nicht gesprochen, aber viel gebetet wird; Luthers Zelle ist wie eine Schaubude, wo man neugierig sich umsieht, schwätzt, lacht, alles betastet und schließlich sein Trinkgeld bezahlt. Ignatius kam als Ritter und ward Mönch; der Mönch Luther zog die Rüstung des Ritters an, als er auf die Wartburg gebracht wurde, und warf das Ordenskleid von sich. Ignatius erklärt, er wolle selbst in der Ungewißheit seines ewigen Heiles einige Jahre noch leben, wenn er dadurch Seelen gewinnen könne; Luther erklärt, er werde die Pestkranken nur besuchen, ‚wenn ihn das Los träfe'![1] Beide Reformatoren, aber verschieden der Ausgangspunkt, verschieden ihr Ziel, verschieden die Mittel. Der Zweck des ersteren, insofern er einen positiven, eigentümlichen Charakter trug, ist längst dahin; die Kirche, für welche letzterer kämpfte, steht in der Gegenwart größer da als je. Beide hatten überirdische Erscheinungen, mag es Sage oder Geschichte sein; dem ersteren erscheint der Teufel und disputiert mit ihm, dem zweiten Christus und erklärt, er werde ihm gnädig sich erweisen.

[1] Tischreden (Frankfurt 1574) fol. 195[b]. Vgl. De Wette V 227: ‚Ich wollte, wenn es sein könnte, daß diese Privatcommunion mit den Kranken in Häusern allerdings abgethan würde, denn die Leute in Häusern, einen jeden einzelich, zu berichten, sonderlich zur Zeit der Pestilenz, würde ein sehr schwer und schier unmüglich Werk und Arbeit geben.' Als Grund gibt er an (ebd.): ‚So bringts die Einsetzung Christi nicht mit, daß einzelne Personen sollen bericht werden; denn so lauten die Wort: Nehmet hin, esset, thuts zu meinem Gedächtniß; redet nicht von einzelnen Personen, sondern von vielen.' — Wie hochherzig und eines wahren Priesters Christi würdig spricht er dagegen noch kurz vor seinem Abfalle (ebd. I 42): ‚Du rätst mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehen? Ich hoffe, die Welt wird nicht einstürzen, wenn der Bruder Martin stirbt. . . . Ich bin hierher gesetzt, der Gehorsam erlaubt mir nicht, zu fliehen. . . . Ich hoffe, Gott wird mich von der Furcht befreien!'

Der erstere in seiner äußeren Erscheinung wohlgenährt, ‚ein feister Doktor', denn er tat sich gütlich in Speise und Trank und ‚suchte sein Polster in der Kanne'[1]; der zweite erscheint abgetötet, sein Leben eine Kette von Arbeit und Entsagung. Beim Eintritt in die Zelle des einen ist nur die Neugierde und Geschwätzigkeit tätig; die Mütze auf dem Kopfe, sagte der Führer seine tausendmal wiederholte Lektion her und antwortete lachend auf die Bemerkung, die unser obbemeldeter Berliner machte, ‚der Brustharnisch und die Beinschienen der Rüstung Luthers (welche hier aufbewahrt werden) seien ja viel zu eng gewesen für den dicken Herrn': ‚Ja, meine Herren, ehe Luther auf die Wartburg kam, vom Kloster her, war er sehr dürre, aber hier hat er sich herausgefüttert.' — Bei dem Eintritt in die Zelle des andern entblößte der führende Bruder ehrerbietig sein Haupt und kniete nieder — da herrscht nur Stillschweigen und Gebet. Über den Geschmack läßt sich zwar nicht streiten, sagt ein altes Axiom; für wen aber ein Plato, ein Pythagoras und alle großen Männer aller Zeiten sich aussprechen würden, das kann keinen Augenblick in Frage stehen, wie jedes unbefangene Gemüt nicht im mindesten darüber in Zweifel sein kann, welches die wahren Jünger Jesu sind nach Lk 10, 4—7, Mt 10, 5—11 ff: ob der ‚Landesbischof' oder ‚Kirchenrat', die mit ihren nach der neuesten Mode gekleideten, in eleganter Toilette erscheinenden, mit Krinoline und Schleppkleid, Beduinenmantel nebst Federbarett wohl ausstaffierten Gattinnen und Töchtern in Begleitung eines aufmerksamen Courmachers die Promenade besuchen, — oder der Kapuzinerbruder und Barfüßler im rauhen Habit. Vgl. Hebr 11, 37.

Bei Hildburghausen, dem öden, toten ehemaligen Residenzstädtchen einer herzoglichen Linie, wo die ‚Dorfzeitung' täglich den Absud des schalsten Rationalismus zu Markte bringt und die lutherische Toleranz katholische Seelsorger austreibt und zur Stunde ihnen keinen festen Wohnsitz daselbst gestattet, trotzdem daß die Zahl der katholischen Untertanen nicht gering ist und ihnen von Gott und Rechts wegen ein solcher zusteht, sagte ich den Gleichbergen, den letzten Grenzwächtern Frankens, Lebewohl und bog in das Werratal

[1] Vgl. Plitt-Petersen, Martin Luther 569; De Wette III 442; IV 188 553; Burkhardt 357; Lutheri Opp. lat. Witeb. VI 401; Tischreden (Eisleben 1566) fol. 123b 87a 33a; Mathesius fol. 151.

ein[1]. Von hier begann ich meine Streifzüge durch das Land, wo zwar keine Zitronen blühen, aber viel ‚Nordhäuser' vertilgt wird, wo aber auch keines Briganten Dolch aus dunklem Laube entgegenblitzt, sondern nur die weithin leuchtende kriegerische Pickelhaube mit zumeist sehr unmartialischen, milchbärtigen Gesichtern, die darunter hervorschauen. Einige wenige Stunden wanderte ich noch weiter, und ich befand mich mitten in der Heimat der Butterbrötchen, wo es viel Intelligenz gibt und Dünnbier. Vor letzterem nun, dem Dünnbier nämlich, hatte ich den ganzen Abscheu eines Gerechten; nur ein einziges Mal wagte ich davon zu kosten, aber alsbald überkam mich ein heilsamer Schrecken ob solchen Gebräues, und ich nahm mir stracklich vor, meine Lippen fürder nimmermehr mit solchem verräterischen Naß zu beflecken. Da gedachte ich auch im Gefühle der innigsten Dankbarkeit und in tiefster Rührung so recht aus Herzensgrund zum erstenmal der welthistorischen Mission Bayerns, von wo die Kunst der Herstellung eines unverfälschten, echten und herzstärkenden Bieres in die Welt ausgehen soll. Und als ich bis weit nach Sachsen und Preußen hinein an den Wirtshäusern angeschrieben las: ‚Bayrisches Bier', da heimelte mich das unaussprechlich an, und ich kam nach und nach zu der Überzeugung, daß doch eigentlich die Bierbrauer die richtigen ‚Pioniere der Kultur' sein dürften. Ein Bürgersmann, mit dem ich eine Strecke weit zusammenging, erzählte mir im Verlauf der Rede, daß er auch einmal bis hinein nach Bayern gekommen sei; da habe er ein Bier getrunken, ein ‚schönes' Bier, ein ‚gottvolles' Bier, und das in einem kleinen Dörfchen. ‚Ach herrje', hatte er

[1] Ein katholischer Geistlicher, der längere Zeit in Thüringen in der Seelsorge tätig war, schrieb mir jüngst: ‚Höchst erfreulich ist es, konstatieren zu können, daß in den letzten Jahrzehnten in dem schönen Thüringerlande hauptsächlich den Bestrebungen des Bonifatiusvereins es gelungen ist, mitten in der Erstarrung eines in sich alles christlichen Geistes bar gewordenen, nach außen an gräßlichen Vorurteilen überreichen Protestantismus mehrere Oasen zu schaffen, wo wieder ein „ewiges Licht" vor dem heiligen Sakramente brennen und von da aus katholisches Leben sich verbreiten darf. Dank der rühmenswerten Toleranz des Herzogs Georg II. gelang es, in Meiningen ein schönes Kirchlein im romanischen Stile zu erbauen, zu dessen Ausschmückung neben dem sächsischen Königshause und dem Kardinal Hohenlohe die herzogliche Familie wesentlich beigetragen hat. Gotha, Hildburghausen, Arnstadt, Rudolstadt, Koburg haben wieder katholische Gotteshäuser; in Eisenach ist eine schöne Kirche im Bau begriffen.' (Inzwischen vollendet.)

dem Wirt gesagt, ‚warum brauen Sie denn so gutes Bier? So trinkt man es ja in Leipzig nicht!‘ Der Wirt aber habe geantwortet: ‚Wenn ich es schlechter mache, mögen es meine Bauern nicht.‘ Er blickte, wie ich dies überall auf meinen Wanderungen beobachten konnte, mit Sehnsucht nach Bayern hin, wie einst Israel nach den Fleischtöpfen Ägyptens. ‚Wenig Steuern, schönes Bier und wohlfeil, kostet noch nicht einmal einen Silbergroschen, und großes Gemäß!‘ Und ein Prediger aus der Nähe von Gotha erzählte mir, einer seiner Amtsbrüder, vor einem Jahrzehnt ausgewandert, habe nun eine sehr gute Stelle; aber er wolle doch nicht bleiben, sondern immer wieder nach Bayern zurück, man lebe doch nirgends wie in Bayern.

Wie gesagt, beim Anblicke eines jeden Schildes mit derartiger Aufschrift hob sich in edlem Stolze meine Brust, und der Hochgedanke pulsierte in meinem Herzen: Auch ich bin in Arkadien geboren! Doch muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß mir hie und da etwas Menschliches widerfuhr und ich der Versuchung nicht immer mannhaft widerstand, wenn sie besonders nach einem mühseligen Marsch in heißer Sonne in der Gestalt eines echten Nordhäuser Doppelkümmels mir entgegentrat oder gar eines Gläschens Aromatique (vom Volk ‚Armedick‘ genannt), wie ihn die Herrnhuter zu Neudietendorf bei Erfurt bereiten. Das Sprichwort sagt: Die Versuchung macht den Menschen nicht schwach, sie findet ihn nur schwach; und so ist es denn auch mir ergangen.

II.

Man hat schon oft gesagt, Kultur und Menschenhand verschönern die Natur; aber das gilt ebensosehr und vielleicht in noch höherem Grade von der Religion. Es ist etwas Trostloses, unendlich Trauriges, von Morgen bis Abend durch Wald und Gebirg, über Wiesen und Fluren, durch Stadt und Land, Dörfer und Einzelhöfe wandern zu müssen, ohne auch nur irgend ein Zeichen oder Symbol des religiösen Lebens zu erblicken, ohne auch nur auf eine Andeutung zu stoßen, ob und was für eine Religion denn die Leute da herum haben. So war es nicht einmal im Heidentum. Da ist kein Glöckchen, das am Morgen und Abend durch die Täler klingt und traulich zur Ruhe einladet und jedesmal Herz und Sinn nach oben hebt; kein Kreuz, kein Bild am Wege — da ist alles wie tot und ausgestorben trotz der ruhelosen Geschäftigkeit namentlich in den Fabrikdistrikten

bei Suhl und Schmalkalden, kein Funken höheren Lebens, das sich sichtbar regt. Und gerade diese armen Bergleute in ihrem schweren, gefahrvollen und undankbaren Berufe, der sie kaum vor dem Hungertode schützt, diese hart arbeitenden und vielfach darbenden Bauern, deren Felder, auf hohen Berghalden gelegen, nur bei sorgsamer Bebauung einen kärglichen Ertrag geben, diese Arbeiter in den vielen Fabriken und Eisenhämmern mit ihren bleichen, ungesunden Gesichtern, denen so oft der Hunger aus den hohlen Augen spricht, denen gerade in diesem Jahre (1862) die Hauptnahrung, Kartoffeln, wieder fehlgeschlagen — gerade sie bedürften so sehr religiöser Erhebung und geistlichen Trostes. Sie haben ihre Pastoren, kann man uns entgegnen. Dies ist ganz wahr, und sonntäglich halten diese ihnen auch eine Predigt. Aber nicht alle können die Predigt besuchen, nicht alle verstehen sie, und außerdem ist die Woche voll Mühe und Arbeit so lang! Auch ist der Pastor ein Mann, der sich gewöhnlich zu den Honoratioren hält und Geld braucht für Weib und Kind und Geschenke und darum, wie mir ein Fabrikant von Puppen aus Friedrichsroda erzählte, keinen Gang umsonst tut und nur für zwanzig Silbergroschen den Kranken das Abendmahl bringt. Mußte doch Harms in seiner ‚Pastoral' seine Amtsbrüder mahnen, nicht immer Weib und Kind zu den Kindstaufen mitzunehmen, die essen und trinken und schließlich noch einpacken[1]. Das sind die rechten Tröster der Armen! Erblickt man Kirchen, so sind sie zumeist alt, schlecht und zuweilen nur Holzbauten; man sieht, es ist keine Liebe, kein Sinn für das Heiligtum da; während das ärmste katholische Klösterchen eine schöne, mit Liebe gepflegte Kapelle besitzt, bieten die zu den reichen protestantischen Damenstiften gehörigen Kirchen ein Bild der Armut und des Schmutzes. Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, warum man gerade im protestantischen Deutschland noch die am besten erhaltenen kirchlichen Bauten aus der romanischen und gotischen Zeit findet; die Katholiken haben immer restauriert, immer zu erneuern und zu verschönern gesucht, darum natürlich nach dem herrschenden Geschmack das Ursprüngliche oft umgeformt. Was die

[1] ‚Und nehmen Sie nicht zu viele von den Ihrigen mit, wenn Sie und die Frau Pastorin und die Mamsell und die Kinder geladen sind; man sagt's wohl so, meint es aber nicht immer so, liebt den ganzen Wagen voll nicht.' Harms, Pastoral II 185.

anfängliche fanatische Wut nicht zerstört hat, das ist in den protestantischen Ländern geblieben, wie es war. Da ergreift uns denn freilich eine wehmütige Stimmung, wenn wir durch diese uralten, einst katholischen Münster schreiten. Es ist, wie mir einmal ein Freund sagte, als verlangten diese Räume nach dem Heiligtum, das sie früher umschlossen, und als flüsterten sie uns ins Ohr, doch ein Vaterunser zu beten, daß sie wieder katholisch werden. Die Sakramentshäuschen sehen aus wie ein kostbarer Ring, aus welchem der Edelstein ausgebrochen und geraubt ist. Die bestaubten Altäre verhehlen ihre Sehnsucht nicht nach dem Opferlamme, das früher auf ihnen lag, und sehen so traurig drein wie die Braut, die den Bräutigam verloren hat. Und wir hören die armen Seelen weinen, deren Leiber in entweihter Erde liegen, weil hier kein Mensch an sie denkt, keiner für sie betet und kein heiliges Opfer dargebracht wird.

Übrigens wäre der weit im Irrtum, welcher sich dem guten Glauben hingeben wollte, als sei bei diesem allgemeinen Indifferentismus und der alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Glaubenslosigkeit folgerecht nun auch Toleranz für jede religiöse Ansicht zu finden. Bei dem niedern Volke habe ich dies allerdings gefunden, keineswegs aber bei den sog. Gebildeten, den Schreibern, Ökonomen, Beamten und Pastoren. Die katholische Kirche ist und bleibt bei diesen verfemt. Einer aus dieser Kategorie, mit welchem ich abends im Gasthause zusammentraf, beklagte sich bitter über die westfälischen Katholiken, deren Intoleranz geradezu unerträglich sei. Ich fragte ihn, was denn für besondere Erfahrungen hierin er mir mitteilen könne. ‚Hören Sie‘, antwortete er, während bei der bloßen Erinnerung schon der lutherische Zelotismus wieder anfing sich zu regen, ‚einem meiner besten Freunde, einem strenggläubigen Manne und ausgezeichneten Prediger, haben die Bauern die Fenster eingeworfen.‘ — ‚Aber was war denn da vorausgegangen?‘ fragte ich ganz ruhig; ‚es mußte doch ein Anlaß irgendwie dazu gegeben sein.‘ — ‚Nun hören Sie‘, fuhr mein Zimmergast fort, ‚es war eben Fronleichnamstag; die Katholiken hielten ihre Prozession, als mein Freund geradeswegs daherkam. Er hielt es für ein Verbrechen, gegen seine Überzeugung zu handeln; die Anbetung der Hostie betrachtet er als eine Abgötterei und ließ darum seinen Hut sitzen.‘ — ‚Allein‘, bemerkte ich in gleich ruhigem Tone weiter, ‚wenn das so ist, so hätte er lieber, als er von ferne der Prozession ansichtig wurde, umkehren

und einen andern Weg einschlagen sollen.' — ‚Das wollte er nicht, das dünkte ihm Feigheit.' — ‚Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß erstens die Entblößung des Hauptes durchaus kein Akt der Anbetung ist, ebensowenig, als wenn wir uns beide morgen beim Weggehen grüßen; daß es zweitens Pflicht der echten Humanität ist und kein wahrhaft gebildeter Mann dies versäumen wird, einer religiösen Feier, welchem Bekenntnisse immer sie angehören mag, und vor allem einer in Deutschland anerkannten Konfession, eben als Ausdruck des religiösen Gefühles, anständig zu begegnen; daß drittens unsere Zeit nicht krank ist an zu viel Religion, sondern wegen mangelnden religiösen Lebens siecht und Sie und Ihr Freund als gläubige Lutheraner doch immer lieber den Glauben an das heilige Abendmahl nach katholischer Anschauung müssen sehen können als den nackten Unglauben à la Strauß und Vogt, denen nicht bloß das heilige Sakrament, sondern Christus und Gott selbst längst „Unsinn" geworden ist. Gerade in katholischen Gegenden, von denen ich herkomme, entblößt jedermann sein Haupt, wenn der protestantische Prediger im Amtskleide mit dem Kreuze daherkommt; nur in der Judenschule dürfen Sie Ihren Hut sitzen lassen. Daß demnach ein solches Benehmen Ihres Freundes die Bauern erbitterte, werden Sie diesen nicht übelnehmen. Aber ich frage Sie, wo ist eigentlich die Intoleranz, bei den Bauern oder bei Ihrem Freunde, der als gebildeter Mann das alles wissen mußte?'

Der Fremde, ein Professor aus S., schwieg, und als wäre nichts vorgefallen, brachte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand, um ihm die Beschämung zu ersparen.

Oft faßte mich ein tiefes Mitleid, und unendliche Trauer erfüllte mein Herz, wenn ich daran dachte, um was alles die Reformation dieses arme, aber trotz Rationalismus und Unglauben doch gutmütige Volk gebracht hat, in welchem bei allem dem immer noch ein unverwüstlicher Kern verborgen liegt. Nur an der Grenze von Franken sah ich in der Familienstube noch religiöse Bilder, z. B. das Herz Jesu, die Kreuzigung usw. Hier weht eben noch katholische Luft. Gehen wir weiter ins Land hinein, so finden wir in der Wohnung des armen Bergmannes ebensowenig als bei dem reichen Gutsbesitzer ein religiöses Bild. Da nun aber einmal der Mensch ohne bildliche Darstellungen kaum leben kann, auch die Wände der Stuben gar zu leer und nackt sein würden, so nehmen Bilder anderer Art die Stelle

der religiösen ein. Bei einfachen Bauersleuten fand ich häufig in der Ecke des Zimmers das lithographische Porträt des Landesfürsten hängen in steifer Uniform mit dicken Epauletten — an demselben Orte, wo bei Katholiken das Kruzifix hängt, zu dem man sich beim Morgen-, Abend- und Tischgebete wendet. Mit dem Kruzifix ist aber auch letzteres verschwunden, wofür Christus uns das Beispiel gegeben Mt 26, 30; die gewöhnlichen Bürgersleute wenigstens setzen sich zum Essen um den Tisch herum nicht anders als wie die Schweine um ihren Trog. Bei den Wirtsleuten und etwas wohlhabenden Bürgern fand ich dagegen zweideutige und unzüchtige Gemälde, selbst bei ganz rechtlichen Familien. Dabei gehen Frau und Töchter ab und zu, als ob dies alles sich von selbst verstehe; das sind eben die reifen Früchte einer Lehre, welche die Jungfräulichkeit verdammt und verspottet. Es ist etwas Entsetzliches, wenn man bedenkt, daß die Menschen in solcher Umgebung leben und sterben! Ist das das Licht, welches, wie mein Reisehandbuch sagt, ‚von der Wartburg aus über Thüringen und Deutschland ausstrahlte und allen Pfaffentrug zu Schanden machte‘? [1]

Als ich nach einem heißen Marsche von neun Stunden von Eisenach her am späten Abend in dem zum Großherzogtum Weimar gehörigen, aber katholischen Städtchen Geisa in das Gasthaus trat, fiel mein Blick zuerst auf die Bilder an der Wand. In dem Herrenstüblein (die Gesellschaft, wurde mir gesagt, besteht aus 35 Mann, vom Landrate abwärts bis zum Oberschreiber) hingen unschuldige Jagdstücke an der Wand, in den übrigen und namentlich in den Schlafzimmern schöne Kupferstiche in goldenen Rahmen, die allerseligste Jungfrau, den hl. Joseph, das Abendmahl usw. vorstellend. Da fühlte ich auch alsbald mich wie zu Hause, es war katholische Luft, die ich atmete, katholische Herzlichkeit, nicht geschminkte und geschniegelte Höflichkeit, was mir entgegenkam. Schon mehrere Stunden vorher trug die Gegend einen andern Charakter; weithin sichtbar das Land weihend und verschönernd, erhebt sich bei Buttlar auf dem Michaelsberg eine Kapelle, in welcher an bestimmten Tagen Gottesdienst gehalten

[1] So klagt schon der anfangs der Reformation huldigende Witzel, † 1573 (Döllinger I 101): ‚Wo man in ihre Häuser kommt, sieht man kein Bildnis, das jemand zur Gottseligkeit bewegen möchte. . . . Mit solchem Unflate schmücken sie jetzt ihre Wohnungen und verdammen dieweil diejenigen, so die Kirche mit der alten, wahren Heiligen Bildnis zieren.‘

wird; am Kreuzweg, wo die Heerstraße nach Bayern von jener nach Frankfurt sich abzweigt, steht ein schön gearbeitetes, gut erhaltenes Kruzifix, von Bäumen umschattet.

Ein Bäuerlein, das langsamen Schrittes hinter seinem Ochsenwagen herging, war für einige Zeit mein Begleiter. Er erzählte mir den Anlaß zur Stiftung der Kapelle. Eine pestartige Seuche hatte einen großen Teil der Bewohner des Dorfes hinweggerafft; da verlobte sich die Gemeinde dem hl. Michael und flehte ihn um seine Fürbitte an, und die Seuche hörte bald gänzlich auf. ‚Sie werden uns vielleicht nicht glauben, lieber Herr', bemerkte der Mann, der mich für einen Protestanten hielt und wohl schon manchen Spott mochte erfahren haben, ‚aber es geschieht gar manches in der Welt, was einem unglaublich vorkommt, und doch ist es wahr.' Der Mann ahnte nicht, daß er in diesen Worten eine seitdem oft wiederholte Sentenz ausgesprochen hatte, die Shakespeare seinem Hamlet in den Mund legt. Ich freute mich heimlich über die zarte Art und Weise, in welcher dieser einfache Bauersmann seinen Glauben und die Sitte seiner Voreltern zu rechtfertigen suchte vor einem, in dem er wahrscheinlich beim ersten Anblick einen ungläubigen Städter gesehen hatte. Ich ging näher darauf ein, bestätigte dies alles, und mein Begleiter ward nun immer redseliger. Ich fragte ihn über das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten, und ich hätte meinen Professor aus S. hierher gewünscht, um von einem katholischen Bauern Toleranz zu lernen. Wiewohl im Laufe des Gesprächs ich ihm gesagt hatte, daß ich katholisch sei, und er sich deswegen offen und ohne Rückhalt aussprechen konnte, redete er doch mit der größten Anerkennung von seinen protestantischen Nachbarn, ohne jedoch jene Phrase auszusprechen, welche mir so oft protestantische Bauern wiederholten: ‚Es wird eben alles eins sein.' Schließlich lud er mich ein, in dem Dorfe zu übernachten; er wolle es dem Schulmeister sagen, daß ich hier sei; der habe gar sehr seine Freude, mit Studierten sich zu unterhalten, da würde mir der Abend nicht zu lange. Aber die Sonne war bereits hinter den Bergen bei Fürfeld untergegangen; ich drückte dem braven Manne freundlich die Hand und eilte weiter, indem ich mich einige Minuten danach unter die schützenden Flügel der bewaffneten Macht in der Person eines sachsen-weimar-eisenachischen Gendarmen begab, der gleichen Weges ging und einer guten Dosis weimarischer Aufklärung sich

rühmen konnte, dabei sich aber ganz gemütlich mit mir über seinen Wachtmeister und Dünnbier, Vagabunden und Winterholz unterhielt. Das Dünnbier, meinte er, sei gar so übel nicht, man müsse sich nur erst daran gewöhnen; es komme alles in der Welt auf Gewohnheit an. Und dazu stimmte ich mit Herz und Mund bei. Nur erinnerte ich an ein anderes Sprichwort, daß nämlich aller Anfang schwer sei, und wagte die bescheidene Bemerkung, dies gelte besonders vom Dünnbier.

Es liegt in unserem deutschen Volke ein tiefes Naturgefühl, das den Städter aufs Land, den Landbewohner auf die Höhen seiner Berge treibt. Ja man kann sagen, deutsches Wesen und deutsche Art tragen ganz besonders den Charakter des Landes; eine gewisse Romantik, ein eigentümliches Gefühls- und Phantasieleben, ein Vorherrschen der Individualität wird das Kennzeichen unseres Volkes bleiben, solange seine Berge ihre dunkeln Wälder tragen und in stillen Tälern und auf grünen Auen die Jugend ihre Lieder singt. Hier in Thüringen steigen die Landleute an den Sonntagen herauf aus ihren tief unten gelegenen engen Tälern zu den Gipfeln der Berge, um ein paar Stunden ihr Auge zu laben im Anblicke der Landschaft, die wie eine Karte ausgebreitet zu ihren Füßen liegt, die dichtbewaldeten Wellenlinien des Gebirges zu verfolgen, bis sie sich am äußersten Horizont verlieren. Das unterbricht die öde Monotonie ihres Alltagslebens und ist ein Stück Poesie mitten in der Prosa ihrer schweren und sauren Werktage. Die katholische Kirche hat von jeher in gewohnter Weisheit diesen instinktiven Trieb des Volkes erkannt; sie hat ihn geheiligt, sie hat ihn verwendet, eben dadurch das arme Volk zu trösten und seinen Sinn zum Höchsten und Besten hin zu richten. Darum hat sie Kreuze, Bilder und Kapellen auf die Gipfel der Berge gestellt, häufig den Weg mit Stationen, dieser echten Heiligen Schrift in Bildern, umsäumt und läßt die Gläubigen an den Sonntagnachmittagen da hinaufziehen. Sie heiligt den Wandertrieb, der uns oft mit so geheimnisvoller Macht hinausführt in die Welt, und hat ihn zur Wallfahrt umgestaltet, die Seele und Leib erhebt und auf lange hin erfrischt. Hier zu Lande finden sich nur noch dürftige Ruinen von Bergkapellen, und nur in sehr dunkler Erinnerung lebt das Andenken an dieselben im Volke. Die furia Lutherana hat sie zerstört, und die Staatsräson hat auch bei uns es oft versucht, das Wallfahren

zu verbieten. Statt dessen wandern nun die Leute nach den Schenken, die an den schönsten Punkten des Waldes stehen, und zu noch Schlimmerem und kaufen sich für teures Geld ein kurzes, oft bitter zu bereuendes Vergnügen; gebetet wird nicht mehr, aber desto mehr geflucht und gesündigt. Da geht denn alles im Irdischen unter, und bei diesem allgemeinen Streben nach Genuß wächst von Tag zu Tag die Unzufriedenheit im Volke, wird der Neid des Armen aufgestachelt gegen den Reichen, der die Güter dieses Lebens in vollem Maße genießt, indes er darben muß.

Doch fast hätte ich den Thüringern unrecht getan, indem ich ihrem Lande so alle religiöse Weihe und jede Erinnerung an das Höhere im öffentlichen Leben absprechе. Da haben wir ja die vielen Erinnerungen an Luther, die, weil der Übergangszeit aus dem Mittelalter angehörend, nicht ohne einen romantischen Anflug sind und mit kluger Berechnung sorgfältig festgehalten und immer wieder von neuem aufgefrischt werden. Da finden wir denn bei Tambach den Lutherbrunnen, dessen Wasser den teuern Mann Gottes wieder gesund gemacht haben soll, als er, von dem Theologenkonvent zu Schmalkalden heimreisend, an Steinschmerzen schwer erkrankte, weshalb er diesen Ort sein ‚Phanuel' nannte, wo ihm der Herr erschienen sei. Da finden wir nicht weit von Altenstein die Lutherbuche; diese selbst hat nun zwar ein Sturm im Jahre 1849 niedergeworfen, aber auf ihrem Platze ließ der Herzog von Sachsen-Meiningen eine Steinsäule aufstellen. Unter dieser Buche nämlich, wird erzählt, rastete Luther, als er auf dem Rückwege vom Reichstage zu Worms (1521) nach Wittenberg reiste, wo er von Vermummten ergriffen und heimlich als ‚Ritter Jörg' auf die Wartburg gebracht wurde. Ich habe mir die Inschriften, welche die genannte Säule trägt, abgeschrieben; hier sind sie. Auf der Vorderseite: ‚Hier wurde Dr Martin Luther am 4. Mai 1521 auf Befehl Friedrichs des Weisen, Kurfürsten von Sachsen, aufgehoben und nach Schloß Wartburg geführt. Er wird trinken vom Bache am Wege, darum wird er das Haupt erheben. Ps. 110, V. 7.' Auf der Rückseite: ‚Errichtet von Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen, im Jahre 1857.' Auf den beiden Nebenseiten: ‚Wer in Gerechtigkeit wandelt und redet, was recht ist, der wird in der Höhe wohnen, und Felsen werden seine Feste und Schutz sein. Jes. 33, V. 15.' ‚Herr mein Fels, meine Burg, mein

Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue. Pſ. 18, V. 3.' — Da iſt außer der bereits erwähnten Wartburg endlich Möhra mit Luthers Stammhaus.

Die Mittagsſonne brannte heiß, und kein Baum bot Schatten vor der Glut, als ich ziemlich müde die Anhöhe hinaufſtieg, auf welcher das Dorf liegt. Es iſt eine arme, traurige Gegend, ringsum harter, trockener, wie es ſcheint, undankbarer Boden; in weiterer Entfernung ziehen ſich dunkle, halbverkümmerte, melancholiſche Föhrenwaldungen über die Berge hin. Alles war ſtill, die Bewohner ſämtlich zur Ohmeternte auf dem Felde, kein Laut ringsum, ſelbſt die Vögel ſchwiegen und ruhten bei der Schwüle, die auf dem freien Platze vor der Kirche glühte. Ich ſetzte mich auf die Bank nieder, die vor dem Denkmal ſteht, welches vor der Kirche und neben Luthers Stammhaus in neuerer Zeit errichtet worden iſt. Der Wind zog leiſe durch die Wipfel der Linden, die rings um das Standbild gepflanzt ſind, und die Sonnenſtrahlen ſpielten um den alten Kirchturm. Nur ein paar Sperlinge hüpften mit gewohnter Keckheit ganz nahe um mich herum, und endlich ſchlich auch ein Kätzchen herbei, betrachtete den Fremdling mit neugierigen Augen und miaute einigemal. Ich lockte und ſtreichelte es ein wenig, ſo daß es ſich bald ganz vertraulich zu meinen Füßen niederlegte. So ſaß ich denn ganz allein lange Zeit und hatte Muße, über manches nachzudenken. Hier wird es einem gut begreiflich, wie ungemein ſtaunenerregend dieſer Kampf des armen Bergmannsſohnes, des ſächſiſchen Bauern aus der niedrigen Hütte eines unbekannten Dörfchens, mit Papſt und Kaiſer, mit Rom in ſeinem ganzen Glanze und ſeiner damaligen Macht erſcheinen muß — aber nur für den, der die Geſchichte nicht näher kennt[1].

Luthers Stammhaus iſt eine kleine, arme Hütte, wie eben die Wohnungen armer Leute im Gebirge ſind. Es wird jetzt noch bewohnt; ich wollte das Innere etwas anſehen, ſetzte darum mit einem Salto mortale über die Düngergrube, wobei ich ein paar Senſen, die neben dem Eingange hingen, herabwarf, erreichte jedoch meinen

[1] ‚Die Herren wollen das Kirchengut, die Pfaffen Weiber', war die gemeine Rede des berniſchen Volkes bei Beginn der Reformation (v. Stürler, Urkunden zur Reformationsgeſchichte I 110; vgl. De Wette IV 227. Tiſchreden [Frankfurt 1574] fol. 59^{b} 191^{a} 192^{b} 362^{b} 363^{b} 364^{a}). Es war dies nicht die einzige, aber doch ſehr wirkſame Urſache ihrer Ausbreitung.

Zweck nicht; denn die Türe, nach alter Sitte von oben nach unten in zwei Hälften geteilt, war verschlossen, und all mein Rütteln und Dawiderstemmen blieb fruchtlos. Als endlich auch noch ein Hund aus der Nachbarschaft, der vorher vermutlich geschlafen hatte, durch mein Rütteln mißtrauisch geworden, mir knurrend und brummend seine Aufmerksamkeit schenkte und mit seinen spitzigen Zähnen gar unliebsame Demonstrationen machte, ließ ich von meinem Vorhaben ab. Ich begnügte mich daher, die Bank an die Fenster zu tragen und durch die erblindeten Scheiben hineinzublicken, fand aber nichts als das Innere einer gewöhnlichen Bauernstube.

Die Statue, in Erz gegossen, stellt den Reformator dar. An der Vorderseite trägt das Piedestal die Inschrift: Unserem Luther. An den drei Seiten sind in halberhabener Arbeit folgende Szenen aus Luthers Leben dargestellt.

Auf der rechten Seite: Luther schlägt seine Thesen an am Portal der Schloßkirche zu Wittenberg. Seine Hand holt eben aus, den Hammer zu schwingen; zwei, wie es scheint, seiner Anhänger stehen teilnahmsvoll neben ihm, ein dritter mit traditionell verschmitztem Gesichte eilt mit geballter Faust hinweg.

Auf der Rückseite: Luther wird von zwei bewaffneten Reitern mit geschlossenem Visier ergriffen; in der Ferne zeigen sich seine Verfolger.

Auf der linken Seite: Luther arbeitet in der Zelle zu Wartburg an der Bibelübersetzung.

Ich hatte Zeit genug, das Bild genau zu betrachten. Der rechte Fuß tritt herausfordernd vor, das Haupt ist in den Nacken zurückgeworfen, die heftige, leidenschaftliche Natur Luthers spricht aus Haltung und Gebärde. Die starken Kinnbacken, der breite Mund, die ‚tiefen Augen', aus welchen schon der Rektor der Universität zu Wittenberg, Pollich, die ‚wundersamen Phantasien des Bruders Martinus', aber kein klares, konsequentes Denken herausgelesen hatte, alles trägt den Ausdruck ‚kräftiger Sinnlichkeit', wie Hase gesagt hat. In der Linken hält er die Bibel, die er unter der Bank hervorgeholt zu haben sich rühmte; die andere deutet voll Zuversicht nach oben.

Was haben die Seinen aus der Bibel gemacht? Er selbst hatte schon angefangen, einige Blätter aus derselben herauszureißen, indem er den Brief Jacobi verwarf ‚als keines Apostels Epistel'.

Dann kamen seine Glaubensgenossen, von denen der eine sich in dieses, der andere sich in jenes Buch ‚nicht schicken konnte', und so vernichteten sie Buch für Buch und ließen fast nichts mehr von der Bibel übrig als den Einband. Wie ist da das Wort des hl. Augustinus wahr geworden: ‚Ich würde dem Evangelium nicht glauben, bewegte mich hierzu nicht das Ansehen der katholischen Kirche!'[1]

Nicht lange nachher sah ich das Bild des hl. Franz von Assisi. Auch er war ein großer Reformator, aber aus Stellung, Ausdruck, Gebärde, aus allem spricht demütige Liebe, offenbart sich eine schöne, vom Geiste des Evangeliums geweihte und verklärte Seele. Solche Bilder, wie die eines hl. Bernhard, Vinzenz von Paul, Franz von Sales usf., muß man mit dem Bildnisse Luthers vergleichen, um alsbald die Überzeugung zu gewinnen: Luther war gewaltig im Ansturm und Kampf, aber bauen, schaffen konnte er nicht. Eine vielseitig und hoch begabte Natur, hat er es zu einer harmonischen Durchbildung seines Innern nicht zu bringen vermocht, und seine ‚Nachtkriege' mit dem Teufel sind nur das Bild des Zwiespaltes, der durch seine Seele ging, welchen in diesen heißen Kämpfen seine krankhaft erregte Phantasie als sichtbaren Vorgang nach außen projizierte. Luther war eine gewaltige, den Seinen überlegene Persönlichkeit, aber kein Reformator. Darum ist sein Werk untergegangen im Streite der Parteien; seine einzige Hoffnung war nur noch die Nähe des Weltendes[2], während die katholische Kirche, deren baldigen Sturz er so oft geweissagt hatte, in neuer Kraft und Schönheit aus diesem furchtbaren Sturme hervorgegangen ist. Wir beklagen seine Tat, wir trauern um die vielen frommen, edlen Seelen, die ohne eigene Schuld durch ihn ihre Mutter, die heilige Kirche, verloren haben; aber das Unrecht dürfen wir nie Recht, den Irrtum nie Wahrheit nennen.

Als ich lange genug dagesessen und an vieles gedacht hatte, suchte ich die Dorfschenke auf. Die Wirtin war allein, höflich, wie die Leute da herum meistens, mit einem gewissen Anstrich von Bildung; in der Ecke lag das Gesangbuch. Ich schlug es auf und blätterte darin: es war das von Bretschneider herausgegebene und ‚nach den

---

[1] Vgl. Epist. fundam. c. 5.

[2] De Wette V 642 683 702. Tischreden (Frankfurt 1574) fol. 56^{b} 359^{b} 360^{a} 360^{b}.

Bedürfnissen der Zeit' verbesserte Gothaische Gesangbuch voll langweiliger, wässeriger Moral. Jedem eigentlich dogmatischen Gedanken hatte er die Spitze abgebrochen. Das ist die Nahrung für dieses arme Volk. Ich sprach mit der Hausfrau über allerlei, auch von den Katholiken; sie wußte nicht viel von ihnen, sprach sich aber gar nicht feindlich gegen sie aus und meinte am Ende doch auch: ‚Es ist ja alles eins.'

Von Möhra zog ich, nur einmal von einem Gewitter überrascht, bei hellem Sonnenschein und in bester Stimmung gen Reinhardsbrunn, dem jetzigen Lustschloß des Herzogs von Koburg, früher Benediktinerabtei, wo die ‚liebe, heilige Elisabeth' von ihrem Gemahl Abschied nahm. Ich ging zumeist einsam auf der Straße dahin; denn heutigestags ist es selten, jemand anders als Landleute aus der nächsten Umgebung oder irgend welches Handwerksbürschlein nebst dessen Widerpart, dem Gendarmen, auf Fußreisen zum Begleiter zu haben. Die Eisenbahnen haben das Reisen erleichtert, ihm aber auch viel von seinem Reize und seinem Nutzen genommen, der nur dem Fußgänger beschieden ist. Nur dieser lernt Land und Leute aus nächster Nähe kennen und betrachtet sie nicht bloß im Fluge und wie von der Vogelperspektive; er sieht die Armut, er erfährt des Volkes Not, Leid und Freud und ist nicht selten genötigt, dessen Beschwerden und Entbehrungen zu teilen. Hingewiesen auf sich selbst, auf seine körperliche Kraft und sittliche Energie, werden beide durch Überwindung von Schwierigkeiten, durch Ertragen von Strapazen und Entbehrung der lange gewohnten, scheinbar zur Notwendigkeit gewordenen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten gestählt, und es wird so eine Übung im mutigen, unverdrossenen Ausdauern gewonnen, was für das ganze Leben und den Mannescharakter insbesondere von größter Bedeutung ist. Seinen Lohn trägt er schon in dem Bewußtsein, durch eigene Kraft, entbehrend und ertragend, am Ziele angelangt zu sein. Was soll aber aus unserer männlichen Jugend werden, die, wie es jetzt Sitte ist, das Fußgehen ganz verlernt hat, in eleganten Zeugstiefeln, mit dem Schal auf dem Arme, ein feines Spazierstöckchen in der Rechten, dem Bahnhof zueilt und keine andere Art zu reisen mehr kennt als jene, die jedes schwächliche Weib auch hat? Sie lassen sich von Station zu Station fahren, wo jedesmal ein neuer Schub Gesichter eingeladen wird und wieder ausgeladen — Menschen kann man nicht sagen; denn gewöhnlich

lernt man da voneinander nichts kennen als das Gesicht und weiß oft nicht einmal, ob die Leute um uns nur eine Zunge im Munde führen, so stumm sitzen sie da. Da gehen sie von Restauration zu Restauration, wo alles aufgestapelt ist, was der verwöhnte Gaumen verlangt; da sehen sie ringsum nichts als Üppigkeit und Wohlleben, Vornehmheit und Vornehmtuerei; bis sie am Abend, des gewaltigen Tagewerkes froh, weil sie zwanzig, vierzig und mehr Stunden gemacht haben, quasi re bene gesta[1] auf die schwellende Sprungfedermatratze sich werfen.

Der geneigte Leser verzeihe mir diese Abschweifung; fast müßte ich auch fürchten, von unserer Jugend als laudator temporis acti[2] scheel angesehen zu werden, wenn ich dieses Thema, worüber sich allerdings noch manches sagen ließe, weiter verfolgen wollte. Auch will ich offenherzig sein und gestehen, daß ich gerade in diesem Augenblicke, da ich diesen Gedanken in mein Taschenbuch notiere, mit einer eigentümlichen, bittersüßen Empfindung an unsere schönen Restaurationssäle nebst Inhalt denke, wo im dunklen Urgebirge von gediegenem Rindsbraten und wuchtigem Preßsack der saftige Emmentaler in gläsernem Hause wohnt und, wie im schönen Lande Italia die Reben um die Ulme, vielversprechende Würstlein in geschmackvollen Girlanden an der Wand sich hinziehen. Als Mittagstisch steht eben nichts vor mir als eine dünne, gelbbraune Brühe ungewissen Ursprungs, deren Inhalt erst die chemische Analyse herausbringen kann, welche von den Leuten Kaffee genannt wird. In Anbetracht dieses Umstandes möge man meinen Groll verzeihlich finden.

Eine Zeitlang ging ich mit zwei alten, armen Frauen den gleichen Weg. Barfuß, in schlechter, abgerissener Kleidung, waren sie ein rechtes Bild der Armut. Sie sahen viel älter aus, als sie waren. Hunger, Not und schwere Arbeit ohne die entsprechende Nahrung hatten sie frühzeitig alt gemacht und furchtbar entstellt; eine namentlich sah mit ihrem aus hundert Lappen zusammengeflickten Rocke eher einem Gerippe als einem lebendigen Menschen gleich. Jedes Strohhälmchen am Wege, jede halbe und zertretene Ähre lasen sie sorgsam auf und sammelten sie in ihrem Korbe. Als ich auf einer Anhöhe ging, sah ich tief unten im Tale die geernteten Felder wimmeln von

[1] Als hätten sie ihre Sache gut gemacht.
[2] Lobredner der Vergangenheit.

Scharen von Menschen; es waren arme Leute, die ‚stoppelten'. So etwas hatte ich noch nirgends gesehen. Hie und da sieht man wohl auch in den Maingegenden einen Knaben oder ein armes Weib Ähren lesen, aber in solcher Zahl, daß sie das Ackerfeld, von dem eben ein beladener Wagen herkam, völlig bedeckten, war mir etwas Neues. Keiner sprach mich um ein Almosen an, wie ich denn auf meiner ganzen Reise keinen Bettler traf.

Doch dürfen wir uns in dieser Beziehung nicht täuschen; es ist dieser Mangel an Bettlern weder Folge des Wohlstandes noch Wirkung eines regen Ehrgefühles und allgemeiner Arbeitsamkeit, wie man dies uns oft glauben zu machen sucht. Es ist hier nämlich nicht bloß das Almosenempfangen, sondern auch das Almosengeben bei schwerer Strafe strengstens verboten. Auf welchem Rechtstitel nun dieses Verbot ruht, kann ich bis jetzt mit meinem beschränkten Untertanenverstand allerdings nicht begreifen; denn ich war bisher der einfältigen Meinung, es könne mir niemand verwehren, zu geben, was und wem ich will. Beides, die rücksichtslose, unchristliche Strenge hier zu Lande wie die allzu große Milde in Italien, sind Extreme und darum verwerflich. Unser katholisches Süddeutschland dürfte in dieser Beziehung so ziemlich die richtige Mitte halten.

Was wäre der bloße Anblick eines Kreuzes, dieses aufgeschlagenen Evangeliums, das die Armen so laut und eindringlich mahnt, um Gottes willen und nach Jesu Vorbild ihr Elend zu tragen; Kreuz und Heiligenbild, diese sichtbaren Erscheinungen des Glaubens an eine höhere Welt und ein übernatürliches Leben und einen andern Wert, den der Mensch hat, als der ist, welcher nach dem Steuerfuß berechnet wird — was böte das alles diesen Leuten einen ganz andern Trost als diese Prediger, deren erste Sorge notwendig ihrer Familie gehört; wo selbst in der Kirche die besten Plätze gesperrt und den Reichen aufbewahrt bleiben, wenn sie gleich jahraus jahrein leerstehen! Gerade wo dieses fehlt, ist der Arme noch tausendmal ärmer als da, wo der Anblick eines in freiwilliger Armut lebenden Kapuziners auch ohne die Klostersuppe und ohne das leibliche Brot der Barmherzigkeit, das an der Pforte gespendet wird, die Armut adelt und ihre Bedeutung, wofern sie um Christi willen getragen wird, immer aufs neue zum Bewußtsein bringt.

Einige Wochen darauf ging ich in der Rhön mit einem zehnjährigen katholischen Kinde von Altglashütten ein Stück Weges.

‚Wem gehören diese schönen Wiesen da unten?‘ fragte ich das Kind, das in seinen Holzschuhen neben mir herklapperte.

‚Dem Wirte von K.‘, war die Antwort.

‚Der ist wohl ein sehr reicher Mann?‘

‚Ja, ein sehr reicher.‘

‚Kommen denn die reichen Leute auch in den Himmel?‘

‚Nein.‘

‚Warum denn nicht?‘

‚Weil sie Gutes in diesem Leben empfangen haben.‘

‚Kommt denn gar kein Reicher in den Himmel?‘

‚Ja, diejenigen, welche Gutes tun.‘

‚Und die Armen, kommen denn diese in den Himmel?‘

‚Ja.‘

‚Also alle Armen kommen in den Himmel?‘

‚Nein, sondern die mit Jesu ihr Kreuz tragen.‘

Das ist eine Philosophie, die aus dem Munde dieses Kindes spricht, wie sie kein Weiser dieser Welt erdenken konnte: es ist die Philosophie des Kreuzes. Und alle Weltbeglücker zusammengenommen können dem Volke das nicht bieten, was diese wenigen Gedanken ihm schon geboten haben und tagtäglich bieten. Und das aufgerichtete Kreuz am Wege lehrt täglich von neuem diese große, unendlich trostreiche Wahrheit laut und eindringlich gerade dann, wenn die Not und der Druck des Lebens sie in der Erinnerung auszulöschen drohen. Und um das alles hat der Protestantismus das arme Volk gebracht. Wo diese sichtbaren Fingerzeige an das Jenseits verschwunden sind, wo ringsum uns nichts auf das Höhere hinweist, da liegt eine namenlose Schwermut über der Natur und eine um so tiefere Trauer, je schöner und herrlicher die Schöpfung ist.

Im Weimarischen ist mit wahrer Humanität für den Reisenden gesorgt. Von Zeit zu Zeit sind schöne, bequeme Sitzbänke am Wege angebracht, ringsum von kleinen, lieblichen Gärtchen umgeben und von Linden überschattet. Aber doch ruht es sich viel besser unter einem alten Baume, in dessen Schatten ein ernstes, einsames Kreuz steht. Denn da ruht nicht bloß der Leib aus, da ruht auch das Herz, man fühlt sich wieder daheim und nicht als Fremdling im Lande. ‚Unsere norddeutschen Bauern‘, meinte erst neulich ein Reisender[1]

[1] Fr. Brinkmann, Studien u. Bilder aus süddeutschem Land u. Volk, 1861.

bei gelegentlicher Besprechung der Heiligenbilder in Südbayern und Tirol (Marterstöckl), ‚bedürfen solcher Dinge nicht; ihnen genügt der Anblick ihres wogenden Ährenfeldes.‘ Aber was bietet man denn dem, dem kein Ährenfeld wogt? Und selbst mitten im Besitze kommen doch Stunden, da dieser Anblick nicht genügt und die Seele nach etwas anderem verlangt.

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht.
Was du gesucht, geliebt im Leben,
Bald ist's verloren oder tot.

Man hat diese Allgegenwart des Kultus im Leben der Katholiken, wie Novalis einmal sich ausdrückt, dieses Durchflochtensein des täglichen Lebens mit religiösen Übungen geradezu für schädlich erklärt, weil die rastlose Arbeit der Industrie hemmend. Man preist den Protestantismus, weil er das Volk tätiger, fleißiger, regsamer und darum reicher gemacht habe. Allein ehe man solche Reden führt, hätte man doch zuerst bedenken sollen, daß gerade in der sog. finstersten Zeit des Mittelalters, im 12. und 13. Jahrhundert, namentlich in Venedig, Flandern, den Hansestädten und am Rheine in der Bürgerschaft und in Franken und Schwaben unter den Bauern ein Wohlstand verbreitet war, wie ihn die spätere Zeit nicht mehr erreichte, der sich in ihren Prachtbauten unverkennbar bekundet; daß gerade in Verbindung mit der strengkatholischen, supernaturalistischen Lebensrichtung ein äußerst reges Geschäfts- und Handelsleben sich entfaltet hatte. Übrigens hätte man schon deswegen diesen Beweis nicht gegen uns Katholiken gebrauchen sollen, weil er zu viel und darum nichts beweist. Denn die Juden übertreffen alle, Katholiken und Protestanten, an Reichtum und in der Kunst, reich zu werden

III.

An einem hellen Herbsttage durch heimelige Täler wandernd, über welche der reinste wolkenlose Himmel sich spannte, kam ich nach Schmalkalden. Es ist dieses Städtchen, an der Schmalkalde gelegen und halb zwischen Bergen versteckt, so recht wie ein Stück Mittelalter mitten in unserer alles Eigentümliche und jedwede Sonderheit abschleifenden Zeit; wir sind um so mehr überrascht, als kaum zwei Stunden seitwärts das Dampfroß vorbeisaust und hinter ihm

her der ganze Strom der neuen Zeit. Diese aus Holz und nicht ohne Geschmack gebauten Häuser mit ihren hohen Giebeln, die so ernst grüßend in die Gassen hereinblicken, als wollten sie uns erzählen aus der guten alten Zeit, heimeln uns an, und man könnte sich hier recht wohlfinden, schwebten nicht so manche Erinnerungen über ihnen. Im Gasthof zur Krone wurde hier am 29. März 1531 durch Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen der Schmalkaldische Bund geschlossen, welcher der Anfang aller späteren Religionskriege und ein Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges war. Sie wollten sich, hatten sie erklärt, ‚nur vor Gewaltigung in Sachen der Religion schützen‘; aber angefeuert durch Luthers höhnisches Schreiben, wußte man bald aggressiv zu verfahren. Zum erstenmal wurde jetzt die Wucht des Schwertes in die Wagschale geworfen, und jetzt begannen auch das Liebäugeln und die geheimen Unterhandlungen mit Frankreich; von da datiert alles Elend, alle Erniedrigung und Schmach, die über Deutschland gekommen. Die ‚heilige Liga‘, welche die katholischen Stände sieben Jahre später errichteten, war nur ein Akt der Notwehr. Auf dem Töpfermarkt steht noch das Haus, in welchem Luther, Amsdorf, Melanchthon und andere die sog. Schmalkaldischen Artikel abfaßten. Eine mächtige Tafel mit Inschrift bezeichnet uns diesen Ort als das ‚Versammlungshaus der Verfertiger der Schmalkalder Artikel‘. Die Ironie des Schicksals hat dieses Haus gerade auf den Töpfermarkt gestellt; denn was daraus hervorgegangen, war ebenso zerbrechlich wie Töpfergeschirr. Wer glaubt heutzutage noch ernstlich an die Schmalkalder Artikel, welche u. a. erklären, daß der Papst der ‚leibhaftige‘ Antichrist sei?

Man darf übrigens nur ein paar Stunden unter dem Volke sich bewegen, und man hat hinreichende Gelegenheit, die Wirkungen des ‚neuen Lichtes‘ zu studieren. Die Gespräche zwischen den Bauern in dem Wirtshause, welches gerade gegenüber dem Versammlungshause der Theologen liegt, bewegten sich nach einigen ziemlich ungesalzenen Zoten vorzugsweise um ihre Pfarrer. Da erzählte denn einer, während der ganze Tisch voll Gäste mit Neugierde und sichtbarem Wohlbehagen zuhörte, wie er dem Pfarrer entgegengetreten sei wegen seiner Leichenrede auf den und den; wie der Pfarrer erschrak, ihm auszuweichen und ihn zu besänftigen suchte, und wie er ihn mit der Bibel überführt habe; denn bibelfest, meinte er, sei er

wenigstens ebensogut wie der Pfarrer, und zwei Stunden lang habe er mit ihm disputiert, und ‚der Pfarrer konnte nicht ein einzig Mal dagegen aufkommen; gegen jeden Spruch, den dieser vorbrachte, hatte ich gleich zwei andere bei der Hand!' Der Mann hatte eben genau nach Luthers Grundsätzen gehandelt[1].

Das ist die vielgerühmte Suffizienz der Heiligen Schrift, die nun unter den Händen ränkesüchtiger Bauern sich hergeben muß zur Rechtfertigung jedweder Unbotmäßigkeit. Auch hatte ich im Verlauf dieser Gespräche Anlaß, Betrachtungen anzustellen über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des hie und da auch in katholischen Ländern einreißenden Mißbrauches der Leichenpredigten. Was ich hörte, war nur eine weitere Begründung des Verwerfungsurteils, das sich in dieser Hinsicht schon längst bei mir festgestellt hatte.

Ein anderer, von der hypothesis ad thesin übergehend, meinte, es sei am Ende doch alles nur Pfaffenlist und Pfaffentrug; sie glaubten ja selber ‚nischt', was sie predigten, und gingen nicht in die Kirche, wenn sie nicht müßten.

Man sieht, das Volk hat sich die Schlagwörter wohl gemerkt, mit denen man vor Zeiten die katholische Geistlichkeit gehässig und verächtlich zu machen suchte, um ihm desto leichter nebst einem nichts weniger als gelinden Druck von oben seinen Glauben zu stehlen.

Ein dritter setzte bei, das geschehe alles nur, um sich nach oben gut zu empfehlen; der eine wolle ‚Superintententendent', der andere ‚Konsistorial'- oder ‚Oberoberoberkonsistorialrat' werden. So verspotteten sie die Amtsnamen ihrer geistlichen Obrigkeit. Als ich nachmittags das frische, quellenreiche Tal entlang nach dem Stahlberg wanderte, gesellte sich außerhalb des Städtchens ein Bauersmann zu mir, der nach gegebener Rede und Gegenrede sich alsbald in ein längeres Gespräch mit mir einließ. Seine kleinen, etwas trüben Augen guckten pfiffig in die Welt hinein, und auf Nase und Wangen hatte in allen Regenbogenfarben der reichlich genossene Fusel seinen Widerschein geworfen. Gravitätisch und mit nicht geringem Selbstbewußtsein kam eben ein junger Pfarrer aus der Nachbarschaft daher; untertänig grüßte ihn mein Bäuerlein, worauf ein kurzer, etwas

[1] ‚So der Zuhörer mehr wüßte und verstände denn der Prediger, so soll der Prediger ihm stattgeben zu reden, und er soll still schweigen.' Werke XI (1892).

vornehmer Dank erfolgte. Ich nahm den erwünschten Anlaß, das Gespräch auf die Verhältnisse der Geistlichen zu bringen, und mein Begleiter gab nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft auf meine Fragen. Als ich ihm bemerkte, das Einkommen des eben vorübergegangenen Herrn sei doch etwas dürftig, zumal wenn er zahlreiche Familie habe, antwortete er bitter: ‚Das ist alles viel zu viel für diese Schwarzkittel. In der Bibel heißt es: Du sollst sechs Tage arbeiten und am siebten ruhen; diese aber arbeiten einen Tag und ruhen sechse.‘ Doch fügte er nicht ohne ein Gefühl des Stolzes hinzu, daß Luther in ihrer Gegend seine Heimat habe.

An einer sehr schlecht gehaltenen alten Kirche unmittelbar darauf vorbeigehend, las ich die Inschrift über dem Portal, die jedoch schon aus der Zeit der Reformation herstammte: ‚Hier ist das Haus Gottes und das Tor zum Himmel.‘ Ich sah hinein, sah aber keineswegs Himmlisches, sondern bemerkte nur einen nackten Stein mit einem schlechten Kruzifix und verschlossene und numerierte Bänke mit den Namen der Inhaber vom Schulzen an abwärts. Vielleicht ist dies auch der Grund, warum die Leute bis weit in die Mitte der Kirche hineingehen, ohne auch nur den Hut zu lüften. Hatte doch schon Hengstenberg über den traurigen Zustand so mancher Kirchen geklagt, ‚daß man ohne Schamröte keinen Heiden hineinführen könnte‘.

Den darauffolgenden Sonntag brachte ich in Ruhla zu; gern hätte ich noch Eisenach erreicht, wo eine katholische Kirche ist, wenn auch arm und klein; aber der Weg dahin war noch weit. Zudem hatte ich es diesmal zu büßen, daß ich den weisen Spruch, den mir einmal mein Freund mit auf den Weg gegeben: ‚Eine gute Krümm' geht nicht üm‘, leichtsinnig in den Wind geschlagen. Indem ich, meinem guten Stern vertrauend, einen kürzeren Weg suchte, kam ich immer mehr von der Richtung ab, und der bereits hereinbrechende Abend machte es mir völlig unmöglich, in dieser dichten Waldung einen Pfad zu finden. Schon sah ich mich nach einem Plätzchen um, wo ich, vor Wind und Feuchtigkeit geschützt, die Nacht zubringen könnte, wobei ein Griff in meinen dichten Überwurf, den ich bei mir trug, mich einigermaßen tröstete. Die prächtigen Buchen boten ein herrliches Laubdach; aber so poetisch es auch sich ausnimmt, so ein Lager unter freiem Himmel, so war ich doch gar nicht darüber entzückt, vielmehr recht prosaisch, ja sogar ein wenig melancholisch gestimmt. Ein Kohlenbrenner, den ich endlich doch noch auftrieb, brachte mich

auf den Rennsteig, die alte Handelsstraße, welche ganz Thüringen durchschneidet und, immer von der Saale bis zur Werra auf dem Rücken der Berge hinziehend, seit Karl d. Gr. die Grenze zwischen Thüringen und Franken bildete. Von hier aus konnte ich mich leicht orientieren, und melodischer als Beethovens Sonaten klang in meinen Ohren das Geklapper einiger Mühlen, die mir die Nähe des Städtchens ankündigten und zugleich durch das Dunkel die Richtung wiesen.

Hoch im Gebirge gelegen, von ansehnlichen Bergen rings umschlossen, die sämtlich mit den dichtesten, bis nahe an die Stadt herabreichenden Buchenwaldungen bedeckt sind — östlich vom Breitenberg, westlich vom Bermer- und Viehberg —, bieten die Umgebungen dieser gewerbstätigsten Stadt im ganzen Thüringer Wald die tiefste, frischeste Waldeinsamkeit, wo es sich nach Herzenslust ‚Natur schwelgen' läßt. Zugleich wollte ich hier, so nahe bei Luthers Wiege, die Segnungen der Reformation etwas näher kennen lernen.

Einen Vorgeschmack erhielt ich gleich am späten Abend noch. Eine Handvoll junger Leute saß in einem gemeinsamen Wirtszimmer, das noch ziemlich von Stammgästen sowohl wie Hospitanten besetzt war. Denn der Gothaer Philister liebt es, wie seine Stammgenossen im übrigen Deutschland, bei einem ‚Töpfchen' Bier und einer Pfeife Tabak über Krieg und Frieden, hannoveranischen Katechismus und Garibaldi, ‚den großen, edeln, herrlichen Garibaldi', wie ihn einer nannte, über faule Kartoffeln und das einige Deutschland sich zu unterhalten. Doch bald — es war schon ziemlich spät, als ich gekommen war — nahm das Gespräch eine andere Wendung. Einer von den jungen Leuten fing an, die bekannten Schmutzgedichte vorzutragen, in denen sich einige der Heroen unserer klassischen Literatur einst zu überbieten gesucht hatten. Daß diese zynischen Meisterstücke existierten, wußte ich wohl, hatte mich aber bisher blutwenig darum gekümmert. Ich saß im Nebenzimmer und verstand darum nicht viel von dem Inhalt, der sich dem Ärgsten, was Boccaccio und Crébillon geschrieben, würdig an die Seite stellen mag. Wieherndes Gelächter folgte jeder Strophe und unterbrach auf längere Zeit den Vorleser. Aber dabei blieb es nicht. Angeregt durch diese Vorbilder, suchte nun jeder der Anwesenden sich ebenbürtig zu zeigen, darunter ein Mann mit weißen Haaren, den ich vorher gesehen hatte und den ich an der Stimme erkannte, der den Jüngeren es in Schmutzreden fast

noch zuvortat. Je roher und ausgeschämter diese Buben wurden, je frecher sie redeten, je gemeiner und ekliger ihre Zoten, desto lauter der Beifall und schallender das Gelächter dieser Schweine, die sich nach Herzenslust im Kote wälzten. Und keinem der älteren Bürger fiel es ein, eine Bemerkung zu machen oder dagegen zu protestieren! Es schien, als fände gar niemand etwas Arges dabei. Ich schlug, entrüstet über diese öffentliche Verhöhnung aller Zucht und Sitte, die Tür zu und ging hinaus. Das erst schien den Gastwirt etwas aufmerksam gemacht zu haben; denn des andern Tages murmelte er so etwas wie eine Entschuldigung in den Bart, als ich wieder in das Gastzimmer trat.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß man in katholischen Ländern sittlicher sei als in protestantischen — wie es denn überhaupt trotz Statistik sehr schwer, fast unmöglich sein dürfte, hierüber ein endgültiges Urteil auszusprechen —, mit Ausnahme des italienischen (niederen) Volkes im allgemeinen und namentlich der Bewohner des früheren Kirchenstaates, wofür Freund und Feind schon längst Zeugnis abgelegt haben und wovon die Ursachen schon vor Jahren Mittermaier zum Teil angegeben hat. Ich gebe selbst zu, daß in manchen katholischen Gegenden größere Unsittlichkeit herrschen mag als in protestantischen Länderstrichen; aber was im ganzen und großen den Protestantismus vom Katholizismus unterscheidet, ist dies, daß hier die öffentliche Moral und das sittliche Urteil noch ein strenges Gericht übt, das von jedem, hoch und niedrig, gefürchtet wird. Es sind gerade die spezifisch katholischen Ideen und Übungen, auf denen diese Macht der öffentlichen Sitte ruht: die Idee der Jungfräulichkeit, die Lehre von der Unauflösbarkeit der Ehe, der öftere Empfang der heiligen Sakramente, namentlich die Beichte, und ganz besonders die Verehrung und stete Vorbildlichkeit der unbefleckten Jungfrau. — In der Tat, was kann ein verheirateter Prediger einem armen, von der Gemeinde nicht angenommenen und darum im Konkubinat lebenden Taglöhner und Fabrikarbeiter antworten, wenn dieser sich auf Luthers Autorität und die Unmöglichkeit der Keuschheit beruft? Die katholische Kirche bezeichnet fort und fort die Sünde als das, was sie ist; sie mahnt und warnt: Du sollst, denn du kannst. Sie allein hat das Recht dazu, denn ihr Klerus hat zuerst diese Last auf sich genommen, von welcher ein verheirateter Pfarrer wohl predigen mag, die er aber selbst, weil ver-

heiratet und oft gegen das ausdrückliche Verbot der Schrift (1 Tim 4, 2) zwei- und dreimal sich verheiratend, nicht mit einem Finger anrührt. Wo soll da Mut herkommen für den Laien, für den mitten in das stürmische Leben und seine Versuchungen hinausgeworfenen jungen Mann, dem niemand ein Vorbild hoher Keuschheit bietet? Ist ja doch mit der Verwerfung und Verspottung der Virginität, dieser erhabensten, spezifisch christlichen Tugend, der Glaube an die Allgewalt und die naturüberwindende Macht der Gnade schon von vornherein verworfen und geleugnet. Man hat die Virginität mit allen Waffen bekämpft; wie kann man sich nun wundern, daß jetzt die Keuschheit überhaupt vielen nur noch als ein veraltetes Vorurteil erscheint, über das man sich leicht hinwegsetzen mag?

Auf derselben Reise ergötzte ich mich nicht wenig an dem Benehmen eines katholischen Gastwirts zu Fulda, der in ganz anderer Weise die Ehre seines Hauses wahrnahm, als dies zu Ruhla geschah. Ein Geschäftsreisender fing an, ein zweideutiges Lied zu singen; da runzelte der kleine, dicke Wirt die Stirne. Endlich riß ihm die Geduld. ‚Wissen Sie', sprach er entrüstet, ‚das mag bei Ihnen zu Hause Mode sein, bei uns zu Lande ist das nicht Brauch.' Der Fremde erschrak, wurde verlegen und schwieg. Ich glaube nicht, daß deswegen in Zukunft weniger Gäste bei ihm einkehren.

Am andern Tage war Sonntag, und ich wollte diese Gelegenheit nicht versäumen, dem Gottesdienste beizuwohnen. Durch die Erb in zwei ungleiche Hälften geteilt, gehört der eine, kleinere Teil der Stadt zu Weimar, der größere, westlich gelegene nach Gotha. Jeder Teil hat seine besondere Kirche, Prediger und Gottesdienstordnung. ‚Dort', sagte mir die Dienstmagd auf mein Befragen, ‚wird weimarisch, hier gothaisch gepredigt.' Da der bei weitem zahlreichere Teil der Stadt auf der gothaischen Seite liegt, die Kirche größer ist und der Prediger zugleich Superintendent, so gab ich ohne Bedenken der gothaischen Kirche den Vorzug und lenkte dorthin meine Schritte.

Fast eine ganze Stunde lang wurde mit allen Glocken geläutet, welche, wahrscheinlich weil der Turm schadhaft oder zu klein ist und die reichen Handelsherren zu Ruhla für den Bau eines neuen kein Geld haben, auf dem naheliegenden Gottesacker unter einem hölzernen Schuppen hängen. Ich eilte die über drei Viertelstunden lange Hauptstraße hinab, um rechtzeitig zu kommen, fand aber die Kirche noch

leer. Warum man so erbärmlich lange läutet, ob deswegen, um gleich jenem Freunde im Evangelium durch Zudringlichkeit die Leute, die nicht in die Predigt wollen, doch hineinzubringen, oder um am Sonntag einzuholen, was unter der Woche versäumt wird, während welcher kein Glockenton den profanen Lärm der vielen Fabriken und Werkstätten unterbricht, habe ich nicht erfahren können.

Eine gute Viertelstunde saß ich da und wartete, während die Glocken beständig in Bewegung waren. Ich vertrieb mir unterdessen die Zeit mit Betrachtungen über die unsichtbare, zu der ich nicht gehöre, und die sichtbare protestantische Kirche, in der ich eben war. Ringsum von zwei übereinander gebauten Emporkirchen umgeben, welche sämtlich sperrsitzähnlich abgeteilt, numeriert und mit den Namen ihrer Inhaber bezeichnet sind, mit einem kulissenartigen Verschlage hinter dem ‚Gottestisch', worauf ein Kreuz nebst zwei Kerzen stand, erinnerte das Ganze nur zu sehr an ein Opernhaus. An den Emporen waren auf regelmäßig eingeteilten Feldern biblische Sprüche in verschnörkelter Kanzleischrift angebracht.

Endlich kamen ein paar Schulkinder und einige alte Weiber, und ich freute mich inniglich bei ihrem Kommen, denn nun war doch wenigstens der Anfang vom Anfang. Und eben intonierte auch die Orgel, und der Kantor präludierte — aber das dauerte wieder lange, lange Zeit, bis ein zäher, erschrecklich langweiliger Choral begann, der jeden Augenblick abzureißen drohte, hätte nicht die mächtige Stimme des Kantors und eines andern Individuums, das ich auf der Orgel bemerkte, im kritischen Moment nachgeholfen. Unterdessen kamen noch mehr Leute, doch war das Häuflein immer noch klein genug. Nach Beendigung des Gesanges kam der Superintendent hinter den Kulissen hervor, welche mit rotseidenen, aber ziemlich verblichenen Vorhängen verziert waren; er las von der Rückseite des Tisches aus die Epistel des Tages nebst einem Psalm. Der Mann dauerte mich in der Seele; er sah so krankhaft aus trotz sorgfältiger Toilette, seine Stimme klang so hohl, und oftmals wurde er durch Husten im Lesen unterbrochen; sein Angesicht hatte den Ausdruck von Milde und Sanftmut, man sah es ihm an, er hatte schwere Leiden schon durchgemacht. Auch hatte er keineswegs jenes falsche Pathos und halb pedanten-, halb komödiantenhafte Auftreten, wie man es anderswo bei protestantischen Predigern zuweilen bemerkt, wovon schon Strauß zu erzählen wußte. Es scheint, daß

gerade die neugläubige Richtung diese Unnatur ganz besonders begünstigt. Als die Vorlesung zu Ende war, verschwand er wieder hinter dem Verschlag. Aufs neue wurde nun gorgelt und gesungen, und mehr und mehr kamen die Leute zur Kirche herein. Während der Gesang im Gange war, stürzten zwei Männer mit Klingelbeuteln hinter dem Vorhange hervor, um Silbergroschen oder doch wenigstens Pfennige zu sammeln; bei der trostlosen Nüchternheit und Öde dieses Gottesdienstes vertritt ihre Erscheinung die Stelle eines liturgischen Aktes und unterbricht wohltätig das tödliche Einerlei. Den Inhalt des eben gesungenen Liedes bildete eine entsetzlich matte und wässerige Umschreibung des Vaterunsers ganz im Sinne der seichtesten Aufklärungsperiode. Es war eben nichts anderes als der kategorische Imperativ in Versen, und dazu in recht schlechten Versen.

Und das Alter wie die Jugend
Ehre Recht und Pflicht und Tugend:
Überall, wie hier,
Weihe man sich dir —

hieß die poetische Übersetzung der dritten Bitte.

Bereits waren drei Viertelstunden seit den ersten Präludien verstrichen, als es endlich zur Hauptsache, der Predigt, kam. Sie verbreitete sich über die Perikope Mt 6, 1 ff. Wie zu erwarten stand, war es ein vages, rationalistisch gefärbtes, allgemeines Christentum mit Verwischung jedweder konfessionellen Eigentümlichkeit, was von der Kanzel herab verkündet wurde — leicht, luftig, etwas schimmernd, aber auch verschossen und unsolid, wie die rotseidenen Gardinen, welche den Predigerstuhl nach hinten abschlossen. Viele Arbeit machten dem Superintendenten die Textworte Mt 6, 6: ‚Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür hinter dir und bete zu deinem Vater im Verborgenen. Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.‘ Wie es scheint, gehen hier zu Lande viel zu viele in das stille Kämmerlein und nicht in die Kirche. Und selbst heute, als dieser verhängnisvolle Text erklärt werden mußte, belief sich die Gesamtzahl der Anwesenden auf höchstens 200 Köpfe unter 2400 Einwohnern, welche dieser Kirche angehören, die Schulkinder und alten Weiber eingerechnet, welch letztere das stärkste Kontingent stellten; aber selbst von diesen schliefen nicht wenige, so daß es, wie weiland in den

Fürstlich Reußischen Landen, auch hier eines besonders aufgestellten und bezahlten ‚Kirchenweckers' bedurft hätte.

Endlich, nach langem Drumherumreden, brachte er heraus, dieser Text stehe durchaus nicht dem Gebote des Kirchengehens entgegen, da ja in der Heiligen Schrift kein Widerspruch stattfinden könne; die Pflicht des Kirchenbesuches bleibe deswegen doch ungeschmälert, denn die Kirche sei ja auch ‚ein stilles Kämmerlein' für jeden, der da mit Sammlung und aus Herzensgrund bete! Ich konnte nicht umhin, über diese scharfsinnige Erklärung mich zu verwundern, und notiere sie hier zu Nutz und Frommen aller Exegeten. Übrigens muß ich dem Prediger zu seinem Ruhme nachreden, daß er die Worte des Textes Mt 6, 7: ‚Wenn ihr betet, so sollt ihr nicht viele Worte machen wie die Heiden', keineswegs zu einer gehässigen Polemik gegen die Katholiken ausbeutete, was hier so nahelag, daß er vielmehr das Bedürfnis des von Freude geschwellten wie von Schmerz erfüllten Herzens anerkannte, wiederholt und in immer neuem Andringen zu Gott in Wort und Lied sich auszusprechen.

Hierauf begann die Erklärung des Vaterunsers nach Mt 6, 9 ff, wobei ich das Neue erfuhr, daß wir in der vierten Bitte: ‚Unser tägliches Brot gib uns heute', nicht bloß um des Lebens Notdurft, sondern um alles bitten, ‚was dieses irdische Leben an Genüssen bietet, es erheitern und verschönern mag' — also Theater und Konzert, echte importierte Zigarren, Champagner und bequeme Sofas!

Das ist nun freilich ein Christentum für Gebildete, das salonfähig ist und, wie einmal Schopenhauer sagt, vom innersten Kern des Christentums, von Abtötung und Kasteiung, nichts weiß. Und trotzdem, bei aller Verflüchtigung der christlichen Dogmen, trotz aller zuckersüßen Moral, trotz der schönen, sorgfältig gefeilten und mit Blumen geschmückten Darstellung bleibt doch alles das ohne Anziehungskraft auf die Massen! Es fehlt eben der Segen, den Christus den Seinen verheißen. Ich dachte dabei an so manche unserer Reformer auf katholischem Gebiete, die einst wähnten, durch Abhaltung deutscher Liturgien voll hochtönender Phrasen und salbungsvoller Moral den Kultus heben und die Teilnahme am Gottesdienste fördern zu können. Gerade das Gegenteil hiervon ist noch jedesmal eingetreten.

Während der Prediger sprach, betrachtete ich die Kinder, die nun seit anderthalb Stunden mit einem Ausdruck unendlicher Langweile

da saßen. Sie mochten wohl, wie Hurter von sich selbst erzählt, mit gespitzten Ohren auf das Wort horchen, das sie von der ganzen Predigt am besten verstanden und am liebsten hörten, das Wörtchen: Amen. Diese armen Kleinen leiden am meisten bei der Nacktheit und Leere des protestantischen Gottesdienstes in seiner gegenwärtigen Gestalt.

Zum Schlusse wurde die letzte Bitte erklärt: ‚Erlöse uns von dem Übel.' Das Übel, von dem wir erlöst sein wollen, wurde gelehrt, sei der Tod. Und nun führte der Prediger des weiteren aus, wie sehr er sich selbst vor dem Tode fürchte. Und der Tod stand auf seinem fahlen Angesicht geschrieben! Der arme Mann, der so lange schon gepredigt hat und immer noch so sehr vor dem Tode sich fürchtet — was wird er für ein Tröster der Sterbenden sein?

Als die Predigt zu Ende war, stürzte alles hinaus, noch in der Kirche selbst sich bedeckend. Ich ging mit dem Haufen fort, nachgerade verlor ich doch die Geduld; nur einige Weiblein blieben noch zurück, und es wurde wieder gorgelt und gesungen. In den Häusern sah ich vielfach fortarbeiten bis zum Mittag.

Der mündliche Vortrag des Predigers zeugte von Schule und nicht geringer Begabung, nur war derselbe hie und da etwas zu süßlich und von Husten häufig unterbrochen. Dabei machte das Liebäugeln mit seinem Heft, das auf hohem Pult, den Zuhörern unsichtbar, vor ihm lag, einen peinlichen Eindruck. Einige katholische Prediger, die ich einige Wochen später in einer außerbayrischen Stadt hörte, hätten mit ihrem die Sätze herausstoßenden und polternden und doch dabei monotonen Wesen manches von ihm lernen können, während der Inhalt der Reden, des einen ganz besonders, wahrhaft vortrefflich war. Wir vermissen gerade dann um so mehr den gebildeten Vortrag.

Eine erfreuliche Erscheinung in der Gegenwart bilden die katholischen Kirchen, welche wir, wenn auch noch vielfach bedrängt, in allen bedeutenderen Städten Thüringens jetzt finden, mit einem förmlich organisierten Pfarrverband und festen Seelsorgerstationen. So in Eisenach, am Fuße der Wartburg; und ich muß den Bewohnern dieser Stadt nachrühmen, daß keiner, trotz meines absichtlich oftmaligen Fragens nach der katholischen Kirche, irgend welche mißliebige Äußerung sich erlaubte. Ebenso befinden sich in Gotha, Weimar, Quedlinburg, Naumburg a. d. S., Koburg,

selbst in Eisleben und Wittenberg katholische Seelsorger; in Gotha verkündet jeden ‚Sonnabend' das daselbst erscheinende Tagblatt neben den verschiedenen protestantischen Gottesdiensten auch die Gottesdienstordnung in der katholischen Kirche. Hoffentlich wird auch Meiningen-Hildburghausen sich nicht mehr lange sträuben, den Forderungen seiner katholischen Bürger gerecht zu werden[1]. Namentlich aber erscheint Erfurt mit einigen wenigen umliegenden Dörfern so recht wie eine Insel mitten im Protestantismus; die Stadt zählt noch von alten Kurmainzer Zeiten her gegen 12000 katholische Einwohner in acht Pfarreien. Auch trägt der Charakter der Stadt noch immer ein katholisches Gepräge. Der Dom vor allem, im edelsten gotischen Stil, durch die Belagerung von 1813 vielfach beschädigt, unter dem vorigen König [Friedrich Wilhelm IV.] mit Glück restauriert, ist ein herrlicher, imposanter Bau. Der weit über den Hügel, auf welchem das Hauptschiff der Kirche steht, hervortretende Chor erhebt sich auf hohen, gewaltigen Substruktionen; mit seinen vielen breiten Stufen, auf denen man vom Friedrich-Wilhelms-Platze hinaufschreitet, bietet er dem Beschauer einen großartigen, überraschenden Anblick. Auf demselben Platze erhebt sich ein Obelisk, die letzte Erinnerung an Kurmainz und das Heilige Römische Reich. Er wurde von der Bürgerschaft Erfurts im Jahre 1777 dem letzten Kurfürsten Friedrich Karl Joseph gewidmet und trägt die Aufschrift: ‚Dem besten Vater.' — Tempi passati!

IV.

Eine der besuchtesten Partien im ganzen Thüringer Wald ist der Inselsberg, wohl so genannt, weil er durch seine glückliche Lage weithin das Land beherrscht. Während über Wald und Flur ein dichter Nebel liegt, ragt sein Gipfel wie eine Insel empor über dem wogenden Meere, und mehr als sechzig der an Gestalt, Größe, Form und Färbung mannigfaltigsten Bergkuppen magst du von hier aus überschauen. Es ist aber auch der Ausblick von hier wahrhaft bezaubernd, und stundenlang kann man weilen, ohne sich satt zu sehen, weswegen denn auch, namentlich an Sonntagen, zahlreiche Scharen von Gotha, Erfurt, Eisenach und noch weiter vom Flach-

[1] Neuerdings haben sich die Zustände dort tatsächlich gebessert; gegenwärtig (1910) bestehen zehn Diasporapfarreien, von denen freilich nur erst fünf ständige Seelsorger haben. (Anm. d. Verl.)

Der Dom in Erfurt.

lande her zu ihm wandern. Die Wege sind so bequem geführt, eine breite, gut gehaltene Fahrstraße zieht sich in vielfach gewundenem Zickzack den Berg hinan, daß auch der verwöhnteste Städter zu Fuß und zu Wagen den Berg besuchen kann.

So ging ich denn gleichfalls hinauf, von einem Führer geleitet. Im vorigen Jahr, fast um dieselbe Zeit, hatte ich einen Berg mit ähnlichem Namen bestiegen, den Iselsberg, der Kärnten von Tirol scheidet, ebenfalls in Begleitung eines Führers; aber welcher Unterschied zwischen dort und hier! Dort ein rauher, steiler Pfad, wo der Fuß kaum einen sichern Halt findet; hier die bequemsten Promenadewege. Dort ging ein Sohn der Berge zur Seite; in seiner einfachen, zweckmäßigen, volkstümlichen Tracht, still, schweigsam ging er nebenher, auf jede Frage bescheiden und anspruchslos, aber klug und verständig antwortend. Hier zeigte gleichfalls ein Gebirgler den Weg, aber wie in seiner Kleidung, so war er auch in Rede und seinem ganzen Wesen abgeschliffen und von der Kultur beleckt, vorlaut, eingebildet auf seine vermeintliche Bildung, verlogen und auf kleine Profitchen ausgehend. Der Kärntner sprach kein Wort von seiner Regierung, der Thüringer räsonierte ohne Unterlaß bergauf, bergab über seinen Herzog, dem man ‚bald wieder einmal wie Anno 1848 ins Quartier steigen müsse‘, über die Beamten, die sämtlich ‚nichtsnutzige Faulenzer‘ seien und das Volk aussaugten, über die schlechten Gesetze, die er ganz anders machen würde, über die ‚dummen Luder‘ unter seinen Landsleuten, die es noch nicht zu so hellen Ansichten gebracht hätten wie er. Das Bürschlein, das noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war, widerte mich an, und sein Geschwätz verleidete mir fast den Genuß dieses schönen Morgens in der herrlichen, feierlich ernsten Natur. Als wir in der Ferne den Kreuzberg sahen, erzählte ich ihm, daß da oben Geistliche ohne Frauen und Familie leben unter der Leitung eines Obern. Er lachte höhnisch, weil so etwas unmöglich sei, und begleitete seinen Widerspruch mit schmutzigen Bemerkungen. Da ich ihm nicht ausweichen konnte, so gebot ich ihm Stillschweigen, weil ich in mein Notizbuch schreiben müsse. Er wollte nun wissen, was ich schreibe, mußte aber sich bescheiden, ohne seine Neugierde befriedigt zu haben.

In derselben Höhe wie der Kreuzberg bei Bischofsheim hat der Inselsberg das vor jenem voraus, daß nach keiner Seite hin dem Auge eine Schranke gezogen ist. Städte und Dörfer, Flüsse und

Seen, Fels und Wald, Schluchten, Wiesen und Felder liegen in einem weiten Bogen ringsum vor dem staunenden Blick ausgebreitet. Im Vordergrund nach Südwesten liegt tief im dichtbewaldeten Talkessel Brotterode, in weiterer Ferne erblickst du die letzten Ausläufer der Rhön nach Nordost, den Bleß, die Geba und die Stoppelskuppe, den Dolmar bei Meiningen und weiter nach Süden hin die Gleichberge, die Grenzmarken zwischen Bayern und Sachsen. Der äußerste Horizont ist umsäumt von dem lang hingestreckten Grat der Hohen Rhön und seiner letzten Erhebung, durch einen Einschnitt von dem sich nach Nordost hinziehenden Bergrücken scharf abgegrenzt, dem Kreuzberg, vom Volke hier in Thüringen immer noch mit besonderer Betonung der heilige Kreuzberg genannt. Von Westen schaut der Hörselberg und an seiner Seite die Wartburg herüber, und in der äußersten Ferne nach Norden taucht der Brocken auf, halb in Nebel verschwommen. Wendet man sich nach Osten, so erscheint unmittelbar im Vordergrund die dunkle, waldige Schlucht des Lauchagrundes, und hoch darüber im hellen Sonnenschein eine liebliche Oase in dunklem Wald, die grünen, hell und freundlich herüberleuchtenden Matten der Tanzbuche, weiter hinüber der Übelsberg in wechselnder Schattierung.

Es war ein prächtiger Tag, kein Wölkchen schwamm in der klaren Luft, rein und durchsichtig wie selten war der weite Himmelsbogen über dieses schöne Stück Erde gespannt. Alles war da, was das Auge entzücken, woran der Blick sich weiden mag. Aber doch — non satiatur oculus visu![1] Es fehlte bei alledem doch eines, und dieses fehlte mir hier mehr denn je: der höhere Gedanke, die religiöse Weihe. Nachmittags war ein Trupp junger Mädchen aus den umliegenden Orten heraufgekommen; sie saßen heiter beisammen, man sah es ihnen an, sie hatten sich schon lange auf diesen Sonntag gefreut, an dem es ihnen vergönnt war, herauf auf die Berge zu steigen. Endlich begannen sie zu singen. Ich erwartete keineswegs ein religiöses Lied; denn bei dem Anblick dieser ‚gebildeten' Herren und Damen, die gerade heute in ziemlicher Anzahl sich eingefunden hatten und die allen Komfort, aber auch alle Lüge und Schwelgerei eines verderbten Stadtlebens mit heraufnahmen, hätte diesen Landleuten ein frommes Lied in der Kehle ersticken müssen. Doch irgend

[1] Das Auge wird vom Sehen nicht ersättigt.

eine volkstümliche Weise, dachte ich mir, werden sie singen, aber ich fand mich sehr enttäuscht. Was sie sangen, war ein ziemlich ordinäres und zum Teil unsauberes Kneiplied; wahrscheinlich hatten die armen Mädchen von Studenten aus Jena diese Abfälle der Kultur erhascht.

Da blickte mein Auge hinüber nach dem Kreuzberg, der ernst und feierlich den Horizont umgrenzte. Wie erhebend ist es dort, wenn die Scharen in bunten Kleidern den Berg hinaufziehen, der Priester voran in festlichem Gewande, wenn die Fahnen weithin wehen, aus freudiger Brust die Gesänge quellen und durch Berge und Täler es widerhallt:

O du hochheiliges Kreuz,
Daran mein Herr gehangen,
Das Heil uns zu erlangen!

Am Kreuz hat er gebetet,
Der's gut mit allen meinte,
Zu Gott für seine Feinde.

Am Kreuz hat er verkündet
Dem Mörder an der Seite
Des Paradieses Freude.

Es ist das glorreich Zeichen,
Durch das der Sieg errungen,
Der Hölle Macht verschlungen.

Es ist die Himmelsleiter,
Die uns vermag zu heben
Zum ewig sel'gen Leben.

Was sind das für Volksfeste, die einzig wahren und echten Volksfeste, wenn vom tiefen Spessart, von jenseits der Fulda und weit aus Franken her die Menge hinaufwallt gen Maria Ehrenberg bei Motten in der Rhön; wie malerisch bilden sich da die Gruppen die vielen Staffeln hinauf und hinab, von dem schönsten Dome dichter, dunkelgrüner Buchen überwölbt; die weißen, nonnenhaft erscheinenden, weithin leuchtenden Linnen derer aus dem Spessart und dem Sinngrund zwischen den dunkleren, roten, um den Kopf geschlungenen Tüchern derer aus Franken; wie strahlt da Andacht, Freude, Heiterkeit, diese untrennbare Begleiterin alles echt katholischen Wesens, aus jedem Auge! Wie kniet da die Gräfin neben der Bäuerin und der Oberamtmann mitten unter seinen Untergebenen, die ihn freudig

und mit einer aus tiefstem Herzen kommenden Ehrfurcht grüßen! Wie ist da Natur und Kunst, Andacht und Erholung, Religion und Festfreude, Gott und Welt zu einem schönen Ganzen geeint! Die Religion allein, hat Frau von Staël mit Recht gesagt, gibt Feste, ohne die Armen zu kränken.

Arme kommen kaum herauf auf den Inselsberg; denn da ist kein stilles Kloster wie auf dem Kreuzberge, an dessen gastlicher Pforte ein paar steinerne Sitzbänke, durch einen Überbau vor Regen geschützt, den Wanderer zur Ruhe einladen und wo dem Ärmsten eine Gabe wird, wäre es auch nur ein Stück Brot und ein Trunk. Vielleicht stand ehedem auch auf dem Inselsberg eine Kapelle, wie wir denn überall noch in Thüringen Erinnerungen an Klöster und stille, einsame Bergkapellen finden. Die Reformation hat das alles zerstört, die Kreuze zerbrochen, die Mönche vertrieben und die heiligen Stätten verwüstet. Dafür hat nun aber eine andere Gottheit den Inselsberg zu ihrer Wohnung erkoren: Venus vulgivaga[1] hat hier sich einen Tempel erbaut und sendet sonntäglich ihre Priesterinnen aus, die, mit frechem Blicke und herausfordernden Mienen umherschweifend, ihre Netze auswerfen. So hat das Volk eine neue Art von Wallfahrt dort oben erhalten statt der katholischen Bittgänge; daß aber die Männer und Jünglinge von Gotha, Eisenach, Friedrichsrode und den übrigen umliegenden Städten ebenso erquickt an Leib und Seele, mit ebenso erhobenem Gemüte und reinem Gewissen — weil es seine Schuld in die Seele eines Beichtvaters niedergelegt hat — wie die katholischen Wallfahrer von ihren Kapellen vom Inselsberg herabsteigen, möchte schwerlich einer behaupten wollen.

Ich drückte einem protestantischen Geistlichen mein Staunen aus über diesen öffentlichen Skandal; er zuckte die Achseln und suchte den Grund, warum dieses Laster hier zu Lande, namentlich in den Städten und Städtchen, ohne alle Scheu grassiert, in dem entsittlichenden Beispiele der kleinen Höfe. Hätte er die Geschichte besser gekannt, so hätte er finden müssen, daß das Übel viel tiefer liegt[2].

[1] Die Liebesgöttin auf der Gasse.

[2] Vgl. Döllinger, Die Reformation[2] I 16 19 34 41 44 55 69 78 148 182 206 219 230 285 308 315 320; II 56 67 91 97 184 341 401 428 bis 452 652.

Es war ein herrlicher Sonnenuntergang; ich stieg auf den Aussichtsturm, der auf dem höchsten Punkte des Berges erbaut ist, um nichts von dem erhabenen Schauspiel zu verlieren. Nicht lange stand ich, als es lebhaft wurde um mich her; Jenaer Studenten disputierten trotz Sonnenuntergang über Spiritualismus und Materialismus, und einer von ihnen rezitierte wörtlich eine Stelle aus Büchners Schrift ‚Kraft und Stoff'. Ein dickleibiger, behäbiger Kaufmann meinte: ‚Da sprechen sie immer vom Himmel, die Erde ist mir schön genug'; hierauf deklamierte er ein Gedicht auf Hofer und ließ ihn und das einige Deutschland hoch leben. Hofer und diese Lebemenschen, die es höchstens zum Maulheldentum bringen!

Die Nacht senkte sich mehr und mehr herab, ich suchte früh das Lager. Am andern Morgen, ehe noch der Tag graute, schnürte ich das Ränzel; eben zuckte der erste Strahl der aufgehenden Sonne im Osten empor, welcher die Wipfel des Übelsberges purpurrot übergoß, da stieg ich raschen Schrittes den Berg hinab und wanderte wohlgemut der Heimat zu. —

Es war Abend, als ich eine Woche darauf wieder in katholisches Land kam. Ein Glöckchen klang hell das Tal herauf, die Schnitter auf dem Felde unterbrachen ihre Arbeit, senkten die Sense, entblößten ihr Haupt, und mit zur Kirche gewendetem Angesicht beteten sie den Abendgruß. Im Protestantismus hat man, wie Vilmar klagt, ganz das Verständnis dieses Geläutes an Werktagen verloren, so daß man von nichts anderem weiß als vom Tagläuten, vom Mittagläuten und vom Abendläuten. Wie einfach ist das alles, aber wie tief ergreift es uns wieder, wenn wir nur einige Wochen es entbehrten! Da betet gemeinsam die ganze Gemeinde, geht sie in diesem Augenblicke ein aus der Arbeit, dem Lärm und Treiben des Tages in die ewige Ruhe Gottes und der Heiligen, atmet sie auf und empfängt die erquickende Kraft ewiger Gedanken mitten in der Not der Zeit. Am andern Morgen sah ich die Leute aus der heiligen Messe gehen; es waren nicht sehr viele, denn es war Werktag und die Arbeit drängte, da überall das getrocknete Ohmet auf den Wiesen lag. Aber daß überhaupt auch an Werktagen die Kirche offensteht und Gottesdienst gehalten wird, dies ganz allein ist schon ein äußerst mächtiges Bildungsmittel für unser Volk, und wie der protestantische Theolog von Zezschwitz bemerkt, ein Wachhalten ‚des Ideals des apostolischen Lebens'; es weist darauf hin, daß

dieſes irdiſche Leben und Arbeiten nicht das ganze Leben iſt. ‚Unſere Leute ſorgen nur für das Zeitliche‘, gab mir die Frau eines proteſtantiſchen Küſters zur Antwort, als ich mich über die Armut ihrer Kirche wunderte, ‚in katholiſchen Zeiten haben ſie mehr an das Ewige gedacht.‘ Ich betrachtete die Phyſiognomie der Leute, wie ſie da aus der Kirche gingen; man ſah es ihnen an, ſie hatten gebetet. Es iſt das myſtiſch-ſakramentale Leben unſerer heiligen Kirche, das am Lebensherd alles Hohen und Heiligen auf Erden, dem heiligen Sakrament, ſich nährt und im katholiſchen Kultus allen einzelnen ſich mitteilt — ein Abglanz himmliſcher Ruhe, Andacht, Freude, Verklärung. Auf den Geſichtern der proteſtantiſchen Frauen in Thüringen lag durchweg ein Zug von Kälte; das fand ich hier nicht mehr. Das Gebet vor dem Allerheiligſten, wo täglich alle Verzeihung und Gnade, aller Troſt und Friede ausfließt, wo das Wort des Prieſters im Namen der Kirche felſenfeſt den Glauben gründet und allen Zweifel des Geiſtes, alle Angſt des Gewiſſens austreibt, wo alle Lebensverhältniſſe und jeder Stand ſeine ſichere, unverrückbare Regel, Weihe und Gnade empfängt — das muß die Menſchen ganz anders bilden, und auch in ihrem Äußeren wieder erſcheinen, als eine kalte Sonntagspredigt, halb geſprochen, halb geleſen von einem Manne, der ſich vor dem Tod fürchtet — was am Ende kaum noch etwas anderes iſt als eben eine Sonntagsſchule für Erwachſene.

So hat der Proteſtantismus das Beten verlernt, ja es iſt in ſeinem Gottesdienſt gar nicht vorgeſehen, daß einer betet, weder eine Stelle im Kultus noch ein Platz in der Kirche dafür. Denn dem, was beim Hereintreten in die Kirche nach alter Sitte einen Augenblick in den Hut gemurmelt wird, wird doch niemand eine höhere Bedeutung beimeſſen, als ihm wirklich zukommt. Und mit dem Aufgeben des täglichen Gottesdienſtes, wie ihn noch Luther eine Zeitlang beibehalten hatte, iſt auch der ſonntägliche bei den meiſten außer Übung gekommen. ‚Die Katholiſchen‘, ſagte mir eine proteſtantiſche Frau aus der Nachbarſchaft, welche mit mir die Grenze von Bayern bei Tann überſchritt, ‚beten ein wenig mehr als wir, das iſt wahr. Es wird aber am Ende doch einerlei ſein.‘ [1]

[1] Schon der alte Witzel ſagt (Döllinger a. a. O. I 50): ‚Die lutheriſche Sekte hat nun etliche Jahr her wider dies Werk (Beten) in öffentlichen Predigten überall geſtritten: „Was beten, was beten! Mit Beten wirſt du wenig vor Gott ſchaffen.“ ... Wenn einer unter ihnen gebetet hat, den hat jedermann

Hier hörte ich zum erstenmal wieder den christlichen Gruß, der schon Klopstock einst zu Tränen rührte: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ statt des einförmigen, nichtssagenden ‚Tag‘ (Guten Tag!). Nun war ich wieder zu Hause. Und so will ich auch von meinen Lesern, die bisher mich geduldig auf meinen Wanderungen begleitet haben, mit demselben Gruße mich verabschieden: Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit! Amen.

---

von Wunders wegen angesehen . . . und jener ist in Verdacht gekommen, er müsse ein Papist sein und hange noch an den äußerlichen Werken. Wie viele sind ihrer, die sich zu beten schämen als eines mönchischen Werkes! . . . Es ist lächerlich worden, was vorhin löblich war: es ist ein Gespött worden, was vorhin ernst war.‘ Ähnlich spricht selbst Butzer (ebd. II 34). ‚Das lebendige Gebet der Gemeinde‘, sagt Vilmar (Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands II 128) ‚ist fast überall erloschen.‘

III. Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald[1].

Erste Begegnung. — Stolz und Hirscher. — Der Freundeskreis in Freiburg. — Unsere Wanderungen; Stolz' Wesen und Schriften; echter Humor. — Seine Liebe zur Kirche. — In Beuron; Abschied.

I.

Vor sechsunddreißig Jahren war es, daß ich Alban Stolz zum erstenmal sah. Es war eine eigentümliche Begegnung. Eines Morgens, im Monat September des Jahres 1849, klopfte es an meiner Zimmertür; auf meinen Ruf „Herein!" trat mit einem scheinbaren Ausdruck von Schüchternheit ein kleiner Mann ein. Er trug einen dunkelblauen, ziemlich gebrauchten Rock, und in der Hand hielt er einen großen, roten, baumwollenen Regenschirm; eine Krawatte, aus der zwei ‚Vatermörder' steif und spitz aufstiegen, welche die Wangen bis fast zu den Ohren bedeckten, erinnerte an die Mode früherer Jahrzehnte. Dazu kam eine Brille mit großen Gläsern, die aber den Glanz der Augen nicht verbergen konnten, welche hinter ihnen durchblitzten.

Ich selbst war noch nicht lange vorher in die Vorstandschaft des Priesterseminars zu Würzburg eingetreten, nachdem ich mehrere Jahre auf dem Lande in der Seelsorge tätig gewesen. Da ich nun hier vielfach Gelegenheit hatte, mit Landschullehrern bekannt zu werden, so glaubte ich anfänglich, einen Mann dieses Standes vor mir zu sehen, der aus irgend einem Anlasse in die Stadt gekommen war. Da sprach der Fremde: ‚Alban Stolz.' Welche Freude ich bei dieser Ankündigung empfand, werden alle jene ermessen, die an seinen Schriften sich erquickt haben. So zuvorkommend als ich nur sein konnte, ja mit einer Art von Ehrfurcht ging ich ihm entgegen und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Hatte ich ja doch gerade während meines Aufent-

[1] Geschrieben im Jahre 1885.

Alban Stolz.

haltes auf dem Lande hinlänglich erfahren, welchen Segen seine Kalender in den Gemeinden stifteten; und mir selbst waren sie wie traute Heimatsklänge gewesen, als ich in fremdem Lande sie las.

Doch kam es zu keinem rechten Gespräche. Stolz gegenüber, dem älteren Manne, dem berühmten Schriftsteller, fühlte ich mich befangen, und er, seiner Gewohnheit nach schweigsam, wollte und verstand es vielleicht auch nicht, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Nichts haßte Stolz so sehr als vielen Schwatz und die Schwätzer, deren Mund er einmal mit einer Brunnenröhre verglich, die ohne Unterlaß Wasser ausgießt; desto mehr dachte er aber, hörte und sah er, wenn er da saß, scheinbar unbekümmert um alles, was um ihn vorging.

So führte ich ihn denn zu dem Bischof, Georg Anton v. Stahl (gest. 1870), der damals einige Tage im Seminar wohnte; derselbe leitete nämlich selbst während der ersten zehn Jahre seiner Amtsführung die jährlichen Exerzitien seines Diözesanklerus, wobei auch Priester aus den benachbarten Diözesen Rottenburg und Freiburg sich einfanden. Bei diesen letzteren konnte man so recht den Geist der Aufklärungsperiode kennen lernen, in welchem der Klerus erzogen worden war. So manche dieser alten, würdigen Männer bekamen hier zum erstenmal ein Brevier in die Hand, in welchem sie sich aber nicht zurechtfinden konnten. Und es war rührend zu sehen, mit welchem Eifer sie sich von jüngeren Priestern belehren ließen, mit welcher Freude sie sich nun in diesen reichen Gebetsschatz vertieften.

Der Bischof nahm Alban Stolz mit der ihm so eigenen wahren, herzlichen und würdigen Freundlichkeit auf; nicht lange dauerte es, da fiel das Gespräch auf Hirscher. Dieser hatte soeben eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: ‚Die kirchlichen Zustände der Gegenwart‘. Dieselbe enthielt Reformvorschläge, die keine der wichtigeren kirchlichen Fragen unberührt ließen, und zwar ‚in erforderlicher Angemessenheit an die Forderungen der Zeit‘. In einem Tone des Schmerzes und der Verwunderung fragte der Bischof: ‚Herr Professor, ist denn Hirscher Theolog?‘ Wie ein Donnerschlag traf dieses Wort den Gefragten. Ich sah ihm die innere Erregung, die Überraschung, den Unwillen an; eine leichte Röte flog über seine Wangen, und mit einem Ausdrucke felsenfester Überzeugung, nicht ohne ein bitteres Lächeln, antwortete er: ‚Ja freilich ist Hirscher Theolog, jawohl.‘ — ‚Aber‘, fuhr der Bischof in seiner milden, ruhigen Weise

fort, ‚wenn Hirscher Theolog ist, wie konnte er denn solche Reformvorschläge machen? Dieselben sind ja schon sämtlich durch die Konstitution Auctorem Fidei [1] unter Papst Pius VI. verworfen.‘ Später, durch mehrere Gegenschriften auf dieses Aktenstück aufmerksam gemacht, erklärte Hirscher mit edler Demut, daß ihm dasselbe bis dahin unbekannt gewesen sei. Gerichtet gegen die Beschlüsse, welche die jansenistische Synode von Pistoja unter Bischof Scipio Ricci [2] veröffentlicht hatte, hat dasselbe fast alle später in Süddeutschland zur Zeit des Josephinismus und Febronianismus aufgetauchten Irrtümer und Neuerungsversuche gerichtet, besonders auf dem Gebiete der Liturgie und des Kirchenrechts. Auch die neue Schrift von Hirscher war nicht frei von ähnlichen falschen Anschauungen und nach ihrem wesentlichen Inhalte demnach gleichfalls schon von vornherein durch jene Konstitution verurteilt. Daß Hirscher dieselbe nicht kannte, wird keiner ihm zur Last legen, wenn er auch nur einen Augenblick erwägt, in welche Zeiten dessen Bildungsgang fiel. Hat ja doch selbst der große Möhler erklärt, daß ihm so manche verurteilten Sätze bezüglich des religiösen Urzustandes des Menschen lange Zeit nicht bekannt gewesen seien.

Es waren jene Jahre, da Hirscher diese Schrift schrieb, eine Zeit der Gärung, eines freilich vielen in seinen Zielen unklaren Dranges nach Besserung der Zustände auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Manches Alte war gefallen, um das es nicht schade war; aber auch an so manchem wurde gerüttelt, für dessen Erhaltung die besten Männer eintreten mußten, auf dem, wie auf seinen starken Fundamenten, das kirchliche und soziale Leben ruht. Indem sie gegen die zerstörenden Elemente kämpften, hofften sie zugleich den Anbruch einer neuen Zeit, welche für die katholische Kirche in Deutschland, die vielfach in den Fesseln der Staatsgewalt lag, von hohem Segen werden sollte. Sie hofften, daß es auf dem Gebiete des Geistes ergehen werde wie in der Natur; wie unter den Stürmen des März der Frühling geboren wird, so, dachte man, sollte auch aus den verhängnisvollen Märztagen des Jahres 1848 ein neuer Völkerfrühling hervorgehen. Viele Schriften erschienen zu jener Zeit, gute und

[1] Vom Jahre 1786.

[2] Eine gute Charakteristik dieses Mannes gibt A. v. Reumont in seiner Geschichte von Toskana II 157 ff.

weniger gute, welche die neuen Wege andeuteten und die Ziele bestimmten, zu welchen hin das kirchliche Leben in Deutschland sich zu entwickeln habe. Die meisten dieser Schriftsteller hatten es gut mit der Kirche gemeint. Waren doch selbst die Bischöfe Deutschlands und Deutsch-Österreichs im Oktober des Jahres 1848 zu Würzburg zusammengetreten, um Stellung zu nehmen in der neuen Zeit, die sich unverkennbar angekündigt hatte und in der Tat schon angebrochen war.

Nicht das war ihr Gedanke, wie die Verleumdung ausbreitete, die augenblickliche Verlegenheit der deutschen Regierungen zu mißbrauchen, um ungerechte und unerhörte Zugeständnisse ihnen abzupressen; gerade das Gegenteil wollten sie. Wer die Aktenstücke gelesen hat, welche die Beschlüsse dieser erlauchten Versammlung beurkunden, der kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß die von ihnen ausgesprochenen Grundsätze und Lehrnormen besser geeignet waren, das wankende Staatsgebäude zu stützen als alle Bajonette der rasch vermehrten Heere und so manche Maßregel der späteren sog. Reaktion.

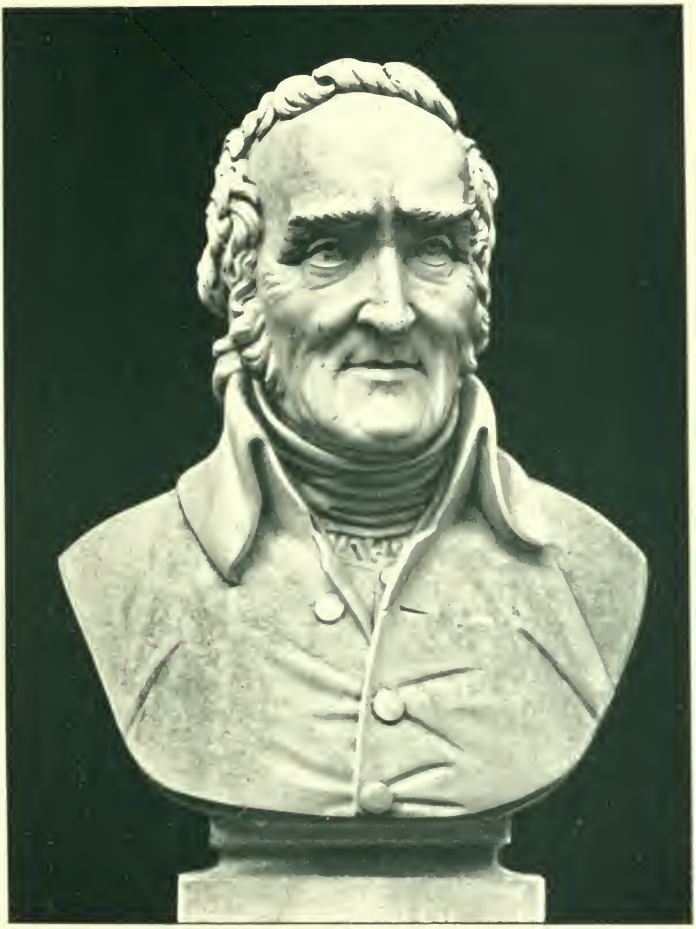
II.

Unter denen nun, welche zu jener Zeit mit Vorschlägen zur Reform des kirchlichen Lebens in Deutschland hervortraten, befand sich auch Johann Baptist Hirscher, Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, früher in Tübingen. Hirscher war in der Tat, was Bischof v. Stahl bezweifelt hatte, nicht ein Mann von prinzipienhafter, echt theologischer Bildung; das kirchliche Altertum, namentlich aber das Mittelalter war ihm ein fremdes, unbekanntes Gebiet. Was er Scholastik nannte, vor der er selbst im letzten Jahre seiner Lehrtätigkeit seine Zuhörer dringend warnen zu müssen glaubte, war nichts weniger als diese; das war nur die leere Schale, das caput mortuum derselben, ein Rest geistloser Formeln, mit Wolffianismus versetzt, wie wir sie in so manchen Lehrbüchern des 18. Jahrhunderts finden. Kein Wunder, daß Hirscher vor einer Wiederbelebung dieser Methode warnte; er mußte es ja, wenn sie nichts Besseres zu bieten hatte. Er war eben ein Sohn seiner Zeit wie Sailer, mit dem er so manches gemeinsam hat. Nur hatte dieser noch bessere Tage gesehen als Hirscher, der heranwuchs im Zeitalter der flachsten Aufklärung, die über Baden und zum Teil auch über Württemberg und Bayern wie ein Verhängnis gekommen war.

Trotz alledem hat Hirscher wie Sailer segensvoll für die vergangene Generation gewirkt. Niemand wird seine Moral, in welcher das psychologische Moment besonders betont ist, aus der Hand legen, ohne gestehen zu müssen, daß sie ihm vielfache Anregung geboten habe. Es ist wahr, die Tiefen des katholischen Dogmas, namentlich der Gnadenlehre, kennt sie nicht; auch lassen sich manche positiven Irrtümer nachweisen, und für das Bedürfnis des Beichtvaters ist sie weitaus ungenügend. Ich möchte sie darum für jene kalte, geistig verarmte, öde und ideenlose Aufklärungsperiode einen *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* nennen, den Vorläufer, der eine bessere Zeit anbahnen half. Mir war sie einst der Weg, auf dem ich einen Ungläubigen zum Glauben führte; durch Hirscher lernte er die Größe, Reinheit, Erhabenheit der christlichen Moral, der christlichen Lehre, der katholischen Kirche kennen, bewundern, lieben. Nachdem durch die Lesung seiner Moral die Glaubenswilligkeit in ihm vorbereitet war, wurde es nicht mehr schwer, ihn auch in die Tiefen der Mysterien einzuführen, Gebet und vor allem Gottes Gnade vollendeten das Werk; denn ohne diese ist keine Wissenschaft und kein Unterricht imstande, den ‚breiten Graben' zu überbrücken, der zwischen dem Unglauben und dem Glauben gähnt. Hirschers ‚Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart' wurden für mich insbesondere dadurch von Bedeutung, daß ich, von ihnen angeregt, nun auch meinerseits es versuchte, die christliche Lehre apologetisch, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, darzustellen, gründlich und korrekt, zugleich aber klar und eingehend auf den Ideenkreis der Gegenwart, ohne dabei das Dogma zu versehren und das Mysterium zu verflachen: eine Gefahr, der die Apologeten nicht immer entgangen sind.

Noch mehr wirkte Hirscher durch die Würde seiner Person; ich habe viele Lehrer auf dem Katheder gesehen, aber nur wenige, die eine solche Ehrfurcht einflößten wie er.

Als der edle Mann erfahren hatte, daß manche seiner Thesen und Reformvorschläge dem Geiste der Kirche nicht gemäß seien, säumte er keinen Augenblick, sich vollständig und rückhaltlos dem Urteile der Kirche zu unterwerfen. Er hatte gefehlt, aber er hatte aus Liebe zur Kirche gefehlt. Gerade die letzten Jahre seines Lebens haben diese seine Gesinnung noch mehr kundgetan. Treu ist er unter äußerst schwierigen Verhältnissen zu seinem Bischofe gestanden und hat das ganze Gewicht seiner Autorität, die er weithin



Johann Baptist Hirscher.

Büste von seinem Grabmal auf dem alten Friedhof in Freiburg i. B.

im Lande bei allen Parteien und selbst in den höchsten Kreisen genoß, in die Wagschale geworfen.

Stolz war ein treuer Anhänger Hirschers; ja mehr als dies. Mit Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit sah er zu ihm auf, wie denn auch Hirscher frühzeitig das Talent Albans erkannt hatte. Er wandte ihm darum sein besonderes Wohlwollen zu, und ihm hatte Stolz vor allem es zu danken, daß er die Professur für Pastoral und Pädagogik in Freiburg erhielt, trotz so vielem, was sich wegen seiner ausgesprochenen katholischen Gesinnung seiner Berufung zu diesem Amte entgegenstellte. Dafür, wie für alles, was er von Hirscher empfangen, war er aber auch sein Leben lang ihm dankbar; so oft wir auch in späteren Jahren über Hirscher zusammen sprachen, hatte er nur Worte warmer Verehrung und rührender Dankbarkeit für ihn. In solcher Weise hat Stolz aber auch sich selbst am meisten geehrt; und der Dank seiner eigenen zahlreichen Schüler mag der Lohn sein, der seiner Pietät dem längst verstorbenen Lehrer gegenüber geworden ist.

So darf es uns auch nicht wundern, daß dieses gemeinsame Malzeichen der Aufklärungsperiode, der Subjektivismus, auch in seiner Seele noch manche leichte Spuren zurückgelassen hatte. Doch Stolz hatte sich frühzeitig zur Richtschnur seines Denkens und Schaffens den Satz des hl. Augustinus gewählt: Quantum quisque amat Ecclesiam Dei, tantum habet Spiritum Sanctum [1]. Eben diese seine Liebe zur Kirche, sein lauterer Sinn, sein fortgesetztes Streben, in ihren Geist einzudringen, und besonders sein frommes Gebet führte ihn glücklich an allen Gefahren vorüber und enthüllte vor seinem Blicke mehr und mehr die wunderbare Harmonie derselben in allen ihren Institutionen mit dem innersten Leben des einzelnen wie der Völker. Man begreift, wie schmerzlich ihn die vorhin erwähnte Frage des Bischofs berührt haben mag. Oft sprach ich mit ihm in späteren Zeiten über die falsche theologische Richtung zu Ende des 18. und den herrlichen Aufschwung des kirchlichen Lebens besonders seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts; jenes Gespräch im Seminar zu Würzburg habe ich jedoch nie mehr berührt.

---

[1] Tract. 32, 8 in Io.: Soviel einer die Kirche liebt, so viel empfängt er vom Heiligen Geist.

Unterdessen waren Jahre vorübergegangen; Stolz' Name war weit hinausgedrungen über die Grenzen von Deutschland; er selbst hatte sich nicht im mindesten geändert. Es ist eine betrübende Wahrheit, die uns das Leben nicht selten bestätigt: nur wenige Menschen können Ehre ertragen. Mancher war groß in seiner äußeren Niedrigkeit; die Ehre machte ihn eitel und darum klein. Keine Spur hiervon bei Stolz; nach mehr als dreißig Jahren, als sein Ruf fest begründet war und der Kreis seiner Leser Millionen zählte, war er derselbe geblieben, wie ich ihn am ersten Tage kennen gelernt hatte. Das adepta temporalis gloriae vanitate gaudere[1], was schon Gregor d. Gr. so ungeistlich findet, lag ihm völlig fern. Es gibt eben nichts Schöneres in der Welt, wie Bossuet sagt, als die großen bescheidenen Menschen.

Freundschaftliche und literarische Beziehungen führten mich später oft nach Freiburg; hier hatte ich nun Gelegenheit, viel mit Stolz zu verkehren. In seiner stillen Stube, auf einsamen Spaziergängen, auch in Gesellschaft mit andern habe ich oft und über vieles mich mit ihm unterredet. Man hat mancherlei erzählt von seinem kurzen, abstoßenden, zuweilen selbst verletzenden Wesen andern gegenüber; ich habe diese Erfahrung nicht gemacht. Es mag sein, daß er vor Fremden, die da kamen, den berühmten Volksschriftsteller zu sehen und vielleicht besonders geistreiche Aussprüche aus seinem Munde zu vernehmen, manchmal trocken und schneidend kurz war. Er wollte sich eben nicht als eine Berühmtheit begucken lassen; solches widerstrebte ihm mehr als jedem andern. Dazu kam ein zweites, was uns sein Verhalten verstehen läßt. Nach Inhalt, Ton und Haltung seiner Schriften hatte er sich in Gegensatz gestellt gegen die so häufig gespreizte, phrasenhafte, durch und durch unwahre Schreibart so vieler Erzeugnisse der modernen Literatur, den hohlen Schein und Flitter, die innere Lüge und Heuchelei der sog. ‚Gesellschaft'. Er mag in dieser Beziehung hie und da vielleicht zu weit gegangen sein; facit indignatio versum[2] — dieses Wort des römischen Satirikers dürfte auf so manche Stellen in seinen Schriften sich anwenden lassen. Das Unnatürliche, Süßliche, Gemachte rief in ihm eine Reaktion hervor, die manchmal ihn vielleicht über die Grenze des Billigen

[1] In eitler Weltehre sich gefallen.
[2] Es bildet den Vers die Entrüstung.

hinaustrieb. Im Grunde geht es mehr oder weniger uns allen so. Man will der Verlogenheit gegenüber wahr sein und wird rauh, der Prüderie gegenüber natürlich und wird derb, der Empfindelei gegenüber männlich und wird hart, dem Phrasenschwall gegenüber kühl zurückhaltend und wird verletzend.

Einmal war ich mit Stolz in einer großen Volksversammlung. Ein Redner sprach viel und mit Pathos, vielleicht mit der Absicht, Effekt zu machen. So oft eine besonders klingende Phrase von der Rednerbühne herabtönte, erscholl ein lautes Bravo! Da wandte sich Stolz zu mir her und sagte ziemlich laut: ‚Warum denn so viel Lärm um Stroh?‘ In seinen Schriften begegnen wir, wie jedermann weiß, nicht selten ähnlichen harten Ausdrücken. Wer von uns wünschte nicht, Stolz hätte sie unterdrückt? Aber er tat es nicht, und darauf aufmerksam gemacht, tat er es nun gerade nicht und schnitt jede Gegenrede ab mit dem kurzen: ‚Ich will nicht.‘

So müssen wir ihn denn nehmen, wie er ist. Mihi sic usus est; tibi ut opus est facto, face[1], sagt Terentius.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.

Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Noch einen Entschuldigungsgrund möchte ich anführen. Stolz war ein Mensch, der aus trüber Zeit allmählich und unter schweren Kämpfen sich zum Licht emporringen mußte. Nicht einem jeden hat ein freundlicher Stern über der Wiege gestanden; nicht einem jeden hat die Vorsehung durch innere Anlagen und äußere Lebensverhältnisse, im Elternhause, in der Schule, durch Lehrer und Freunde so die Pfade gezeigt und geebnet, daß er fast von selbst und ohne große Hindernisse zur Wahrheit und zum Lichte gelangte. Diese, denen so ein glückliches Los geworden, kennen die Irrwege kaum, auf denen andere jahrelang gehen, und wissen wenig von den Kämpfen, die so kummervolle Tage und schlaflose Nächte bringen.

[1] So bin ich es gewohnt; tue du, wie es dir gefällt.

Andern ward ein anderes Schicksal bereitet. Von Jugend auf mußten sie mühsam ringen und streiten, weniger um das tägliche Brot, was auch bitter genug ist, als um das Brot des Geistes, die Wahrheit, den Glauben, um Christus und sein Reich. Wer eine schwere Last bergan trägt, der wird still und schweigsam, wenn die Sonne brennt und der Schweiß von der Stirne rinnt, kurz und wortkarg gegen seine Umgebung. So ist es auch im Leben des Geistes.

Ich selbst hatte, wie schon bemerkt wurde, im Umgange mit Stolz nie die rauhe Seite seines Wesens zu fühlen Gelegenheit. So oft ich ihn besuchte, stets erheiterte sich freundlich sein Angesicht, und herzlich leuchteten seine dunkeln, schönen, seelenvollen Augen voll Liebe hinter den großen Brillengläsern hervor; war auch seine Rede kurz, so war doch sein Handdruck desto wärmer, und es wurde mir immer wohl bei ihm.

III.

Zu Beginn der Ferien 1863 hatte ich mehrere Tage in Freiburg zugebracht. In Benjamin Herders gastlichem Hause gingen die besten Männer des Landes zu jener Zeit aus und ein; dieser selbst, hochgebildet und von guten Formen, eine durchaus innerliche Natur und ein treuer Sohn der Kirche, mit einem Herzen lauter wie Gold, machte nicht nur in verbindlichster Weise den Wirt, sondern verstand es auch vortrefflich, jedem seiner gelehrten Gäste neue wissenschaftliche Aufgaben zu stellen. Da hatte ich denn Gelegenheit, so manche kennen zu lernen, deren Namen die Katholiken Badens stets in dankbarer Liebe gedenken werden. Da war der Geheime Hofrat Karl Zell, der gründliche Altertumsforscher und elegante Latinist, der noch in seinem hohen Alter, nachdem er bereits, wie er sich klassisch ausdrückte, rude donatus erat[1], voll Geist und Leben die Unterhaltung zu führen wußte und alle Fragen, welche die Kirche damals bewegten, mit Interesse verfolgte, ‚ein Katholik in des Wortes rechter Bedeutung, ein wahrer Gelehrter ohne Hochmut noch Dünkel, voll Freundlichkeit und Milde gegen jedermann, ein herzlicher, stiller Wohltäter für Bedürftige jeder Art‘, wie ihn der ‚alte Soldat‘ Dr Karl Bader, gleichfalls einer aus dem Freundeskreise, ge-

[1] In den Ruhestand getreten war.

schildert hat. Da war der Spezialhistoriker Dr Joseph Bader, der Hofrat und Professor der Rechte Dr Franz Joseph Buß, der Gründer der Piusvereine, den ich im Jahre 1848 zum erstenmal in der vollen Kraft seiner ersten Mannesjahre gesehen, der durch das Feuer seiner Rede alles mit sich fortriß. Durch Herder wurde ich bei dem Erzbischof Hermann eingeführt, der höchst liebevoll mich aufnahm. Seine milde Erscheinung, sein sanftes Wort, seine lieben Augen ließen kaum ahnen, daß ich vor einem Manne stand, der so viel hatte kämpfen, so vieles dulden müssen. Von ihm zur Tafel gezogen, fand ich daselbst auch seinen Neffen Dr v. Sicherer, gegenwärtig (1885) Professor der Rechte zu München, der sich in den letzten Jahren durch seine kirchenpolitischen Schriften bemerkbar gemacht hat, und den Kaplan des Erzbischofs, Adolf Strehle, einen noch jüngeren Mann mit feinen Gesichtszügen, von ziemlich zurückhaltendem Wesen und einem Ausdrucke von Intelligenz und Klugheit. Auch Hirscher lebte noch, der ehrwürdige Greis; als ich von ihm Abschied nahm, erzählte ich ihm, daß ich vor Jahren (1837) seine Vorlesung gehört hatte; da ward er bewegt. Die Erinnerung an jene Zeit, da er Lehrer und Freund der Jugend war, tauchte mit Wehmut in ihm auf. ‚Ja‘, erwiderte er, ‚das waren schöne Jahre, da war ich noch jung.‘ Mit diesen Worten begleitete er mich hinaus; noch oben von der Stiege aus rief er mir nach: ‚Ja, das waren schöne Jahre.‘ So oft ich nach Freiburg kam, habe ich es nie unterlassen, auf den Kirchhof zu gehen und Hirschers Grab aufzusuchen. Die Büste über seinem Leichenhügel, aus edlem Marmor gemeißelt, zeigt ihn, wie er war, den milden, frommen, denkenden Lehrer, den Mann der Innerlichkeit, den Kenner des Schönen in Kunst und Sitte.

Eines Abends lud der Geistliche Rat Professor Johann Alzog einen Kreis von Fachgenossen zu sich. Alzog, stets höflich, freundlich und zuvorkommend, war seinem ganzen Wesen nach das gerade Gegenteil von Stolz; maßvoll in allem und mit ausgeprägtem ästhetischen Sinne, dabei immer mild und versöhnlich, war er so recht dazu gemacht, die Gegensätze zu vermitteln, und darum zu jener Zeit eine wahre Vorsehung für Freiburg. Auch Konstantin v. Schäzler war da, der geistvolle Konvertit, stets bereit, das Schwert seiner Dialektik zu schwingen, das blank und scharf war, wie vom besten Stahl geschmiedet. Bei dieser Ge-

legenheit verabredete Stolz mit mir einen Spaziergang für den folgenden Tag.

Zur festgesetzten Stunde holte ich ihn in seiner Wohnung ab. Es war nicht mehr die frühere, in der ich ihn öfter besucht hatte, aber ebenso einfach und anspruchslos wie jene, so arm, wie sie jetzt kaum ein Student beziehen möchte. Was mir schon bei meinem ersten Besuche besonders aufgefallen war, hatte sich unterdessen nicht geändert: der Mangel einer Bibliothek. Sind wir es doch gewohnt, beim Besuche eines Professors diesen unter Büchern wie vergraben zu finden, die in unordentlicher Ordnung da übereinander gehäuft sind; zur Rechten und Linken am Boden stehen die gewichtigen Folianten, darüber hin auf Tischen und Stühlen stattliche Oktavbände und zuletzt die leichten Produkte des Tages, Zeitschriften und Broschüren, so daß wir kaum ein Plätzchen zum Sitzen finden. Ganz anders bei Stolz. Auf mancher Studentenstube hätte man mehr Bücher finden können als bei ihm und seinen ganzen Vorrat leicht unter dem Arme fortgetragen. Wer ihn nicht näher kannte und nur aus einzelnen hingeworfenen Äußerungen Schlüsse zog, hätte ihm wohl Verachtung der Wissenschaft zum Vorwurf machen können. So war es aber nicht gemeint. Was Stolz verachtete, ja haßte, das war nicht die echte, hohe, heilige Wissenschaft, sondern ihr Zerrbild, die tote Gelahrtheit, von der schon Sallustius sagt: Parum mihi placent eae litterae, quae ad virtutem doctoribus nihil profuerunt[1]. Jene zunftmäßige Wissenschaft verschmähte er, die in geistlosem Pedantismus sich an Formeln hängt, die in einem Ballast von Notizen das Ziel ihres Strebens erkennt, die es bei alledem nie zu einem großen Gedanken, nie zu einer einheitlichen Weltanschauung bringt. Es ist jene Art von Forschung, die den Sinn für das Einfache und Naheliegende verloren, die schon der ‚Wandsbeker Bote' gegeißelt hat, welche an Demokrit erinnert, von dem uns Plutarch[2] ein bezeichnendes Beispiel erzählt. Als dieser Philosoph einmal Feigen aß, die nach Honig schmeckten, fing er an zu untersuchen, woher doch wohl dieser Geschmack kommen möge. Als nun die Sklavin, die ihn bediente, ihm von ungefähr sagte, sie

[1] Bellum Iugurth. 94: Jene Wissenschaften gefallen mir nicht, welche keinen Einfluß auf das Tugendleben üben.

[2] Quaest. conviv. 1, 10.

habe die Feigen in einen Topf gelegt, in dem vorher Honig aufbewahrt war, geriet Demokrit in Zorn. ‚Du hast mir einen großen Verdruß gemacht', schalt er sie; ‚denn nun ist meine Untersuchung schon zu Ende.' Jene Wissenschaft haßte Stolz, die keine Wissenschaft ist, sondern ein gemeinschädlicher Irrtum unter dem Scheine einer fälschlich so genannten Wissenschaft. Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, mit Stolz über wissenschaftliche Werke mich zu unterhalten, die wahrlich Erudition genug auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie, der Patristik und selbst der Scholastik enthielten; immer sprach er sich mit der größten Anerkennung darüber aus und empfahl sie sogar. Freilich machte er dann aber auch seinem Humor desto lieber Luft, wenn ihm hohler Wortschwall, Eitelkeit und Prahlerei, wichtigtuende Mikrologie in den Weg kam, wobei der Mensch doch innerlich klein bleibt und verkümmert,

> . . . si cupidus, si
> Vanus et Euganea quantumvis mollior agna [1].

Noch viel weniger konnte er jene Wissenschaft achten, die nichts Höheres kennt als die sanctissima divitiarum maiestas [2], und jene Männer der Wissenschaft, welche gehören zu der

> Oltracotata schiatta, che s' indraca
> Retro a chi fugge, ed a chi mostra il dente
> O ver la borsa, com' agnel si placa [3].

Aber man würde sehr mit Unrecht daraus folgern, Stolz habe wenig gelesen. Allerdings ein Bücherwurm war er nicht; doch las er viel, dachte aber noch mehr. Er stand auch in dieser Beziehung im Gegensatz zu den meisten Menschen unserer Zeit, die zu viel lesen und zu wenig denken. Nichts fördert aber mehr die Oberflächlichkeit, die Charakterlosigkeit im Denken und Sein, den Mangel an jeder festen Überzeugung und Gesinnung als die Vielleserei.

---

[1] Iuvenal., Sat. 8, 15:

> . . . wenn gierig,
> Eitel er, weichlicher ist als das euganeische Lämmlein.

[2] Ebd. 1, 114: Hochheilige Majestät des Reichtums.

[3] Dante, Divina Commedia, Paradiso XVI 115:

> Übermüt'gen Sippschaft, die dem Fliehenden
> Nachzischt und wie ein Lamm sich schmiegt vor einem,
> Der ihr den Zahn zeigt oder auch den Beutel.

Wer es nicht versteht, gut zu lesen, dem wird alle Lektüre wenige Früchte bringen. Gut lesen heißt wenig, aber Gutes und mit Urteil lesen. Es ist mit dem Lesen wie mit dem Reisen: nicht die fernen Länder, die wir durchwandert haben, noch die verschiedenen Menschen, mit denen wir verkehrten, bilden an sich uns schon, sondern die Art und Weise, wie wir gesehen, beobachtet, verglichen haben. Wer durch Lesen sich bilden will, der soll nicht bloß, wie ein feinsinniger Schriftsteller einmal gesagt hat, ein Sieb in den Ohren haben, welches das reine Korn einer edlen Sprache durchläßt und die unreinen Wörter ausscheidet, sondern noch viel mehr in seinem Geiste, um nur das aufzunehmen, was bildet, fördert, bereichert. Wie viel Spreu führt nicht unsere Literatur mit sich auf jedem Gebiete! Ut omnium rerum, sic etiam literarum intemperantia laboramus, sagt schon Seneca[1].

Stolz las gern Werke, die seinen Lehrfächern scheinbar fernlagen. Wer seine Schriften und Tagebücher aufmerksam durchgeht, wird leicht die Spuren seiner Lektüre verfolgen können. Es lag dies in der ganzen Richtung seines Wesens; wie er in seinem Tun und Treiben gern die ausgefahrenen Geleise des Alltagslebens mied und lieber Seitenwege einschlug, fern von der großen Heerstraße, so hielt er es auch in der Welt des Geistes. Eben dadurch ist er der als Schriftsteller geworden, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, selbständig, eigenartig, ursprünglich durch und durch — und dies nicht in seiner Darstellung bloß, in Sprache und Ausdruck, sondern vor allem in seinen Gedanken und Anschauungen. Mit Michelangelo konnte er von sich sagen:

Nè temo invidia o pregio onore o lode,
E vo per vie men calpestate e sole[2].

Und darum ist jenen, die gesucht haben, ihn nachzuahmen, ihr Vorhaben so wenig gelungen: einige Redewendungen, ein Bild, einen Ausdruck haben sie ihm nachgemacht; das alles war auch vor Stolz schon da und wird auch nach ihm noch da sein; aber ein Stolz war nur einmal da, und den ahmt keiner nach. Denn der Gedanke

[1] Ep. 108: Auch in der Literatur wie in allem übrigen wissen wir uns nicht mehr zu mäßigen.

[2] Nicht fürcht' ich Neider, nicht such' ich Lob und Ehre,
Mein Weg ist einsam, von Menschen nicht betreten.

schafft den Stil, Stil und Gedanke sind Zwillingsbrüder, in einem Augenblicke innerer Intuition geboren, wie Minerva lebenswahr und in voller Ursprünglichkeit aus dem Haupt des Denkers in die Wirklichkeit tretend. Und wenn einer alle achtzehn Figuren der Rhetorik am Schnürchen hätte, das alles ist nichts nütze ohne den Geist, so wenig als der Feldherrnstab den schon zum Feldherrn macht, der ihn trägt.

Gerade das hat Stolz verstanden, die Goldkörner zu sammeln aus seiner Lektüre; aber in der Glut seines tiefen, reichen, innigen Gemütes, in der Flamme des christlichen Glaubens, die über sein ganzes Innere Licht, Liebe, Leben ausgoß, wurden sie in Fluß gebracht und verarbeitet zu jener herrlichen Reihe von Gedanken und Bildern, die sich wie eine kostbare Juwelenkette durch alle seine Werke hindurchziehen. —

So machte ich denn an Stolz' Seite zum erstenmal einen weiteren Ausflug in die schöne, an Abwechslung so reiche Umgebung von Freiburg. Noch war letzteres ein kleines Städtchen, noch eilte die Dreisam in offenem Rinnsal durch seine Gassen; noch hatte es keinen Aufschwung zu einer Großstadt genommen; so konnte es einem denn recht wohlig da sein. Dieser erste Ausflug mit Stolz sollte jedoch in anderer Beziehung für mich eine glückliche Folge haben.

Stolz war eine in sich gekehrte Natur mit scharf ausgeprägter Individualität. So erklärt es sich, warum er am liebsten allein ging und auch seine größeren Reisen zumeist ohne Begleiter machte. Der Natur der Sache nach fand er nur selten jemand, der ihm ganz sympathisch war oder wenigstens ihn in seinem Sinnen und Denken nicht störte und darum vollständig sich in sein Wesen hineinfand und -fügte. Das letztere muß bei mir der Fall gewesen sein; denn von freien Stücken, ohne alle Einladung, bot er sich am Abend nach unserem Ausfluge an, mich auf meiner Wanderung durch den Schwarzwald zu begleiten, wofür ich ihm nicht dankbar genug sein konnte. Hatte er doch von Jugend an im Schwarzwald oder in dessen Nähe gelebt und ihn geliebt wie kaum ein zweiter; an seiner Seite, so hoffte ich, wird die Reise für Geist und Gemüt ebenso erfrischend wirken wie für den Körper. Ich habe mich nicht getäuscht. Ja am Schlusse derselben sprach er die Hoffnung aus, wieder einmal mit mir zu reisen, dann aber durch die fränkischen Berge, den Spessart und die Rhön nach Thüringen. Seinen Plan

hat er nicht ausgeführt, da bald nachher bedenkliche Gebrechen sich einstellten.

Es war etwas ganz Besonderes, vielleicht rein Persönliches, was mich immer zu Stolz hinzog. Sein Auge, seine hohe, breite Stirne, sein dunkles, etwas gelocktes Haar erinnerten mich gleich zu Anfang an einen Mann, den ich von Jugend auf sehr geliebt hatte. Es war ein so schönes, mildes Auge, aus dem ein tiefes Seelenleben, eine reiche innere Welt sprach. Bei allen Eigentümlichkeiten seines Charakters, der manchem vielleicht weniger zusagte, — wer immer einmal in dieses Auge gesehen, der mußte sich sagen: Hier ist eine Nathanaelsseele, in der kein Falsch ist; diesem kannst du vertrauen, dieser redet Wahrheit, immer nur Wahrheit. Er mag schroff sein und hart, aber er redet Wahrheit. War er doch hart genug zuerst gegen sich selbst, wie jeder weiß, der ihm näherstand, was auch seine Tagebücher verraten. So hatte ich Stolz lieb und gewann ihn immer lieber von Jahr zu Jahr, bis zu seinem letzten Jahre. Das mußte er gefühlt haben; darum sah er mich gern um sich.

IV.

Gegen Ende August, in früher Morgenstunde, ging es zum Schwabentor in Freiburg hinaus. Längerer Vorbereitungen zur Reise bedurfte es bei Stolz nicht, hatte er doch so wenig als möglich Bedürfnisse; ein Zimmer, nur mit dem allernotwendigsten Hausrat versehen, genügte ihm zur Wohnung; Vorhänge an den Fenstern, welche die Stube erst gemütlich machen, hielt er für überflüssigen Luxus und duldete sie auch nicht. Da er kein eigenes Hauswesen hatte, so waren die Bestimmungen für die Zeit seiner Abwesenheit bald getroffen.

Wohin nun die Reise gehen sollte, wußte ich nicht; ich überließ mich ganz seiner Führung; er wird schon seinen Plan haben, dachte ich mir. So schien es mir auch recht zu sein; ob er aber wirklich einen Plan hatte, daran fing ich doch später an zu zweifeln. Wie ich ihn so oft in Freiburg durch die Straßen gehen sah, so kam er auch heute, mit einem leichten Röckchen angetan, den gewohnten Zylinder mit bedenklich abgegriffenem Rande auf dem Kopfe; nur einen Sommerüberzieher trug er auf dem Arme und eine Reisetasche, aber so federleicht, daß ich daraus auf die ungewöhnliche Bedürfnislosigkeit dieses Mannes auch bei längeren Reisen schließen

konnte. Freilich half ihm dabei auch seine Körperkonstitution. Einmal waren wir in einem Hochtale des Schwarzwaldes angekommen; ringsum standen die Berge, und wir waren wie in einem Kessel von ihnen eingeschlossen. Es war um die Mittagsstunde, die Luft kochte und brodelte in der Sonnenglut. Eben hatten wir unser einfaches Mahl beendet, da stand Stolz auf und sagte: ‚So, jetzt wollen wir wieder weitergehen.‘ — ‚Aber‘, entgegnete ich ihm, ‚bei dieser Hitze? wir müssen ja übermäßig schwitzen.‘ — ‚Ach was‘, antwortete er, ‚schwitzen; ich schwitze nicht, ausgenommen auf dem linken Backen; jetzt ist es mir wohl, man wird doch einmal ordentlich warm.‘ Ich bat ihn, nur noch eine kleine Weile zu warten, bis es etwas kühler geworden sei; doch er war nicht zu bewegen. Er nannte ein einige Stunden entferntes Dorf, das auf unserem Wege lag; dort wollte er auf mich warten. Und mit den Worten: ‚Jetzt ist es mir wohl‘, ging er fort, immer denselben Schritt, bergauf, bergab, langsam, aber stetig, als ob er in Freiburg einen Spaziergang nach dem Schloßberg machte. Gegen Abend traf ich ihn dann richtig in dem Gasthause des genannten Dorfes; er saß in einer Ecke der großen Wirtsstube und hörte aufmerksam, wie es mir schien, dem Gespräch der Bauern am andern Tische zu. Wirtshausunruhe und Tabaksqualm schienen ihn weniger zu belästigen; desto empfindlicher aber berührte es ihn, wenn die moralische Atmosphäre nicht rein war.

Einmal, es war in einem Orte des Oberlandes, kamen wir noch vor Abend an und gingen in das nächste Gasthaus. Wir wurden in das Zimmer für die ‚Honoratioren‘ geführt; ich ging hinaus, um Abendessen und Zimmer für die Nacht zu bestellen. Als ich wieder zurückkam, begegnete mir Stolz schon unter der Türe; er hatte sein Reisetäschchen wieder umhängen, seinen Regenschirm in der Hand und sagte mit einer gewissen Erregung: „Hier bleibe ich nicht, hier sind die „Schreiber“.‘ Er hatte unterdessen ein paar liberale Zeitungen aufgestöbert, welche die Beamten des Amtsstädtchens hielten. ‚Aber ich habe ja schon alles bestellt‘, antwortete ich ihm. — ‚Machen Sie, was Sie wollen‘, entgegnete er, ‚bezahlen Sie alles; aber hier bleibe ich nicht.‘ So gingen wir denn in das andere Gasthaus. Kaum hatte ich mich jedoch etwas in der Herrenstube daselbst umgesehen, so fiel mein Blick auf allerlei Musikalien und Liederbücher, auch eine Gitarre hing an der Wand und ein mächtiges

Trinkhorn. ‚Stolz‘, sagte ich, mit der Hand an die Wand deutend, ‚wieder Schreiber, vielleicht eine andere Sorte.‘ Er erwiderte nichts; es gab kein drittes Gasthaus mehr.

Zuerst führte unser Weg durch das Höllental nach Hinterzarten, von da am Titisee und Feldberg vorüber nach Glashütte und St Blasien, sodann das Albtal entlang nach Albbruck, von wo aus wir uns südlich der Schweiz zuwandten. An Schaffhausen vorüber gingen wir wieder in nordöstlicher Richtung nach dem Hegau, sodann über Singen, Engen, Friedingen in das obere Donautal nach Beuron, wo wenige Jahre vorher die neue Kongregation der Benediktiner sich angesiedelt hatte. Hier lebten wir noch einige Tage zusammen, dann trennten wir uns; Stolz ging zu seinem Freunde Zuckschwerdt, ich über Sigmaringen nach Friedrichshafen und über den Bodensee in die Schweiz.

Unsere Lebensweise während der Reise war ziemlich geordnet. In der Regel brachten wir schon am Abend vorher unsere Rechnung ins reine; Stolz griff dabei nur mit der Hand in die Tasche seines Beinkleides, in der er sein Geld hatte, und holte das Notwendige heraus; einen Beutel hatte er nicht, das war ihm zu umständlich. Manchmal hielt er eine Handvoll mir hin und sagte: ‚Wollen Sie Geld? Ich habe mehr, als ich brauche.‘ Wie groß seine Wohltätigkeit war, hatte ich längst gewußt; nach seinem Tode ist sie mehr bekannt geworden. Die Honorare, welche er von seinem Verleger empfing, waren sehr hoch; denn Stolz forderte viel und schenkte ihm nichts. Desto freigebiger war er dagegen für fromme und mildtätige Zwecke. Früh, sehr früh erhoben wir uns vom Lager; manchmal war es noch Nacht und die Kirchtüre verschlossen. Da machten wir uns denn alsbald auf den Weg; zuweilen vertrat der Dorfbrunnen die Stelle des Waschbeckens, wenn die Wirtin es am Abend zuvor bereitzustellen vergessen hatte. Daß ich nicht ebenso bedürfnislos war wie er, konnte mir Stolz nicht recht verzeihen. Meine Reisetasche, meinte er, sei zu schwer und mit viel zu viel unnützen Dingen beladen; als er meine Bundschuhe sah aus starkem Leder mit Doppelsohlen, spottete er darüber; mein etwas grober Rock von wasserdichtem Tuch gefiel ihm auch nicht, und am allerwenigsten mein Hut, der das gerade Widerspiel zu seinem steifen Zylinder war. Damals fing bereits die Mode der ‚Bergfexe‘ an, von der Schweiz aus sich auch in die deutschen Gebirge zu ver-

breiten. Stolz, dem alle Unnatur in tiefster Seele verhaßt war, konnte recht bitter werden, wenn ihm solche Salon-Naturmenschen begegneten, hinter denen nichts stak als eine ganz erbärmliche, bei Männern doppelt erbärmliche Eitelkeit. Diese Gecken, meinte er, hätten sich eigentlich nur für das Atelier des Photographen so hergerichtet; darum sei auch ihr Gebirgskostüm noch so funkelneu. Bei Frauen dieser Art konnte er vollends seinen Unwillen nicht zurückhalten. ‚Alles treiben sie', sagte er, ‚sie schwimmen, sie turnen, sie rauchen, sie laufen Schlittschuhe, sie besteigen Berge, sie kegeln, sie fechten sogar — nur was sie treiben sollen, den Beruf einer emsigen, bescheidenen, still waltenden Hausfrau, den kennen sie nicht.'

Selten gingen wir auf dieser Reise zusammen des Weges. Das eine Mal ging er eine Viertelstunde voraus, und ich folgte; das andere Mal sagte er: ‚Nun gehen Sie voraus, ich komme nach.' So gingen wir selbander vorwärts; ein jeder hatte Muße, zu beten und zu meditieren. Zwischen 7 und 8 Uhr, je nachdem ein Dorf am Wege lag, nahmen wir das Frühstück, und wieder, nachdem wir eine zweite Strecke stillschweigend weiter gewandert waren, das Mittagsmahl. Jetzt wurden die Zungen gelöst und Fragen jeder Art, zumeist aus dem theologisch-kirchlichen Gebiete, besprochen. Stolz sprach nicht viel und war überhaupt in der Unterhaltung nicht lebhaft; viel häufiger stellte er Fragen, als daß er sich selbst mitteilte; manchmal dachte er über die Antwort, die ihm gegeben wurde, lange nach. Noch weniger hatte er jenen lästigen, alles wissenden, besser wissenden, schulmeisternden, langweilenden, immer nur sich selbst hörenden Dozententon, den wir so häufig bei Lehrern finden.

Vieles wurde zwischen uns in diesen Ruhestunden, morgens, mittags und am Abend, besprochen. Manchmal schloß sich unwillkürlich seine Seele auf, es war wie ein Sonnenblick, und ich konnte tief in sie hineinsehen. Das Gebet, dessen Erhabenheit, Notwendigkeit, beseligende Wirkung er selbst so herrlich geschildert hat, bildete den Kern und Stern seines inneren Lebens, und der Segen seines Schrifttums ist sicher aus dieser Quelle geflossen, hat ihm jene Weihe gegeben, jene geheimnisvolle Anziehungskraft, der kaum ein Leser, wessen Glaubens er auch sein mag, auf die Länge widersteht. Er hat eben die Saite im menschlichen Herzen angeschlagen, welche, versteht sie einer zu berühren, mächtig in ihm nachklingt; es ist das Gefühl der Not des Daseins, die Hoffnung auf Rettung. Das Leben zeigt so

viele Widersprüche, Gegensätze, Rätsel; den einen reizen und verbittern sie, den andern drücken sie tief danieder, der dritte sucht im Genusse des Augenblicks sich zu berauschen und zu vergessen, um am andern Tage desto schmerzlicher sein Elend zu empfinden. Im Gebete fühlen wir, wie die Ewigkeit mit ihren Verheißungen und Tröstungen heilend und versöhnend über die tiefen Wunden der Seele sich legt; es wacht auf der Glaube an eine ideale Weltordnung, in der alle Dissonanzen ausgeglichen sind; wie Friedensgeläute klingt es aus der Tiefe unseres Gemütes herauf, und unser Geist gewinnt eine Ahnung von der großen beseligenden Harmonie aller Wesen im Himmel und auf Erden, die Gottes Hand dereinst herstellen wird als das Abbild seiner eigenen Wesenheit.

La Rochefoucauld sagt einmal, daß nur wenige Menschen sich gut zu unterhalten verstehen; dies komme daher, weil nur wenige die Kunst verstehen, gut zuzuhören. Auch Goethe spricht sich ähnlich aus. ‚Sich mitzuteilen', sagt er, ‚ist Natur; Mitgeteiltes aufnehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.' Stolz verstand in hohem Grade die Kunst, zu hören. Manchmal konnte man glauben, er sei zerstreut und denke an etwas ganz anderes; aber er hatte genau gehört und beobachtet. Dieser Gewohnheit, mit scharfem, aufmerksamem Auge in die Welt hineinzublicken, verdanken wir so viele feinsinnige Bemerkungen und treffende, anschauliche Schilderungen, die wir in seinen Schriften lesen; er hatte die Vorgänge, welche er beschreibt, jene des äußeren Lebens wie die geheimsten Regungen des Herzens, der Wirklichkeit abgelauscht; darum sind sie so richtig, so wahr, so bezeichnend. Gerade hierauf ruht zu nicht geringem Teil die Frische seiner Schreibweise, das Packende seiner Darstellung, die Anschaulichkeit seiner Beschreibungen, mit einem Worte, seine Popularität; seine Schriften sind ein Spiegel, den er uns vorhält, in dem wir alle uns erkennen, von dem wir alle sagen müssen: Ja, so ist es.

Hierin besteht ja eben das Geheimnis der Popularität, nicht in trivialen Ausdrücken, nicht in bäuerischer Redewendung, nicht in dialektartigen Ausdrücken. Den Grund aller Popularität, das

Greif nur hinein ins volle Menschenleben,

finden wir als den gemeinsamen Grundzug in Stolz' Schriften.

Nur wenige kennen es, kennen den Ideenkreis, in dem das Leben des Volkes sich bewegt, kennen die Anatomie des menschlichen Her-

zens, dessen tiefste Sehnsucht und bitterstes Wehe, dessen Verlangen nach Frieden und Ungenügen bei allem irdischen Genuß in allen dasselbe ist, mag er König sein oder Taglöhner, gebildet oder ungebildet. Der Ausdruck, die Sprache kommt erst in zweiter Linie; ist sie wahr, klar, natürlich, einfach, dann wird sie immer populär sein. Darum sind Homer und Shakespeare populär, Schiller mit seinem kritisch-ästhetischen Philosophismus nicht; darum ist die Bibel das populärste aller Bücher, ein ‚Strom, in welchem der Elefant schwimmt und den ein Lamm durchwatet', wie Gregor d. Gr. sagt.

Fast zu gleicher Zeit mit Stolz trat ein anderer Schriftsteller auf, der das Volksleben im Schwarzwald schilderte, Berthold Auerbach. Seine Dorfgeschichten mit pantheistisch-demokratischer Tendenz waren in den vierziger und fünfziger Jahren Mode geworden; die vornehme Welt, namentlich die Frauen wurden nachgerade der französischen Romane müde; George Sand, Eugen Sue, die beiden Dumas, Balzac hatten ihre Nerven überreizt. Da kamen denn gerade zur rechten Stunde diese Dorfgeschichten. Wie die reiche Stadtwelt nach einem in aufregenden Genüssen durchlebten Winter das Landleben aufsucht zur Beruhigung und Umstimmung des krankhaften Nervensystems, so ließ man auch diese Bilder aus dem Schwarzwälder Landleben vor seiner Phantasie vorüberziehen; nach den klingenden Namen der französischen Helden und Heldinnen, der Herzoge und Marquis, eines Consuelo, Spiridion, Leone Leoni, Monte Cristo, Alexis, Wolmar, Tremnor, Horace, einer Lelia, Valentina, Indiana usf. wurden nun die ‚Barfüßele', die ‚Lorle' und andere weniger romantisch klingende Namen salonfähig. Es war dies, nur in andern Formen und mit andern Mitteln, eine Wiederholung der Schäferspiele, durch welche der Adel und Hof zu Versailles den Satz Rousseaus: Retournons à la nature! zur Wahrheit machen wollten, um dabei auszuruhen von den rauschenden Festen des französischen Hofes mit seiner lästigen Etikette. Aber wie es damals nicht Natur noch Wahrheit war, als die unglückliche Königin Marie Antoinette mit dem Hirtenstabe in der Hand ihre bunt bebänderten Schäfchen führte, ebenso wenig Natur ist in den Gestalten, die Auerbach auftreten läßt. Wie sollte denn auch ein Jude deutsches Volksleben zu schildern imstande sein, deutsches Denken, deutsches Fühlen, deutsche Ehrenhaftigkeit, deutsches Pflichtgefühl, der Deutschen christlichen Glauben und ihre Sitte, die nichts anderes ist als ihre ins Leben über-

gegangene, alle Verhältnisse desselben durchdringende Religion! Er selbst muß daher in einem Briefe vom 4. September 1877 gestehen: ‚Oft überfällt mich's mit Schrecken, ob ich nicht mir und der Welt Illusionen gemacht'; dann tröstet er sich wieder. Stolz' Schriften dagegen nennt er ‚roh und ungeschlacht'. Wie darum seine Dorfgeschichten einmal Mode wurden, so sind sie auch ebensobald wieder aus der Mode gekommen; Stolz' Schriften dagegen werden lange noch gelesen werden, wenn den Namen Auerbach kaum noch eine Literaturgeschichte im Vorübergehen nennt. Stolz ist ein Sohn dieses Volkes, aus seinem eigensten Blute entsprossen, Bein von seinem Bein, der von Jugend auf mit ihm gelebt, gefühlt, für es gearbeitet, gestritten und gelitten, der immerfort das innerste Leben dieser Volksseele belauscht hat, in dem der Herzschlag seines Volkes pulsiert. Darum wird er diesem Volke unvergeßlich sein.

Was Stolz besonders charakterisiert, ist sein Humor. Doch was ist Humor? Kein Wort ist so unbestimmt und wird darum so häufig und mißbräuchlich angewendet als dieses. Nichts wird öfter so genannt, und nichts ist seltener als echter, gesunder Humor. Den meisten ist eine Darstellung humoristisch, wenn sie ihre Lachmuskeln reizt; das Komische, das Burleske, Satirische, die Farce, die Karikatur, den calembour, alles das nennen sie ohne Unterschied Humor. Der echte Humor entsteht aus der Betrachtung der verkehrten Weltordnung, des Mißverhältnisses der Erscheinungswelt, die uns umgibt, zu dem wahren Wesen der Dinge. Er ist eine Korrektur der Empfindsamkeit, weil selbst Ausdruck wahrer, tiefer Empfindung, des Mitleids mit der menschlichen Armseligkeit; der Humorist kann lächeln, und seine Seele weint. Es war Humor, als der Prophet zu den Baalspfaffen, die ihren Götzen anriefen, sagte: ‚Rufet noch lauter zu eurem Gott, vielleicht ist er verreist oder schläft er, daß er wach wird.' Auch dies war Humor, als der hl. Laurentius auf dem Roste zu seinen Peinigern sprach: ‚Nun ist der Braten fertig, nehmet und esset.'

Witz, Sarkasmus, Ironie haben mit dem Herzen nichts gemein; sie sind reine Verstandessache. Darum haben Shakespeare, Cervantes, hie und da auch Dante, selbst die Bibel Humor; Molière, Voltaire, Saphir nur Witz. Humor ist die Eigenschaft großer Menschen, tiefempfindender Seelen und hat zur Folie eine weite, hohe Weltanschauung; Witz ist in der Regel nur die Mitgabe gemütsarmer,

oberflächlicher, eitler Naturen und hängt sich an das Einzelne und Zufällige; er lebt fast nur vom Wortspiel. Das hat selbst Heine in einer glücklichen Stunde erkannt. ‚Alles wahrhaft Große', sagt er, ‚witzelt nicht; das Genie, die Liebe, Wald und Meer sind ernsthaft.' Ebendeswegen war er kein Genie und hat nie wahrhaft geliebt. Darum hat der Jude Witz, aber keinen Humor, eben weil er Jude ist und ihm die Tiefe des christlichen Gemütes mangelt, das sich besonders bei den germanischen Völkern im Humor spiegelt. Zum Humor gehört ein großes Herz, zum Witz nur eine mäßige Dosis leichter Auffassungsgabe und viel Keckheit. Darum finden wir so selten Humor bei den Alten; Juvenal hat nur Satire; Horatius hat Witz, aber keinen Humor, weil er ein Lebemann war ohne ernste Weltanschauung. Bei Lucian ist der Witz nur der Ausdruck einer von allem Höheren entleerten Seele, ähnlich wie in moderner Zeit bei Heine, die Selbstironie des Unglaubens an jedes Ideal, die Phosphoreszenz der Fäulnis. Darum ist letzterer der Lieblingsschriftsteller aller Verdorbenen geworden, die jeden Aufschwung der Seele zu verspotten sich gewöhnt haben. Der Humor erscheint nur hie und da, gewissermaßen genötigt, wenn die Liliputer sich gar so groß dünken und in ihren Ansprüchen kein Maß kennen; aber dann wirkt er wie ein Stein, geschleudert in den Sumpf, worauf der laute Chor der sich aufblähenden Frösche erschrocken schweigt. Der Witzling dagegen sucht den Witz um seiner selbst willen, sinnt immer auf Witze, erzählt seine Witze, macht jedes ernste Gespräch unmöglich durch seine Witze und ist der erste, der sie belacht. Witz ist das Spiel der Eitelkeit, Humor ist das gerade Widerspiel derselben; denn darum ist er ja Humor, weil er die Erbärmlichkeit alles eiteln Wesens gründlich kennt und verachtet. Herausgefordert durch die Unnatur und Heuchelei der Gesellschaft, macht eine hohe sittliche Natur im Humor sich Luft, der wie ein Blitz aus gewitterschweren Wolken zuckt und die von faulen Dünsten erfüllte Atmosphäre reinigt. In der Ironie versteckt der Scherz sich hinter den Ernst; der Ironische geht scheinbar auf die Meinung des andern ein, bis zuletzt dieser selbst sich als den Gefoppten erkennt. Der Humor ist das gerade Gegenteil: der hinter dem Scherz versteckte Ernst. Er beruht daher auf einer erhabenen Stimmung, welche in Konflikt gerät mit der gemeinen, niedrigen Welt. Die Ironie fängt mit ernster Miene an und endigt mit Lachen; beim Humor ist es umgekehrt.

Männer von Humor flößen uns immer Ehrfurcht ein, Witzlinge nichts weniger als dieses. Im Humor liegt eine gewisse Trauer über die Unzulänglichkeit und das Ungenügen alles Irdischen; er ist deswegen mit der Melancholie verwandt, die, was schon Aristoteles bemerkt hat, allen großen Seelen nachzieht wie den Bergen die Gewitter. Der Humor kann lachen mit der Träne im Auge; aber er kann nicht kaltblütig das spitzige Stilett des Spottes in das Herz stoßen. Es ist wahr, Stolz konnte zuweilen anscheinend herb und schneidend entgegnen; es kam mir dies jedoch vor wie eine Maske, die er vornahm, um seine innere Bewegung zu verbergen. Ich habe einen Mann gekannt von sehr weichem Gemüte, so daß er sich vor sich selbst fürchtete. Wenn dieser merkte, daß die innere Rührung ihn übermannen wollte, lachte er und wurde selbst grob, um sie zurückzudrängen. So mag es manchmal auch bei Stolz gewesen sein.

Durch diese falsche Vorstellung von Humor mag es gekommen sein, daß manche Nachahmer von Stolz zu Possenreißern herabsanken: sie wähnten, mit diesen Mitteln ebensolche Erfolge wie Stolz zu erringen. Diesen ist es ergangen wie jenem Männlein, das eines Tages aus den Bergen des Schwarzwaldes herabgestiegen war und da Stolz begegnete. ‚Wer ist dieser Herr?' fragte er dessen Begleiter. Als er hörte, es sei Alban Stolz, der Verfasser der Kalender, sprach er höchst naiv seine Freude aus über das ‚spaßige Zeug', das er geschrieben habe, womit man sich zuweilen doch recht gut die Zeit vertreiben könne. Stolz redete kein Wort und ging schweigend seines Weges. Er war ein viel zu sinniges Gemüt, ein viel zu ernster Mensch, als daß er in schalen Witzeleien sich hätte ergehen können. Seine Jugendzeit hatte er unter schweren Kämpfen durchlebt, die Nöten der Kirche in der Gegenwart hat er tief empfunden und mitgelitten; nie habe ich ihn lachen sehen. Damit soll dem Witz sein Recht nicht genommen werden; er hat dieses, aber nur als Würze des geistigen Mahles. Des attischen Salzes kann man nicht überdrüssig werden, wenn es eben dieses ist und darum mit weiser Zurückhaltung eingestreut.

Will man in Bezug auf Humor einen aus den deutschen Schriftstellern Stolz an die Seite setzen, so dürfte es Matthias Claudius sein; aber Stolz schreibt natürlicher, weniger gesucht als dieser, sein Stil ist farbenfrischer und der Inhalt reicher und positiver. —

Nach dem Frühstück setzten wir in derselben Weise wie am Morgen unsern Weg fort, nur mit dem Unterschiede, daß der, welcher vorher nachgefolgt war, jetzt vorausging, bis wir an den Ort kamen, wo Mittag gehalten wurde. ‚Frau Wirtin, was haben Sie?‘ pflegte Stolz zu fragen; war der Braten nicht frisch, dann verschmähte er ihn. ‚Geben Sie mir Brot und Käse‘; dies zog er jeder Speise, auch der besten, vor, wenn sie nicht frisch bereitet war. ‚Ich mag nichts Aufgewärmtes‘, fügte er erklärend bei, ‚weder beim Mittagstisch noch in Büchern.‘ Roten Wein trank er gern; es war eben der Wein seiner Heimat, wo der Affentaler wächst, den er eifrig gegen den gelobten ‚sauren‘ Markgräfler in Schutz nahm. ‚Roten Wein‘, sagte er (nicht Rotwein, das sei kein deutsches Wort), ‚kann ich alleweil trinken.‘ In einem Lande, behauptete er, in dem kein Wein wächst, finde sich nicht leicht poetischer Sinn. ‚Sehen Sie‘, sagte er mir einmal, ‚wenn so ein Tröpflein Wein im Glase funkelt und glitzert, da ist Poesie.‘ Ich entgegnete ihm, ebenso könne man ja auch sagen: ‚Wie so ein Bier gleich lindem Öl wohltuend durch die Gurgel läuft!‘ — ‚Ach was‘, antwortete er, ‚mit eurem Bier; darum seid ihr Bayern auch so langsam und schwerfällig.‘ — ‚Ja‘, erwiderte ich ihm lächelnd, ‚langsam sind wir Bayern und bedächtig, aber auch ausdauernd und zäh, nicht so flüchtig und wechselnd wie dort der Rheinsand im badischen Ländchen.‘ Auch machte ich ihn auf das Urteil von Görres[1] über die Altbayern aufmerksam. Stolz schwieg; zuletzt sagte er: ‚Es mag schon sein.‘

Als abgesagter Feind der Suppe suchte er mir bei Tisch mehr als einmal seine Ansicht von deren Schädlichkeit beizubringen und in verschiedener Weise zu begründen. ‚Seit ich keine Suppe mehr esse‘, bemerkte er, ‚bin ich viel gesünder.‘ Ich bemühte mich nicht sehr, seine Gründe zu entkräften, sondern handelte nach der Weisung des Dichters:

Wenn sie die Bewegung leugnen,
Geh ihnen vor der Nase herum,

[1] Über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, dritte Vorlesung: ‚Nicht gewandt, aber stark auftretend, nicht behende, aber fest anfassend, erscheinen sie minder beweglich: nicht weil es an innerem Leben fehlt, sondern weil die derb gefügte Masse stärker wohl als bei andern widerstrebt. Weniger leicht ergreifend, sind sie dafür um so beharrlicher; dauernder Hingebung und fortgesetzter Anstrengung fähig, haftet bei ihnen, was sich nicht so leicht erworben, dafür um so fester, wie ein schwerer Boden, der aber dafür mit um so reicherer, vollerer Ernte lohnt.‘

aß tüchtig von der verbotenen Frucht und bewies zugleich durch mein Befinden, daß das italienische Sprichwort viel richtiger urteilt, wenn es der Suppe sieben gute Wirkungen zuschreibt.

Sette cose fa la zuppa:
Cava fame e sete attuta,
Empie il ventre e netta il dente,
Fa dormire, fa smaltire
E fa la guancia arrossire [1].

Später, nach schwerer Krankheit, hat Stolz sich allerdings zur Suppe bekehrt.

Nachmittags gingen wir noch ein paar Stunden weit; dann suchten wir eine Herberge auf. Stolz liebte es, wie in der Literatur so auch bei Fußreisen Seitenwege einzuschlagen, gleichviel, ob er die Richtung kannte oder nicht; manchmal waren diese sehr schlecht und führten eher weiter um, als daß sie die Entfernung abkürzten. Er schien jedoch zu keiner Müdigkeit zu kommen; sein magerer, dem Aussehen nach schwächlicher, aber abgehärteter Körper, cui labor callum obduxit dolori [2], trotzte allen Strapazen. Gleichmäßig schritt er dahin, etwas weit ausholend, den Kopf nachdenklich zuweilen hin und her wiegend. ‚Das Reisen', erklärte er mir öfters, ‚nimmt viele Krankheiten mit hinweg, die in der dicken Stadtluft bereits angefangen haben sich festzusetzen.' Er berief sich dabei auf das Beispiel des damals noch lebenden, hochbetagten Erzbischofs von Freiburg, dessen Begleiter er auf mancher seiner Fußreisen war. Dabei erzählte er ein Vorkommnis, das, soviel ich weiß, weniger bekannt ist. Eines Tages kam der Erzbischof nach Basel; einem Freunde daselbst hatte er den Tag seiner Ankunft und auch das Gasthaus angegeben, in dem er absteigen werde. Dieser geht auch an dem bezeichneten Tage dorthin und fragt nach dem Erzbischof; aber niemand weiß etwas von einem Erzbischof; der Gastwirt forscht alle Kellner aus, einen Erzbischof hat keiner gesehen. Der Freund kommt später noch einmal, fragt wieder; niemand hat einen Erzbischof gesehen. Da sagt endlich

[1] Sieben Geschäfte die Suppe erfüllt:
Den Hunger vertreibt sie, den Durst sie stillt,
Füllet den Magen und reinigt den Zahn,
Macht, daß man schlafen und verdauen kann,
Und färbt mit Gesundheit die Wangen an.

[2] Den die Arbeit unempfindlich gegen den Schmerz gemacht.

der Kellnerlehrling: ‚Ein altes Pfarrherrchen ist heute gekommen.' — ‚Wo wohnt er?' — ‚Im vierten Stock.' Es war der Erzbischof.

Einmal auf dieser Wanderung fand sich Stolz von seinem Spürsinn verlassen. Es war in der Gegend des Titisees, wo er von der gebahnten Straße abbog und einen Fußpfad einschlug. ‚Ich fürchte', bemerkte ich ihm schüchtern, ‚wir kommen aus unserer Richtung.' — ‚Ach was', antwortete er, ‚gehen Sie nur mit.' Bald stellte sich der Weg sichtbar weniger betreten dar, immer schwerer erkennbar; zuletzt verlor er sich ganz, und wir standen mitten im Sumpf. Jetzt blieb Stolz stehen; nachdem er überallhin ausgespäht hatte und kein anderer Weg sich mehr fand als der Rückweg, sagte er mit unbeschreiblicher Ruhe: ‚Sehen Sie, jetzt haben wir die ganze Melancholie des Schwarzwaldes.' Ich wurde nun allerdings etwas melancholisch dabei; nachdem wir eine Zeitlang gerastet hatten, schlugen wir den unvermeidlichen Rückweg ein und fanden uns endlich, freilich recht ermüdet, wieder zurecht.

Was mir auf dieser Reise zur besondern Befriedigung gereichte, war die Beobachtung, daß Stolz einer der populärsten Männer im Lande war, verehrt von vielen, geachtet von den meisten. Zwar fühlten manche von seinen Worten sich verletzt; aber seine literarische Größe konnten sie doch nicht leugnen. Einmal sagte ich zu einem Gastwirte in Freiburg: ‚Sie haben einen berühmten Mann hier, Alban Stolz.' — ‚Ja', antwortete dieser, ‚das ist er schon, wenn er nur nicht gar so gemein würde.' Später hörte ich, der Mann sei Freimaurer. Dieser kleine, stille, äußerlich unscheinbare Mann, wie wurde er voll Verehrung überall im Lande aufgenommen! Es war rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt man im Posthause im Höllental alles aufbot, was man ihm an den Augen absehen konnte, wie in den einsamsten Dörfchen des Schwarzwaldes man halb neugierig, halb ehrfurchtsvoll ihn betrachtete. Damals schon hatte er über ein Jahrzehnt gelehrt, viele Geistliche der Erzdiözese und aus der Schweiz waren seine Schüler gewesen; mit herzlicher Freude nahmen diese überall ihn auf, und man konnte es aus ihren Gesprächen herausfühlen, wie wohl es ihnen war, als sie wieder Worte aus dem Munde des geliebten Lehrers hören konnten.

Viele und ernste Dinge wurden auf dieser Reise besprochen; in der Regel, wie ich schon erwähnt habe, stellte Stolz Fragen und knüpfte seine kurzen, aber immer treffenden, oft originellen Be-

merkungen an meine Antwort. In seinen Tagebüchern, die später unter dem Namen ‚Witterungen der Seele', ‚Wilder Honig', ‚Dürre Kräuter' veröffentlicht wurden, habe ich viele Anklänge gefunden an so manches, was damals und später besprochen wurde. Stolz war eine innerliche Natur; darum lag ihm nichts so sehr am Herzen als die Pflege des inneren Lebens in den Kandidaten des Priesteramtes Da die Diözese, der ich angehöre, von dem eisigen Hauch der Aufklärungsperiode nur ganz kurz und auch da bloß auf der Oberfläche berührt worden war, und schon in den zwanziger Jahren durch das Verdienst des Vorstandes des Priesterseminars, Dr Franz Georg Benkert, das kirchliche Leben einen Aufschwung genommen hatte, der auch nicht mehr unterbrochen wurde, so bewegte sich unser Gespräch vielfach um die Methode der Priesterbildung. Die Festigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, die Liebe zur Kirche, die Hochschätzung ihres Berufes, die Notwendigkeit und Übung des Gebetes, meinte er, müsse besonders betont werden, ebenso jene der Betrachtung. Aber wie die jungen Leute hier einführen? Ich bemerkte ihm, daß ich diese und ähnliche Punkte häufig selbst in meinen Vorlesungen vor ihnen bespreche, daß ich sie aber in der ersten Zeit nach Beginn des theologischen Studiums mit dem theologischen zugleich von einem allgemein menschlichen, philosophischen Standpunkte aus betrachten lehre, um so an ihren Ideenkreis anzuknüpfen, ihn allmählich zu erweitern und die Grundsätze des katholischen Glaubens und Lebens wie ein Edelreis in ihr Herz zu pflanzen, das mit dem von der Natur Gegebenen aufs innigste sich vermählen soll; denn es seien ja die großen Wahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens nicht ein der Natur Entgegengesetztes oder Widerstrebendes, sondern eine Läuterung, Klärung, Ergänzung, Erhebung des natürlichen Gottesbewußtseins und Ethos in die Sphäre des Übernatürlichen. ‚Ich halte dies für um so notwendiger', bemerkte ich weiter, ‚weil es ja nicht lauter unbefangene, vom Gift des Zweifels unberührte Gemüter sind, in denen der glückliche Friede des Glaubens noch nicht getrübt worden ist. In gar manchen von ihnen ist die Seele zwiespältig geworden, nach verschiedenen Richtungen hin und her geworfen; sie hören Worte des Lügengeistes, der Tag für Tag sich an sie herandrängt und mit süßer Rede von Geistesfreiheit und göttergleicher Erkenntnis lockt; aber auch die Stimme von oben ist in ihnen noch nicht erstorben. Diese wollen, daß wir ihnen helfen, die Spaltung in ihrem

Innern aufzuheben, die Wunde zu heilen, die sie in sich tragen, durch die Macht der Wahrheit ihre Fesseln sprengen, einen starken, sichern, unerschütterlichen Glauben wieder in ihnen begründen und ihnen dadurch die Freudigkeit und Hoffnung ihrer Jugend wiederbringen.'

Das fand er gerechtfertigt; denn der Mensch könne mit der Gnade bald zum übernatürlichen Leben gelangen, wenn er nur dem Drange seiner besseren Natur folge, die nach Gott und Erlösung sich sehnt.

Aber bei aller kirchlichen Entschiedenheit wollte Stolz die Freiheit des Geistes gewahrt wissen; die Individualität solle Raum haben, sich zu entfalten, allerdings innerhalb der Regel und des Gesetzes; alles Mechanische, Schablonenmäßige, Äußerliche, Uniformieren sei vom Übel. Die Knaben- und Mädcheninstitute nannte er wegen dieses so häufig erscheinenden Mißstandes ‚Erziehungsfabriken', wo man glaubt die Menschen in dieselbe Form gießen zu können, wie der Töpfer den Ton nach dem nämlichen Modell bildet; je größer die Begabung, desto ausgeprägter sei ja auch die Individualität. Der sei ein schlechter Arzt, bemerkte er einmal, der jede Krankheit in der gleichen Weise behandle, ohne zu individualisieren; auch die Erziehungskunst sei eine Heilkunst für die kranke Menschheit. Seminarien könnten und sollten keine fertigen Menschen schaffen; aber anregen, anleiten zur Selbsterziehung und gewöhnen an treue Pflichterfüllung sollten sie, was dann die Aufgabe des ganzen Lebens werden müsse. Darum sei die Erziehung von Priestern, die einmal, ganz auf sich selbst gestellt, in der Welt leben, wirken, kämpfen sollen, eine verschiedene von jener der Ordensleute, von denen der einzelne hinter den schützenden Mauern des Klosters und unter der steten Leitung der Vorgesetzten weniger selbständig hervorzutreten habe. Hier könnten auch schwache Naturen vortrefflich sich entwickeln, während sie vereinsamt in der Welt vielleicht untergehen würden. Nicht das Abgeschlossensein von der Welt sei darum das Wesentliche bei der Erziehung von Priesteramtskandidaten, sondern alles komme auf den Geist an, der in einem solchen Hause herrsche. Ist es der Geist Gottes, dann würde er auch ihrem Geiste große Ideen, ihrer Seele idealen Schwung, ihrem Gewissen das Gefühl der Pflicht, ihrem Willen mächtige Impulse verleihen, was sie aufrecht halte mitten in dem Andrange der Welt. Einsamkeit, Abson-

derung von der Welt sei dafür allerdings eine notwendige Bedingung, damit das innere Leben, nicht gestört durch den lauten Lärm des Tages, zur Entfaltung kommen könne.

Hieraus erklären sich manche Äußerungen starken Tadels, besonders gewisser Sitten und Gewohnheiten im französischen Klerus, die sich namentlich in seinen früheren Schriften finden, die zu hart, jedenfalls nicht immer gerecht waren. Stolz' Art und Weise, zu denken und zu sein, war eben der gerade Gegensatz zu dem französischen Charakter. Durch und durch deutsch, wurde es ihm schwer, in diesen sich hineinzufinden, ihn zu verstehen und darum auch so manches sich zu erklären und zu entschuldigen. Der Franzose legt in allem großen Wert auf die Form, Stolz vernachlässigte sie, manchmal absichtlich; dieser hält sich fern von den Laien, Stolz hatte gern Umgang mit Laien; dieser liebt klingende Perioden, geistreiche Wendungen und Pathos, Stolz wollte seine Gedanken in die einfachste Rede kleiden; dieser betont stark die Nationalität, Stolz war nichts so sehr zuwider als die moderne Nationalitätsmanie; dieser freut sich an Glanz und Prunk und Uniform, Stolz liebte die Einfachheit bis zum Übermaß und sah in allem Uniformwesen, in dem geistlichen so gut wie in dem weltlichen, nur eitle Spielerei. Doch wurde er später in dieser Beziehung milder und hörte mir ohne Widerrede zu, wenn ich die unleugbaren Vorzüge und Verdienste des französischen Klerus hervorhob.

Ich habe schon bemerkt, daß Stolz' Schreibweise keine Spur des Gesuchten, Gemachten an sich trägt. Hätte er es auch nicht durch Erfahrung gewußt, daß das Einfache und Natürliche immer die größte Wirkung übt und bleibend die Gemüter fesselt, so hätte doch seine klare, ganz wahre Natur ihn gedrängt, so und nicht anders seine Gedanken darzustellen. Auch das hatte er wohl erkannt, daß in einem einfachen und natürlichen Stil die höchste Kunst der Prosa besteht, die nur durch viele Arbeit, lange Übung, stete Selbstüberwachung errungen wird. Wenn der Leser glaubt, gerade so und nicht anders hätte auch er geschrieben, wenn die Worte wie klare Perlen von den Lippen fallen, wenn keine Spur der Mühe mehr sichtbar ist, welche die Arbeit gekostet hat, dann erst hat der Schriftsteller sich als Meister der Sprache bewährt. ‚Gerade so hätte ich dies auch geschrieben', hat einer einmal Wieland gegenüber bemerkt. ‚Ebendarum hat es mich auch so viel Arbeit gekostet', soll dieser

entgegnet haben. Oftmals, in früheren wie in späteren Jahren, war ich Zeuge, wie Stolz arbeitete. Auf unserer Fahrt durch den Schwarzwald arbeitete er immerfort; von Zeit zu Zeit, wenn ein schattiger Baum zum Rasten einlud, ließen wir uns nieder; Stolz nahm sein Manuskript heraus und las vor. Jeder Satz, jedes Wort wurde sorgfältig erwogen und geprüft. Stolz übte stets eine strenge Kritik an sich selbst; er war unermüdet im Sichten, Feilen, Bessern. Mit vollem Rechte konnte auch er sagen:

Cum relego, scripsisse pudet, quia plurima cerno,
Me quoque, qui feci, iudice digna lini [1].

So sind seine Schriften, namentlich seine Kalender, entstanden, und deswegen sind sie ein Gemeingut geworden des deutschen Volkes, an dem die Einfältigen sich nähren und die Geistesstarken sich erfreuen. Möchten darum jene, die ihm nachahmen wollen, ihn zu ihrem Vorbilde nehmen in dieser seiner Achtung vor dem Leser, in seinem unausgesetzten Streben, unserer deutschen Sprache in ihrer ganzen Kraft, Tiefe, Schönheit mächtig zu werden. Ohnehin ist für unsere deutsche Literatur gerade jetzt eine bedenkliche Krisis eingetreten. Das Wahre, Klare, Einfache, Natürliche und ebendarum Treffende zur Bezeichnung der Dinge und Gedanken scheint nicht mehr auszureichen. Man sucht das Pikante, Unnatürliche, Zerfahrene und nennt es geistreich; eine rohe, pöbelhafte Sprache hält man für Geradheit und Entschiedenheit. Für Wohllaut der Rede, Reinheit der Diktion, den Rhythmus der Prosa, Adel in Auffassung und Darstellung haben nur die wenigsten noch ein Verständnis. Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, die Männer zu Anfang des 19. Jahrhunderts, nicht bloß ein Goethe, Winckelmann, Görres, Möhler, haben besser geschrieben als selbst die Besseren unserer Generation. Das Wort Goethes, daß man mit der deutschen Sprache niemals fertig wird, sondern immer an ihr schmieden und hämmern muß, scheinen wir ganz vergessen zu haben. Wir haben zu wenig Ehrfurcht vor der Würde und Macht der Sprache. Genaues Durcharbeiten, sorgfältige Wahl des Ausdruckes, Ebenmaß zwischen Inhalt und Form, Streichen alles Unnötigen, alles nichtssagenden Beiwerkes,

[1] Ovid., Ex Pont. Ep. 2, 6:

Lese ich's wieder, so schäme ich mich, weil vieles ich finde,
Was mir verwerflich jetzt dünkt, das doch selber ich schrieb.

ſtreng logiſche Entwicklung, weder affektierter Tiefſinn noch langweilende Breite — das iſt, was einem Buche bleibenden Wert verleiht. Albernes Vornehmtun, Mangel an klarem Denken, das ſich in allgemeinen, unbeſtimmten, klingenden und doch nichtsſagenden Redensarten bewegt, die Haſt der literariſchen Arbeit, die den Stoff weder logiſch noch künſtleriſch ordnet, die nur Werke des Augenblickes ſchafft, aber durch die ſcheinbare Überlegenheit zu wirken ſucht, welche namentlich Fremdwörter der Sprache vor Halbgebildeten verleihen, die Gedankenloſigkeit, welche abgenutzte Wendungen, Gleichniſſe und Bilder wie abgegriffene Münzen gebraucht, ohne ſich ihrer urſprünglichen Bedeutung bewußt zu werden, oder durch neue Redensarten wichtig tut, alles das iſt Urſache, daß wir die Einfachheit und Reinheit der Rede bei ſo vielen vermiſſen. Gerade hierin aber beſteht ihre Wahrheit und Kraft. Wer denkt da nicht an Senecas Wort: Ubicumque videris orationem corruptam placere, ibi mores quoque a recto descivisse non est dubium?[1] Ein wahrhaft gebildeter Menſch wird verletzt durch rohe Sitte; denn dieſe iſt die Form des Lebens; Sprache und Stil ſind das Leben des inneren Menſchen.

Daß durch die Forderung, ſtets und unermüdet die Feile an unſere Arbeit anzulegen, einer geſuchten, gemachten, von Eitelkeit und Mangel an wahrer Empfindung zeugenden Stilübung nicht das Wort geredet werden ſoll, braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. Wahrheit und Klarheit ſind die Grundbedingungen einer guten Schreibart; daran erkennen wir den gereiften Mann, während Knaben und hie und da auch Greiſe in gekünſtelten Perioden ſich ſelbſtgefällig ſpiegeln.

Außer dem Reichtum von Gedanken, der Schönheit und Volkstümlichkeit der Sprache bekunden Stolz' Schriften eine ſcharfe Beobachtungsgabe, namentlich ſeine Reiſebeſchreibungen. Er brauchte nicht jahrelang in einem Lande zu weilen, um eine Fülle von Anſchauungen zu ſammeln. Wer das Segment eines Kreiſes kennt, kennt den ganzen Kreis. Einmal, als er von ſeinen Reiſen in fremde Länder erzählte, kam die Rede auch auf Spanien. ‚Wie lange ſind Sie denn eigentlich in Spanien geweſen?' fragte ich ihn. — ‚Ich will es Ihnen geſtehen', antwortete er, ‚drei Wochen.' — ‚Aber',

[1] Ep. 114: Wo ein verdorbener Stil gefällt, da ſind ohne Zweifel auch die Sitten entartet.

erwiderte ich, ‚wie konnten Sie denn ein ganzes Buch über Spanien schreiben?' — ‚Die Hauptsache darin ist die Sauce, die ich dazu getan', entgegnete er. Diese ‚Sauce' ist nun allerdings sehr würzig und hat darum seinem Buche einen Leserkreis verschafft, wie ihn die eingehendsten Schilderungen anderer von Land und Leuten in Spanien nicht gewonnen haben. Nur ein Stolz konnte solches wagen; er hatte eben die seltene Gabe, gleich einem kundigen Genremaler, allem, auch dem Kleinsten und Geringsten, das er besprach, Stellung, Licht, Farbe, Bedeutung zu verleihen, so daß das Interesse des Lesers nie ermüdet.

Doch das alles, scharfe Beobachtungsgabe, Schönheit der Sprache, Reichtum und Frische der Bilder, ist andern auch gegeben. Bei Stolz finden wir, was ihm ganz eigentümlich angehört, uns so wundersam ergreift und anmutet: es sind die Laute eines starken, warmen Naturgefühls, unmittelbar vor aller Reflexion hervorquellend aus tiefstem Naturgrunde, eine mächtige Natursympathie. An manchen Stellen seiner Schriften ist es uns, als klängen alle Stimmen dieser sichtbaren Schöpfung wie ein harmonisches Festgeläute zusammen und hallten in seiner Seele wider, die, feiner organisiert als die unsere, diese geheimnisvollen Rufe vernimmt und deutet. Manchmal erinnert er an Leopold Schefer, manchmal an Adalbert Stifter, manchmal an Emanuel Geibel.

Der Mond kommt still gegangen
Mit seinem goldnen Schein;
Da schläft in holdem Prangen
Die müde Erde ein.

Im Traum die Wipfel weben,
Die Quellen rauschen sacht;
Singende Engel durchschweben
Die blaue Sternennacht.

Aber er steht höher als diese; er ist nicht pantheistisch wie Schefer, unmittelbarer als Stifter, tiefer als Geibel. Bei ihm wird all dieses Singen und Klingen der Natursymphonie ein großes Dank- und Jubellied, das Tag und Nacht durch die unermeßlichen Räume der Schöpfung zu Gott aufsteigt.

Es ist keine Frage, daß bei dieser eigentümlichen Seelenstimmung und seinem sensitiven Wesen Stolz es ganz besonders seinem katholischen Glauben und der Zucht des priesterlichen Lebens zu danken hat, daß er nicht einer krankhaften, pantheistischen Naturschwärmerei

verfiel. Wer seine Tagebücher aufmerksam gelesen, der weiß, wie mächtig die Mittagsglut und der Sturmwind, die glitzernden Sterne am Nachthimmel und das brausende Meer ein Auf- und Abwogen und Überwallen von Empfindungen in ihm hervorriefen. Ebendarum hätte ich die Herausgabe derselben, so wie sie jetzt vorliegen, nicht gewünscht; gustata magis quam potata[1], wie Cicero von den Schriften der Stoiker sagt, eine Auswahl aus denselben hätte man geben sollen, aber nicht das Ganze. Man muß nicht alles aufschreiben, hat einmal der selige Bischof Nikolaus von Speier zu mir gesagt, was einem durch den Kopf geht; hat man es aber doch geschrieben, so soll man es nicht leicht veröffentlichen. Deswegen kann ich mich nicht überzeugen, daß Stolz' Freunde gut getan, als sie ihm zur Herausgabe derselben rieten. Er selbst hatte auch das Bedenkliche ihrer Veröffentlichung gefühlt und darum im Vorwort zur zweiten Auflage sich zu rechtfertigen gesucht. Ich beklage es schon deswegen, weil das Beispiel eines solchen Mannes geeignet ist, auch in dieser Beziehung zur Nachahmung zu reizen; ein solches In-sich-hinein-grübeln kann für schwächere Naturen von den verderblichsten Folgen werden; bei andern wird es nicht selten Anlaß zu Selbsttäuschung und Selbstverherrlichung. Die Selbstanklagen ihres Verfassers haben manche verleitet, sich eine ganz falsche Vorstellung von seinem Seelenzustande zu bilden; sie haben eben nicht bedacht, daß, je weiter ein Mensch in der sittlichen Vollkommenheit fortschreitet, desto zarter sein Gewissen wird, desto größer die Anforderungen, die er an sich selbst stellt, desto bitterer die Vorwürfe, desto schwerer seine Schuld ihm erscheint. Haben ja doch Heilige, deren Leben eine Kette von Bußübungen war, sich als die größten Sünder angeklagt und geseufzt über ihre Trägheit im Dienste des Herrn. Die Welt gleicht eben einem Garten in kaltem, nordischem Klima; nur unter sorgfältiger Pflege entwickeln sich die Keime des Guten, und viele kommen nicht zur Reife; darum klagen wir. Je länger wir daher im Lichte des Glaubens unsere Aufgabe betrachten, je klarer dieses selbst in uns leuchtet, desto tiefer und schmerzlicher empfinden wir unsere sittliche Unvollkommenheit, desto härter sind unsere Selbstanklagen. Nur der ganz dumme und ganz oberflächliche Mensch ist immer zufrieden mit sich selbst.

[1] Mehr gekostet als genossen.

Andere sahen hierin ein Sich-selbst-bespiegeln, das nicht frei von Eitelkeit sei; wieder andere klagten ihn des Stolzes an, weil er hie und da von seinen Arbeiten spricht und sich des glücklichen Erfolges seiner Mühen freut.

Warum sollte dies Stolz sein? Demut, sagt die hl. Theresia, ist Wahrheit. Sollte denn ein Mann, der in so weite Kreise hinaus gewirkt hat, dessen Auge offen war, um die Fehler zu sehen, die er begangen, die Schwächen, die er noch nicht überwunden, die Hunderttausende von Exemplaren seiner Schriften, in der ganzen Welt zerstreut, nicht auch sehen, an den Dankesbriefen, die ihm darum geworden, sich nicht freuen dürfen? Das wäre Unnatur und Heuchelei. Wenn mit Dank zu Gott er anerkennt, was er geleistet, mit Furcht und Zittern fortarbeitet im Hinblick auf die eigene Schwäche, aber immer wieder sich selbst aufrichtend und ermutigend im Vertrauen auf Gottes Beistand und im Bewußtsein, daß dies der von der Vorsehung ihm bestimmte Ruf ist, wer darf ihn darum anklagen? Es gibt auch eine falsche Demut: man spricht zwar nicht selbst von sich, läßt sich aber desto mehr von andern loben. Diese hochmütige Demut, die viele Worte der Anklage hat gegen sich, aber wie eine getretene Viper ihr Gift ausspritzt, wenn auch nur ein leiser Tadel sie trifft, diese suchen wir bei Stolz vergebens. ‚Die wahre Demut', sagt Thomas von Aquin, ‚besteht darin, daß der Mensch seine Mängel erkennt und sich nicht erhebt; das aber ist keine Demut, sondern Undankbarkeit gegen Gott, wenn einer die Güter verachtet, die Gott ihm geschenkt hat.'[1] Alle wahrhaft großen Männer waren auch wahrhaft demütig; denn sie verhehlten sich nicht die Unzulänglichkeit ihrer Leistungen gegenüber dem Ideal, dem sie nachstrebten, während die Lokalgrößen den Teich, in dem das Schifflein ihres Lebens schwimmt, für das Weltmeer halten. Jene haben aber doch dabei erkannt das Pfund, das Gott ihnen gegeben; denn ohne diese Erkenntnis wäre es ja überhaupt zu keiner Leistung gekommen. ‚Sie müssen Gott Rechenschaft geben', schrieb einmal der hl. Franz von Sales einem Freunde, ‚wenn Sie das Talent, zu schreiben, das Gott Ihnen gegeben hat, vergraben.' So mochte Stolz über sich und seinen Beruf geurteilt haben.

[1] Summa theol. 2, 2, q. 35, a. 1 ad 3.

V.

Eine große, heilige, unbegrenzte Liebe zur Kirche wohnte in ihm; darum schmerzte es ihn tief, wenn er der Verwüstungen gedachte, welche die Säkularisation im Bunde mit der Aufklärung über Deutschland und über sein engeres Vaterland insbesondere gebracht hat. Eines Abends näherten wir uns der ehemaligen großen und berühmten Abtei St Blasien. Joseph Bader hat ihre Geschichte geschrieben, die einen beträchtlichen Teil der Geschichte des Schwarzwaldes in sich schließt; auch über die traurigen Vorgänge bei ihrer Aufhebung haben wir ausführliche Berichte. Gegenwärtig ist in diesen Räumen eine große Spinnerei. Schon in einiger Entfernung vernahmen wir das Schnurren und Sausen der Räder und Spindeln, das wie ein greller Mißton die Abendstille störte in diesem freundlichen Tale. Mit einem Male blieb Stolz stehen und sagte: ‚Hören Sie's?' — ‚Ja.' — ‚Das ist der Teufel; wo die Mönche einst beteten, da hört man nur noch die Flüche der Arbeiter; statt dem lebendigen Gott wird nun dem Mammon geopfert.' Stolz mochte manche Erfahrungen gemacht haben und das Verderben kennen, das eine Fabrikbevölkerung auf dem Lande verbreitet; deswegen waren seine Worte so bitter. So viele Gotteshäuser sah er entweiht, so viele Stätten des Gebetes zerstört, so viele Stiftungen frommer Ahnen, an denen die Jahrhunderte voll Ehrfurcht vorübergegangen waren, Asyle des religiösen Lebens, die ihren Segen weithin über die Gegend ausgegossen, mit der Wurzel ausgerottet, als wären es gemeinverderbliche Landschäden. Die profanierten Gotteshäuser waren das Bild des Zustandes, in welchen man die heilige katholische Kirche selbst in den deutschen Landen vielfach versetzt hatte. Sie boten den Anblick von Ruinen: der Chor verödet, die Altäre ausgeraubt, die Steinplatten im Schiffe zerschlagen, mit feuchtem Moos und Gras bedeckt; der Sturm heulte um das morsche Dach, der Regen drang von allen Seiten hindurch; das Blei der Kuppel wurde zu Kugeln verwendet, die Glocken in Kanonen umgeschmolzen, die Nebengebäude in Kasernen, Scheunen, Ställe verwandelt, wenn man es nicht vorzog, das Vieh gleich in der Kirche selbst unterzubringen. Die Ordenshäuser, die Pflegstätten eines höheren Lebens und die Zuflucht so vieler Armen, geistig und leiblich Bresthaften, waren gänzlich vernichtet; eine seichte, platte

Moral wurde vielerorts an Stelle der großen, heiligen Myſterien des Glaubens von der Kanzel aus verkünde; die erhabene Feier, mit welcher einſt die katholiſche Kirche in majeſtätiſchen Münſtern ihre Feſte beging, wurde dem heranwachſenden Geſchlechte mehr und mehr fremd. So ſiechte das katholiſche Leben dahin, da die Quellen, aus denen es ſeine Kraft ſchöpfte, vielfach verſchüttet waren, der Prieſter, welche noch beſſere Tage geſehen hatten, immer weniger wurden, geiſt- und ideenloſe Männer dagegen die katholiſche Theologie und Kirche in ihrem Sinne zu erneuern ſich anſchickten. Es lag wie ein Bann auf ſeinem Volke, und das Wort ſchien verloren gegangen zu ſein, das ihn allein löſen konnte.

So war es lange Zeit; Stolz ſelbſt hatte noch unter dieſer geiſtlichen Not und Verkümmerung gelitten. Wollen wir es ihm verargen, wenn er ſo oft und ſo ſchwere Inzicht erhob gegen jene, durch welche dieſe Kalamität über das Volk gekommen iſt? Hat doch die Gerechtigkeit in der Geſchichte bereits ihres Amtes gewaltet: das ungerechte Gut iſt denen, die ſo gierig zugegriffen hatten, bald zum Fluche geworden; die Hand, welche das geheiligte Erbe Gottes und der Kirche angetaſtet, hat ebendadurch auch den Stein hinweggenommen, welcher die Gewäſſer des Abgrundes verſchloſſen hatte. In verheerenden Strömen haben dieſe ſich nun über das Land hin ergoſſen und unterwühlen die Fundamente, auf denen der ganze Bau der Geſellſchaft ruht.

Auch die Bedeutung des Ordensſtandes wußte Stolz wohl zu würdigen. Es iſt ja doch immer ſo geweſen: wo die Katholiken ſich ihres Weſens und ihrer Aufgabe wieder bewußt werden, da fangen auch die Keime des Ordenslebens an, nach langer winterlicher Kälte und Erſtarrung ſich wieder zu regen. Stolz ſelbſt hatte wohl ſchwerlich den Beruf zu dieſem Stande; er war wie ein Waldvogel, der ſeinen eigenen wilden, aber ſchönen Schlag hat; zum Chore der andern hätte er nicht wohl geſtimmt. Und wenn die Zeit da war, dann regte ſich bei ihm, wie bei dem Zugvogel, der Wandertrieb und führte ihn hinaus über Berg und Tal. Stolz hat auf Reiſen vielleicht ebenſoviel gelernt wie aus Büchern, und ſo war ihm das Reiſen ein unabweisbares Bedürfnis geworden für ſeine geiſtige und geiſtliche Entwicklung. Außerdem neigte er in ganz beſonderer Weiſe zur Einſamkeit; das gemeinſame Leben im Kloſter wäre ihm bei ſeiner ausgeprägten Individualität doch ſchwer

geworden. Männer wie Stolz sind nicht für ein Zusammengehen mit vielen andern, sondern für einsames, selbständiges Leben bestimmt, das aber doch in weite Kreise hinaus anregend, bildend, schaffend wirkt.

VI.

Ein mehrtägiger Aufenthalt zu Beuron im oberen Donautale bildete den Schluß unserer Wanderung. Hier hatten sich einige Jahre vorher Benediktiner niedergelassen; niemand aber hätte hoffen können, daß aus so schwachen Anfängen eine so große und segensreiche Kongregation herauswachsen sollte. Nur vier Priester mit einigen Laienbrüdern bildeten den Konvent, und auch in ihrer baulichen Einrichtung war die Ansiedlung noch lange nicht vollendet. Schon damals hatten sie der Pflege des liturgischen Gesanges ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet; wundersam ergreifend drangen bei unserer Abreise die Klänge des Chorals noch in die Ferne hinaus durch den herbstlichen Nebel. Hier verstand man den Sinn, die Bedeutung, die Aufgabe des kirchlichen Gesanges, weil man in den Geist der Kirche eindrang; daher diese Ruhe und Maßhaltung, diese Klarheit und Reinheit des Vortrages, wo der Ton, ganz im Dienste des Gedankens stehend und in ernstem Rhythmus sich fortbewegend, die Andacht trägt, bis er in freudiger Erregung aufjubelt und wie die Lerche am Frühlingsmorgen sich zum Himmel hebt oder in ernsten, langgezogenen Noten ausklingt.

Stolz war kein Freund des Chorals; er war ihm ein ‚zäher, lederner Gesang'. Auch die Bestrebungen der Cäcilienvereine konnten seine Sympathien nicht gewinnen; dagegen fand er sich, wie er sagte, zur Andacht angeregt, wenn Pauken und Trompeten von der Orgel herab recht kräftig zusammenwirkten. In Beuron schien jedoch der Gesang auf ihn einigen Eindruck gemacht zu haben; vielleicht war sein Urteil nur darum so hart, weil er vorher noch nie Gelegenheit hatte, einen korrekt vorgetragenen liturgischen Gesang zu hören; artet er doch, außer in Abteien und Kathedralen, so leicht in handwerksmäßige Routine aus. Stolz freute sich dieser neuen Schöpfung zu Beuron wie ein Wanderer, der nach langer Reise im Wüstensand eine Palme erblickt; sie erschien ihm der Ausdruck und das sichtbare Unterpfand, daß nun bessere Tage gekommen seien. Damals ahnten wir ja nicht, wie bald der eisige Sturm vom Norden her sie in ihrem schönsten Aufblühen entblättern würde.

Erzabtei Beuron.

Zu jener Zeit lebte eine große Wohltäterin des Klosters, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, in Beuron. Stolz, der ihr nicht unbekannt war, stattete ihr seinen Besuch ab; bei seiner Rückkehr sagte er: ‚Die Frau Fürstin möchte am Sonntag eine Predigt von uns hören, einer von uns muß demnach predigen.‘ — ‚Ich bin anderer Ansicht‘, entgegnete ich; ‚die Frau Fürstin will Sie hören; an mich hat sie sicher gar nicht gedacht.‘

Stolz war kein glänzender Prediger; die Gabe der Rede war ihm nicht geworden. Sein Organ war nicht stark genug, weder rein noch wohlklingend; auch hatte er in seinem Vortrage dialektartige Anklänge. Dazu kam, daß sein Gedächtnis ihm nicht treu war, er hatte Mühe, eine freie Rede zu halten. Hatte er doch selbst einmal das schlechte Gedächtnis verglichen mit einem ‚Kübel, der rinnt‘, ähnlich wie Terentius:

Plenus rimarum sum, hac atque illac perfluo [1].

Und doch ist für den Redner das Gedächtnis von so großer Bedeutung. Massillon soll einmal auf die Frage, welche von seinen Predigten er für die beste halte, geantwortet haben: ‚Jene, welche ich am besten gelernt hatte.‘ In der Tat, nur wenn das Gedächtnis uns die Ideen zugleich mit dem Ausdruck rasch, leicht, vollständig zu Gebote stellt, sind wir imstande, gut zu sprechen; im entgegengesetzten Falle fühlen wir uns immer unsicher und gehemmt, was notwendig auf Ton, Haltung und den gesamten Vortrag zurückwirken muß. Memoria, sagt deswegen der römische Redner mit Recht, omnem vitae usum omnesque artes una maxime continet [2]. Hier hörte ich zum ersten- und letztenmal Stolz predigen. Er sprach ruhig, sehr ruhig, ohne bemerkbaren Wechsel in Vortrag und Betonung; fast monoton war seine Stimme, auch seine äußere Haltung gelassen und sehr wenig bewegt. Ich saß in seiner nächsten Nähe und sah unverwandten Blickes zu ihm hinauf. Sein geistvolles Angesicht erschien mir wie von einer inneren Glut durchleuchtet; man konnte erkennen, wie bei aller äußeren Ruhe seine Seele bewegt war. Er sprach von dem Unglück eines plötzlichen, unvorhergesehenen Todes; der ganze Ernst der Ewigkeit lag auf seinen

[1] Ich bin voll Ritzen, hier und dort rinn' ich durch.

[2] Quaest. academ. 4, 7: Das Gedächtnis ist für alle Verhältnisse des Lebens und schönen Künste besonders notwendig.

Worten; die Mahnung der Schrift: ‚Du Tor, heute nacht wird der Herr deine Seele von dir fordern; keinen Tag, keine Stunde schiebe auf deine Bekehrung‘ — so einfach und ohne alle rednerischen Mittel vorgetragen, war von erschütternder Wirkung. Den Satz: Pectus est, quod disertum facit[1], habe ich nie so bestätigt gefunden als damals.

Hier nun, im Angesichte des Klosters, trennten sich unsere Wege. Als ich von ihm schied, war er nicht ganz wohl; bei seiner Verachtung aller herkömmlichen Gesundheitsregeln hatte er sich zu viel zugemutet, was dann auch seine Folgen hatte. Doch achtete er es nicht; Luft und Bewegung, behauptete er, würden es schon wieder hinwegnehmen.

Seit jener Zeit stand ich noch zwanzig Jahre lang mit Stolz in Verkehr, teils brieflich teils durch persönlichen Umgang. Unscheinbar nach außen, wie immer, floß sein Leben dahin; mit dem Römer konnte er sagen:

. . . Nec sunt mihi nota
Potentum munera[2];

aber in seinem Innern trug er unschätzbare Reichtümer. Tag für Tag, bis an sein seliges Ende, erfüllte er die stille Pflicht des Lehrers, bei oberflächlicher Betrachtung so einförmig; aber eine Welt von erhabenen Ideen, großen Wahrheiten, lebensfrischen Bildern zog da an seinem Geiste vorüber. Unbemerkt und ohne Geräusch war sein Leben, aber voll unermüdeter Tätigkeit, rastloser Arbeit, energischem Schaffen. Wie im Baume still und ungesehen und verborgen die Kräfte der Natur walten und schaffen und süße Früchte bringen, so war er ein Lebensbaum für viele geworden. Einsam stand er da unter den Menschen, aber doch nicht vereinsamt; denn Tausende und Hunderttausende blickten auf ihn, fühlten mit ihm, lebten mit ihm, liebten ihn. Und weil er Gott wohlgefällig war, wurde ihm auch das Beste für diese Welt gesendet: Leiden. Denn das Roß, das uns am schnellsten zur Vollkommenheit trägt, sagt ein altdeutscher Mystiker, ist das Leiden. Die Briefe, welche ich in der letzteren Zeit seines Lebens empfing, tragen von seiner Hand nur die unsicheren Züge seiner Unterschrift; er war nahezu erblindet.

[1] Die Seele ist's, aus welcher die Beredsamkeit kommt.

[2] Vergil., Aeneid. 12, 519: Von den Großen habe ich keine Gunst empfangen.

Soviel ich bemerken konnte, wurde er mit den Jahren immer freundlicher, milder, geläuterter, schliffen sich mehr und mehr die Ecken und Kanten ab, die sein Wesen in der ersten Lebenshälfte hatte. Daß er so nicht gleich zu Anfang war, wer wollte ihn darum anklagen? Die Reife des Charakters, der Friede und die Harmonie in unserer gesamten Weltanschauung, im Denken und Wollen, in unsern Zielen und unserem Wirken kann ja nur die Frucht eines lebenslangen Ringens und Strebens sein.

Im Winter des Jahres 1883 habe ich Stolz zum letztenmal gesehen; im Begriffe abzureisen, erwartete ich ihn vor der Türe seines Hörsaales, um Abschied von ihm zu nehmen. Es war der Abschied auf immer. Da stand er vor mir, der herrliche Priestergreis; in dem Pelzrock, den er nach kaum überstandener schwerer Krankheit auf Befehl des Arztes tragen mußte, erschien er noch kleiner, noch magerer, als er war. Seine Stirne zeigte sich noch mehr ausgebildet, gedankenvoller als je; sein Angesicht war wie durchgeistet, aus seinen lieben, treuen, innigen Augen leuchtete ein so herzliches Wohlwollen, sein ganzes Wesen war so wohltuend, so voll himmlischen Friedens und Freude. Da kam er mir vor wie eine edle Frucht, gezeitigt im Sonnenschein der Gnade und reif zur Ernte. Er bat mich, das Manuskript seiner ‚Homiletik' mit nach Hause zu nehmen und durchzulesen. ‚Streichen Sie nur', fügte er bei, ‚was Sie wollen.' Ich war gerührt, beschämt durch die Demut dieses Mannes. Nun reichte er mir die Hand; sie war kalt; das Feuer in seinen Adern fing an zu erlöschen, die Lebenskraft zu sinken.

Nicht ein Jahr darauf kam die Nachricht: Alban Stolz ist tot. Sie kam mir nicht unerwartet, aber sie hat mich doch tief erschüttert. Sein Andenken bleibt in Segen.

IV. Auf dem heiligen Berge.

Zweifache Wanderungen. — Wallfahrtstage in Andechs. — Gotik, Renaissance und die katholische Kirche. — Der Reliquienschatz. — Geschichte von Andechs; auf dem See.

I.

Heute ist St Michaelstag. In reiner, wolkenloser Klarheit wölbt sich der Himmel über mir, ein weiter Horizont läßt das Auge ungehemmt ausschweifen. Nach Norden und Westen liegen zahlreiche Ortschaften, hingestreut zwischen schattigen Wäldern und lachenden Fluren, und ihre hellen Kirchtürme grüßen freundlich herüber. Die grünen Auen blitzen wie leuchtende Diamanten im Morgentau, und der Himmel blickt so freundlich herein, als wolle er die Erde umarmen. Und in der Ferne leuchten blaue Seen, von dunkeln Tannen umrahmt, und sehen uns an wie mit lieben Freundesaugen. Nach Süden liegt die ganze bayrische Alpenkette, von den Salzburger Gebirgen an bis gegen den Grünten bei Immenstadt, vor mir, in der Mitte, die gewaltige Zugspitze; hinter ihnen heben die Tiroler und Schweizer Bergriesen ihre beschneiten Häupter empor.

Es war einer der ersten Morgen, die ich auf dem heiligen Berg Andechs erlebte, welcher sich 2500 Fuß (760 m) hoch zwischen dem Ammer- und dem Starnberger See erhebt. Seine herrliche Lage in den Vorbergen des bayrischen Hochlandes, wo er wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirges erscheint, gab diesem Berge seit den Anfängen der bayrischen Geschichte eine hohe Bedeutung; der Zauber der Sage hat seine grünen Halden umwoben, der religiöse Sinn des Volkes hat hier eine Stätte des Gebetes gefunden, hohe Ritterlichkeit und fromme Gottesliebe haben auf seinem Gipfel einen edlen Bund geschlossen.

Da saß ich denn zu Füßen eines Kreuzbildes; Fichten und Buchen haben ein so dichtes Laubdach darüber gewölbt, daß kaum ein Sonnenstrahl durchdringen kann. St Michaelstag bildet den Schluß des

Sommers, da wallen sie zum letztenmal herauf in das Heiligtum. Noch scheint die Sonne so warm, noch sind die Berge so blau; es ist, als wollte der Sommer, ehe er Abschied nimmt auf lange Zeit, noch einmal uns recht wohltun, einen letzten warmen, Aug' und Herz erquickenden Tag schenken.

Einmal noch im Schmelz der Farben
Prangt des Herbstes bunte Welt,
Eh' die Blumen all erstarben
Und der Schnee in Flocken fällt.

An den Frühling sie gedachte,
An den Frühling, der entschwand,
Und ein Lächeln, süß und sachte,
Überflog das weite Land.

An solchen Tagen denke ich manchmal an einen schwerkranken Freund. Viele Jahre sind schon vorübergegangen, seitdem er gestorben ist; kurz vor seinem Tode sagte er zu seiner Umgebung: ‚Mir ist's jetzt so wohl; ich glaube, nun werde ich wieder gesund.' Dabei übergoß eine brennende Röte seine Wangen; es war das letzte Aufflackern des Lebensgeistes, wenige Tage darauf haben wir ihn begraben. Trotzdem daß die Lüfte so schmeichelnd weich uns umwehen, der Sommer ist doch vorüber, der Winter kommt, auch dein Winter. Die Blüten der Jugend sind längst verblüht, leise und unbeachtet fallen die Blätter vom Baume des Lebens, Blatt für Blatt.

Gleich wie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen.
Blätter verweht zur Erde der Wind; nun andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht; dies wächst und jenes verschwindet.

St Michael war von jeher der Schutzheilige des deutschen Volkes. Selten finden wir eine bedeutendere Stadt, die nicht ihre zumeist auf einem Hügel liegende Michaelskapelle hätte. Wie er ein Vorkämpfer Israels war, so führt er noch jetzt die heilige Schar und ist der Hort der Seelen im Kampfe gegen Hölle und Sünde. Signifer sanctus Michael repraesentet eas (animas) in lucem sanctam[1]. Man hat in ihm Erinnerungen an den altgermanischen Wodan finden wollen. Wir werden nicht darüber streiten, ob es so ist. Aber wenn auch, so beweist dies nur, daß das Christentum in der Tat eine göttliche, die höchste, vollendete, absolute Religion ist, die alle jene

[1] Der Bannerträger, der hl. Michael, führe ein die Seelen zum ewigen Lichte.

großen Ideen, die von jeher die Bruſt des Menſchen bewegten, in ſich aufgenommen, geläutert, vollendet und ihnen ihre rechte Bedeutung gegeben hat. Das Leben iſt Kampf, ein ſtetes Ringen und Streiten; das haben auch unſere Väter, als ſie unter den Eichen des Sachſenlandes ihren unſichtbaren Gott um Segen und Sieg anflehten, gewußt, ſo gut wie wir. Es blickt eben mit ſpähendem Auge der Menſch umher, ob ihm nicht Hilfe werde, und er hofft ſie von oben; er ‚erhebt ſeine Augen zu den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt'. Daß er ſucht, dazu drängt es ihn im Innerſten ſeiner Seele; daß er ſie außer ſich und über ſich ſucht, von oben her, hierauf gründet die Wahrheit, die Notwendigkeit der Religion. Wohl mag er den Retter mit verſchiedenen Namen nennen — wer kann ihn nennen und erkennen, wie er iſt? Da iſt noch kein Irrtum; das Heidentum beginnt erſt dann, wenn er dieſer rettenden Macht, die er anfleht, der er Opfer bringt, endliche, menſchliche Eigenſchaften und Leidenſchaften beilegt, wenn er ihr andere, gleich mächtige Gottheiten zur Seite ſtellt, obgleich in ſeinem Bewußtſein ſich immer doch nur einer als der Höchſte über allen ankündet.

Darum iſt es ein Beweis von großer Unwiſſenheit und Bosheit, wenn man dem Heiligenkultus der Katholiken den Vorwurf heidniſchen Frevels macht. St Michael iſt weder ein Gott noch ein Halbgott, aber dem kriegeriſchen Sinne der Germanen entſprach es, im heiligen Kampfe dieſes Lebens einen himmliſchen Kriegsmann vor ſich herſchreiten zu ſehen, den Gott zum Führer ſeines Volkes beſtimmt und mit überirdiſchen Gewalten ausgerüſtet hat. Ja, dieſer Welt der Sichtbarkeit gegenüber, der Wucht der Materie, die von allen Seiten uns umgibt, auf uns eindringt und den Blick des Geiſtes zu Boden zieht, da bedarf es eines mächtigen Mahners, der uns immer wieder unſere geiſtige Natur und Beſtimmung ins Bewußtſein ruft, dem wir uns nach dem beſſeren Teile unſeres Weſens verwandt fühlen, mit dem wir in einem lebensvollen, wirkungskräftigen Zuſammenhange ſtehen, der uns die Hand reicht, wenn die Fluten der erdhaften Gedanken und Beſtrebungen über unſerem Haupte zuſammenſchlagen und das Geiſtesleben zu erſticken drohen.

Ergreif die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! Nach Haus!
Denk an den ew'gen Strand!

Kloſter Andechs. (Phot. Ferd. Finſterlin.)

Darum blicken wir nach oben, blickt der Menſch notwendig nach oben, nach den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt. Das iſt echt menſchlich, nicht heidniſch, wie auch die Sehnſucht nach Glück und Seligkeit, Opfer und Gebet echt menſchlich, nicht heidniſch iſt.

Jene aber, die ſo gern vom Kultus des Genies ſprechen und vor den Größen in Wiſſenſchaft und Kunſt in Ehrfurcht ſich beugen, haben am allerwenigſten Urſache, den Katholiken ihre Verehrung der Heiligen zum Vorwurfe zu machen. Ohnehin, wie erbleicht nicht ſelten der Strahlenkranz ſo bald, den dieſe Männer der Humanität ihren Heroen ums Haupt gezogen, wenn wir näher herantreten, und läßt uns nichts erblicken als arme, von niedrigen Leidenſchaften beherrſchte Menſchen! Und wie oft ſind jene ſelbſt es, die ihre vordem angebeteten Götter vom Altare werfen, weil die Zeit ihren Ruhm verdunkelt und der Fortſchritt neue Größen gebracht hat, auf welche hinwieder, wie Hegel einmal geſagt hat, das Wort ſeine Anwendung findet: ‚Die Füße derer, die dich begraben, ſtehen ſchon vor der Türe!‘ —

Solche Gedanken gingen mir durch die Seele, als ich unter dem Kreuze ſaß und nach dem heiligen Berge aufblickte. So wird Andechs genannt wegen der koſtbaren Reliquien, welche die Abteikirche als ihren höchſten Schatz bewahrt. 171 Gemeinden wallen alljährlich in beſtimmter Ordnung hierher, kaum iſt auf zehn Stunden im Umkreiſe eine Familie, aus welcher nicht ein Glied ſich dabei einfände; aber auch außerdem, teils einzeln teils in Gruppen, ſehen wir die Wallfahrer faſt täglich den Berg hinaufſteigen. ‚Andechs‘, hat in neuerer Zeit ein bayriſcher Königsſohn geſagt, ‚iſt wunderbar durch Natur und Gnade.‘ Das iſt ein wahres Wort, und gern wiederhole ich es hier, weil es ein Wittelsbacher geſprochen hat.

Sei mir gegrüßt, du hehre, heil'ge Höhe,
Wohin das Aug' in gläub'ger Sehnſucht blickt,
Wo ſtill geheimnisvoll des Himmels Nähe
Des Erdenpilgers müdes Herz erquickt!

Es gibt Orte, wo Gräßliches geſchehen iſt; der Verrat, die Bluttat ſcheinen da unvertilgbare Spuren hinterlaſſen zu haben. Der Menſch ſchauert vor ihnen und flieht ſie, weil ein Fluch auf ihnen liegt; und ſeine Phantaſie bevölkert gern dieſe Räume mit den Geſtalten der Frevler, deren Geiſt umſonſt nach Ruhe verlangt. Aber es gilt auch umgekehrt:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Es ist eine eigentümliche Parallele, die zuletzt zur Antithese wird, die sich uns jedes Jahr regelmäßig im Sommer darbietet und zum Nachdenken auffordert. Wie die Zugvögel, ist ihre Zeit gekommen, in großen Schwärmen nach dem Süden eilen und die Schwalben ihre Nester verlassen, um jenseits des Meeres neue Wohnungen zu suchen, so eilen alljährlich aus allen Städten und Gauen Deutschlands die Menschen nach den Bergen. Ebenso sehen wir aber auch zur selben Zeit im katholischen Deutschland eine Menge Volkes, das dahinzieht über Berge und durch Täler, über Fluren und Felder und den oft mühevollen Weg nicht scheut. Was bewegt, was treibt diese alle so unaufhaltsam zur Wanderung, was ruft sie zu einem so verschiedenen, im Grunde doch so gemeinsamen Ziele? Es ist der Drang nach Glück. Felices esse volumus, et infelices esse nolumus, sed nec velle possumus, hat schon Augustinus[1] gesagt. Freilich stellt sich uns schon bei oberflächlicher Betrachtung ein großer Gegensatz dar: unter jenen sehen wir meistens Wohlhabende und Reiche, unter diesen meistens kleine Leute und selbst Arme. Viele von diesen tragen die Lebensmittel für die Tage ihrer Wallfahrt mit sich; nur was unbedingt zur Leibesnotdurft gehört, dürfen sie sich gönnen. Alle diese Wanderer aber, die Armen und die Reichen, eines tragen sie doch alle gemeinsam mit sich, der eine mehr, der andere weniger: die Not des Daseins, den Schmerz. Und alle suchen Linderung.

Und nun tritt erst recht der tiefe Gegensatz zwischen diesen beiden Klassen von Menschen hervor. Wo ist Heilung für den Schmerz? Das ist die Frage, die schwere, uralte Frage, welche schon in den Tagen der grauen Vorzeit die Weisen aller Völker gestellt haben. Wer verbindet die Wunde, was tröstet im Leid? Jeder von all diesen Wanderern hat diese Frage sich gestellt, ob bewußt oder unbewußt; und er stellt sie sich immerfort, und er muß sie sich stellen. Denn glücklich wollen wir alle sein und unglücklich keiner. Seit dem verlornen Paradiese haben die Menschen diese Frage gestellt;

[1] De Trinit. 13, 4: Glücklich wollen wir sein und unglücklich wollen wir nicht sein, ja wir können es nicht einmal wollen.

aber die Antwort, die sie darauf gegeben, war verschieden. Und mehr oder weniger, lauter oder leiser sprechen sie sich auch heute noch aus in gleicher Weise wie in den uralten Tagen.

Der eine will vergessen: vergessen seine Arbeit, seine Sorgen, seine Schmerzen, vielleicht auch seine Seelennot, wenn auch nur auf ein paar Wochen, sich selbst vergessen und hineintauchen in Lethe, während sein Leib hinabsteigt in das erquickende Bad. ‚Suchen Sie nur alle Sorgen abzuschütteln', mahnen ja die Ärzte und drucken es in allen Büchern, die über die Diätetik der Bäder handeln. Ja, wer das könnte! ‚Lehre mich lieber vergessen', sprach jener griechische Philosoph zu einem Mnemotechniker, der ihn die Kunst lehren wollte, alles genau im Gedächtnis zu behalten. Die heilkräftige Quelle mag wohl den Leib abwaschen und stärken, aber was die Seele quält, das nimmt sie nicht weg. Und so tragen sie ihren Schmerz wieder mit sich nach Hause, Seelennot und Todesfurcht schlagen von neuem und nur noch schmerzlicher ihre scharfen Krallen in das Herz.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben
Umsonst um eine Trosteskunde werben;
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen.
Lieblos und ohne Gott! Der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt. Und du?
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Auch die andern, die Armen und Mühseligen, tragen ihre Leiden den heiligen Berg hinauf. Trost und Stärkung wollen sie für ihren Schmerz, aber ihn nicht vergessen; denn ihre Religion hat sie gelehrt, daß der Schmerz ein Bad ist für die kranke Seele, aus dem diese immer reiner, edler, geklärter hervorgeht. Darum wollen sie ihren Schmerz nicht vergessen, aber sie beten um Geduld im Schmerz und um die Gnade einer starken Hoffnung. ‚Jesus, der in uns die Hoffnung stärke' — höre ich die heranziehenden Pilger beten. Dieses gläubige Volk weiß recht gut, was der Schmerz für uns sein soll in diesem wechselvollen Leben: eine Wehr gegen Üppigkeit und Übermut. Es betrachtet den Schmerz wie ein sühnendes Opferfeuer für so manches, das in einer unglückseligen Stunde geschehen ist und nun nicht mehr aus der Erinnerung weicht. Und so fließt auf der heiligen Stätte hier oben auf dem Berge für uns eine Heilquelle, aber in einem viel höheren Sinne. Die Seele wollen wir da hinein-

tauchen in eine Flut großer, heiliger, erhabener Gedanken, die wir hier wie in einer heiligen Atmosphäre einatmen, daß die Schlacken des Alltagslebens sich von uns lösen und unser Herz den Strom der Gnade, der hier reicher fließt, voll und tief in sich aufnehme. Geläutert, schön geworden an der Seele und gestählt wollen wir dann wieder heimkehren zu der Arbeit des Berufes und Not des Lebens und aushalten, bis die Stunde kommt, da der Todesengel uns den Pilgerstab aus der Hand nimmt.

Es liegt wie ein Geheimnis auf dem mit Geduld getragenen Schmerz; er veredelt, vergeistigt, verschönert den Menschen und weckt unsere Liebe zu ihm. Res sacra miser[1], hatte schon der Heide gesprochen. Gestern sah ich einen Mann vor dem Bildnis der hl. Elisabeth im Walde; zu ihren Füßen fließt das Elisabethenbrünnchen, er saß davor auf einer einsamen Bank. Vielleicht war er krank und konnte nicht knien; seine Haltung war so sorgenschwer, der Ausdruck seines Angesichts so schmerzlich und so ergeben, daß ich mit Teilnahme, ja mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihm hinsah. Der Schmerz hat etwas Heiliges und Heiligendes; darum haben alle großen Seelen den Schmerz gekannt, vor allem die ‚liebe heilige Elisabeth'. Nach dem Tode ihres Eheherrn, des Landgrafen von Thüringen, schwer verfolgt, war sie hierher gekommen nach Andechs, der Heimat ihrer Mutter Gertrudis, einer Tochter des Grafen Bertold von Andechs. Hier hat sie eine Weile gelebt und ist darum mit dem hl. Nikolaus Patronin der Wallfahrtskirche; eine Quelle im Walde auf der halben Höhe des Berges, der Sage nach auf ihr Gebet entsprungen, führt ihren Namen. Über ihr stand vordem eine Kirche, welche der Vandalismus der Säkularisation zerstörte; in neuerer Zeit ist durch einen Wohltäter ein edles Bild der Heiligen von weißem Sandstein daselbst errichtet worden, das ein kunstvoll gearbeiteter Baldachin umschließt. Kein Pilger verläßt den heiligen Berg, ohne aus dieser Quelle getrunken und vor diesem Bilde ein Gebet gesprochen zu haben.

II.

Als ich heute diese Scharen heranziehen sah, trat die sittigende und versöhnende Macht der katholischen Kirche so recht vor mich hin. Alle diese Wanderer, so verschieden an Neigung, Gesinnung, Bildung,

[1] Der Leidende ist etwas Heiliges.

Alter und Geschlecht und Beruf, sind doch eins in einem; die Kirche hat um alle ein Band der Einheit geschlungen, das hinabreicht bis in die Tiefen ihrer Seele und das darum keine menschliche Macht zerreißt. Es ist der Gegenwart eigen, viele Vereine zu gründen, jeder Tag bringt neue. Auch das ist ein Symptom unserer Zeit. Der Gebildete der Gegenwart, der moderne Mensch ist vereinsamt; seine Erziehung, Lebensweise, Anschauungen haben ihn einsam gemacht. Schon der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts hatte sich losgerissen von dem Volksleben, indem er seine Ideale in der Antike suchte; da versank denn das Volk in die Barbarei, während die Gebildeten, da das Herz ihres Volkes nicht mehr in ihnen schlug, nur in einer erdichteten Welt sich bewegten. Darum sind auch die Gebildeten unserer Tage häufig so fremd der Kirche gegenüber; sie verstehen sie nicht mehr. Jeder von diesen denkt, fühlt, strebt, lebt für sich und anders als der andere; die Kirche dagegen sammelt alle in einem Gedanken, einem Streben, zu einem Ziele. Darum verleiht sie allen ihren Gliedern bei aller sonstigen Verschiedenheit des Berufes, Charakters und der Bildung einen gemeinsamen Typus, einen Familienzug, an dem wir sie erkennen wie die verschieden gestalteten, aber doch wieder einander so ähnlichen Kinder einer Mutter. Man hat gesagt, im Orient könne man den Christen alsbald vom Mohammedaner unterscheiden an dem Gesichtsausdruck; das ‚Allah Kerim', das dieser seit Jahrhunderten gesprochen, die Gewohnheit stumpfer Resignation präge sich in seinen Zügen aus. So tragen die Söhne der katholischen Kirche ein Muttermal an sich, an dem wir sie leicht erkennen.

Der Katholik besitzt an seiner Kirche eine Art objektiver, übernatürlicher Vernunft, die ihn leitet in den großen Fragen des Lebens, der er sich vertrauensvoll hingeben kann, ohne fürchten zu müssen, irre zu gehen. Es ist eben die Vernunft Gottes selbst, im Evangelium offenbar geworden und von der Kirche erklärt, die ihn leitet. Man nennt solches Bevormundung. Wenn ich dieses Wort höre, ausgesprochen von so vielen, die nicht einmal wissen, wie wenig sie wissen, dann denke ich an den Ausspruch jenes Ägypters: ‚O ihr Griechen, ihr seid doch immer Kinder!' Kinder aber haben einen Vormund nötig. Und wenn ich denn doch einmal nicht alles erforschen kann, wenn das meiste und gerade das Höchste und Beste unerforschbar ist, dann gebe ich mich doch lieber dem Worte der

Kirche hin, deren Blick die Welt umspannt, deren Alter nach Jahrtausenden zählt, als menschlicher Autorität. Es ist ein sinniges Bild, dessen die ersten Christen sich bedienten, um der Macht des Römerreiches und den sich wechselseitig bekämpfenden Lehren der Philosophie gegenüber das friedliche, aber desto wirksamere Walten der Kirche darzustellen. Die Sage von Orpheus finden sie in ihr verwirklicht, der durch die Harmonie seiner Klänge die Gemüter an sich fesselte. Sie ist die einzige Macht, welche die Geister vereint, nicht die Keule des Herkules. Die Gewalt, das Schwert ist die gefährlichste Waffe, zu welcher die Autorität greifen kann, um sich zu schützen und zu behaupten. Es ist zweischneidig und wendet sich darum ebenso leicht auch gegen sie.

Als in neuerer Zeit ein protestantischer Theolog die Pilgerscharen sah, die von allen Seiten her nach dem heiligen Berge strömten, sagte er bewegt: ‚Mir ist, als sähe ich die Israeliten von allen Enden des Heiligen Landes nach dem Tempel in Jerusalem ziehen.‘ Gott selbst hat diese Wallfahrt geboten. Unsere Bureaukratie dagegen war vorsichtiger als unser Herrgott; sie verbot das Wallfahrten wegen der ‚Unzukömmlichkeiten‘ — es ist auch dies eines der geistreichen Worte, mit denen die Kanzlei unsere Sprache bereichert hat —, die auf solchen Wanderungen vorkommen könnten. Wenn dagegen die genußsüchtige Welt Berge besteigt, um im Naturdienst sich zu begeistern, wobei es an ‚Unzukömmlichkeiten‘ jeder Art nicht fehlt, und jedes Jahr ein halbes Dutzend Alpenfreunde in die Tiefe stürzt und einen gräßlichen Tod findet, wenn jeder Sonntag eine Menge Volkes zusammenführt zu Festen jeglicher Art, welche zur Hebung der wirtschaftlichen Not nichts weniger als geeignet sind, so findet man dies ganz in Ordnung. Nur das Wallfahrten verbot man, da es ja auch zum Müßiggange Anlaß biete. Als ob nur die Reichen das Recht hätten, einmal den Staub des Alltagslebens abzuschütteln und ihre oft nur durch Genuß müden Nerven wieder in reiner Bergluft zu beleben, das arme Volk dagegen verdammt sei, jahraus jahrein wie ein Lasttier unter dem Joche zu seufzen! Und bei alledem fließt ihr Mund über von Worten voll Humanität, Menschenwürde und Volksbeglückung. Lasset es doch seine Beglückung dort suchen, wo es sie allein zu finden vermag!

Freilich liegen solchen Bestrebungen oft ganz andere Gedanken zu Grunde. Man glaubt eben nicht mehr an das, was der fromme

Sinn des Volkes heilig hält, und verachtet es als Sagen und Mythen. Immerhin aber sollten diese bedenken, daß es doch zuträglicher ist, dem Volke seine Mythen zu lassen; habt ihr ihm den christlichen Glauben aus dem Herzen genommen, dann könnte es leicht kommen, daß Dynamiten an die Stelle der Mythen treten. —

Als der letzte große Wallfahrtstag angebrochen war, stieg ich mit den betenden Scharen hinauf zum Heiligtume. Dante vergleicht, da er eintritt in das himmlische Paradies, sein Staunen und Entzücken mit dem des Pilgrims, der weither gewandert ist und nun im Heiligtume von St Peter steht und wonnetrunken sich umblickt.

E quasi peregrin, che si ricrea
Nel tempio del suo voto riguardando
E spera già ridir com' ello stea[1].

Wie treffend das Bild ist, das der große Dichter gebrauchte, habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren. Andacht, Freude, Bewunderung lag auf so vielen Gesichtern, gab ihnen, obwohl von Sorgen durchfurcht und von der Sonne gebräunt, einen Ausdruck von Adel und dem Sinn der Landleute, der durch die Arbeit der harten Scholle hart geworden, eine gewisse Weichheit und Wärme.

Schon oft hat man, seit den Anfängen des Christentums, die Kirche mit einer Arche verglichen; dieses Bild trat mir an diesem Tage besonders lebhaft vor die Seele. In der Morgenfrühe hatten sich von den beiden Seen zu Osten und Westen starke, dichte Nebel erhoben, wie Meeresfluten wogte und wallte es über das ganze Land hin; nur das Heiligtum ragte hoch darüber empor, vom Morgensonnenglanz beschienen. Es war so recht ein Bild unseres Lebens. Glücklich, wem immerfort ein heiliger Berg winkt, zu dem er aufblicken, auf den er sich flüchten mag aus diesen düstern Gründen, wo die Last des Lebens schwer auf uns drückt und so bald alle unsere Ideale befleckt und zerbrochen zu unsern Füßen liegen!

Doch das ‚Dort' ist niemals ‚Hier',

klagt der Dichter. Weder der kategorische Imperativ Kants noch der Fichtesche Ethizismus noch die Ästhetik, welche alle Not des

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XXXI 43:
Und gleich dem Pilgrim, der im Tempel seines
Gelübdes, um sich schauend, sich ergötzet
Und, wie er sei, schon hoffet zu berichten.

Daseins versöhnen und alle Dissonanzen in einen rein gestimmten Akkord lösen sollte, konnte ihm die Erlösung bringen. Wohl mag die Kunst in Bild und Farbe, in Ton und Harmonie jenen seligen Frieden andeuten, der durch die Seele geht, welcher die Erlösung geworden, die, mit Gott versöhnt, auf Erden schon Himmelswonnen kostet; aber schaffen kann sie ihn nicht. Sie ist wie eine Prophetin jenes überirdischen Zustandes, der Ausdruck unseres innersten Sehnens und Verlangens, und darum mutet sie uns an wie eine Stimme aus der Heimat; aber nur im Bilde vermag sie uns ihn zu zeigen, nicht in Wirklichkeit — in der Phantasie, nicht in der Tat.

Wem einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Himmelsmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Unsere Leiden sind keine Phantasiegebilde, und unsere Schmerzen zaubert kein Gesang hinweg. Mit den letzten Klängen der Symphonie ist der Zauber gebrochen, und wir fallen wieder hinab auf den harten, öden Boden der Wirklichkeit — Not, Tod, Sünde blicken wieder mit all ihren Schrecken uns an. Glücklich, wer zu einem heiligen Berge aufgestiegen! —

Als die Predigt begann, stellte sich mir eine neue, schöne Szene dar. Da bei der eigentümlichen Bauart der Kirche nicht leicht eine Kanzel sich anbringen ließ, so wird die Predigt von der Galerie aus gehalten, welche rings um die innere Wand der Kirche hinläuft. Hoch oben über dem Hauptaltare stand der Prediger; es war eine große Stille. Der Prior des Klosters, zugleich Seelsorger für die naheliegende Gemeinde Erling, hielt sie, eine große, starke, ehrwürdige Gestalt, dessen sonore Stimme mächtig über die Menge hindrang. Als ich ihn so dastehen sah — zwei Knaben in rotem Talare und weißen Chorhemden ihm regungslos zur Seite —, in die malerische Benediktinerflocke gekleidet, mit dem mächtigen Barte, der weit herunterwallte und seinem ernsten Angesicht einen noch größeren Ernst verlieh, da mußte ich an Moses denken, wie er vom heiligen Berge aus zu seinem Volke in der Wüste redete. Er sprach so ernst, so warm, so überzeugend von dem großen Gebiet der Liebe, der Gottesliebe und der Menschenliebe um Gottes willen. Da war keine Spur von Polemik, kein Wort von Andersgläubigen. Wer es nicht wußte, hätte es aus dieser Predigt nie erfahren, daß es noch

P. Magnus Sattler O. S. B., Prior des Klosters Andechs.

andere Christen als katholische gibt. Wie ist dies nicht selten so ganz anders in protestantischen Kirchen, wo der Prediger den Glauben nicht besser befestigen zu können wähnt als dadurch, daß er alles mögliche Böse den Katholiken nachredet und so schon das Herz der Jugend vergiftet, Haß, Verachtung und Bitterkeit aussät!

In diesem Prediger im Benediktinergewand sah ich die ganze so große, so segensreiche Geschichte dieses Ordens wie verkörpert vor mir. Ich sah die Völker weithin in Europa und in den fremden Weltteilen, denen sie die Apostel des Glaubens gewesen, die sie gebildet und gesittigt, Boten der Kultur, Väter unserer abendländischen Zivilisation. Das Wort, mit welchem sein Stifter, der hl. Benedikt, dem bestürzten Bruder, einem bekehrten Goten, die Sichel wieder gab, die diesem in den Fluß gefallen war, ist der Wahlspruch des Ordens geworden durch alle Jahrhunderte: Ecce, labora, et noli contristari[1]. —

Nun war die Predigt zu Ende. In mächtigem, ernstem Chorale fluteten die Klänge der Orgel über das andächtige Volk hin; der Chor sang eine würdig gehaltene Messe, bei welcher der Sopran und Alt der Knaben wie Engelstimmen durch den tiefen Baß der ernsten Klosterbrüder klangen. Während der Pausen war es mir, als könnte ich vernehmen den Flügelschlag des Geistes, der dieses Heiligtum durchweht; wie viele haben seit Jahrhunderten hier gekniet, gebetet, geweint, gedankt, gejubelt! Man konnte es der Menge ansehen, alle waren gesammelt, bewegt, alle hatten ihren Anteil empfangen an den himmlischen Gütern, an jenem Frieden, der ist über alle Vernunft. Religion, Andacht, Kunst, Poesie, Naturschönheit, alles, was nur immer ein Menschenherz erheben und erfreuen, begeistern und beseligen mag, zog da durch unsere Seele. Ja, es war ein schöner Tag.

III.

Ursprünglich im gotischen Stile erbaut, wurde die Kirche in der Mitte des 17. Jahrhunderts vom Blitz getroffen und samt dem Kloster fast vollständig durch die Flammen vernichtet. Wieder neu aufgebaut und vor 130 Jahren durchgreifend restauriert, trägt sie den Charakter aller Kirchenbauten aus jener Zeit. Extreme Gotiker

[1] S. Greg., Dial. 2, 6: Hier hast du deine Sichel wieder; arbeite und sei nicht traurig.

und einseitige Puristen wissen dieser Stilgattung nicht Übles genug nachzureden; doch hat die Gegenwart auch in dieser Beziehung der schwer Angeklagten wieder einige Gerechtigkeit widerfahren lassen; wird doch jetzt verschiedenerorts die Renaissance, selbst in ihrer späteren Gestalt, derart gepriesen und gepflegt, daß die Gotiker kaum noch zu Wort kommen können. Jede exklusive Richtung, namentlich auf dem Gebiete der Kunst und der kirchlichen Kunst insbesondere, ist vom Übel; der menschliche Geist ist zu groß, zu umfassend, zu fruchtbar in stets neuen Bildungen, als daß er sich in eine Kunstform als die absolut gültige bannen ließe. Jede Kulturperiode schafft sich den Ausdruck ihres inneren Lebens; die treibenden Kräfte, die in ihr tätig sind, bilden die neuen Formen und Gestalten. Der griechische Tempel und das römische Pantheon, die altchristliche Basilika, der romanische Dom, das gotische Münster und die Renaissancekirchen mit St Peter, ihrem Vorbilde, stellen eben die Anschauungen ihrer Zeit plastisch dar, die sie geschaffen; und darum haben in ihnen die Zeitgenossen ihr eigenstes Denken und Streben wiedergefunden. Erfinden läßt ein Stil sich nicht; König Max II. von Bayern hatte es versucht, der Not unserer ‚stillosen' Zeit abzuhelfen. Durch die Hinzunahme gotischer und romanischer Motive zu dem einfach großen Florentiner Palaststil, durch starkes Hervortreten der Friese und Lisenen, durch reiche Ornamentierung sollte ein Neues geschaffen werden. Aber es kam nur zu einer höchst unglücklichen, rein äußerlichen Verbindung ganz fremdartiger Elemente, ohne organischen Zusammenhang und Gliederung. Sein Fürstenwort konnte manche Bauten dieser Art ins Leben rufen (Maximiliansstraße, Regierungsbau), aber sie waren nur willkürliche Gebilde, nicht herausgewachsen aus dem Geiste der Zeit und des Volkes, und blieben darum auch nur vorübergehende Erscheinungen.

Dieser Armut der Gegenwart können weder Machtsprüche noch akademische Theorien steuern; es ist die allgemeine Zerfahrenheit und Prinzipienlosigkeit, die uns arm gemacht hat, namentlich auf jenem Gebiete, welches von jeher die Heimat und treue Pflegerin der Kunst war, auf dem Gebiete der Religion. Darum liegt die Kunst in Deutschland sowohl wie in Italien so sehr danieder, und die Ausstellungen haben diese Tatsache so unwiderleglich vor aller Welt kundgegeben, daß sie keiner mehr leugnen kann. Daß die religiöse Kunst ganz besonders darunter leidet, liegt am Tage.

Man hat die Kirche und ihre Diener angeklagt, als hätten sie kein rechtes Verständnis mehr für das wahrhaft Schöne und begnügten sich daher mit Mittelgut und Fabrikware. Wenn auch einen oder den andern dieser Vorwurf treffen mag, im ganzen und großen ist er ungerecht. Wer hat unsere Münster und Dome gebaut, wer hat die Ufer des Rheines und der Donau mit monumentalen Werken geschmückt, wer hat den Völkern des abendländischen Kaisertums die Kunst gebracht: wer anders als die Kirche? Aber unsere Kirche ist an zeitlichen Gütern arm geworden, die Donatoren aus fürstbischöflichem, königlichem und edlem Geschlechte gehören der Vergangenheit an, die Abteien haben um ihre Existenz zu ringen; was für kirchliche Kunst verwendet wird, das haben fromme Vereine und die gesammelten Obolen der Armen gespendet. Man höre doch nur jene Männer, welche in neuerer Zeit in Tirol, in Bayern und am Rhein ihre Kunst der Kirche geweiht haben; wie oft haben sie fast nur um Gottes Lohn gearbeitet und kaum mehr als das tägliche Brot verdient! Keiner von ihnen, auch der begabteste, kann daran denken, Reichtümer zu sammeln, die ihren Kunstgenossen in vollstem Maße in den Schoß fallen, wenn sie sich dazu verstehen, Meißel und Pinsel in den Dienst der Materie zu stellen und durch den Zauber der Farbe auch dem Niedrigen und Gemeinen eine Art künstlerischer Verklärung zu verleihen. Der Reiche, der seine Prunkgemächer mit Gemälden schmücken will, liebt die Darstellungen nicht, welche an die Ewigkeit mahnen; gar mancher von ihnen zieht jene Bilder vor, mit welchen Horatius, der Dichter des heitern, ungetrübten Lebensgenusses, nach dem Bericht seiner Biographen sich die Zimmer ausmalen ließ. Mäcenasnaturen, wie König Ludwig I. von Bayern eine war, ausgerüstet mit reichen Mitteln, und was noch mehr ist als dies, ein hochsinniger Monarch und von tiefem Kunstverständnis, sind schon lange aus der Welt verschwunden.

Aber es ist noch ein anderer und gewichtigerer Grund, warum wir so wenig religiöse Kunstwerke mehr haben. Wir haben eben nur sehr wenig religiöse Künstler mehr.

Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi [1],

sagt der römische Kunstkritiker; ins Deutsche übersetzt, würde es heißen:

[1] Willst du mich zu Tränen rühren, sei du selbst zuvor bewegt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn's nicht lebendig aus der Seele dringt.

Fra Angelico lag auf den Knien, wenn er malte; darum sind seine Gestalten verkörperte Gebete. Wer das Leben eines Bartolomeo della Porta kennt, auch die Dichtungen eines Michelangelo, wer das Glück hatte, mit hervorragenden Meistern der christlichen Kunst zu verkehren, der weiß, daß wie der Stil der Mensch ist, so auch das Kunstwerk wie der Künstler. Nicht die Mache ist es, die uns zu den religiösen Bildern der Vorzeit hinzieht, sondern der Geist, in dem sie empfangen sind, die tiefe, wahre Empfindung, die innige, sinnige Seele, die in ihnen atmet und uns so wundersam ergreift. Mag auch der Künstler der Gegenwart sie Zug für Zug nachbilden, mag er auch, wie dies in neuester Zeit geschehen, die Fehler gegen die Gesetze der Anatomie und Perspektive nachahmen, es ist doch alles umsonst: sein Werk bleibt totgeboren, der schöpferische Hauch des Genius ist nicht darüber gegangen. Man kann eben nicht eine Anadyomene malen und nebenbei ein Vesperbild, bei dessen Anschauen alle edeln Gefühle in unserer Brust sich regen.

Ja, gerade darum widern uns so manche religiöse Bilder der neueren Zeit so sehr an, weil alles Gemachte und Unwahre uns abstößt, am allermeisten aber da, wo wir die lauterste Wahrheit verlangen. Ebendarum ist auch die hie und da besonders betonte archaistische Richtung ein Übel. Wir bewundern die Mittelalterlichen in ihren plastischen Darstellungen trotz so mancher Fehler, der schiefen Haltung, der unverhältnismäßigen Magerkeit usf., weil eine überirdische Weihe auf ihren Bildern liegt und uns jene vergessen läßt; aber diese Fehler geradezu nachahmen, den Fortschritt in der Technik vollkommen ignorieren, das ist doch der Aufgabe der christlichen Kunst wie auch aller wissenschaftlichen Tätigkeit in der Kirche geradezu widersprechend. Fortbauen und fortbilden sollen wir uns auf Grund des Gegebenen, aber nicht sklavisch uns an dasselbe fesseln. Wir würden in solcher Weise selbst hinter dem Byzantinismus zurückstehen; denn dieser wußte es nicht mehr besser zu machen, wir aber wissen es. Zudem hat eine solche extreme Richtung den großen, nicht genug zu beklagenden Nachteil, daß sie jedem Menschen von gesundem Schönheitsgefühl, wenn er die religiöse Malerei nur in dieser Manier kennen gelernt hat, diese verächtlich und verhaßt macht, weil er das unmöglich schön finden kann, was den Gesetzen

der Natur widerspricht. Selbst Männer wie Cornelius, Steinle, Overbeck haben frivole Kunstkritiker, denen das Fleisch alles ist und über alles, mit dem Namen ‚Nazarener' zu brandmarken gesucht! Wenn dies am grünen Holze geschah, was wird erst am dürren geschehen? Darum soll man nicht durch Schwächen und Blößen, die jeder Anfänger nachweisen kann, gerechten Grund zum Tadel geben.

Doch auch der Archaismus wird manches Gute bringen, freilich das nicht, was seine begeisterten Apologeten wollen. Er wird dem Gesetze der Wechselwirkung gemäß, nach Überwindung so mancher extremen Anschauungen, die mit der Zeit notwendig eintreten muß, die entartete und ins Fleisch geschlagene Kunst wieder auf bessere Bahnen hinweisen.

Wenn ich so Tag für Tag Fremde in diese Kirche treten sah, viele von Andacht, alle aber nicht ohne ein Gefühl von Erhebung beim Anblick dieses majestätischen Tempels, da wurde ich mir recht lebhaft der Bedeutung aller Kunstbestrebungen in der christlichen Lebensordnung bewußt. Und gerade das Volk, das einfache, gläubige, katholische Volk erfaßt sie besser als so viele Gebildete; es ist sich dessen nicht in verständiger Reflexion klar, aber es fühlt es in seinem religiösen Sinne, begreift es mit dem ‚Verstand seines Herzens'. Jener bewundert vielleicht die edeln Formen, die Erhabenheit der Konzeption, den Reichtum der Phantasie, die leuchtende Farbenpracht, die meisterhafte Technik — doch was soll das alles? Diese Frage hat er sich vielleicht noch gar nie gestellt. Das Volk in der Unmittelbarkeit seines Gefühles hat längst die Antwort hierauf: es kniet nieder und betet. Diese Gemälde, diese Gestalten, dieser Reichtum an edlem Schmuck, das alles ist nur hier, weil es das Haus, die Wohnung Gottes ist, die Antizipation des Jenseits; und es redet zu uns in einer so mächtigen Sprache von den Wonnen des ewigen Lebens, daß wir hinweggehen mit den Worten der Schrift auf den Lippen: ‚Wie herrlich sind deine Wohnungen, Herr der Heerscharen! Meine Seele sehnt sich und verlangt zu wohnen alle Tage meines Lebens in dem Hause meines Herrn!'

So dient die Kunst dem Höchsten, und indem sie diesem dient, empfängt sie ebendadurch ihre Verklärung in der religiösen Kunst. Dienen — das ist ja aller Kreatur höchstes, letztes, notwendiges, erhabenstes Ziel; dienen Gott, den Menschen, allem Hohen, Edeln, Großen und so den Menschen eine Führerin sein zum Höchsten —

das ist darum die Aufgabe der Kunst. Ist ja doch die Schöpfung selbst ein großes Kunstwerk und Urbild aller Kunst, das uralt und ewig neu in immer neuen Weisen den Meister lobt, die Kunst darum ‚Gottes Enkelin', wie sie Dante nennt.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Hermann Riegel redet sich einmal in gewaltigen Zorn hinein, daß man die Kunst ketten wolle wie eine Sklavin an den Triumphwagen der Kirche. Nein, das will niemand. Nicht eine Sklavin ist sie noch eine Magd, sondern eine Freigeborne, die Himmelstochter, die darum den Blick nach oben richtet, woher sie stammt, die Gottes Güte uns auf diese Erde gesendet als Trösterin im Leiden, Ausdruck unserer Freude, Tribut unseres Dankes, die der Kirche am wenigsten fremd bleiben kann, wo sie im Bunde mit dem Glauben und der Liebe wohnt. In diesem Sinne hatte Plato recht, wenn er alles Entzücken, das wir bei dem Genusse eines Kunstwerkes empfinden, als eine Erinnerung der Seele bezeichnet an Gott, die ewige Schönheit, welchen sie in ihrem vorzeitlichen Leben geschaut hatte, und alle Kunst als einen Strahl jenes überirdischen Glanzes, den diese uns herabgebracht von dort in die dunkle, öde Nacht dieses Erdenlebens.

Die Kunst soll dienen; auch von ihr gilt des Herrn Wort: Der Sabbat ist um des Menschen willen, nicht der Mensch wegen des Sabbats. Eine katholische Kirche ist mehr als ein bloßes Schaustück — und wäre es auch ein Meisterstück irgend welcher Kunsttheorie. Das katholische Gotteshaus ist zunächst Opferstätte, Gebetsstätte, Gottes Wohnung und des gläubigen Volkes Haus, an dem Jahrhunderte vorübergezogen, viele Geschlechter ein- und ausgegangen sind. So viele Traditionen der Gemeinde knüpfen sich daran, so viele Bilder, Altäre, stille, verborgene Gebetsplätzchen sind ihr hehr und teuer; denn die Eltern und Großeltern haben da gekniet, und so manche fromme Anregungen haben wir da empfangen — ein Heiligtum Gottes, aber auch ein Familienheiligtum der Gemeinde

ist unsere Kirche. Es liegt auf ihr nicht bloß jene edle Patina, wie sie das Auge des Kunstkenners so sehr liebt, sondern etwas, was mehr ist als diese, die Weihe von Jahrhunderten, der Gebetsgeist vieler Geschlechter. Rücksichtslos hat da die Zeit der Renaissance eingegriffen; einer neuen Kunsttheorie zulieb hat man die herrlichen gotischen Altäre, Statuen, Kanzeln usf. herausgerissen und verächtlich weggeworfen; wir Epigonen sammeln nun sorgfältig die Trümmer, beklagen und klagen an die Barbarei jener Zeit. Aber haben wir denn nicht Gleiches getan und tun es noch? Hat man denn nicht so viele Altäre, Statuen, Bilder in neuerer Zeit ebenso ohne jede Rücksicht auf die Geschichte der Kirche, die Überlieferungen der Gemeinde, die Anhänglichkeit des Volkes an dieses ihnen so teuer gewordene Heiligtum zerstört, um ‚gotisch' zu restaurieren?

Man kann ja die Mängel unserer Renaissancekirchen recht gut einsehen; aber man überlege es wohl, ehe man niederreißt, ob man denn auch Besseres an deren Stelle setzen kann. Und wenn man auch solches vermöchte, so bedenke man noch einmal, ob es sich ziemt, mit rauher Hand die heiligsten Gefühle des Volkes anzutasten. Es gibt nichts Trostloseres als ein durch extreme Puristen öde und kahl gewordener Dom, der nicht mehr als das Denkmal einer tausendjährigen Geschichte die Erinnerungen aller Zeiten in sich bewahrt, sondern nur noch ein aller Individualität bares Kunstmodell bildet, eine Art von Kunstausstellung, die dann irgend ein moderner Kunstkritiker als seine Schöpfung uns erklärt und deutet. Es ist vollständig wahr, die Renaissance hatte die altkirchliche Tradition verlassen; ihrem Streben nach freier Genialität hat sie zu sehr gehuldigt. Sie hat weder die Gotik weitergebildet, noch ist sie auf die einfachen Formen des früheren Kirchenbaues zurückgegangen, sondern suchte durch Massenwirkung, durch Reichtum der Dekoration, durch Fülle der Formen zu gewinnen, nicht durch organische Einheit und Gliederung. Im Süden, wo bei dem edeln Material die wieder nackt und leer gewordenen Flächen uns weniger kalt lassen und die Sonne eine größere Lichtfülle darüber ausgießt, war die Renaissancekirche immer noch eher an ihrem Platze als in unserem Norden, wo die schweren Pfeiler, die drückenden Tonnengewölbe, die getünchten, kahlen Wände uns frostig stimmen. So nahm man denn zu einer oft überladenen Dekoration seine Zuflucht, zierte und verkleidete mit Stuck, Bronze, Vergoldung, Verschnörkelungen und

phantastischen Formen jeder Art, wobei die gerade Linie fast ganz verschwand. Das alles kann man ja sagen und noch mehr, namentlich von den Bauten aus späterer Zeit, da der Barockstil das malerische Prinzip zur Geltung brachte im geraden Gegensatze zu aller strengeren Architektur; aber deswegen dürfen wir immer noch nicht jenen Stil als einen Abfall von der Idee des christlichen Baues bezeichnen. Die Männer der Gegenreformation in Italien, Spanien, Deutschland, die großen Heiligen des 16. Jahrhunderts, die solche Kirchen erbaut, in ihnen gebetet und gepredigt haben, wußten doch auch, was katholisch ist. Die Gotik war schon lange vorher entartet, der einheitliche, zusammenfassende Geist war entwichen, eine Fülle spielender Formen umspann den Grundplan bis zur Unkenntlichkeit. Das Auge war des immer weiter sich teilenden Rippen- und Maßwerkes müde geworden, wie der Geist der immer mehr gespaltenen Begriffe in der späteren Scholastik. Man *mußte* ein Neues schaffen; daß es hätte ein Besseres, viel Besseres sein können, wer wollte es leugnen?

Und eines möge man nicht vergessen. Das Volk liebt viele dieser Renaissancekirchen; so ganz zweckwidrig können sie darum doch nicht sein, denn das unmittelbare Gefühl führt doch nie ganz in die Irre. Es ist noch nicht sehr lange her, da stellte die Ästhetik das farblose Marmorbild mit geschlossenem Auge als das Ideal aller Kunstschöpfung hin; man schmähte das Volk wegen seines schlechten Geschmackes, wenn es trotzdem an Gold und Farbe sich erfreute und solche akademische Gestalten ‚blinde Heilige' nannte. Seit *Kugler* seine Abhandlung über die Polychromie der griechischen Skulptur geschrieben hat, ist auch der Geschmack unseres Volkes in dieser Beziehung wieder zu seinem Recht gekommen, und die Farbe nimmt nun wieder einen breiten, vielleicht zu breiten Raum in unserer kirchlichen Kunst ein. ‚Wenn ich eine gotische Kirche herzaubern könnte statt der unsern', sagte der Prior einmal zu mir, ‚ich würde es nicht tun.' Ich konnte ihm nicht unrecht geben, wenigstens bezüglich so mancher Werke der modernen Gotik.

Es dürfte schwer sein, die Faktoren zu ermitteln, wodurch dem Volke so manche unserer Renaissancekirchen teure, ‚andächtige' Kirchen werden. Das Volk liebt starke, mächtige Wirkungen; große, weite Verhältnisse, hohe, gewaltige Bogen, eine in edler Schwingung sich erhebende Kuppel, durch welche das Himmelslicht voll und ungehemmt

in den Raum sich ergießt, der weite, breite Chor, welcher für die Entfaltung der kirchlichen Funktionen Raum läßt, machen den Eindruck des Feierlichen und Erhabenen. Der verschiedenartige Marmor, welcher im Süden immer an den Pilastern und Wänden verwendet wird, gibt dem Ganzen durch seine Farbe einen warmen, wohltuenden Ton; die leuchtenden Gemälde an Decke und Wänden beleben das Innere, beschäftigen Auge und Phantasie des Beschauers, dessen Blick zuletzt auf dem Bilde des Hochaltars ruht, der sich in großen Verhältnissen aufbaut. Überrascht, erhoben, erfreut geht das Volk da aus und ein und wiederholt das Wort des Patriarchen: ‚Wahrhaftig, hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels.' Der gotische Dom hebt sich sehnsuchtsvoll nach oben, die Basilika, die romanische, neurömische Kirche, ist eine Darstellung des Himmels auf Erden.

Die alten Meister, ein Michelangelo, Bramante, Ambrogio Borgognone, Michele Sanmicheli, Filippo Brunelleschi, hatten gewiß nicht daran gedacht, als sie ihre Kirchen bauten und jener die Kuppel von St Peter, dieser die des Domes von Florenz hoch in die Lüfte hob, daß man dereinst in diesem ihrem Schaffen einen Abfall von dem Geiste der katholischen Kirche erblicken würde, wie dies jetzt so manche Kunstkritiker zu behaupten nicht müde werden. War ja doch gerade in Rom die Erinnerung an die Antike nie ganz erloschen; die Gotik konnte ebendeswegen dort und in Italien nie volle Herrschaft gewinnen, und selbst an den Prachtbauten der Dome von Siena und Orvieto ist sie nicht zu einer durchgreifenden, organischen Entwicklung gelangt. Die antikisierenden Elemente, die ihr geblieben, wirken wesentlich ein: die horizontale Linie herrscht vor, der Spitzbogen dient nur dazu, große, weite Hallen zu schaffen; die Wandflächen werden nicht aufgelöst in eine Vielheit von Gliedern, die sich gegenseitig stützen, sondern bilden willkommene Flächen, welche die Freskomalerei mit ihren Gestalten schmückt; die Giebel und Fialen dienen mehr als Ornament, die Fenster bleiben klein und schmal, im Gegensatz zur deutschen Gotik, da die südliche Sonne ohnehin helles Licht ausgießt. So stand denn auch der gotische Dom in voller Harmonie mit dem Gesamtcharakter der italienischen Landschaft.

Die einen freuen sich, daß die Kunst der Renaissance, ehedem gebunden durch die Kirche, den Schritt in die Freiheit getan habe; die andern trauern über sie als einen Abfall von der Idee der christ-

lichen Kunst. Beide haben unrecht. Wohl ist der echte Künstler nur in einem Kunststile Meister; aber soll unser Auge nur an diesem sich erfreuen dürfen und blind bleiben für jede andere Schönheit? Der Tod alles Kunstgenusses ist das Vergleichen; ich kann beim Besuche einer Basilika so mächtige Eindrücke empfangen, so sehr mich gehoben fühlen, daß ich gar nicht daran denke, diese mit andern Stilgattungen zu vergleichen. Niemand wird selbst in den dem 11. Jahrhundert angehörenden Dom von Pisa mit seiner flachen Decke eintreten, ohne von einem heiligen Schauer erfaßt zu werden. Wenn wir die großen gotischen Dome Frankreichs und Deutschlands erblicken, so sind wir hinwieder von der Erhabenheit dieser Bauten überwältigt. Und niemand ist noch unter der Kuppel der St Peterskirche zu Rom gestanden und hat mit prüfendem Blicke wieder und wieder ihre schönen, edeln Verhältnisse gemessen, dem die erhabene Würde und das großartig Feierliche derselben nicht ein tief empfundenes Gefühl innerer Erhebung und Befriedigung geboten hätte.

Ähnlich verhält es sich auf dem Gebiete der kirchlichen Tonkunst. Es gibt auch hier nicht bloß eine allein berechtigte Stilart. Es ist recht, daß das Volk in seiner Muttersprache, in einfachen, oft kindlichheitern Weisen seinem Gotte Lieder singt; und ebenso hören wir zu voll Andacht, wenn, den Gestalten der büßenden Seelen in Dantes Purgatorium gleich, in langsamen, tiefen Tönen der lateinische Gesang einherschreitet und sein Miserere ruft, wenn da die Stimme lange auf demselben Akkorde ruht und wie ein zermalmtes, niedergeschmettertes Herz in einem innigen, leise verhallenden Seufzer ausatmet. Aber auch da ist die Musik noch nicht unkirchlich, wenn, wie das Brausen gewaltiger Wogen, Orgelklang von der Wölbung des Domes widerhallt, die ganze Macht der Töne über unsern Häuptern dahinströmt und mit allen Stimmen des vollen Chores in entzücktem Jubel die Größe des Allerhöchsten preist. Nur da ist keine katholische Musik mehr, wo die Tonkunst in ihrem innersten Keime vergiftet ist durch die Lüsternheit, ein Sinnenreiz geworden und eine Narkose entnervter Weltlinge, ein unfruchtbares Spiel aller weichlichen, eiteln, selbstsüchtigen Gefühle, ein Sichwiegen auf den auf und ab wogenden Tonfluten, wo aller Ernst des Lebens vergessen ist, alle Energie gebrochen und der edlere Mensch untergeht in einem Nervenrausche, welcher sich mit dem erlogenen Namen der Kunst schmückt. Ja, gerade jene Empfindung unbestimmter Wehmut, jene schwelgende

Melancholie, welche die Sirenenstimmen der Musik in das Gemüt zaubern, sind noch viel seelenmörderischer als tobender Paukenwirbel und Trompetenschmettern. Diese Wolke unbefriedigter Sehnsucht auf der Stirn ist so oft nur der Brodem, der aus den unreinen Tiefen des Herzens aufsteigt, welche der Sinnenreiz der Töne aufgerührt hat, der das Licht verdunkelt und den Blick nach oben hemmt. Darum blühte die Musik, die entnervende und sinnlich berauschende, auch dann noch in Rom, ja sie hatte nur noch mehr sich in ihrer Weise vervollkommnet, als Skulptur, Malerei und Poesie längst untergegangen waren. Ammianus Marcellinus gibt uns hierfür überraschende Belege[1]. Sie wirkt mit physischer Gewalt auf unsere Nerven, ersetzt alles Denken und bringt sie in eine Trunkenheit, bei der alles Denken in den Tonwellen ertränkt wird. Darum können so manche stundenlang ohne Ermüdung Musik anhören, während ein ernstes Buch, selbst das Anschauen eines plastischen Kunstwerkes sie bald ermüdet. Rohe Völker und sinkende Nationen erkennen wir darum an diesem Vorherrschen der Musik. Sie reizt die Sinne, erregt die schlaffen Nerven und vertreibt die Langeweile. —

Treten wir in die Kirche zu Andechs ein, so sehen wir die Wände der beiden Vorhallen, welche von der Süd- und Nordseite ins Innere führen, ganz mit Votivbildern bedeckt. An vielen Orten hat der Unverstand der Aufklärung diese Tafeln entfernt und vielfach vernichtet, in denen die Andacht und der dankbar gläubige Sinn des Volkes in einfacher, oft rührender Weise sich aussprach. Auch in dieser Beziehung ist es jetzt besser geworden. Wenn es auch nicht die Ehrfurcht vor dem Hause Gottes ist, was ihre Entfernung verbietet, noch die Pietät gegen unsere Voreltern, welche diese Bilder hierher getragen und da aufgehängt haben, so fordert doch die kulturgeschichtliche Bedeutung derselben ihre Aufbewahrung. Denn es ist ein guter Teil des Volkslebens, seiner Sitten und Bräuche, Wohnung und Kleidung, Denk- und Sprechweise, was uns diese Tafeln unmittelbar vor Augen stellen.

IV.

An dem Hochaltar hat die Kunst ihren ganzen Reichtum entfaltet. Er ist aus rotem Untersberger Marmor hoch aufgebaut und mit vergoldetem Kupfer reich verkleidet, über welches sich silbernes Laub-

[1] Rer. gest. l. 14, 6; l. 22, 4.

werk in leichten, anmutigen Gewinden hinlegt. In einer Nische sehen wir das Gnadenbild der Himmelskönigin; sie sitzt auf einem Throne mit dem Jesuskinde, das sich liebend dem Beschauer zuwendet. Rechts und links stehen die Gestalten der beiden Schutzheiligen der Kirche, des hl. Nikolaus und der hl. Elisabeth. Zwei Arkaden, durch je drei mächtige Säulen gebildet, teilen die beiden Seitenschiffe von dem Hauptschiffe; an jene schließen sich die Seitenkapellen an. In einer Höhe von ungefähr 18 Fuß (5,4 m) führt eine Galerie ringsum an den Wänden hin, in welche wieder rechts und links Seitenkapellen ausmünden, so daß gewissermaßen eine zweite, obere Kirche über der unteren sich erhebt. Die Gewölbe des Mittelschiffes und der beiden Seitenschiffe sind mit Fresken reich geschmückt; gleich auf dem ersten erblicken wir die Heiligen aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, mit dem bayrischen und Braunschweiger Wappen, so daß hier Religion und Vaterlandsliebe im schönsten Bunde erscheinen. Auch die herzogliche Krypta, in welcher außer dem Stifter des Klosters, Herzog Albrecht III., noch viele andere Glieder des bayrischen Fürstenhauses bestattet sind, ist ein bleibendes Monument des innigen, unlösbaren Zusammenhanges zwischen Fürst und Volk in Bayern und der katholischen Religion. Den kostbarsten Schatz bewahrt die Kirche in einer Seitenkapelle, die heilige Kapelle genannt wegen der seltenen Reliquien, die hier in einem gotischen Altare aufbewahrt werden. Von den drei Schlüsseln, welche das äußerst kunstvoll konstruierte Schloß öffnen, wurde früher der eine an dem herzoglichen Hofe in München, die beiden andern beim Abt und Schatzmeister des Klosters aufbewahrt; zweimal im Jahre, am Feste Christi Himmelfahrt und bei der letzten Wallfahrt, der Herbstfahrt (Sonntag vor Michaeli), wurden die Reliquien unter großer Feierlichkeit vorgezeigt. Unsere Aufmerksamkeit zieht vor allem andern eine stilvolle gotische Monstranz auf sich, eine Silberschmiedearbeit aus dem 15. Jahrhundert. Sie ist ein Geschenk des Stifters, Herzog Albrechts III., und umschließt die wunderbaren heiligen drei Hostien.

In der Lebensbeschreibung des heiligen Papstes Gregor d. Gr. erzählt Paulus Diaconus, Benediktiner von Montecassino[1], folgendes: ‚Als der Heilige Vater Gregorius einmal das heilige Opfer feierte, brachte eine Matrone die gewöhnlichen Opfergaben

[1] 2, 41.

Monstranz mit den heiligen drei Hostien im Klosterschatz zu Andechs.

dar. Als er ihr darauf das allerheiligste Sakrament reichen wollte und sprach: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele", da lachte sie spöttisch. Alsbald zog der Papst seine Hand zurück und legte diesen Teil des Fronleichnams auf den Altar. Als der feierliche Gottesdienst beendigt war, fragte er die Matrone in Gegenwart des Volkes, warum sie gewagt habe zu lachen, als sie den Leib des Herrn empfangen sollte. Nach langem Zögern gestand sie endlich unwillig: „Weil du das Brot, das ich doch mit meinen eigenen Händen bereitet habe, für den Leib des Herrn ausgegeben hast." Da warf sich Gregorius mit dem ganzen Volke wegen des Unglaubens dieser Frau zum Gebete nieder; als er sich bald darauf wieder erhob, war das Stückchen Brot, welches er auf den Altar gelegt hatte, in Fleisch verwandelt. In aller Gegenwart zeigte er es der ungläubigen Matrone; dadurch wurde sowohl bei ihr die Gnade des Glaubens wieder erweckt als auch das gesamte Volk darin befestigt. Wiederum warf er sich mit dem Volke nieder zum Gebete, und das Fleisch verwandelte sich in die ursprüngliche Gestalt des Brotes.' Ähnliches wird aus allen Jahrhunderten und von vielen Orten her berichtet; jedenfalls ist hierin der Glaube an die Gegenwart Christi unter den Gestalten des Brotes sinnig ausgesprochen. Sichere Tatsache ist, daß die römischen Päpste das allerheiligste Sakrament auf ihren Reisen mit sich zu nehmen pflegten. So reiste Papst Stephan II. praevio Christo im Jahre 753 zu Pippin, Leo III. im Jahre 799 aus dem Frankenreiche, wo er Karl d. Gr. begrüßt hatte, nach Rom zurück. Wenn nun nach der Sage Papst Benedikt VIII., welcher zur Einweihung der Basilika des hl. Stephanus nach Bamberg gekommen war, heilige Hostien dorthin gebracht haben soll, ebenso wie Leo IX. in der Ungarnot nach Regensburg für Kaiser Heinrich III., darunter jene, an denen das erwähnte Wunder geschah, so mag ein geschichtlicher Kern dieser Tradition zu Grunde liegen. Übrigens schließt diese Monstranz immer eine neue konsekrierte Hostie ein.

Kostbar ist eine andere Reliquie in Form eines gotischen Zepters von vergoldetem Silber, mit Steinen besetzt, eine höchst zierliche Arbeit aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, welche ein Bruchstück von dem Spottrohre des Heilandes trägt; ‚man muß es der alles verschlingenden Säkularisation zu Dank erkennen, daß sie wenigstens diese herrliche Arbeit verschont hat'. Ein Glaszylinder mit silbernem

Fuß und Kapitäl in romanischem Stil enthält eine Zona mit eingewebten Buchstaben; die Sage nennt sie den Gürtel, welchen die allerseligste Jungfrau dem hl. Johannes zur Opferfeier gefertigt habe. Es ist ein kunstvolles Gewebe aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, wahrscheinlich das Weihegeschenk einer griechischen Kaiserin. Ein Brustkreuz mit Reliquien von den Leidenswerkzeugen des Erlösers, der heiligen Landgräfin Elisabeth nach dem Tode ihres Gemahls von Papst Gregor IX. zum Trost im Leiden gesendet, von vergoldetem Silber, hat einen hohen kunstgeschichtlichen Wert; ebenso erregen unsere Aufmerksamkeit die Reste ihres Brautkleides, ‚St Elsbethenrock', aus ursprünglich weißem Seidenstoff mit eingewebten Tierbildern. Das Siegeskreuz des seligen Rasso aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs ist eine kunstgeschichtlich bedeutende Arbeit in romanischem Stile, wahrscheinlich aus dem 11., vielleicht auch 12. Jahrhundert. Dieser soll es auf seinen Heerzügen gegen die Ungarn immer mit sich getragen haben. Nach der Sage hatte es ein Engel Karl d. Gr. gebracht, und es war durch Pippin nach Andechs gekommen. Hier war seit Jahrhunderten der Reliquienschatz aufbewahrt, während Mönche aus dem Kloster Seeon dem Gottesdienst in der Burg oblagen. Nach ihrer Zerstörung (1209) bis zum Jahre 1387 hatte sich die Erinnerung an diesen Reliquienschatz erhalten; da sah der Kaplan Jakob Dachauer vom Kloster Ebersberg eine Maus mit einem jener Zettel im Maul, mit welchen die Reliquien bezeichnet werden, an einer Ritze am Fuße des Altares. Alsbald stellte man Nachforschungen an und fand eine mit Eisen beschlagene Truhe mit Reliquien; die Malerei auf der inneren Seite des Deckels derselben stammt aus dem 12. Jahrhundert. Zuerst wurde dieser Schatz an den herzoglichen Hof nach München, dann um das Jahr 1408 nach Andechs zurückgebracht.

Doch, möchte nun einer fragen: sind denn diese Reliquien auch alle echt? Und gar manche, auch Schriftsteller, die doch Anspruch darauf machen, daß man von ihnen Notiz nimmt, suchen hie und da ihr geistloses Gerede zu würzen durch Witzelei und Spott auf das, was dem katholischen Volke heilig ist, das da hinaufzieht zu dem heiligen Berge, wie ehedem die Völker der abendländischen Christenheit nach dem Heiligen Lande, um dort die Fußspuren des Heilandes zu verehren, der darüber hingewandelt. Nichts ist leichter und für frivole und oberflächliche Geister eine lockendere Versuchung, um für

witzige Köpfe zu gelten, als Spott auf das Heilige. Doch solche spotten nur ihrer selbst und ‚wissen nicht wie'. In dem Hohlspiegel ihrer kleinen, niedrigen, gemeinen Seele wird alles Große, Erhabene klein und zum Zerrbild, über das sie lachen können, statt Mitleid zu haben mit sich selbst, weil sie zu Hohem und Überirdischem sich nicht zu erschwingen vermögen, weil von ihnen gilt, was Goethe einmal an Nicolai schreibt:

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

So haben es Lucian getrieben in alter, Blumauer, Voltaire, Heine und die übrigen Witzlinge in neuerer Zeit; niemand doch wird sagen, dies seien große Geister gewesen. Alle großen Werke Gottes und selbst des menschlichen Geistes in Kunst und Literatur, in Poesie und Plastik wollen heilig gehalten und mit Ehrfurcht betrachtet werden. Man kann Parodien auf sie schreiben — und für Tausende bleibt von nun an der Schmutz des Spottes, der Fluch des Lächerlichen ihnen anhaften. Jene können das Schöne, Große, Erhabene nicht mehr in sich aufnehmen; ihr Geschmack ist vergiftet. Das ist aber auch der Fluch, der den Spötter trifft: seine Seele stirbt, noch ehe er selbst gestorben ist; das Gift des Spottes hat sie getötet. Der Spötter stirbt darum in der Regel, wie Voltaire, wie Heine gestorben sind; das Große, das Ideale, das Heilige, Gott, dessen er gespottet, Gott, der dem sterbenden Mörder verzeiht, dieser große, barmherzige Gott spottet dann gewissermaßen über den Spötter. ‚Ich will lachen bei eurem Verderben', spricht er[1].

Die Kirche gebietet uns nicht, an die Echtheit der Reliquien zu glauben; sie lehrt nur, daß sie der Verehrung würdig sind, wobei das innerste, tiefste Gefühl in unserer Brust auf ihrer Seite steht. Die Echtheit und Tatsächlichkeit zu erforschen, überläßt sie der Kritik, welche wahrlich ihre Aufgabe nicht zu leicht nimmt. Oder sollte denn die Echtheit so mancher Reliquien, auch aus dem Leben und Leiden des Heilandes, von vornherein so ganz unmöglich sein? Aus den wilden, kriegerischen Zeiten der Langobarden besitzen wir Reliquien der Königin Theodolinde, Gemahlin des Langobardenkönigs Aistulf; die Schweden haben das blutige Koller Gustav Adolfs sorg-

[1] Spr 1, 26.

fältig aufbewahrt; so viele Reliquien Luthers werden gezeigt, Goethes Feder und Schillers Schreibtisch mit Ehrerbietung betrachtet: sollten die Jünger weniger Pietät für ihren Herrn gehabt haben? Bewahrt doch jede Mutter, auch die ärmste, ein Andenken an ihr teures verstorbenes Kind: sollte Maria, die beste Mutter des besten Sohnes, so ganz ohne Gefühl gewesen sein, sie, die seine Worte wie eine kostbare Reliquie ‚bewahrt hatte in ihrem Herzen'? Dann wäre David Strauß allein konsequent, wenn er behauptet, nach Christi Kreuzigung sei dessen Leichnam in aller Eile ‚eingescharrt' worden, und niemand habe mehr gewußt, wo. Von der Mutter empfing die junge Christengemeinde die echte und ursprüngliche Tradition über des Herrn Geburt und Kindheitsleben, und die Evangelisten haben sie uns getreu aufbewahrt. Und von all den großen Heiligen der ersten Jahrhunderte, welche den Garten Gottes gepflanzt und mit ihrem Blute begossen, sollten die Gläubigen nichts, gar nichts als Andenken an sie sich aufbewahrt haben, während doch des Propheten Jünger dessen Mantel in treuer Obhut behielt? Dem widerspricht das natürliche Gefühl, widerspricht die älteste Geschichte, das widerlegen die unbestreitbar echten Märtyrerakten.

Aber wären auch alle diese Reliquien unecht, so ist doch der Glaube, in dem wir sie verehren, der Glaube an Christus und unsere Versöhnung durch seinen Tod am Kreuze echt und heilskräftig, so ist doch der ideale Zug ein nicht hoch genug zu schätzendes Gut, der unser Volk hierher führt und nach dem Himmlischen verlangen läßt. Die Kreuzzüge haben einst eine neue Periode für Europa eingeleitet; sie haben den Gesichtskreis erweitert, das Rittertum begründet, den Fehden einen Damm gesetzt, die Völker verbrüdert; in engeren Kreisen haben solche Heiligtumfahrten eine ähnliche segensvolle Wirkung für unser Volk. Sie stammen aus dem Glauben und stärken den Glauben; sie heben das Gemüt nach oben, daß die Sorgen des Tages es nicht ganz daniederdrücken. Sie versöhnen den Niedrigen mit seinem Schicksal, sie trösten betrübte Seelen, sie wecken selbst in dem Ärmsten und Geringsten, der da so viel Schönes und Erhabenes schaut, den Sinn für das Schöne und Erhabene. Und auf alle Einwendungen des Unverstandes und des Unglaubens mögen diese Pilger mit dem großen Papste Gregorius[1] antworten: ‚Nicht die Reliquien als

[1] Ep. ad Secund.

solche verehren wir, sondern jenen beten wir an, dessen Geburt, Leiden und Herrlichkeit sie uns ins Gedächtnis rufen.' Wären sie darum auch unecht, so leidet doch der fromme Sinn nicht darunter, der nur auf Christus und seine Heiligen in Verehrung hingewendet ist. Lasset darum dem Volke seine Pilgerfahrten, wodurch es einen Anteil empfängt am Ideale. In einer Zeit, da mehr als je das Wort wahr geworden:

Rem,
Si possis recte; si non, quocumque modo rem [1],

da tut es wahrlich not, alle, die Armen aber vor allen, auf die höheren Güter des Lebens hinzuweisen. Jedenfalls sind die Hallen des Gotteshauses ein edlerer Versammlungsort als die Säle des Wirtshauses, in welche die modernen Volksbeglücker ihre Anhänger rufen, verbreiten Weihrauchwolken einen besseren und gesunderen Geruch als betäubender Tabaksqualm. Und das Evangelium, so einfach und so erhaben, das Worte des Entzückens hat und wieder voll zermalmenden Schreckens, das hinabreicht bis in die Urgründe der Schöpfung und hinan bis zu den höchsten Höhen des Himmels und in alle Tiefen der Seele dringt, dieses Evangelium, so alt und immer wieder neu, von Priestermund verkündet, ist für das Gemüt ein besseres Erhebungs- und Bildungsmittel als die sinnverwirrenden und herzbetörenden Reden so mancher Propheten der neuen Welt- und Gesellschaftsordnung.

V.

Man braucht keine eingehenden Studien zu machen, um alsbald die Überzeugung zu gewinnen, daß der Benediktinerorden aufs innigste mit der Geschichte unseres deutschen Volkes verwachsen ist. Wenn wir die Totenbücher der Abteien durchlesen, so begegnen uns auf jedem Blatte echte deutsche Männer- und Frauennamen: Rasso, Hatto, Odilo, Gebhard, Gerhard, Leonhard, Leodegar, Godehard, Ulrich, Lambert, Arnulf, Bertold, Meinhard, Liutold, Karlmann, Wibald, Kunrad, Wilibald, Liutpold, Wolfgang, Walburg, Kunigund, Edeltrud, Mechthild, Richild, Adelheid, Gertrud, Lioba, Hedwig, Waltrud usf. Die Träger solcher Namen waren nicht selten edeln Ge-

[1] Geld, wenn auf ehrlichem Wege es geht, wenn nicht, auch auf anderm Schaffe dir Geld.

schlechtern entstammt, und viele von ihnen hatten in der stillen Zelle Frieden für ihre Seele gesucht, nachdem sie in blutigen Kriegen gegen Ungarn und Sarazenen die Schärfe ihres Schwertes erprobt hatten. Einer von diesen war der sel. Rasso, dessen Leben und Wirken in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt; zu Graf-Rath (Rasso), unweit vom Ammersee, wo er in der Nähe zu Wörth eine Benediktinerabtei gestiftet und daselbst als Mönch sein Leben beschlossen hat, ruhen seine Gebeine, welche auf eine riesige Körpergröße schließen lassen. Als das kaum gegründete Kloster den Ungarn zur Beute geworden war, flüchteten die Mönche mit den von Rasso in Rom und im Heiligen Lande gesammelten Schätzen nach der festen Burg Andechs, wo Graf Friedrich, Rassos Bruder, wohnte. Nach Ottos von Wittelsbach blutiger Tat wurde die Burg durch Herzog Ludwig von Pfalz-Bayern erstürmt; nur die Kapelle blieb, wo dann, wie schon erwähnt, nach fast zweihundert Jahren der Reliquienschatz wieder aufgefunden wurde. Zur Hut desselben wurde zuerst ein Chorherrenstift, hierauf von Herzog Albrecht III. im Einvernehmen mit dem Kardinal Nikolaus Cusanus das gegenwärtige Benediktinerstift gegründet.

Auch Andechs mußte den Vandalismus der Säkularisation erfahren. Im Sommer 1803 wurden die heiligen Schätze um ihrer kostbaren Fassung willen in Kisten mit Füßen getreten und gestampft und nach München gebracht. Mit brennender Tabakspfeife stieg der königliche Regierungskommissar in die herzogliche Gruft hinab; alle Särge wurden aufgebrochen und durchwühlt, die Gebeine der Bayernfürsten auseinandergeworfen, was man an Münzen, Perlen und sonstigen Schmucksachen fand, mit so roher Hast von den Leichnamen weggenommen, daß der Schädel Herzog Albrechts vom Rumpf gerissen ward. Was im heidnischen Rom unantastbar heilig und durch das Gesetz geschützt war, galt für die Männer der Aufklärung nicht mehr: im Namen des Gesetzes entweihten sie die Totengruft der Ahnen ihres Fürsten. Als König Max II. von diesen Greueln hörte, sagte er bewegt: ‚Das hat mein Großvater (Max I.) nicht gewollt!‘ So weit war es gekommen, daß ein reich gewordener Jude es wagen konnte, sich als Käufer von Andechs zu melden, um dann den Namen derer von Andechs führen zu können. Die Antwort voll bitterer Ironie, die ihm König Ludwig I. geben ließ, ist heute noch im Volksmund. Der Edelmut dieses unvergeßlichen Königs hat im Jahre

1850 das Stift als Filiale von St Bonifaz in München wiederhergestellt[1].

Ganz eigentümliche Gedanken kommen einem, wenn man die Beschreibung des Herganges bei so vielen Klosteraufhebungen liest und von Augenzeugen erzählen hört. Noch ist kein Jahrhundert seit jener Freveltat verflossen — und schon erheben sich Tausende und Hunderttausende in Deutschland und in ganz Europa, die nur auf den Tag warten, um nun ihrerseits das Werk der Säkularisation fortzusetzen.

Vergeltung hier, daß, wie wir ihn gegeben,
Den bösen Unterricht, er kaum gelernet
Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder.
Dies Recht, mit unabweisbar fester Hand,
Setzt unsern selbstgemischten, gift'gen Kelch
An unsre eignen Lippen.

Dieses Gesetz der sittlichen Weltordnung, wie es der große Brite hier ausspricht, mochte auch König Ludwig nachdenklich gemacht haben. Ein altes toskanisches Sprichwort sagt:

Roba di chiesa, roba di stola,
Presto la viene, presto la vola[2].

Darum suchte er, soviel er vermochte, zu sühnen, was unter seinem Vater war verbrochen worden.

Mit dem Stifte ist die St Nikolaus-Anstalt verbunden, ein Institut für Erziehung verwahrloster Knaben; über hundert Zöglinge vom 6. bis 18. Jahre genießen hier unter der Obsorge der Ordensbrüder vollständige Verpflegung, Unterricht in den Elementargegenständen, in Musik und Gesang, und lernen verschiedene Handwerke. Das Ökonomiegut von beträchtlichem Umfange gibt ihnen Gelegenheit, für die Arbeiten der Landwirtschaft geschickt zu werden, was zugleich Leib und Seele gesund erhält. Das Stift widmet dieser Anstalt nicht bloß seine Arbeitskraft, sondern bringt ihr auch vielfach materielle Opfer.

So stellt sich uns in dem neu aufblühenden Andechs so recht die Geschichte und Wirksamkeit des Benediktinerordens vor Augen, wie

---

[1] Vgl. M. Sattler, Chronik von Andechs, 1877. E. Heindl, Andechs, für die Besucher des heiligen Berges beschrieben, 1884.

[2] Was Gott gehört und dem Altare,
Bleibt keinem Dieb bis hin zur Bahre.

er seit mehr als einem Jahrtausend war und mit der Pflege des christlichen Kultus zugleich den Segen der Kultur unserem Vaterlande gebracht hat. Aus dem Chorgesange (opus Dei), den der hl. Benedikt seiner Gemeinde vorschrieb, ist die ganze Herrlichkeit des Gottesdienstes herausgewachsen; in der Handarbeit, besonders dem Ackerbau (opus manuum), den er den Seinen zur Pflicht machte, stellte er die Ehre und den Segen der vordem so verachteten Handarbeit der Welt vor Augen und hat dadurch einen großen Teil von Deutschland urbar gemacht; in den Kindern, welche schon im zarten Alter den Äbten zur Erziehung und zum Unterricht dargebracht wurden, sehen wir die Anfänge jener großen Pflegestätten der Wissenschaft, die den Abteien unter den Stürmen des Mittelalters einen so hohen Glanz verliehen. Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht, Ackerbau und Handarbeit, diesen drei großen Aufgaben hatte der Orden sich geweiht; sie sind die Aufgaben der Menschheit. Mag auch rohe Gewalt einen und den andern Stamm fällen, mag auch einer oder der andere altersmorsch in sich selbst zusammenbrechen, immer werden aus der Wurzel neue Triebe sprossen, immer wird der Geist, der sie geschaffen, neue Formen finden. Was auch immer die Zukunft bringen mag, welche Katastrophen auch immer über unser Geschlecht dahingehen und das Angesicht der Erde verändern werden, der Benediktinerorden wird sie alle überdauern; denn er ist die älteste, unmittelbarste, bildungs- und entwicklungsfähigste Verkörperung ewiger Ideen. Und diese sterben nicht.

Stets liebte ich es, in der Nähe heiliger Stätten meinen Ferienaufenthalt zu nehmen. Das Kreuz am Wege, das der Tiroler so sinnig und dankbar mit goldgelben Maiskolben und dunkelroten Weintrauben schmückt; der schlanke Kirchturm, umgeben vom Gottesacker mit den sorgsam gepflegten, blumenverzierten Gräbern, in welchen die hohen Bergeshäupter so ernst und mahnend hereinblicken, während der Priester nach der Frühmesse in der Stille des Morgens hindurchgeht, mit Weihwasser die Leichenhügel besprengt und den Geschiedenen Segensworte zuruft; die Abendglocke, deren Klänge von der Felswand widerhallen: das alles ist mehr als bloße Staffage der schönen Landschaft.

Dies Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

Das alles redet mit stiller und so lauter Stimme, regt so manche Gedanken in uns an, die uns im Gewühle der Stadt und auch unter bestaubten Folianten nicht in den Sinn kamen; da zieht ein so hoher Friede, Trost, Freudigkeit in die Seele ein. Und diese geistige Strömung, die den inneren Menschen erhebt und mit Ahnungen des ewigen Lebens erfüllt, fließt gewissermaßen über auch auf den Leib, diesen erfrischend, stärkend und verjüngend. Da fühlen wir so recht, wie wahr es ist, was Gott verheißen: ‚Deine Jugend wird sich erneuen wie die eines Adlers.‘[1] Wenn wir dann knien können mit dem gläubigen Volke vor dem Altare, sei es in der erhabenen Abteikirche, wo die ernsten Choräle mächtig über unsern Häuptern hin durch die Hallen wogen, oder in der kleinen, armen Dorfkapelle, wo der Priester in hehrer Stille das geheimnisvolle Opfer feiert: da wird es uns so heimatlich wohl, da öffnen sich die tiefsten Quellen des inneren Lebens, liegt die Welt mit all ihrer Erbärmlichkeit tief unten zu unsern Füßen, verschwindet die Zeit, empfinden wir um uns her die Ruhe der Ewigkeit. Wenn wir auf den Altar blicken, sei er reich oder arm, er erinnert uns an die Tage der grauen Vorzeit, da die Völker ihre Altäre errichteten und über Noes Opfer der Bogen des Friedens erschien. Albe, Stola, Kelch, Patene, ob von Gold oder nur von geringem Stoffe, das alles sind Reliquien aus uralter Zeit. Alles hat sich im Laufe der Jahrtausende geändert, alles hat die Flut der Vergänglichkeit hinweggespült, am Altare der katholischen Kirche haben die Heiligtümer der Menschheit eine Stätte gefunden. Unbewegt wie der Himmel steht der Altar der Kirche über den Geschlechtern, die kommen und gehen; und Tag und Nacht auf der ganzen Erde steigt das Opfer zu Gott empor, das ewig Bleibende in allem Wechsel des Irdischen, das einzig Dauernde in diesem Kreislauf von Entstehen und Vergehen. Wenn wir dann das Evangelium verkünden hören, diese Worte so einfältig und so erhaben, so kindlich und so voll Majestät, aus denen eine Weisheit spricht, so überirdisch und geheimnisvoll und doch wieder den Menschengeist so vollständig sättigend und labend: dann empfangen wir einen Eindruck von den Segnungen des Christentums, von der Größe unserer katholischen Kirche, wie ihn die Beweisführungen der Wissenschaft nicht stärker zu geben vermögen.

[1] Ps 102, 5.

Darum konnte es mir nie recht wohl werden an jenen Orten, wo wir kaum das Zeichen unserer Erlösung erblicken, wo gerade das, was die Menschen am innigsten und dauerndsten vereint und das stärkste Band der Gemeinschaft ist, gar nicht gefunden wird: die Gemeinsamkeit unserer Anschauungen in Bezug auf die letzten und höchsten Fragen des Daseins. Diese Herren und Frauen, die wir so häufig dort finden, trotz all ihrer Bildung, scheinen noch gar nie nachgedacht zu haben, warum sie denn eigentlich auf der Welt sind. Alles scheint nur darauf angelegt, die Tage in Freuden zu verleben und sich so gut als möglich zu unterhalten.

O curvae in terras animae et coelestium inanes![1]

Es stimmt mich immer unendlich traurig, wenn ich da sehe, wie für so viele es eine Sonntagsfeier nicht mehr gibt. Die Männer lesen ihre Zeitungen in der Sonntagsfrühe wie an jedem andern Tag, und der Zigarrendampf bildet ihr Morgenopfer wie an jedem andern Tag. Und die Frauen? ‚Frauen ohne Religion', sagt einmal selbst der frivole Heine, ‚sind wie Blumen ohne Duft.' Nichtige Plaudereien, Romanlektüre und eitler Putz soll die Leere ihres Lebens ausfüllen;

Pars minima est ipsa puella sui[2].

Statt eines frommen Gesanges diese grellen, schnarrenden, hölzernen, geist- und seelenlosen Klimpertöne, wo kein sanftes Ausklingen ist und natürliches Verhallen, dabei unzähligemal dieselben Handgriffe falsch gegriffen und wiederholt! Diese Fingerfertigkeit, welche die Mechanik fast künstlich herstellen könnte, macht uns ganz dumm und stumpf und beweist so recht die Geist- und Gemütlosigkeit unseres heutigen Gesellschaftslebens, wo man sich und andere damit martert. Welch trostlose Öde!

Wie groß erschien mir dagegen bei der letzten Herbstfahrt hier in Andechs eine Bäuerin! Sie war mit den andern hierher gewallt, hatte stundenlang da gekniet, gebetet und die Predigt von der Gottes- und Menschenliebe gehört. Nun ging sie heim und legte beim Weggehen eine Gabe in den Opferkasten. Man konnte ihr es ansehen, daß stiller Friede, Trost, Ergebung in ihrer Seele wohnten.

[1] Pers., Sat. 2, 61:
Armliche Seelen, zur Erde gebeugt und dem Himmel entfremdet!

[2] Der kleinste Teil von ihr ist sie selbst.

Diese Frau war dem Anscheine nach arm, doch sie ist unermeßlich reich; sie hat hier gebetet für ihr Seelenheil, um eine Ewigkeit von Glück. Und sie hofft es; sie hofft es ‚festiglich und gewiß, weil der getreue und barmherzige Gott es versprochen hat'. Darum ist sie so reich und opfert gern eine Gabe von dem wenigen, was sie besitzt.

Wie arm dagegen der Glaubenslose! Da gehen diese Menschen hin, um im Naturgenuß ihr ganzes Glück zu finden. Einmal, auf einem Berge beim Sonnenuntergang, sah ich einen bewundernd stehen. Es war in Norddeutschland. Er meinte, das sei doch auch ein erhabener Gottesdienst, da alle stehen in dem Riesendome dieser Erde und andachtsvoll hinblicken, wenn der schöne Feuerball im Westen hinabsinkt und aus den Bergen die Abendwinde brausen wie mächtiger Orgelklang. — Aber die Sonne verbirgt oft wochen-, monatelang ihr Angesicht, wo ist dann dein Gott? Und wenn deine Seele angstgepreßt nach Hilfe schreit, wo ist dann dein Gott? Und wenn einmal dein Auge, das diese Sonne sah, sich schließt, wo ist dann dein Gott? Und wenn dieser Sonnenball und Millionen Sonnen an unserem Sternenhimmel erloschen sind und erstarrt, wo ist dann dein Gott?

Doch dies ist noch das geringere Übel. Manche benutzen gerade die heiligen Tage, um ihrem Haß gegen Christus und seine Kirche Luft zu machen. Denn gleichgültig kann nun einmal der Mensch dem Christentum gegenüber nicht sein. Es ist da, es ist in der Welt als eine universale, welthistorische Tatsache von unermeßlicher Bedeutung. Bei jedem Schritt und Tritt begegnet es uns, wohin wir blicken, werden wir daran erinnert, unser öffentliches und Privatleben trägt überall noch seine Spuren, selbst unsere Sprache hat es durchdrungen. Dem einen ist es darum ein gütiger Schutzgeist, der ihn freundlich an der Hand faßt, sicher und glücklich durchs Leben geleitet; dem andern wird es ein drohendes Gespenst, dem er vergeblich zu entrinnen strebt, das aber immer wieder, wo er auch sich zu verbergen sucht, vor ihm auftaucht und ihn schreckt. —

Zehn Tage blieb ich auf dem heiligen Berge. Den Rückweg nahm ich durch die wild zerrissene, tief eingeschnittene Schlucht des Kientales, das bei Herrsching in das Becken des Ammersees mündet. Unter gewaltigen Tannen, hundertjährigen Eichen und Buchen, die wie liebende Freunde schützend ihre grünen Äste über uns ausstrecken,

führt die Straße dahin. Zunächst geht der Fußweg steil abwärts, über weit und mächtig an dem Boden hinlaufende Wurzeln; diese hatten erst mühsam die Ritze suchen müssen, wo sie in das feste Gestein eindringen und Nahrung finden konnten. Aber um so kräftiger sind sie nun geworden, um so fester halten sie die Felsen umklammert und bilden so natürliche Stufen, auf denen es sich leicht hinabsteigen läßt. So ist es auch im Menschenleben. Was in Not und Kampf und schwerer Arbeit heranwächst, das wird im innersten Kerne gesund, wächst hoch und kräftig auf und trotzt den Stürmen; die wohlgepflegte Treibhauspflanze hält nicht aus im Wetter. Hoch oben auf den Wipfeln, am obersten Rande der Schlucht, lag goldenes Sonnenlicht; hie und da drang ein Strahl durch das Laubwerk herein und spielte über den Blättern, die ein schwacher Luftzug bewegte. Bald war auch das Geläute der Herde verklungen, die auf dem Berge weidete; große Stille herrschte ringsum; nur der Bach, der das Tal durcheilt, durch die lange Sommerwärme klein geworden, murmelte leise. Da erschien mir die ganze Natur wie ein Mensch, der schläft und träumt und im Traume redet.

Jetzt öffnete sich eine kleine Seitentür an der Klostermauer. Ein Bruder trat heraus in schwarzem Habit mit dunklem Bart; er hatte einen großen Wasserkrug in der Hand, und ein Knabe, gleichfalls einen Krug tragend, folgte ihm. Sie stiegen den Abhang hinunter bis zu dessen Mitte, wo aus dem Felsen kühles, klares Wasser quillt; es ist das Priorbrünnchen. Es war ein überraschend schönes Bild und erinnerte mich so recht an manche Sagen des Mittelalters von dem Klausner, der in seiner Waldeinsamkeit einen Knaben bei sich hat, den er beten lehrt und die Kräuter kennen, und dem er von den Sitten und dem Treiben der Menschen erzählt, der vielleicht ein Königssohn ist und nun dem Einsiedler wie ein Sohn dem Vater Dienste leistet.

Noch einmal blieb ich stehen und trank gleichfalls aus der Quelle. Dann ging es wieder weiter in der Stille; das Kloster war unsichtbar geworden. Mit einemmal klang ein Glöckchen so hell, so klar, so silberrein von oben herab durch den Wald wie eine freundlich liebe Engelsstimme. Es war das Chorglöckchen, das die Brüder zu den Horen rief. Es klang wie ein frommer Abschiedsgruß.

Als das Schiff in der Mitte des Sees angekommen war, trat mehr und mehr die Kirche wieder hervor und schaute vom hohen

Berge weithin in das Tal und Land hinein. Ich blieb auf dem Verdeck, unverwandt war mein Blick dorthin gerichtet, ſolange ich fuhr. Schwere Wetterwolken, die lange ſchon gegen Weſten geſtanden und den Horizont dort verdunkelt hatten, zogen nun herauf; heftiger Regen mit Hagel vermiſcht ſtrömte nieder. Die Wellen gingen hoch und der kleine Dampfer ward ſtark bewegt. Immer dunkler wurde es, nur hie und da floh ein lichter Streif am ſüdöſtlichen Himmel hin und ließ mich auf einen Augenblick noch einmal die Kirche ſchauen. Da erweiterte ſich vor mir der See, er ward vor meinem Geiſte zum Meere, zum großen Meere dieſer Welt, wo es auf und ab wogt, Sturm und Wellen das Schiff unſeres Lebens umherſchleudern. Hoch darüber ſteht die Kirche, unbewegt und unerſchütterlich; denn das Kreuz ragt von ihrem Gipfel herab, und ihre Mauern ſind aufgebaut auf Felſengrund —

> ... velut rupes vastum, quae prodit in aequor,
> Obvia ventorum furiis expostaque ponto,
> Vim cunctam atque minas perfert coelique marisque,
> Ipsa immota manet[1].

Und nun nochmal den Blick zum Kreuze hinauf! Das Blut, das von ihm herabgefloſſen über die Welt, hat Balſam geträufelt in ihre Wunden, in die tiefen Todeswunden der Menſchheit, hat ſie getröſtet und geheilt. Denn der, der am Kreuze hing, iſt erſtanden und wird alles an ſich ziehen, mit ſeiner Gottesmacht hinaufziehen aus dieſen Abgründen von Not und Tod zu den lichten Höhen, da er wohnet.

---

[1] Vergil., Aen. 10, 693:

... wie ein Fels, der hinaus in das unabſehbare Meer ragt,
Trotzend der Stürme Gewalt und bloßgeſtellet der Brandung,
Alle Gewalt und Drohung des Meers aushält und des Himmels,
Und unerſchütterlich ſteht.

V. Ins Tal der Fränkiſchen Saale.

Eiſenbahnen; ihre Nachteile und Vorteile. — Der Speſſart. — Schloß Meſpelbrunn. — Julius Echter von Meſpelbrunn; ſein Charakter. — Religion und Humanität. — Sagenhafter Urſprung der Echter. — In der Lichtenau. — Wahre und falſche Ideale. — Die Jagd im Speſſart. — Land und Leute im Speſſart. — Phantaſie und Tat. — Der Speſſarter Landſturm und die Franzoſen. — Einſiedel, Neuſtadt, Gertraud. — Deutſchland und die Mönche. — Der Bauernkrieg. — Adel, Bauer, Kloſter. — Rieneck. — Der Feudalſtaat. — Karl d. Gr. auf der Salzburg. — Der Saale entlang. — Schönau; ſeine Geſchichte. — Seyfriedsburg, Homburg, Sodenberg, Reußenberg, Dreiſtölz. — Religiöſer Grund der deutſchen Sage. — Dorfgeſchichten. — Der Adel und die Juden. — Das Aufkommen des dritten Standes. — Das Proletariat und die ſozialiſtiſchen Theorien. — Saaleck, Hammelburg, Altſtadt. — Die Säkulariſation.

I.

Was ſoll ich in der Fremde tun?
Es iſt ja hier ſo ſchön!

Die Worte dieſes alten Liedes ſummten oft um mich her, wenn der Herbſt nahte und ich mich zur Reiſe in die Ferne bereitete. Es iſt ja hier ſo ſchön in dieſen dunkeln Wäldern, auf dieſen grünen Auen, von dem ruhig dahinſtrömenden Fluſſe belebt, wo klare Bäche von den Hängen rieſeln und wie leuchtende Silberfäden durch die Fluren ſich hinziehen, hier in dem alten Thüringerlande, das ehedem bis zum Main herabreichte und den Norden mit Süddeutſchland verband. Wenn irgendwo, ſo iſt hier echtes deutſches Land; kein ſlawiſcher Laut iſt je hier erklungen, keines Römers Fuß hat je dieſen Boden betreten. Wie oft habe ich ſeit einem Menſchenalter dieſe ſtillen Täler durchwandert, im Schatten dieſer Eichen geraſtet, auf denen das Auge des Forſtmannes mit Liebe ruht, an denen er ſchauen kann, was die Natur zu ſchaffen vermag, wenn die Hand des Menſchen

nicht hemmend und störend eingreift. Hier, unter dem Schutze einer einsichtsvollen Regierung, ist es der kurzsichtigen Habsucht noch nicht gelungen, diese herrlichen Bestände niederzuschlagen, und der rücksichtslosen Spekulation fremder Händler sind unübersteigbare Schranken gezogen, wenn sie es versuchen wollten, diesen segensvollen Reichtum des Waldes auszubeuten, um, wie anderswo, nichts mehr bei ihrem Abzug übrig zu lassen als trostlose Ödung und unfruchtbares Geröll. Die neueste Zeit hat auch dieses stille Tal durch Eröffnung der Sekundärbahn von Gemünden am Main bis nach Hammelburg dem Weltverkehr erschlossen. Zuerst, als ich diese Nachricht hörte, war sie mir keineswegs erfreulich. Sollen nun auch hier, in diesem friedlichen, stillen, von dem ruhelosen Treiben der Welt noch unberührten Tale die Ingenieure ihr Werk beginnen, durch diesen reichen Wechsel der Landschaft, über diese so mannigfach gewellten und doch so harmonisch stimmenden Hügel und Fluren ihre Linien ziehen, schnurgerade wie ihr Lineal und poesielos wie ihre Berechnungen? dachte ich mir. Soll hier nun die Lokomotive heranschnauben, statt Amselschlag und Kuckucksruf ihr greller Pfiff aus den Wäldern widerhallen, statt der leichten blauen Rauchsäule, die über dem Dache der Mühle kräuselnd emporsteigt, der schwarze, schmutzige Dampf der Maschine über das Tal sich legen, die spiegelhellen Wellen des Flusses verdunkeln und schwer und trüb an den Berghalden sich hinziehen? Und soll mit dem Bahnzug auch die große Welt einziehen und auch diese Idylle zerstören, die so manchem seit so vielen Jahren Auge und Herz gelabt und die Seele, hineinversenkt in dieses reine, einfache, unverfälschte Naturleben, wie durch ein stärkendes Bad erfrischt und neu belebt hat, so daß er mit erhöhter Spannkraft zu den Arbeiten des Berufes zurückkehren konnte? Soll das rastlose Jagen nach Besitz und Genüssen, diese Friedlosigkeit, dieses Ungenügen und Verschmachten vor Begierde des Weltmenschen mitten in seinem Genußtaumel, dieser Schein und diese Lüge da draußen auch hier hereinkommen wie eine giftige Seuche, welche die Geister verwirrt und die Herzen austrocknet?

Doch es ist so arg nicht geworden. Die Miniatur-Lokomotive bringt nur wenige Wagen; Amerikaner, Russen und Engländer haben den Weg hierher noch nicht gefunden, die Bewohner sind auch noch nicht ‚unternehmend' genug, um Sommerfrischen zu errichten und durch wehende Fahnen, weithin sichtbar, die Vorüberreisenden zum

Besuch einzuladen. Auch würden diese alle Verhältnisse noch viel zu ‚primitiv' finden, wie häufig solche tadelnd sich auszudrücken pflegen, die nun einmal es lieben, in den paar Tagen ihrer Erholungsreise als etwas ganz besonders Vornehmes angesehen und bedient zu werden; den eigentlichen Gewinn hat dabei freilich nur der, welcher ihnen am Schlusse die Rechnung macht.

Bereits beginnt üppiges Buschwerk mit seinem wohltuenden Grün den Bahndamm wieder zu verhüllen; nur wenige Züge gehen morgens und abends hin und wieder; einen Augenblick siehst du sie sich hinwinden durch den Hag und über Wiesengrün, dann ist alles wieder so einsam und still, daß du nichts hörst als den Lockruf der Wildtaube und den Finkensang drüben im Walde, das einzige, was dir lebendig dünkt ringsum. Du bist wieder allein, mit der Natur und dir selbst so allein, daß du dich viele Meilen weit von dem Weltreiben entfernt denken kannst.

Darum wollen wir der neuen Bahnlinie nicht gram sein. Gar mancher, der auf einer der Linien, welche vom Rhein oder von Sachsen oder von Preußen oder von Südbayern an Gemünden vorübereilen, von der Brücke aus einen nur flüchtigen Blick in die beiden hier ausmündenden Täler der Sinn und der Fränkischen Saale warf, hat nicht geahnt, wie schön es ist hinter diesen ragenden Bergen, in diesen heimlichen Gründen, wie viele liebliche Heimstätten diese dunkeln Wälder überschatten. Waldesduft und Wiesengrün mit seinen hellen Gewässern und frische Luft der Berge, wie bieten sie dem ein Labsal, der bei der rastlosen Hast des Lebens und Schaffens nach stiller Ruhe verlangt!

In wenigen Stunden trägt uns der Bahnzug, ob von der reichen Geld- und Handelsstadt Frankfurt oder von Würzburg, dem Musensitze her, nach Gemünden. Wer jedoch in dieser Zeit des Dampfes das Fußgehen noch nicht verlernt hat, wer noch Land und Leute kennen lernen will und in wessen Brust noch, wenn der Wald wieder grün geworden und die Vögel wiedergekehrt sind, der Wandertrieb sich regt, dem er als Jüngling gefolgt war, der ihn darum stark gemacht hat an Leib und Seele, dem er auch im späteren Alter nicht entsagen will, weil er ihm die Tage der Jugend zurückruft: ein solcher möge uns nun begleiten auf unserer Fußwanderung durch den Spessart in das Tal der Sinn und der Saale.

II.

Von Aschaffenburg aus haben wir nicht weit zu gehen, und der Spessart (Spechteshart, Spechthart — so in den Urkunden des Mittelalters und schon im Nibelungenlied) nimmt uns auf und verläßt uns nicht mehr. Unter seinen Laubdächern wandern wir fort und fort. Mehr und mehr, wenn wir dem Herz des Spessarts entgegengehen, wird prächtiger der Wald, der echte deutsche Wald, wie ihn unsere Ahnen schon kannten vor Jahrtausenden, den sie dem Vogel Odins, dem Specht, geweiht hatten. Selten sind die Grenzen eines Gebirges so bestimmt von der Natur hervorgehoben und scharf umrissen, daß auch das ungeübte Auge sie leicht verfolgen kann, wie jene des Spechtharts. Der Main, welcher in vielen Windungen von Gemünden bis Hanau einen weiten Bogen beschreibt, umgrenzt ihn gegen Süden; dort ist es die Saale, hier die Kinzig, welche nach Osten und Westen das Gebirge umschließen; im Norden begrenzt ihn die der Sage nach von Karl d. Gr. angelegte Hohe oder Birkenhainer Straße. Zwischen diesen Grenzen erhebt sich der Hochspessart wie ein fast ununterbrochen fortlaufender Hochrücken. Sinn und Saale wenden unsern Blick hinauf zum nächsten Grenzgebirge, der Hohen Rhön, wo vom Gipfel des Kreuzberges aus der Blick über die wundersam geformten, geognostisch hochwichtigen Basaltkuppen hinüberschweift und in der Ferne die Höhenzüge des Thüringer Waldes und der Saum des Harzes noch in schwachen Linien dem Auge erkennbar sind. Je mehr wir uns dem Hochspessart nähern, desto häufiger erscheint die Eiche, dieser schönste aller Bäume, in ihrer ganzen Größe und vollen Kraft; dazwischen ragen herrliche Buchen empor, schlank und glatt, und ihre Blätter, von der Sonne vergoldet, schimmern und leuchten, als sollten sie wie Riesenkerzen uns Licht geben, wenn wir den Weg durch das Dickicht suchen. So ist der Spessart eine der schönsten Perlen in der Krone Bayerns, und nicht umsonst sind Könige und Fürsten, von Karl d. Gr. an bis auf den heutigen Tag, von weiter Ferne hierher gekommen zur Pflege der Jagd. Die Spessarter Jäger hatten weithin den Ruhm, Meister zu sein in ihrem Handwerke, und viele Sagen knüpfen sich noch daran.

Zuerst steigen wir über einige waldige Höhen und gelangen in das Elsavatal; unser nächstes Ziel ist, wie billig, Mespelbrunn, Schloß und Geburtsort des großen Julius Echter von Mespel-

brunn, Fürſtbiſchofs von Würzburg, Stifters des Spitals[1] und der Univerſität daſelbſt. Vom Steigen ermüdet, laſſen wir uns unter den Bäumen nieder, ehe wir vollends ins Tal hinunterwandern. Stille, heilige Ruhe überall! In der Nähe hören wir das Klopfen des Spechtes am Baume; über uns kreiſt der graue Geier, der Warnungsruf der Vögel wird laut; mit einemmal, mit gellendem Pfiff, ſtößt er drüben ins Tal hinab.

O Speſſart, edler Forſt, du biſt
Der Wälder Preis zu jeder Friſt!
Wie weit umher in Land und Gauen
Auch forſchend rings die Augen ſchauen,
Mit deinen Buchen, deinen Eichen
Läßt ſich kein andrer Wald vergleichen.

Wie Säulen ſchlank im Tempelraum,
Stehn deine Stämme, Baum an Baum,
Und deine Wipfel wölben ſich
Zum weiten Dom andächtiglich.
Und drüber lacht der Sonne Schein,
Und ihrer Strahlen hell Gefunkel
Blitzt durch das kühle Laubgedunkel
Und wirkt grüngoldne Lichter drein.

Sieh dort das Schiff auf weitem Meer,
Das rüſtig fährt im Sturm einher,
Hoch in der Luft die Maſten ſtolz:
Gezimmert iſt's von deinem Holz,
Aus Speſſarts Eichen iſt's gebaut,
Der Seemann drum ihm wohl vertraut.

Karl Immermann ſagt einmal in ſeinen Memorabilien: ‚Wer Deutſchlands geheimſte Reize genießen will, muß nach Franken reiſen.' Mit Recht bemerkt hierzu Alexander Kaufmann: ‚Was aber einer Landſchaft Reiz gewährt, iſt nicht bloß die Natur, ſondern auch die Erinnerung an geſchichtliche Ereigniſſe und die Sage. Vermag ſie, wie dies in Schottland ſo häufig der Fall iſt, ſelbſt unſchöne oder nur durch rauhe Schönheit wirkſame Gegenden mit dem Schimmer poetiſcher Romantik zu umweben, wieviel mehr wird ſie dieſes Zauberlicht über unſere Landſchaften verbreiten, die wie der Speſſart den vollen Duft des alten deutſchen Waldes, oder wie das Maintal eine Folge der anmutigſten, durch Burg- und Kloſtertrümmer doppelt reizenden Anſichten bieten!'

[1] Vgl. das Titelbild.

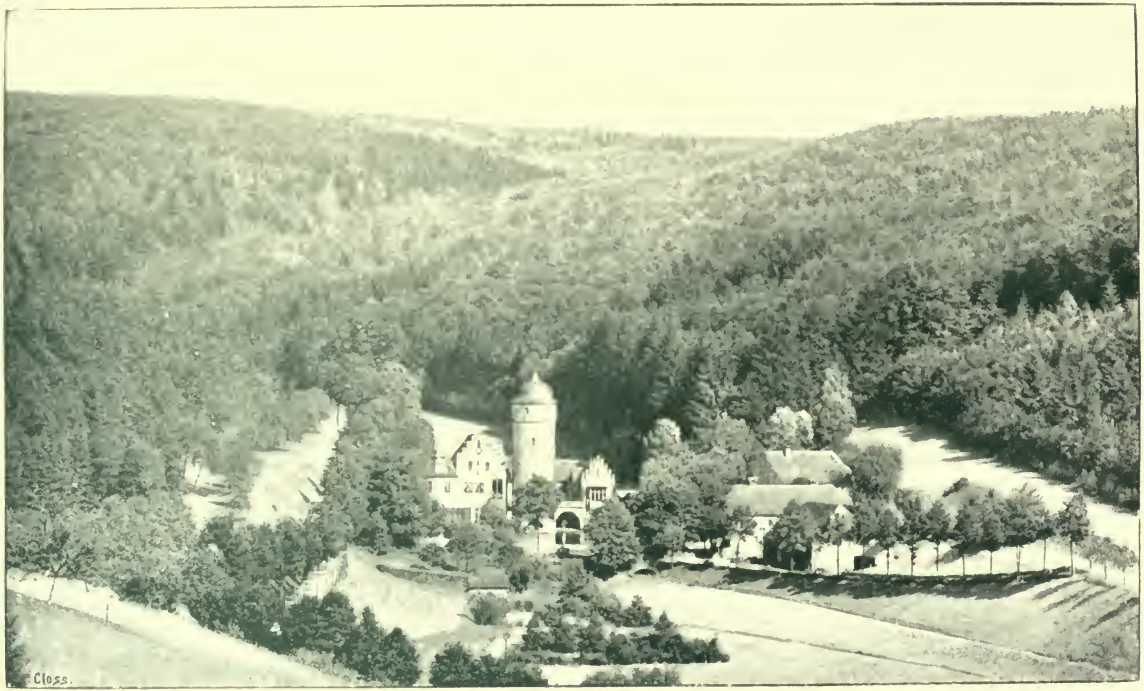
III.

Unten im Tale liegt der Weiler Neudorf, eine Ansiedlung, wie auch der Name besagt, aus neuerer Zeit. Ein kleiner Bach, der von Osten herabfließt, mündet hier in die Elsava ein; wir gehen an ihm aufwärts und stehen in wenigen Minuten vor Mespelbrunn, nach älteren Urkunden Espelborn. Es ist ein ernstes und doch liebliches Bild, das sich hier unserem Blicke bietet. Allmählich steigt der Boden an, das frische Wiesengrün wird von dem murmelnden Bächlein bewässert; amphitheatralisch stehen die Berge im Hintergrund; ringsum von dunkelgrünen Wäldern umkränzt, ist die Burg wie in einen prachtvollen Rahmen von der Natur selbst eingeschlossen. Aus der klaren Flut eines spiegelhellen Sees steigt das Schloß empor, das mit seinen verschiedenen Bestandteilen und aus verschiedenen Zeiten stammenden Anbauten bei aller Unregelmäßigkeit im einzelnen zwar nicht jenes ermüdende und geistlose Gleichmaß darstellt wie neuere Bauten der Art, aber ein so ebenmäßiges, aus dem Leben und der Geschichte seiner Bewohner herausgewachsenes Ganze, daß wir es mit seinen verschiedenen Linien, abwechselnden Formen und Giebeln immer von neuem und mit Interesse betrachten. Der hohe Wartturm, der wie ein spähender Wächter über das Ganze emporragt, grüßt uns schon von ferne; treten wir näher, dann erblicken wir den lieblichen Erker, das zinnengekrönte Dach. Eine Brücke führt über den See in das Innere. Die Erbtochter Maria Ottilia brachte nach dem frühen Tode Johann Philipp Echters (1665) einen Teil der Güter durch Heirat in das Geschlecht der Ingelheim, welche das Wahrzeichen der Echter, die drei Ringe, in ihr Wappen aufnahmen; ein noch lebendes Glied dieses Hauses ließ in neuerer Zeit das Schloß mit vielem Verständnis erneuern. Hier ward der große Julius geboren (1545 ‚uff St. Anshelmitag den achten Martii) als der Sohn Peter von Echters und der Gertrud von Adelsheim; mit Ehrfurcht betreten wir die Stube, in welcher der Vater des Frankenlandes das Licht der Welt erblickte.

Es ist gewißlich so: wir verstehen einen Menschen auch in seinem geistigen Leben und Schaffen nicht, wenn wir den Ort nicht kennen, wo seine Wiege gestanden, den Boden, auf dem der Knabe sich getummelt, die Umgebung, in der er herangewachsen ist. Mit Recht sagte einmal der Rektor seiner Universität in einer Festrede von ihm:

Sein Auge, hell und klar wie der kryſtallene See, der die Burg ſeiner Väter umflutet, hatte tief hineingeſehen in die Schäden, an denen ſein Geſchlecht ſiechte; er hatte den Ernſt und die ganze Bedeutung der Lage ermeſſen und erkannt, was ſeine Zeit bedurfte, was ſeine Völker von ihm heiſchten. Mannhaft und ſtark wie die Eiche des Speſſarts, in deren Schatten ſeine Wiege geſtanden, von keinem Hemmnis gebeugt, von keiner Not gebrochen, führte er . . . aus, was, allmählich reifend, er ſeit Jahren wie ein Kleinod in ſeiner Seele getragen hatte. Nicht bloß durch äußere Mittel und politiſche Kombinationen, durch Begründung vielmehr und Neubelebung kirchlicher Inſtitute, durch großartige Schöpfungen chriſtlicher Caritas, vor allem aber durch wahre, echte Wiſſenſchaft ſah er eine glücklichere Zukunft gewährleiſtet; denn er vertraute den Waffen des Geiſtes, der Macht der Wahrheit. Ihm war jenes Wort Bacons, das in jüngſter Zeit von Staatsmännern und Gelehrten mit Emphaſe wiederholt wurde: „Wiſſenſchaft iſt Macht", keineswegs fremd; mehr als einmal hat er es in den Statuten, die er ſeiner Univerſität gegeben, ausgeſprochen, und indem er in einer des hochgebildeten Mannes würdigen Weiſe jenen Gedanken Platos ſich aneignete: nur dann wären die Staaten glücklich, wenn entweder die Philoſophen Könige oder die Könige Philoſophen würden, hat er eine Ariſtokratie der Intelligenz anerkannt und deren Bedeutung, Stellung und Einfluß im öffentlichen Leben hinlänglich angedeutet.'

Gerade deswegen hatte der widerſtrebende Teil des Adels im Hochſtift Würzburg ihn angeklagt; in der Beſchwerdeſchrift vom Jahre 1581 hoben die Unzufriedenen hervor, daß Männer zu hohen kirchlichen Würden berufen würden, die ‚keinen Stecken' von ihren Eltern ererbt hätten; auch tadelten ſie ihn darum, weil er einen ‚geiſtlichen Rat', zumeiſt aus Bürgerlichen beſtehend, um ſich geſammelt. Julius hatte eben einer fälſchlich ſo genannten Reformation gegenüber, welcher viele jener Adeligen ſich angeſchloſſen hatten, jenes Wort des Ägidius von Viterbo bedacht: nicht die Religion ſei zu reformieren durch die Menſchen, ſondern die Menſchen durch die Religion, und darum ließ er ſich nicht durch Vorurteile und Privilegien zurückhalten, wenn es galt, die tüchtigſten Männer zu wählen zur Hebung der religiöſen, ſittlichen und wirtſchaftlichen Lage ſeines Volkes. Julius war in der Tat ein Säkularmenſch, und ſein Name ſteht ſo tief eingegraben in der Erinnerung unſeres Volkes und wird mit ſolch dankbarer



Burg Mespelbrunn. (Phot. Samhaber.)

Bewunderung und warmer Verehrung genannt, als ob er gestern erst von uns geschieden wäre. Mit Recht läßt darum der Dichter den Spessart diesen seinen besten Sohn rühmen:

Doch keiner von den frommen, hohen Helden,
Die aufgeblüht aus meiner Waldesnacht,
Hat so vereint in sich die beiden Welten
Der Glaubenstreue und der Erdenmacht;
Der fernsten Zukunft Herold hör' ich melden
Die Werke, die sein starker Geist vollbracht;
Vor seines gottgeweihten Wohltuns Walten
Sah ich Verwüstung schauernd innehalten.

Doch was in seinem ungehemmten Streben
Sein klarer Geist als hohes Gut ersah,
Selbst seines eignen Lebens innres Leben,
Was er geliebt, was seinem Herzen nah,
Hat er als reiche Erbschaft hingegeben
Dir, seiner Tochter, Alma Julia,
Durch seine Gau'n, hin durch die fernsten Zeiten
Treu seines hellen Geistes Flut zu leiten.

Wenn wir hier einige Augenblicke nachsinnend uns niederlassen unter den mächtigen Eichen und hochragenden Rotbuchen, deren Wipfel die Burg seiner Väter beschatten, da mögen wir einigermaßen verstehen, wie er das geworden ist, was er war während einer langen, verhängnisvollen Regierungszeit von 44 Jahren († 1617). Die erhabene Einsamkeit ringsum, dieser große Ernst der Natur, die ihn umgab, mochte frühzeitig in ihm den Sinn für das Große und Erhabene geweckt und seinem Geist jene Reife gegeben haben, jene maßvolle Ruhe im Entwerfen, jene Energie in Durchführung seiner Pläne. Lange war er nach seiner Erhebung auf den Stuhl des hl. Burkard schweigsam und schien vielen untätig bleiben zu wollen. Aber es war nur die Zeit, in der unter Gebet und Beobachtung aller Verhältnisse seine Seele dem Plane seines Werkes nachsann, das er dann so starkmütig durchführte. Noch bewahrt man im Schloß sein Jagdgewehr; in frischer Waldesluft, auf der Birsch auf Edelwild mag er schon in früher Jugend Nerven und Sehnen gestärkt haben, daß sie nicht brachen unter den Arbeiten und Kämpfen seiner langen Regierung; auf den Hochschulen am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und Rom hatte er Schätze des Geistes gesammelt, die nun auch seinem Volke zugute kommen sollten, wobei er hoch-

herzig und freigebig bestimmte, daß besonders ‚armer, guter, doch unvermöglicher Leuth' Kinder, so zum Studiren tauglich, dem Vaterland zu Nutz und Dienst ... zu Mehrerm sollten fortgebracht werden'. So hatten die Einsamkeit in früher Jugend, die Erfahrungen, die er später auf seinen Reisen und während seines Aufenthaltes in fremden Ländern gesammelt, ihm jenen klaren, sichern Blick gegeben, jene Weisheit im Beurteilen von Menschen und Dingen, im Ermessen der Not und der Hilfsmittel, ihr zu steuern, jene Seelengröße und das hohe Gottvertrauen, durch das er, wie gefeit, vor keiner Schwierigkeit, vor keiner Gefahr zurückbebte, komme sie von äußeren Feinden oder von innen. Mehr als einmal mochte er sich des Tacitus Wort in die Seele gerufen haben: In ea tempora nati estis, quibus animum firmare deceat. So hat er Volk und Bistum der katholischen Kirche, das Land vor der Säkularisation gerettet. Julius hatte in seinem Leben viele Feinde; so wahr ist es, was Lord Walpole einmal sagt: ‚Kein gleich bei Beginn populärer Mann war je ein großer Mann.' Und mit Recht konnte Goethe behaupten: ‚Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.'

Aber, hat man uns in neuerer Zeit, namentlich bei Gelegenheit der dritten Jubiläumsfeier, gesagt, des Julius Gedanke hat sich überlebt, insofern er die Religion zum Ausgangspunkt und Ziel seiner Hochschule machen wollte; wir modernen Menschen denken anders, streben anders, unsere Ziele sind andere — Wissenschaft, Bildung, mit einem Worte: Humanität. Nur so, sagt man uns, sei eine Hochschule aufzufassen wie eine Hochburg, mitten hineingestellt in die Strömung der Zeit, wo alle geistigen Interessen sich sammeln, Schutz und Pflege finden sollen, von wo über alle Vorurteile der Berufsklassen, Stände und auch der Religionen Licht ausgehen und das kommende Geschlecht zur reinen Humanität herangebildet werden soll. Haben sie recht, die so reden?

Große Geister sind auch tiefe Geister; und Julius war ein tiefer Geist. Sowie aber der Geist in die Tiefe geht, findet er Gott. Darum baute Julius mitten hinein in den Bau seiner Hochschule der Religion eine Stätte und andere dreihundert Gotteshäuser weithin in seinem Lande. Und sein Herz, das so begeistert für die Wissenschaft war, die er darum ‚Leuchte und Schmuck des Lebens' nannte, schlug nicht minder warm für die Religion; dieses Herz gab er darum, als die beste Gabe, die schönste Reliquie, zu ewigem Ge-

dächtnisse der Kirche seiner Universität; wo sein Schatz war, da sollte auch sein Herz sein. Julius hatte es wohl erkannt: die Wissenschaft führt zur Religion. Mag die Wissenschaft sich zu den Sternen erheben und den Blick hinaussenden bis zu den Grenzen der Erde, wo das Schweigen des Todes herrscht, mag sie das Staubatom unter dem Mikroskop analysieren oder das Innerste der Seele beobachten, um den Pulsschlag ihres Lebens zu fühlen: was sucht sie? Wahrheit. Die Wahrheit suchen, finden, entdecken wir; sie ist vor uns, ohne uns, außer uns; die Wahrheit ist in Gott. Unsere Vernunft ist ein Organ für die Wahrheit, wie unser Auge ein Organ ist für das Licht, aber sie ist nicht die Wahrheit, und das Auge ist nicht das Licht. Es ist kein neues, vor ihm unbekanntes Wort, das Kant gesprochen; viele und seit Jahrtausenden haben es vor ihm gesprochen: ‚Zwei Dinge erregen meine Bewunderung: der gestirnte Himmel über mir, die Stimme des Gewissens in mir.‘ Es ist ein Gesetz da für das Universum, welches alle Tätigkeit beherrscht: in der Welt der Materie wie in jener des Geistes, am Sternenhimmel und in der Kryſtallbildung wie in Sitte und Recht, was unser Staunen erregt, was uns die Frage auf die Lippen drängt: ‚Woher ist dieses?‘ Das Gesetz des Universums weist hin auf seinen Gesetzgeber, Gott. Jede Tätigkeit aber hat ihr Ziel, nach dem sie strebt, in dem sie ruht, vom Stein, den die Schwerkraft niederzieht, bis zum Menschengeist. Das Ziel kann nur da sein, wo der erste Ursprung ist, in Gott.

Die Religion, weil sie notwendig eine Lehre enthält, weil sie die tiefsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen entwickelt, regt darum die geistigen Interessen mächtig an; sie wird die Mutter der Wissenschaft; weil sie im Gewissen ein Gesetz ankündet, ruhen auf ihr Sitte und Recht; und da sie im Kultus in die Außenwelt tritt, die Natur weiht und die Symbole des Göttlichen ihr entnimmt, wird sie die Heimat und Pflegerin der Kunst. Und wenn das Wirrsal der Zeiten die Geister betört, da mögen sie an den ewigen Prinzipien der Religion sich wieder zurechtfinden; wenn die Flut des Verderbens, alles überschwemmend und verheerend, über die Völker dahingegangen, da liegen in dem Boden der Religion die Keime bewahrt, aus denen ein neues Leben wieder erblüht.

Und nur die Religion bildet zur echten Humanität. Humanität, reines Menschentum wollt ihr an die Stelle der Religion setzen;

doch, was ist der Mensch? Diese Frage müßt ihr uns zuerst beantworten. Von Xenophanes bis Plato, bei den französischen Naturalisten und den deutschen Dichtern finden wir ein Bild des Menschen gezeichnet, das ihn kaum über die Bestie erhebt, die nur durch eiserne Gewalt gezügelt werden kann; die modernen Männer der Humanität dagegen, Rousseau, Lessing, Herder, stellen ihn uns dar als das reinste, edelste Wesen, das sich nur zu entfalten und auszuleben hat. Aber gerade jene, welche so schöne Reden hielten, in denen sie die Humanität priesen, haben die Guillotine aufgerichtet und in ihrem Namen Ströme von Blut vergossen. Wer hat recht? Die Religion. Die christliche Religion allein beantwortet diese Frage, die so alt ist wie die Welt. Sie bewahrt vor Menschenvergötterung, aber ebenso auch vor Menschenverachtung. Sie zeigt ihn uns als das, was er ist, halb Engel halb Tier, den Funken des Göttlichen in ihm, aber auch die Tiefe seines Elendes, Gottes Bild, doch verunstaltet und getrübt.

Bilden wollt ihr zur reinen Humanität? Aber wo ist das Urbild, das Original, nach dem ihr bilden wollt, das ihr abbilden wollt in der Seele des Jünglings, Zug für Zug? Ist es vielleicht ein edler Römer, ein schöner Grieche? Aber wir sind keine Römer, keine Griechen; wir müßten auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Individualität verzichten, unser innerstes Wesen verleugnen, wollten wir ein Römertum affektieren, wie Don Quichotte die Ritter von Roncesvalles nachahmen wollte. Hier ist der Punkt, wo die Männer der reinen Humanität sich selbst widerlegen und jeder Versuch zur Verwirklichung ihrer Pläne einem gleichen Schicksal mit jenem des unsterblichen Helden des Cervantes verfällt. Die christliche Religion allein gibt Bildung; denn sie allein hat das höchste, reinste, universellste, durch und durch geschichtliche Vorbild, Jesus Christus. Wer kann sagen: Für mich ist er es nicht? Und wer darf sprechen: Ich habe ihn erreicht?

Ihr wollt bilden; aber wie? Wie sollen wir bilden? Tausendmal haben diese Frage sich schon die Pädagogen gestellt. Sollen wir vorzugsweise den Verstand entwickeln, ‚durch den Kopf aufs Herz' wirken, wie der landläufige Spruch heißt? Solche Bildung hat gerade auch der geriebenste Verbrecher. Sollen wir auf das Herz wirken, für alles Große und Schöne es begeistern? Aber gib wohl acht, daß du nicht Schwärmer bildest, die sich erhitzen für die

Trugbilder ihrer Phantasie. Die christliche Religion allein weiß zu bilden, den ganzen Menschen zu bilden; denn sie ist eine Religion der ‚Wahrheit und Gnade'; dem einfältigen Kinde wie dem Manne, der auf der Höhe der Wissenschaft wandelt, gibt sie eine Anschauung von Gott und der Welt und der eigenen Bestimmung, die alle Weisheit der Weisen weit übertrifft. Die Gnade stellt ihr eine Macht zu Gebote, welche den tiefsten Verbrecher erhebt und dem edelsten Gemüte eine Handreichung wird, um immer edler zu werden, immer höher sich aufzuschwingen; die keine Anlage und Gabe der Natur zurückweist, aber sie alle durchdringt, läutert, in den Dienst des Ewigen stellt und so alles Irdische verklärt, alles Menschliche vergöttlicht. —

Möge der Leser entschuldigen, wenn ich vielleicht diese Frage etwas zu ausführlich besprochen habe. Es ist nur geschehen, um das Wort unseres Julius zu rechtfertigen, der in den Universitätsstatuten die studierenden Jünglinge mahnt: ad cultum omnis humanitatis, cui etiam christianae religionis et pietatis rationes inclusae sunt ... consentiant[1]. Daß er diese Humanität nicht bloß auf den Lippen, sondern im Herzen trug und durch die Tat bewährte, dessen gibt Kunde seine großartige Stiftung für ‚allerlei Arten von Armen, Kranken und sonst unvermöglichen schadhaften Leuten'. —

Die fränkische Geschichte hat mit unaustilgbaren Zügen das Leben des großen Bischofs in ihre Jahrbücher eingeschrieben; doch auch die Sage hat den Namen Echter umrankt, wie der Efeu das alte Mauerwerk mit seinem frischen Grün bedeckt. Ursprünglich hausten die Echter auf ihrer festen Burg zu Weckbach im Odenwald; der Kaiser war weit in Italien, die Stärksten aus der Ritterschaft hatten ihm Heerfolge geleistet: da ward der Adel, der daheim geblieben, unbotmäßig, die Ritter überfielen von ihren Schlössern aus den reisenden Kaufmann, bedrückten und beraubten den wehrlosen Landmann, unbesorgt um die Acht, die der Kaiser über die Landfriedensbrecher ausgesprochen. Das dauerte eine Zeitlang; da zog Barbarossa mit Gefolge den Main hinauf, brach eine der Raubburgen nach der andern. Nun hielten auch die Echter sich nicht mehr für sicher; sie

[1] Jegliche Humanität, worin auch die christliche Religion und Frömmigkeit eingeschlossen sind, zu pflegen.

flohen in das tiefste Dickicht des Spessarts, wo sie, um besser ungekannt bleiben zu können, an drei verschiedenen Orten sich Hütten bauten. Es waren ihrer drei Brüder; von Zeit zu Zeit kamen sie auf der Höhe des ‚Jockel' zusammen, um über ihre Zukunft zu beraten. Dort, an einem Pfahle, heute noch ‚Echterspfahl' genannt, banden sie ihre drei Rosse an drei Ringen an und nahmen später zur Erinnerung an ihre Verbannung, als die Acht widerrufen war, einen silbernen Pfahl mit drei blauen Ringen in ihr Wappen auf.

Im Rittersaale des gegenwärtigen Schlosses gibt uns die Schrift unter der Abbildung Haman Echters Aufschluß über dessen Erbauung.

Als war Erzbischoff Johann,
Mespelbrunn fing ich zu bauen an.
Zu Aschaffenburg war ich Vitzedum,
Kam allhier in diese Wüstung.

Im Mai 1412 hatte Haman seinen kurfürstlichen Herrn auf der Hirschjagd im Spessart begleitet. Es war heiß geworden, als ein starker Hirsch sich zeigte; der Kurfürst, nur von Haman begleitet, eilte ihm nach, das Gefolge blieb weit zurück. Endlich stürzte das edle Wild zusammen, aber auch der Kurfürst, von dem starken Ritt ermattet und von Durst gequält, fühlte, wie seine Kräfte sanken. Da, mit äußerster Anstrengung, machte sich Haman auf, um nach Wasser zu suchen; nach einem weiten Wege findet er jenseits im Tale, von Mispelbäumen umschattet, eine Quelle. Er löscht seinen Durst und eilt, seinem Herrn Kunde zu bringen. Doch dieser ist unvermögend vor Schwäche, in das Tal hinabzusteigen. Da ladet ihn Haman auf seine Schultern und trägt ihn zur Quelle. Gelabt und erquickt, gelobt der Kurfürst mit einem Händedruck, seinem treuen Diener diese Tat zu vergelten.

Als sie gerastet und auch die Rosse geruht hatten, ritten sie das Tal entlang; da fanden sie verwirrtes Mauerwerk, die Reste der Hütte, die einer der Echter hier am ‚Espelborn' vor zweihundert Jahren gebaut hatte. Kaum nach seinem Schlosse zu Aschaffenburg zurückgekehrt, ließ der Kurfürst dem Haman Echter Brief und Siegel ausfertigen des Inhalts: ‚umb sonderliche gunst und gnade, die wir zu Ime und Annen seiner ehelichen Hausfrawen han, So haben wir Ime und Iren erben geben zu Eigen die Wüstung und Hoffstede genannt der Espelborn'.

IV.

Je weiter wir nun von hier gegen Osten wandern, desto tiefer kommen wir in den Spessart hinein; überall Wald, nur Wald. Wieder übersteigen wir neue Bergrücken und gelangen in das einsame Tal der Hafenlohr. Kaum begegnet uns ein Mensch auf unserem verlassenen Pfade; nur die sorgfältig gepflegten Anlagen von jungen Baumpflanzen, die wir hie und da erblicken, geben Kunde von der Liebe und Aufmerksamkeit, welche der bayrische Forstmann dem Walde angedeihen läßt. Da stehen 120- bis 150-jährige Buchen, Eichen bis gegen 400 Jahre alt mit einer Schafthöhe von 80 bis 110 Fuß (24—33 m). 70 Prozent des Bodens bedeckt der Wald, in den Staatsforsten sind 92 Prozent Hochwald. Der kahle Abtrieb ist hier schon seit einem Jahrhundert dem schlagweisen Betrieb gewichen, wobei immer in kurzen Zwischenräumen ‚Hegheister' stehen bleiben. Den ‚Jockel' haben wir links zur Seite liegen gelassen und sind am Echterspfahl den Berg hinaufgestiegen; beim Abstieg in das jenseitige Tal sehen wir über seinen Matten und durch das Laubwerk hindurch bläuliche Rauchwolken aufwirbeln. Ehe noch die Sonne untergegangen, sind wir in der Lichtenau angekommen, einem einsamen Jägerhause nebst Eisenhammer; ringsum Wald, nichts als Wald.

Den größten Teil des Jahres ist es still hier, nur unterbrochen durch den bald rascheren bald langsameren, weithin vernehmbaren Aufschlag der Hämmer. Nur einmal im Jahre wurde es lebhaft, wenn eine muntere Knabenschar von dem benachbarten Gymnasialstädtchen während der Ferien in dem Försterhause sich einfand, dessen Wände bis herab mit altersgrauen Schindeln bedeckt waren, zum Schutze gegen Regen und Kälte. Am Abend angekommen, saßen sie schon am andern Morgen am Bache, die Flinten zu putzen und herzurichten; Pulver hatten sie vorsorglich mehr als genug aus der Stadt mitgebracht, und sollte das Geld hierfür auch am Munde abgespart werden; denn der alte Jäger gab nur ungern von dem seinen und ging so sparsam damit um, als wären es lauter Goldkörner. Bis gegen Anfang des 19. Jahrhunderts erbten sich die Förstereien in der Familie fort, der Dienst ging vom Vater auf Sohn und Enkel über. Der Herr dieses freundlichen Forsthauses trug daher einen Namen, der seit langer Zeit und heute noch fast

zugleich genannt wird, wenn man vom Spessart redet. Er war so recht ein Bild des alten Forstmannes, der die Jagd nahezu als die Hauptsache und die Waldpflege nebensächlich betrachtete. Abgehärtet gegen Kälte und Hitze, von Kindesbeinen an mit der Flinte vertraut, hatte er bis in sein hohes Alter noch ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts galt im Spessart eben keiner als Jäger und durfte keiner den Hirschfänger tragen, wenn er nicht den Nachweis liefern konnte, ‚daß er drei Jahre auf ordentlich gehaltenen Bestat-Hirschfaist-Jagen und Schweinehatzen mitgezogen, daß er sich getraue, jedermann darin Satisfaktion zu geben, und daß er mit Genehmigung des Oberjägermeisters und Oberforstmeisters des Spessarts vor gesamter Jägerei von seinen Lehrjahren freigesprochen und nach altem Weidmannsbrauch wehrhaft gemacht worden sei'. So sah denn der alte Förster nicht ungern das junge Blut um sich her, wenn er gleich wegen ihrer Pulververschwendung sie täglich ausschalt.

Nun wurde es lebendig im Wald. Wie freuten sich die Knaben, als sie, dem jahrelangen Staub der Schulstube entronnen, nach Herzenslust sich tummeln, auf das Wild auslugen, hoch oben in den knorrigen Zweigen der Eiche ein Nest erspähen und hie und da auch eine Forelle, die schnell wie ein Pfeil über das Gestein dahinschoß, aus dem klaren Bach herausholen konnten, in süßem Vergessen der griechischen Partikeln und der vier hypothetischen Fälle, diesem Lieblingsgegenstande des gestrengen Magisters! Um sich der guten Führung der Schüler zu versichern, hatte dieser sie angewiesen, vom benachbarten Pfarramte beim Wiederbeginn des Schuljahres Zeugnisse vorzulegen; gerade dies diente nicht wenig dazu, die Ferienfreuden zu mehren. Der Pfarrer, ein betagter Mann, war noch einer aus der ‚guten alten Zeit' und nur mürrisch, wenn er ohne Beute vom Anstand zurückkehrte; denn er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und sah es nicht ungern, wenn die muntern Knaben am edlen Weidwerk ihre Freude hatten. Aber wehe, wenn einer einen Fehlschuß getan! In dem Wörterbuch seines Jägerlatein hatte er nicht Ausdrücke genug, ihn derb auszuschelten. Sonntags ging es durchs Tal über den Berg zur Kirche; auf dem Wege dahin trug die Schwester des einen der Knaben den andern bereits die ganze Predigt vor, die sie nun hören würden. Es war in der Tat so. Der Pfarrer hatte die Gewohnheit, einen Zyklus von Predigten, war er

damit fertig, wieder von vorn anzufangen. Vielleicht wollte er erst dann anderes bringen, wenn seine Pfarrkinder alles das getan, was er ihnen schon gesagt hatte; darum brachte er es immer wieder von neuem vor; vielleicht war auch sein Bischof schuld, warum hatte er ihm auch keine andere Pfarrei gegeben!

Wundersam und ganz eigentümlich war es nachts in diesem einsamen Tale. Aus der Esse des Eisenwerkes stiegen die Funken, zuweilen lichte Flammen zum dunkeln Himmel auf; stärker und weiterhin hörbar drang der Hammerschlag in die Nacht hinaus; hie und da rauschte der Wind in den Bäumen und schüttelte die Wipfel der Fichten, deren Äste zum Fenster hereingrüßten; unweit vor dem Hause murmelte der Bach; der Ruf der Eule am Waldesrande klang so fremdartig. Dazu die am Abend und nachts immer stärkere, erfrischende Ausdünstung von Wiese und Wald, der Rauch der Kohlenmeiler, der sich über das Tal legte und seinen eigentümlichen Geruch verbreitete. Alles das wirkte mächtig auf die Sinne dieser Knaben und bildete in ihrer Phantasie und Erinnerung eine Gesamtvorstellung aller Freuden der Vakanz.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir.
Des grünen Waldes Prangen,
Das offne Aug' dafür,
Die teuern Eltern beide,
Der still zufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

So ganz hat der Dichter doch nicht recht. Das Glück der ersten Jugend ist mehr ein physisch empfundenes, das Glück der Unmittelbarkeit, des Bewußtlosen. Darum schwindet es und muß es verschwinden, wenn der Gedanke erwacht und die Reflexion eintritt. Nun steht der Mensch am Scheideweg; bis hierher waren alle Knaben mehr oder weniger sich gleich und sich befreundet, wie eben unter Knaben Freundschaft ist, die später wie Siriusfernen voneinander geschieden sind. Vor ihnen liegt eine neue Welt, die Welt des Geistes, der Ideale; das Große, Edle, Ewige, Göttliche tritt vor sie hin; der Knabe ist Jüngling geworden, er muß jetzt sich entscheiden. Nun beginnt ein Ringen, ein Kämpfen um das Land der Verheißung; will er das eine gewinnen, muß dem andern er entsagen; die Sichtbarkeit lockt, aber er findet kein Genügen in ihr,

und so treibt es ihn immer vorwärts, aufwärts. Wohl ist es nur ein kleines Gebiet im Reiche der Erkenntnis, das sich ihm erschlossen, viel zu klein, als daß es seinen Durst nach Wahrheit gänzlich stillte; gar manchmal noch wird er schwach und strauchelt, wenn er darangeht, den inneren, den Geistesmenschen in sich zu bilden und zu pflegen — voll und ganz wird er kaum erreichen, wonach er sich sehnt, was er anstrebt. Aber bei alledem ist er glücklich, jetzt schon glücklich; es ist das Glück des Mannes, das ihm geworden, das in das innerste Mark der Seele dringt und sie erquickt. Ist auch nach außen sein Leben unscheinbar, dieses hat doch eine unendlich hohe Bedeutung, einen Wert gewonnen, den nichts Irdisches aufwiegt, durch den Geist, die Idee, die er in dasselbe gelegt hat. Dieses kurze, beengte, arme Leben hat zur Folie eine Ewigkeit. Da ist kein Schweißtropfen umsonst von der Stirne gerollt, da ist kein Schmerz zu bitter gewesen, kein Kampf zu schwer; das alles ist wohl vorübergegangen, aber doch nur nach seiner äußeren, sichtbaren Seite vorübergegangen; ewige Gedanken haben es durchdrungen und dem Augenblicke darum Unsterblichkeit eingehaucht.

Auch der andere war einmal am Scheideweg gestanden. Aber sein Auge hat nicht nach oben geblickt, sein Herz schreckte feig zurück vor den Kämpfen, seine Hand blieb müßig; er wollte nicht streben, arbeiten, kämpfen. So geht denn seine Lebensbahn hinab in die Tiefe, tiefer und immer tiefer, nach dem Gesetze der Schwerkraft. Aber der Gedanke ist doch einmal in ihm erwacht, ihn bringt er nicht los; das Glück der ersten Jugend ist doch für ihn dahin, der Gedanke läßt ihm nicht mehr Ruhe. Darum wird er unglücklich, oft so namenlos unglücklich.

Doch nicht alle sind so niedrig gesinnt; gar manchem Jüngling sind in dem Morgenrot seines Lebens Ideale erschienen, Liebe, Wissenschaft, Kunst. Hatte doch der Dichter ihm zugerufen:

> Die ihrem keuschen Dienste leben,
> Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick.
> Wie unter heilige Gewalt gegeben,
> Empfangen sie das reine Geistesleben,
> Der Freiheit süßes Recht zurück.

In seiner Seele fanden diese Worte lebendigen Widerhall, sein Auge glänzte vor Freude, und sein Herz bebte in Erwartung dessen, was ihm verheißen wird. Doch wie bald ist er enttäuscht! Von dem

niedern Genußleben hat er sich abgewandt, sein Geist ist zu hochstrebend, sein Sinn zu edel und zu rein, als daß er trinken möchte aus dem Kelch, gefüllt mit Sinnenrausch; er weiß ohnehin, daß er gar bald ausgetrunken ist und daß dieser wüste Taumel trostlos endet. Aber auch die andere Liebe, die er sich erwählt, die er einen Augenblick zu seiner Göttin erhoben, der er vertraut, daß sie ihn mit linden und doch starken Armen hegen und tragen und unberührt halten wird über allem Schmutz und allem niedrigen Begehren, auch diese hat für ihn nichts als bittere Täuschung. Denn es ist nur ein Gott, und fremde Götter gibt es nicht neben ihm, deren Dienst den Menschen ganz und für immer beglücken könnte. Das Herz und die Blumen verwelken, wenn nicht der Tau von oben auf sie fällt. Er allein ist es, ohne den das Menschenherz nicht leben kann; das ist sein Privilegium, weil er der Eine und Einzige ist; alle andern, hat es sie einst auch noch so heiß geliebt, kann es wieder vergessen; von ewiger Liebe hat es geträumt, ewige Treue hat der Mund geschworen, nur deshalb, weil er wähnte, sein Götze sei der Eine, der ewige Gott.

Wer darum sein Herz nicht in das Herz Gottes legt, wo es, vom Ewigen angehaucht, Anteil an seiner Ewigkeit empfängt, wie das Eisen, das der Magnet berührt hat, magnetisch wird, dem ist es bald verwelkt und ausgetrocknet vom heißen Sonnenbrand, von den Stürmen des Lebens zerrissen, von Wind und Regen zu Boden geworfen und beschmutzt. Es war eben ein Idol, kein Ideal, dem er den besten Teil seines Lebens, all sein Sinnen und Denken gewidmet hatte, ein toter, tauber Götze; wie sollte er dem Herzen Leben bringen können? Ja, es liegt eine bittere Ironie darin, daß gerade sein Ideal, statt ihn zu erheben, ihn nicht selten erniedrigt; und davor hätte es ihn doch bewahren sollen. Das Feuer der Liebe hat Gott in unserem Herzen angezündet; findet es aber den rechten Gegenstand nicht, dann erlischt es; nur ein Rest bleibt, der nach und nach auch verglüht, an dem das Herz sich noch eine Zeitlang wärmen mag, für das in dieser kalten, liebeleeren Welt kein heiliges Feuer mehr brennt. Die Liebe, alle irdische Liebe sinkt und sinkt, wenn nicht die Gottesliebe sie durchdringt und hinaufhebt in den reinen Äther, zu jenen lichten Höhen, hoch über dem Brodem des sinnlichen Lebens, wo der himmlische Eros wohnt, der allein die irdische Liebe verklärt wie der Sonnenstrahl die dunkle Wolke, ihr

allein Kraft, Reinheit, Treue verleiht; dann empfängt sie Leben von dem, der uns ewig liebt, den und in dem allein wir darum ewig lieben können. Alle Liebe wird zuletzt doch ein öder, grauer, ausgebrannter Aschenhaufen, wenn nicht von oben ein Funken in das Herz fällt und eine lebendige Flamme in ihm entzündet.

O Liebe, die das Herz beglücket,
Verlaß mich nicht!
O Seligkeit, die mich entzücket,
Verlaß mich nicht!

O Gottes Odem, mein einzig Leben,
Verlaß mich nicht!
Wenn zu dir ich empor will streben,
Verlaß mich nicht!

O Frühlingsluft in Winters Schauern,
Verlaß mich nicht!
O Himmelsfreud' in tiefem Trauern,
Verlaß mich nicht!

Mein Lichtgestirn in Geistes Wirrsal,
Verlaß mich nicht!
Du Führerin aus allem Irrsal,
Verlaß mich nicht!

Umfriedet Eiland in stürm'schen Meeren,
Verlaß mich nicht!
Mein Hort im Kampf mit Feindesheeren,
Verlaß mich nicht!

Du Jugendblüte bis zum Grabe,
Verlaß mich nicht!
Du Reichtum ohne ird'sche Habe,
Verlaß mich nicht!

O meine Hoffnung, meine Wonne,
Verlaß mich nicht!
Fahr hin, o Welt, geh unter, Sonne!
Du trägst hinauf zum ew'gen Licht.

Wissenschaft, Kunst, das sind hehre, heilige Namen, und mit Recht haben seit alten Zeiten die Menschen ihren echten Priestern hohe Ehren zuerkannt. Die gewaltigen Herrscher werden bald vergessen, die Namen der großen Geister der Vorzeit bleiben eingeschrieben in dem Gedächtnis der Nationen immerdar. Aber die Wissenschaft allein ist es nicht, die uns zu führen vermag in dieser

Welt bis ans Ende. Was in dem alten heiligen Buche geschrieben steht: tradidit mundum disputationibus eorum[1], das bleibt wahr bis auf den heutigen Tag. Es ist noch nicht lange her, da glaubte die Philosophie dieses Wort Lügen strafen zu können, und sie erklärte durch den Mund eines ihrer Meister, es sei ihr gelungen, die Welt vollständig begreiflich und begriffen darzustellen. Aber da ist in unsern Tagen ein anderer gekommen, und er hat, durch die Macht der Tatsachen gezwungen, bekannt: Ja, es ist so; die Welt ist nicht bloß ein Rätsel, sie ist ein Buch, mit sieben Siegeln geschlossen, und keinem Sterblichen ist es gegeben, aus eigener Macht sie zu lösen und des Buches Sinn zu deuten. Der Anfang und das Ende, die Bewegung der Gestirne im unermeßlichen Raume und der Gedanke im Geiste des Menschen — dieses und noch vieles andere weiß die Wissenschaft uns nicht zu erklären.

Und die Kunst? Wohl zieht sie einen bunt schillernden Regenbogen über die dunkeln, kalten Abgründe des Lebens und wiegt uns ein wie mit süßen Klängen in einen Traum; aber bald wachen wir wieder auf, von der Not des Daseins aufgeweckt, wie der Kranke geweckt wird aus seinem wohltätigen Schlummer durch den stechenden Schmerz — und unsere Träne ist nicht getrocknet, und unsere Seele ist traurig wie zuvor. Es sitzt ja in uns allen eine alte, tiefe Wunde; wer kennt ihr wahres Wesen, wer heilt sie?

Die Wissenschaft nicht; denn das größte aller Rätsel, um dessen Lösung diese seit Jahrtausenden umsonst sich bemüht, ist ja der Mensch. ‚Ich selbst bin mir das größte Rätsel', hat vor 1400 Jahren Augustinus gesagt, und auch von der Wissenschaft unserer Tage gilt Ciceros Wort:

. . . versat
Saxum sudans nitendo, neque proficit hilum[2].

Nur der kann dieses Rätsel lösen, der allein uns auch von den Widersprüchen unseres Wesens erlösen kann — jetzt nach dem Höchsten strebend und bald wieder von dem Niedrigsten gefesselt, jetzt nach dem Edelsten verlangend und dann doch wieder das Häßlichste vollbringend.

---

[1] Prd 3, 11: Er übergab die Welt ihrem Nachforschen.
[2] Quaest. Tusc. 1, 5:
Immerfort wälzt sie den Stein und bringt ihn nicht weiter.

Die Kunst auch nicht. Die Kunst selbst trauert ja. Darum klingen die Volkslieder in allen Sprachen so schwermütig, als klagten sie um ein verlorenes Paradies; darum schlägt sie so gern Mollakkorde an, so oft sie in die Saiten greift. Einen Augenblick mögen wir durch sie den Schmerz vergessen, wie König Saul beim Harfenspiel des David; aber heilen kann sie ihn nicht.

V.

Immer prächtiger werden die Wälder, immer wilder wird die Wildnis, wenn wir von der Lichtenau das Tal entlang gegen Süden wandern. Wir sind im bayrischen Wildpark und betreten bald darauf jenen des Fürsten von Löwenstein-Wertheim. Hie und da steht ein einsames Jägerhaus, dessen Bewohner den größten Teil des Jahres außer den Vögeln und dem Wild, das im Winter bis vor die Türe sich wagt und Äsung sucht, kaum andere lebende Wesen erblicken. Oft ist der Schnee sehr hoch und bedeckt noch bis zum Monat April Wald und Wiese, so daß das Reh vergebens den Boden aufscharrt; es liegt das wenige Grün, das der Winter geschont, viel zu tief, mehr als fußhoch hat der Schnee es bedeckt; selbst der starke Hirsch benagt die harte Rinde an den Bäumen, um seinen Hunger zu befriedigen. Die borstigen Wildschweine brechen dann in ganzen Rudeln aus dem Dickicht heraus und verwüsten das wenige angebaute Land, wenn dieses nicht durch einen starken Zaun geschützt ist. Da ‚geht' dann freilich vieles Wild ‚ein', wie der Weidmann sich ausdrückt; wir dürfen nur den Blick dort hinüber richten, wo wir den Geier aufsteigen sehen und die Raben in schwarzen Schwärmen fliegen; sie sammeln sich um ein verendetes Schmaltier. Nur der Fuchs, der Marder in ihren Höhlen unter der Erde leiden nicht in dieser grausamen kalten Winterszeit. Jetzt gerade ist für sie die Zeit der Beute gekommen. Geduckt, vorsichtig und mit Blitzesschnelle läuft der Fuchs über den Schnee; das von Hunger ermattete Reh kann ihm nicht entrinnen. Mit einem Satz ist er ihm nahe und trinkt sein Blut. Wölfe hausten vor Jahrhunderten gleichfalls im Spessart und richteten großen Schaden an; die Abgabe der ‚Wildhämmel', zum Lohne, daß die Herrschaft diese Bestien mehr und mehr ausrottete, stammt daher. Zu solchen Zeiten geht der Jäger hinaus; nicht weit von seiner Wohnung ist ein Schuppen errichtet, der den Boden vor dem Schnee schützt und ihn

trocken hält; dort breitet er Heu aus. Noch ist es ruhig und still; doch jetzt stößt er ins Horn, daß es widerhallt in Berg und Tal. Nun wird es lebendig; von allen Seiten, aus den Tannen heraus, die unter der Last des Schnees sich beugen, von den Höhen herab, über denen ein eisiger Duft liegt, kommen die hungernden Bewohner des Waldes; sie haben fast alle Scheu verloren, sie erblicken in dem Menschen, an dessen dunklem Bart helle Eiszapfen hängen, der ihnen Futter streut, die Hand ihres Wohltäters; sie haben vergessen, daß bald dieselbe Hand wieder das tödliche Geschoß ihnen senden wird. Aber auch hier ist es im recht eigentlichen Sinne ein Kampf ums Dasein. Der starke Hirsch mit seinem prächtigen Geweih drängt alle andern Tiere zurück; erst wenn er sich gesättigt, kann das schüchterne Reh sich an dem Rest nähren, den er übrig gelassen.

Kaum aber ist der Schnee geschmolzen und der Frühling gekommen, kaum regen sich die ersten Sprossen an den Buchen, schlagen die Schneeglöckchen am sonnigen Hag die Äuglein auf, da wird es lebendig im Jägerhaus. Die Stube, welche die Herrschaft bewohnt, wenn sie zur Jagd hierher kommt, ist vielleicht klein, eng und unmittelbar unter dem Dache; aber heute wird sie von sorgender Hand gescheuert, alles wohl vom Staub gereinigt, die ersten Veilchen, die in dem kleinen Garten nebenan an sonniger Wand gewachsen sind, stehen in einem Glase auf dem schweren eichenen Tisch, blendend weiße Laken liegen über dem einfachen Bett. Es ist die Zeit der Auerhahnbalz; der hohe Herr mit Begleitung ist bereits angekommen. Morgen um 2 Uhr ist der Aufbruch; noch stehen die Sterne am Himmel, ein kalter Wind streicht über die Höhen; der Jäger geht voraus, er kennt den Standort; vorsichtig, lautlos gehen die andern ihm nach. Jetzt sind sie nahe, deutlich hören sie den Lockruf des Hahnes, der da oben zwischen den Ästen einer Tanne sitzt und mit den Flügeln schlägt. Jetzt ist er wieder still: der Jäger steht wie festgebannt, fast atemlos, um den scheuen Vogel nicht zu vertreiben. Nun beginnt er wieder zu rufen; jetzt legt er an, der Schuß fällt, und das Tier stürzt getroffen durch das Gezweig herab. Die Feinschmecker wollen wissen, das Fleisch dieses Vogels stehe anderem Federwild weit nach, es sei nur der Reiz der Jagd, was dem Auerhahn solchen Wert verliehen habe; sie mögen diesen Streit untereinander ausmachen.

Die Auerhahnbalz bildet den Beginn, die Jagd auf Edelwild und besonders auf Wildschweine von November bis Weihnachten bildet den Höhepunkt der Spessarter Jagden. Von München und dem königlichen Hofe kommen die Prinzen und Herren dann in den Spessart; viele Treiber werden aufgeboten, die Jäger an ihren Plätzen aufgestellt, das ganze Forstpersonal ist in Bewegung. Jetzt ist die ‚Saujagd' ein ziemlich harmloses Vergnügen, wenn nicht einem Sonntagsschützen zur unrechten Zeit die Flinte losgeht und dem Nebenmann die Kugel am Ohre vorbeisaust. Aber früher war dies anders. Da galt es, den Keiler, der schäumend vor Wut seine starken, scharfen Hauer in alles einschlägt, was ihm entgegensteht, in halb knieender Stellung anlaufen zu lassen und mit der ‚Feder' ‚abzufangen'. Der Jäger stützte diese auf das rechte Knie und stieß ihm das Eisen zwischen Hals und Brust in das Herz. Das forderte ein scharfes Auge, ein mutiges Herz, Kaltblütigkeit und einen kräftigen Arm, um den Stoß sicher und wuchtig zu führen. Geht dieser fehl, dann reißt ihm das vorbeieilende wütende Tier leicht mit seinen Hauern den Leib auf. In dem alten Jagdschlosse zu Rotenbuch und im Schlosse zu Aschaffenburg sehen wir noch gar manchen Schweinskopf, von der Feder durchbohrt, aufbewahrt als Trophäe des Mutes und Glückes der Kurfürsten. Jetzt sind sie mit Staub bedeckt und verwittert; die Nachfolger der Erzbischöfe von Mainz suchen schon lange nicht mehr ihren Ruhm in der ‚Saufeder', und den Wildschweinen gelten ihre Kämpfe auch nicht mehr.

VI.

Der größte Teil des Bodens im Spessart besteht aus buntem Sandstein; Eichen und Buchen gedeihen vortrefflich auf ihm, desto weniger aber der Ackerbau. Rauhreife, Früh- und Spätfröste werden den Früchten verderblich; bei andauernder Wärme ist der Boden bald ausgetrocknet, und wegen des kalten, feuchten Klimas kann bei nasser Witterung das Wachstum gleichfalls nicht gedeihen. Der magere Boden sowie der Wald, den der Forstmann wie ein Kleinod hütet, der nur wenig Raum für Ackerland übrig läßt, die engen, oft schluchtenartigen Täler, rechts und links von steil ansteigenden Höhen umschlossen, wo die Äcker liegen, wirken äußerst nachteilig auf den Feldbau ein. Nur mit Mühe und großem Aufwand von Zeit und Arbeitskraft können sie bewirtschaftet werden, und ein einziges Gewitter mit starkem Regen schwemmt so häufig das wenige an Dung und frucht-

barer Erde da oben ab und zerstört die Frucht jahrelangen Fleißes. Einen kräftigen Viehstand kann der Spessarter ohnehin nicht halten; denn der Wald duldet keine Alpenwirtschaft, die anderswo Wohlstand und selbst Reichtum bringt; Bergweiden gibt es nicht. So fließt für ihn auch diese Nahrungsquelle sehr dürftig. In früheren Zeiten wurde die Schweinezucht eifrig betrieben. Die Eicheln in den ausgedehnten Waldungen und so manches Gewürm in dem Boden, den diese Tiere umwühlen, boten ergiebige Mastung; später hat eine allzu ängstliche Sorge für den Wald auch diese uralten Rechte der armen Bewohner beschränkt, in neuerer Zeit ist man jedoch wieder billiger in dieser Beziehung geworden sowie in Hinsicht auf die Abgabe von Waldstreu, dieser Lebensfrage des Spessarts. Man ist endlich auch von seiten der Forstverwaltung zur Einsicht gekommen, daß die Landleute doch recht hatten, wenn sie auf Grund langer Erfahrung behaupteten, der Schweine-Eintrieb in die offenen Laubwaldungen bringe diesen nicht nur keinen Schaden, sondern trage nicht wenig zur Fruchtbarkeit derselben bei, indem diese Tiere den Boden lockern, ihn wie ein Gartenland bearbeiten und die Insekten vertilgen. Etwas Sommerkorn, Heidekorn (Buchweizen), Hafer, Kartoffeln, Flachs sind die Ernte des Landmannes. Der Spessarter ist besonders geschickt in allen Arten von Holz- und Waldarbeiten, und er zieht diesen Erwerbszweig jedem andern vor. Zu diesem Zwecke wandern jährlich viele weit hinaus, in die Gegenden am Rhein und Main, und bringen einen kleinen Verdienst nach Hause. Aus manchen Orten, wie Frammersbach, zogen früher viele weit umher als Händler mit Schreibmaterialien, ähnlich wie die Bewohner des Defferegentales in Tirol mit Teppichen; doch die neuere Zeit hat auch jenen wie diesen sich ungünstig gezeigt. Dabei lebt er äußerst mäßig; lange vor Tag gehen die Waldarbeiter truppenweise hinaus, oft stundenweit durch hohen Schnee, bis sie an den Standort kommen, wo die Bäume gefällt werden; einige Kartoffeln, die sie sich dort am offenen Feuer braten, bilden ihre Nahrung; spät am Abend, nach ihrer Rückkehr, genießen sie dann ihr kärgliches Mahl. Ein Talglicht galt als Luxus, statt dessen bediente man sich in den langen Winterabenden eines Spanes aus Tannenholz; auch Schornsteine fehlten in manchen Häusern, und der Rauch mußte sich einen Ausgang suchen, wo er ihn fand.

Der Menschenschlag ist an sich schön, hoch, kräftig; unter den bayrischen schweren Reitern waren viele aus dem Spessart. Aber

das rauhe Klima, die harte Arbeit bei häufig ungenügender Nahrung läßt den Spessarter früh altern. Was er für sein Land braucht, ist Wärme, Sonne; kein Wunder, wenn in nassen Jahren Hunger und Not im Spessart einkehren. Wie auch in andern Gegenden, ist die frühere kleidsame Tracht verschwunden; der grüne Rock des Mannes, ein Gemisch aus selbstgearbeiteter Wolle und Leinen — daher sein Name Beidergemang — sowie die gelben, hirschledernen Beinkleider sind dem Fabrikat aus Baumwolle gewichen. Es war ein schöner Anblick, diese großen Männer in der kleidsamen Tracht, deren ganze Erscheinung schon sie als kräftige Söhne des Waldes darstellte. Noch bis zu Anfang dieses (19.) Jahrhunderts gab es viele Wilderer im Spessart. Es war weniger der Gewinn als der Reiz eines wechselvollen, an Abenteuern und Gefahren reichen Lebens, was so manchen zu diesem verderblichen Handwerke verleitete. Dazu kam, daß sich der Spessarter nur schwer den Glauben nehmen ließ, daß er gewisse Rechte auf Wild und Wald seit unvordenklichen Zeiten habe, die ihm nach und nach entrissen worden seien. ‚Unsere Voreltern‘, sagte mir in den fünfziger Jahren ein alter Mann im Hochspessart, ‚hatten das alles aufgeschrieben; da sie aber auf ihre Papiere nicht achthatten, so sind sie verloren gegangen. Da drüben‘, setzte er hinzu und deutete auf das Landgericht, ‚liegt jetzt alles; aber sie geben nichts mehr heraus.‘ Es ist dies eine Erinnerung an die urgermanische Gütergemeinschaft des Waldes; Wald, Weide, Wasser waren gemeine Nutzungen aller Markbewohner. Doch war der Spessarter Wilderer nicht tückisch noch boshaft; die Erbförster waren seit Jahrhunderten im Spessart ansässige und mit den Bewohnern vertraute Leute, standen darum keineswegs auf feindlichem Fuße ihnen gegenüber. Die vollständig veränderten Wirtschaftsverhältnisse haben auch dem Wildfrevel fast ganz ein Ende gemacht.

Doch trotz Wald und sandigem Boden würde der colono in der fruchtbaren, sonnigen Lombardei und im Venezianischen unsern Spessarter beneiden. Dieser hat doch ein Fleckchen Landes, ist auch der Boden mager und klein, das er sein nennt; er ißt doch Brot, wenn es auch schwarz und rauh ist, und Kartoffeln, während jener nichts hat, gar nichts das ganze lange Jahr hindurch als Polenta; er schöpft aus köstlich frischer, reiner Quelle, während jener nur Sumpfwasser trinkt; er hat doch ein Häuschen, wenn auch noch so arm und klein, während jener in elender Hütte wohnt, die kaum einer Menschenwohnung

ähnlich ist, und noch dazu dem Herrn die Miete dafür zahlen muß, was dieser mit allem übrigen, was sein Gut ihm einbringt, fern davon in der Stadt verpraßt; er atmet die reine Luft der Berge, während jener jeden Sommer mit dem Fieber zu kämpfen hat.

Wenn wir so durch den Wald weiter wandern, berührt uns fast schmerzlich der Gedanke, daß wir bald wieder hinaus müssen, in die Stadt, unter die Menschen, in den Lärm und Staub des Lebens. Hoch oben auf der Kuppe brausen die Winde durch die Bäume; es ist wie ein ferner Wasserfall. An einem Abhange im Tale, auf vordem unfruchtbarem Boden stehen Kiefern; ihr Stamm ist hoch und schlank, oben gekrönt von dunkelgrünen Wipfeln; unter ihrem Schutze, vor Stürmen und Schneedruck geborgen, wächst das zarte Grün des jungen Laubholzes heran, glänzend im Sonnenlicht. Die gebrochenen Strahlen zeichnen golddurchwirkte Teppiche auf dem dunkeln Boden. Ein leichter Wind streicht durch das Gezweige; die Wipfel der Bäume biegen und neigen sich zueinander, es ist ein leises Flüstern unter ihnen. Wer eine lebhafte Phantasie hat, mag dann stehen und horchen, was die Waldgeister da oben einander erzählen. Man begreift da gern, wie unsere Urahnen in ihren dunkeln Wäldern die Wohnung der Gottheit sahen; ganz in das Naturleben hineinversenkt, vernahmen sie in dem Hauche, der durch die Blätter säuselt, und im Sturme, der die mächtigen Bäume schüttelt, den Odem des Unsichtbaren.

Auch dieses dunkle Gefühl des allgegenwärtigen Gottes hat das Christentum erleuchtet und geweiht. Es hat Wodans heilige Eiche gefällt, aber an dem Stamm der Bäume im dunkeln Wald ein Kreuz, ein Muttergottes- und Heiligenbild aufgestellt. Und das Gemüt des Wanderers, der hier in der Einsamkeit sich Gott näher fühlt, blickt mit Andacht darauf hin; nun hat es einen Gegenstand gefunden, einen Dolmetsch seiner Gefühle, der diesen die wahre Richtung gibt und das rechte Wort in den Mund legt.

An manchen Föhren hat der Sturm die obersten Gipfel abgebrochen; die unteren Zweige breiten sich fächerförmig aus und bilden eine dunkelgrüne Kuppel. Das weckt unwillkürlich den Gedanken an den Süden, an die Pinie, die dort steht auf den sonnenbeglänzten Hügeln des Lateinergebirges und in den prächtigen Villen Roms. Der Spessart und die Höhen von Tuskulum, welch ein Gegensatz! Aber der Sohn des Spessarts, wenn er unter den klassischen Ruinen des Südens ruht und sein Auge die edeln Linien

der Berge verfolgt, blickt dennoch immer wieder voll Wehmut hinaus nach Norden und wandert im Geiste durch die armen Täler und dunkeln Forste seiner Heimat, wo hell und klar die Quelle aus dem Felsen fließt und das aufgescheuchte Reh aus dem Busche springt.

Und diese Bäume selbst, wie verschieden sind sie gebildet und verschieden ihr Schicksal! Da steht die Eiche, stark und mächtig überragt sie alle Bäume des Waldes und wiegt ihre Krone in Sturm und Wetter. Dann kommen sie und legen die Axt an den Stamm; es tut uns wehe, daß sie fällt. Anfangs steht sie noch wie unberührt von dem Schlag der Beile; kaum daß ihre Blätter leise zittern. Endlich ist sie im Herzen getroffen; noch ein Hieb, ein Zug der Männer am Seile, das sie an ihrem Gipfel befestigt haben, und krachend und brausend stürzt der gewaltige Baum, daß es in den Bergen widerhallt. Sie zersägen den Stamm in viele Bretter, und aus ihnen zimmern die Menschen ihre Schiffe, auf denen sie hinausfahren über alle Meere und die Schätze fremder Länder zur Heimat bringen; oder sie bearbeiten sie zu starken Pfählen, die, in den Moorboden eingetrieben, im Laufe der Jahrhunderte fest werden wie Eisen, auf denen die stolzen Paläste der Seestädte ruhen. Dazwischen steht die dunkle Fichte; ihr Holz ist weicher und weniger wert; aber sie ist dankbar dem Boden, der ihr Nahrung gibt. Wo die Eiche nicht mehr gedeiht, im Hochgebirge, an der Grenze von ewigem Eis und Schnee, steht sie noch und treibt ihre Wurzeln in die Felsspalten — das letzte Zeichen von Leben in diesen schauerlichen Regionen, wo die Stille und Kälte des Todes herrscht. Aber auch das Glockenblümchen zu deinen Füßen ist nicht bedeutungslos; süße Nahrung spendet es dem goldenen Käfer, der auf ihm sich wiegt. So ist nichts so klein, daß es nicht nützlich würde in Harmonie mit dem Ganzen; nichts so groß, daß es nicht zerstörend wirkte, wenn es allein und ausschließlich gelten will. So redet alles im Walde zu uns; so gern möchten wir darum da bleiben, sinnen und träumen, lange, lange Zeit, in einem einsamen Hause da wohnen und die Welt vergessen.

Mit jedem Jahre, wenn Wiese und Busch sich in ihr Frühlingsgewand gekleidet hatten, stieg ich darum wieder hinauf zu dem hehren, stillen Wald. Da ward es mir so heimelig wohl, so vieles wußte er mir zu erzählen von den vergangenen Tagen, die ich unter seinem Laubdache zugebracht, von den Träumen, die ich da geträumt, von

den Gedanken, die er da in mir geweckt, von so manchen Entschlüssen, die da gereift waren und tief in mein Leben eingegriffen hatten. Wie man einen alten Freund begrüßt, so begrüßte ich die lieben Bäume wieder, die dunkeln Tannen, die knorrige Eiche, die schlanke Birke, deren glatter, weißer Stamm aus dem zarten frischen Grün des Laubwerkes hervorleuchtete. Den Schnee, der schwer auf ihnen lag und sie gebeugt, hatten sie von ihren Ästen geschüttelt, und ihre Wipfel hoben sich wieder frühlingsfreudig nach oben, als könnten sie nicht genug sich satt trinken an der klaren, warmen Frühlingssonne. Und ein Schmerz war es, wenn ich so manchen aus ihnen, unter dessen Schatten ich mehr als einmal gerastet, nicht mehr fand; die Axt hatte ihn gefällt, oder der Sturm hatte ihn umgeworfen, wie der weit um den Stamm herum aufgerissene Boden zeigte. Es schien, als hätte ich einen Freund verloren, der immer so treu auf mich gewartet und mit jedem Frühling mich neu begrüßt hatte. Ein Bild des Lebens!

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht macht dir nicht bang,
Grün tut keinem Auge weh.

Armer, armer Wandersmann,
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich jeder fragend an.

Aber hier im Waldesschoß
Gehst du einsam an dem Quell,
Blicket dich kein Auge hell
Als der Tau auf Blum' und Moos.

Ich weiß nicht, ob solche Begehrungen ein Beweis gesunder Seelenstimmung sind. In der Jugend wandeln sie uns häufig an; da wiegt sich die Seele so gern in einem sich selbst nicht klaren Sinnen und Träumen ohne feste Gestalten, ohne bestimmten Willen, ohne energische Tat. Wem die Seele welk geworden im Sonnenbrand des Lebens draußen in der Welt, dem mag es frommen, Tage und Wochen in Waldeinsamkeit zu leben und sich zu laben wie an einem Brunnen frischen Wassers; aber zum Bleiben sind nur wenige auserlesene Naturen bestimmt. Und dieses Auf- und Abfluten der Gefühle in dem jungen Manne, seien diese auch noch so warm und

noch so edel, so oft ist es nichts anderes als das wechselnde Spiel der verschieden gestimmten Nerven, jugendlicher Blutwallung und lebhafter Phantasie. Trotz alledem wird er doch früher oder später in das Niedrige und Gemeine versinken, weil er nie gelernt hat zu wollen. Arbeit ist unser Beruf, nicht Schwelgen in Gefühlen; diese sind bei den meisten doch nur eine taube Blüte, die bald abfällt. Da steht er denn da als Mann mit dem Gram um ein fruchtloses, verlorenes Leben im Herzen. Lange mag er sich seine innere Fäulnis noch verhehlen, weil edle Gefühle wie glänzende Seifenblasen seine Seele umgaukeln; er mag sich manchmal noch besser vorkommen, als er ist, weil er sich in erhabene Empfindungen noch hineinphantasieren kann, während das Böse schon längst über ihn Gewalt gewonnen. Und mancher hält sich bei diesem selbstsüchtigen Sichgenügen und -abschließen ohne Teilnahme, ohne Tat für die Mitlebenden für etwas besonderes Hohes, vor dem die übrigen Alltagsmenschen sich zu beugen haben. Und doch, wie verschwindend arm und klein ist so ein Leben gegenüber der armen Magd, die still und demütig ihre Pflicht erfüllt! Auch in den reinsten, wahrsten, edelsten Gefühlen sollen wir nicht unser Höchstes suchen. Diese mögen hie und da wie ein Lichtblick in unser Inneres fallen; sie sind ein Festtag, eine Sonntagsfeier für die Seele nach harten Mühen und Kämpfen. Aber der normale, gottgewollte Zustand für uns ist es nicht. Erst im Jenseits, in der Ewigkeit hört die Arbeit für den Menschen auf; dann hat er Zeit genug, auszuruhen.

Bleiben wir dagegen im Gefühlsleben versunken, dann stehen wir, außerordentliche Zustände abgerechnet, noch im Naturbanne. Wie dort ist auch in uns jetzt heller Sonnenschein und Blütenduft und Frühlingswehen, und jetzt eisiger Nebel und grauer, trostloser Himmel und Sturm. Darum müssen wir aus unserem Joch heraustreten, denken an andere, arbeiten für andere; dann werden wir auch Herr über uns selbst, über dieses träge, weichliche und verweichlichende Hindämmern und Schwelgen in frommen und unfrommen Gefühlen. Es steht ja die Welt der Gefühle auf der Grenze zwischen dem Reiche des Guten und des Bösen; Engel und Teufel gehen da ein und aus, führen und verführen uns durch das Gefühl. Doch fast verfalle ich selbst gerade in den Fehler, den ich soeben getadelt habe, und vergesse, daß ich erzählen will und nicht philosophieren über Phantasie und tätiges Leben.

VII.

Weder Julius Cäsar noch die späteren römischen Kaiser, wiewohl sie ihre Eroberungen in Deutschland unter Drusus und Germanikus so weit ausgedehnt hatten, haben es je gewagt, in die Wildnis des Spessarts einzudringen. Sie zogen vielmehr nicht weit von da, am linken Mainufer, längs des Gebirges ihren Grenzwall (Limes Romanus, Pfahlgraben, Teufelsmauer), durch Kastelle befestigt, mit Wachthäusern versehen, dessen Spuren sich in der Richtung von Osterburken, Wall-(Wälsch-)dürn, Miltenberg bis in die Gegend von Hanau hin noch finden. Durch ihn suchten sie die Reichsgrenze zu schützen gegen den Ansturm der Deutschen, und heute noch erzählt der Spessarter, namentlich in den Orten an den westlichen Abhängen, dem ehemaligen Grenzwall gegenüber, mit Selbstgefühl, daß seine Ahnen sich der Übermacht der römischen Legionen nicht unterworfen hatten. Jahrhunderte gingen vorüber, von denen die Geschichte uns nichts zu erzählen weiß; nur die Sage belebt jene stillen Zeiten. Unter den Karolingern war der Spessart ein großes Jagdgebiet; in Rorlach, am rechten Mainufer, hatte Karl d. Gr. ein Jagdhaus sich gebaut. Die erste historische Kunde empfangen wir durch die Mönche, die in der ausgedehnten Wildnis sich angesiedelt hatten, und von nun an fließen auch die Geschichtsquellen. Die immer sehr dünne Bevölkerung wuchs erst im 16. Jahrhundert, als zum Zweck der Glasfabrikation und Kohlenerzeugung Arbeiter aus Tirol und Böhmen einwanderten, von denen die Namen der einzelnen Ortschaften stammen (Jakobstal, Heinrichstal, Rupertshütten). Aber auch jetzt war für viele eine Reise durch den Spessart immer noch ein Wagnis, und für die Räuberromantik mancher deutschen Schriftsteller bildete er den düstern landschaftlichen Hintergrund. Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zeigte man, hart an der Straße in einem tiefen Graben und von überhängenden Bäumen verdeckt, den Ort, wo der berüchtigte ‚Schinderhannes' mit seinen Gesellen im Hinterhalt lag, um die vorüberreisenden Kaufleute, welche von der Frankfurter Messe kamen, zu berauben; die Spessarter Knaben sahen noch in den dreißiger Jahren täglich mit neugierigem Gruseln auf den reitenden Gendarmen hin, der mit rasselndem Säbel, den Karabiner in der Hand, neben dem Postwagen einhersprengte, um diesen durch die Berge zu begleiten und zu schützen, und bedauerten nur, daß sie

noch immer keinen Räuber gesehen hatten, von denen ihre Eltern ihnen so viel zu erzählen wußten.

Doch den Franzosen sollte der Spessart verderblich werden. Lange zuvor, ehe noch Tirol und Preußen sich erhoben hatten, waren die Spessarter ihnen vorausgegangen. Was Theodor Körner sang, war im Spessart schon ein Jahrzehnt vorher zur Tat geworden: ‚Das Volk stand auf, der Sturm brach los.' Auch hier ging die Bewegung zuerst vom Volke aus. Erbittert durch die Gewalttätigkeiten, Plünderungen und den Übermut der Republikaner, erhoben sich schon im Jahre 1796 die Spessarter an verschiedenen Orten, wenngleich nur in getrennten Scharen und ohne gemeinsamen Plan. In der Regel stand ein Förster an der Spitze, um den Feind zu vertreiben oder auch ihm die Beute wieder abzujagen; viele Bauern schlossen sich aus eigenem Antrieb den österreichischen Truppen an und brachten den Franzosen häufig eine Schlappe bei; manche Denksteine im Spessart erinnern noch an solche Gefechte. Am 5. September 1796 kamen die Spessarter Schützen dem Feinde, welcher sich in Aschaffenburg festgesetzt hatte, in den Rücken, drängten ihn nach blutigem Kampfe über den Main zurück und machten 300 Grenadiere zu Gefangenen. ‚In die gewonnene Stadt', erzählt der Rheinische Antiquarius[1], ‚ritt Erzherzog Karl ein, und um ihn drängten sich bewaffnete Bauern ohne Zahl, alle mehr oder weniger beladen mit den dem Feinde abgenommenen Trophäen. Zur Mitte der Stadt gelangt, betrachtete der Erzherzog mit Wohlgefallen die improvisierten Waffenbrüder, dann richtete er an sie Worte des feurigsten Dankes, mit der Ermahnung schließend, daß sie jetzt, nachdem erreicht das große Ziel, gesichert die Befreiung von Deutschland, zu ihren Feldarbeiten zurückkehren möchten. Und es nahm das Wort ein ältlicher Bauersmann des würdigsten Ansehens, sprechend: „Gnädiger Herr, damit ist es nicht genug, das Spiel muß zu Ende gespielt werden, auf daß wir Ruhe gewinnen für immerdar.'"

Der Antiquarius bemerkt hierzu: ‚Warum ist dem ehrlichen, verständigen Spessarter nicht geglaubt, den aufgelösten Banden der Franzosen nicht nachgelaufen worden — unerläßlich, sind sie einmal zum Laufen gebracht, das Nachlaufen — über den Rhein, über die Maas, zur Oise und Seine? Warum mußte vor der Bicoque Kehl

[1] 2. Abt. VII 208 ff.

der glorreiche Feldzug ein Ende finden, gleichwie weiland der Tag von Höchstädt, des Ziel in Versailles zu suchen, zu Landau unterging?'

Diese erste Erhebung der Bauern im Spessart und nahen Odenwald hatte den Kurfürsten von Mainz für die Organisation eines allgemeinen Landsturmes gewonnen, während die übrigen Kabinette denselben mit Mißtrauen betrachteten. Freiherr v. Albini unternahm es nun, die Massen der Bevölkerung zu organisieren, sie nach der uralten germanischen Sitte in Zehentschaft, Hundertschaft (Cent) und Gaue einzuteilen und im Anschlusse an das reguläre Militär zur Verwendung im Felde zu bringen; daneben bildeten sich verschiedene freiwillige Korps, von denen das Albinische Jägerkorps sowie das der Spessarter Jäger sich besonders hervortaten. In kurzer Zeit standen 70 Kompagnien, wohl bewaffnet und von gedienten Männern befehligt, aus dem Spessart und Umgebung bereit, den Feind zu empfangen. In das Spessarter Jägerkorps, das ursprünglich nur aus Spessarter Förstern und deren Angehörigen bestand, traten auch viele Studenten ein. Am 31. August 1799 marschierte der Landsturm von seinem Sammelplatz Aschaffenburg aus, und die Franzosen mußten bis gegen Frankfurt und Mainz zurückweichen. Der ‚Mainzer Landsturm-Almanach 1800' enthält verschiedene Kriegslieder der freiwilligen Spessarter; heben wir einige Strophen aus:

Auf, Brüder, auf! zum Kampfe auf!
Es ruft uns heil'ge Pflicht.
Zum Kampfe auf! zum Siege auf!
Seid Deutsche, säumet nicht!

Zerstören soll kein Franke mehr
Der Deutschen schöne Flur,
Die Deutschen stehn zur Gegenwehr,
Und Deutsche siegen nur.

Der Deutsche schlägt den Übermut
Der Frankennation;
Am Deutschen scheitert ihre Wut,
Der Deutsche kennt sie schon.

Wir schwören fest, unwandelbar,
Und schwören hier vereint
Voll Mut am Vaterlandsaltar
Den Untergang dem Feind.

Es tut wohl, diese Äußerung deutscher Gesinnung, nachdem ein großer Teil der gebildeten Gesellschaft — der Naturforscher Forster, der Theolog Blau, der Philosoph Dorsch u. a. — in Mainz den revolutionären Ideen gehuldigt und selbst in das Lager der Franzosen übergegangen war; es beweist dies den gesunden Sinn des Volkes und dessen treue Anhänglichkeit an seine geistlichen Fürsten. Dem Freiherrn v. Albini kommt aber das Verdienst zu, daß er lange vor Stein und Gneisenau den Wert der Volksbewaffnung erkannte, und soweit es die Zeitverhältnisse erlaubten, das ‚Volk in Waffen' zur Tatsache machte. Hätte man in allen süddeutschen Ländern einen Landsturm organisiert nach dem Muster des Spessarter, so wären, trotz des Separatfriedens und der Neutralitätserklärung Preußens zu Basel (1795), die Stipulationen zu Luneville (1801) für Österreich und Süddeutschland gewiß günstiger ausgefallen. Den Patriotismus der Bewohner des Spessarts ehrte König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1843 in besonderer Weise durch Gründung einer Hilfskasse für die dortige Gegend, ‚weil sich in ihr der erste Landsturm erhob'.

VIII.

Doch schon zu lange haben wir in der stillen Lichtenau geweilt und uns an die alten Zeiten im Spessart erinnert. Nun wandern wir weiter im einsamen Tale hin, an unserer Seite der murmelnde Bach. Nur ein Gehöfte, still und von wenigen Menschen bewohnt, liegt auf dem Wege; wir schreiten vorwärts, kein Mensch kommt uns entgegen. Endlich sehen wir in der Ferne Rauch aufsteigen. Wir sind in Einsiedel. Um ein Glaswerk, Eigentum des Fürsten Löwenstein, ebenso wie der schöne Wald weitum, hat sich eine Kolonie von Arbeitern angesiedelt; ihre geschäftige Tätigkeit bringt Leben in dieses verborgene Tal. Wie die Küchlein um die Henne, so sammelt sich diese kleine Gemeinde um ein schönes, in reinem gotischem Stil erbautes Kirchlein, das die Freigebigkeit der gegenwärtigen Fürstin ihr gebaut hat (1866). Es weckt aber zugleich große Erinnerungen in uns; der Ort, wo wir stehen, ist heiliges Land, denn von hier ist der erste Bischof von Würzburg, der hl. Burkard, ausgegangen, ein Kulturkämpfer im besten Sinne des Wortes. Er war von Britannien im Jahre 732 hierher gekommen in das ‚Reiffental', hatte mit seinen Genossen, darunter

Megingaud, einem Sprossen der Grafen von Rotenburg a. d. T., hier sich niedergelassen und Hütten gebaut. Daher heute noch der Name Einsiedel. Sie haben zuerst den Pflug durch diesen Boden geführt, durch die Predigt mit dem Licht des Glaubens die Nacht des Geistes erleuchtet und eine neue Welt, die christliche Welt, geschaffen.

Das Konzil von Leptinä (wahrscheinlich in Lothringen, 743), das ein Verzeichnis der heidnischen Gebräuche gibt, welche die christlichen Glaubensboten zu bekämpfen hatten, ist auch dadurch von hoher Bedeutung, daß es uns die Formeln für die Abschwörung des Heidentums aufbewahrt hat:

Forsachistu Diabolae?	Widersagst du dem Teufel?
Ec forsacho Diabolae.	Ich widersage dem Teufel.
End allum Diabolgelde? End allum Diaboles wercum?	Und aller Teufelsgesellschaft? Und allen Teufelswerken?
End ec forsacho allum Diaboles wercum end wordum, Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.	Und ich widersage allen Teufelswerken und Worten, dem Thunar und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Eine liebliche Sage wird uns erzählt. Eines Tages hatte der fränkische Hausmeier Karl Martell hier in der Umgebung einen Hirsch verfolgt, dabei sein Gefolge verloren und im Dickicht sich verirrt. Nur ein Rüde war an seiner Seite geblieben. Da kam er gegen Abend in ein Tal und traf daselbst drei Einsiedler in armer Hütte. Er setzte sich nieder, von dem weiten Weg ermüdet; einer der Siedler nahm ihm Waffen und Geräte ab, der andere holte Holz, damit der dritte dem Gast eine Speise bereite. Da erfuhr er denn, daß diese Waldbrüder hier in der Einsamkeit lebten, um unter den heidnischen Bewohnern des Waldes den christlichen Glauben zu verbreiten.

Indessen war die Suppe fertig geworden; während aber der Koch, der sie auf einen kleinen Tisch in der Ecke gestellt hatte, einige Fragen Karls beantwortete, hatte unbemerkt der Rüde den Teller geleert. Nun hatten die Einsiedler nichts mehr dem Fremdling zu bieten als ein Stück schwarzes Brot. Karl schnitt es in vier Teile, nahm einen davon und gab die drei übrigen den Einsiedlern; diese weigerten sich anfänglich, es anzunehmen, doch dem Befehl des Ankömmlings folgend, griffen sie zu; einer von ihnen konnte sich jedoch

nicht enthalten, auch von seinem Anteil dem noch hungrigen Rüden die Hälfte zu geben. In der Nacht sah der Fremdling von seinem Mooslager aus, wie ein Einsiedler den andern die Nacht hindurch ablöste, um vor einem kleinen Altare zu beten.

Als der Morgen angebrochen war, trat Karl vor die Türe und stieß in sein Horn. Alsbald kamen viele reichgeschmückte Jäger in das Tal herab und grüßten ihn höchst ehrerbietig. Da erkannten die Einsiedler, welch hohen Gast sie beherbergt hatten. Nun sprach Karl zu den Einsiedlern: ‚Ihr habt Gott lange in der Einsamkeit gedient; ich befördere euch jetzt im Dienste des Herrn zu einer andern Stelle.‘ Und er gab sein Jagdschloß Rorlach, das nicht weit von da am Maine stand, zweien von ihnen zur Gründung einer Abtei, den dritten aber, denselben, der mit dem Hunde sein Brot noch geteilt hatte, nahm er mit sich nach Würzburg. Es war der hl. Burkard.

Tatsache ist, daß sowohl diese Stätte, von den Mönchen Michelnstatt genannt, wie das zwei Stunden entfernte Rorlach, auf einem Hügel am Ausgange des Spessarts am rechten Mainufer gelegen, später von Karl d. Gr. neu erbaut (Neuenstatt, Abtei Neustadt), den Mönchen von Einsiedel übergeben wurde. Bald errichteten sie hier ein Gotteshaus und legten so den Grund zu der Abtei Neustadt a. M., welche Karl d. Gr. und die hl. Gertrudis aus fränkischem Königshause reich mit Wäldern und Gründen begabten.

Wir begreifen nach tausend Jahren, wenn wir durch diese waldigen Täler gehen, was diese Männer aus dem fernen Norden hierherführte, hier festhielt, ihren Geist erhob, ihrer Seele stillen, heiligen Frieden brachte. Wenn wir durch diese Waldungen gehen, da wandeln wir in einem großen, erhabenen Tempel, schöner als jeder andere; denn er ist nicht von Menschenhänden gemacht. Hundert und hundert so schlanke und so starke Säulen steigen da mächtig empor und tragen das weite, lichtgrüne Gewölbe, und so viele Stimmen klingen zusammen im festlichen Chorale. So ist es heute, so war es vor tausend und tausend Jahren. Hier auf Erden, wo alles sich wandelt und wechselt, in dieser Vergänglichkeit, Vergeßlichkeit, bei dieser Treulosigkeit der Welt vermag nichts einen so innigen Frieden tief in unsere Seele zu legen als solch ein Gang durch den stillen Wald. Diese Beständigkeit bei aller Veränderung, diese Gesetzlichkeit bei aller Mannigfaltigkeit, diese Treue, mit welcher die

Natur in jedem Jahre mit all ihrer Pracht wiederkehrt, das ist wie ein Abbild Gottes, des Unwandelbaren und ewig Treuen, gegenüber der Vergänglichkeit des Lebens.

Und an jedem dieser tausend und tausend Bäume wie viele Äste und Ästchen! Und wie viele Blätter an jedem Aste, und jedes davon, mit seinem feinen Gewebe, ist ein Kunstwerk, das unsere Industrie auch nicht von ferne nachahmen kann. Wenn wir zum erstenmal das unermeßliche Meer sehen, wie es mächtige Wellen schlägt, und das Auge, soweit es auch späht, keine Grenze mehr sieht, so wirkt dieser Anblick geradezu überwältigend auf unser Gemüt. Es ist ein ähnliches Gefühl, das wir empfinden im Walde, wenn der Sturm durch die Wipfel der Bäume tost wie Donnerrollen und dunkle Wolken vor sich herjagt, wenn die Stämme der Buchen und Tannen ächzend sich beugen und hie und da einer krachend niederstürzt. Da zieht eine Ahnung des Allmächtigen in unsere Seele ein. Die hohe See und der Wald, beide machen den Menschen ernst und geben seiner Seele eine ganz andere Stimmung, als sie der hat, dessen Auge auf nichts anderes als auf fruchtbare Äcker blickt, oder der im Staube der Städte, diesem Werk von Menschenhand, herangewachsen ist.

Die Erinnerung an diese heiligen Männer, welche aus dem Dunkel des Urwaldes das helle Licht des Glaubens uns brachten und damit zugleich die Bedingungen alles menschenwürdigen Lebens, Ackerbau, Wissenschaft, Kunst, hatten die Mönche der Abtei Neustadt durch einen sinnigen Gebrauch immerfort wach gehalten, und auch der Seelsorger, der an ihre Stelle getreten, hat ihn bewahrt. So oft ein Wanderer, von ihnen begleitet, nach Einsiedel kam, führten sie ihn zur Quelle, an welcher einst der hl. Burkard das heidnische Volk getauft hatte, schöpften daraus und besprengten ihn mit diesem Wasser.

In der Geschichte von Einsiedel und der Stiftung der Abtei Neustadt begegnet uns eine hehre Frauengestalt, die hl. Gertraud. Den historischen Kern hat die Sage mit dem lieblichen Kranze der Dichtung umflochten; mögen auch, wie manche wollen, einige Züge des schönen Bildes der altgermanischen Hulda entnommen sein, welche unsere Altvordern hier verehrten, so sind doch die Grundlinien ihrer Gestalt echt und probehaltig.

Gertrudis, des Pippin und der Berberta Tochter, war aus ihrer Heimat entflohen, um der Werbung eines fränkischen Großen zu

entgehen, und hatte zu Karlburg am Main sich angesiedelt, wo Karl Martell geboren war und eine Burg auf dem steilen Felsen jenseits des Flusses gebaut hatte. Hier lebte sie mit den heiligen Frauen, die ihr gefolgt waren, in klösterlichem Verbande. Von hier ging Gertrudis häufig hinab nach dem nur wenige Stunden entfernten Rorlach, wo sie für ihren Geist Nahrung suchte und den Brüdern Brot und Wein brachte. Noch zeigt man den Weg im Walde, den die heilige Jungfrau gegangen, den Stein, auf dem sie gerastet, mit seinen tiefen runden Löchern, den Spuren des Tragkorbes, den sie dort niedergesetzt hatte. Als sie einst mit ihrer Dienerin in glühender Sonnenhitze hier angekommen war, empfand diese einen solchen Durst, daß sie schier meinte verschmachten zu müssen; da stieß die Heilige ihren Wanderstab in die Erde, und alsbald sprang eine klare Quelle auf, die von den Leuten als Heilmittel gegen verschiedenes Gebreste aufgesucht wird; später erhob sich eine Kapelle daneben. Durch ihre Bitten bewogen, gab Kaiser Karl d. Gr. den Klosterherren zu Rorlach verschiedene Güter, so daß die Abtei Neustadt unsere Heilige als Mitstifterin verehrt. Hier bewahrt man auch bis zur Stunde ihren Mantel, der oben 1 m, in der untersten Breite 4 m mißt. Er besteht aus weißer Seide, in welche zierliche Arabesken eingewoben sind, ist mit einer Kapuze versehen und trug auf seinem violetten Rande die Umschrift: Berberta iussit me fieri in honorem et decorem filiae suae. Deum visu merito laus assit debita nostro[1]. Die fromme Andacht erbat sich häufig Teilchen dieses Mantels, so daß heute nur noch 25 Buchstaben übrig sind.

Zur Erinnerung an die Heilige fand von Würzburg aus jährlich am Pfingstmontag die ‚Gertraudreise' nach Karlburg und Neustadt statt. ‚Die Gertraudreise war einer jener volkstümlichen Bittgänge, an denen unsere Voreltern eine so große Freude hatten. Das schöne Maintal, durch welches sie auf dem Flusse dahinglitten, die herrliche Maizeit, welche die Wiesen in frisches Grün kleidete und über die Bäume den Blütenschnee streute, die schönen Gesänge und innigen Gebete, welche miteinander wechselten — dies alles wirkte auf das Gemüt mit einem eigentümlichen Zauber.' Während das Schiff schon

[1] Berberta ließ mich machen zur Ehre und zum Schmuck ihrer Tochter. Unserem Verdienste werde durch die Anschauung Gottes das gebührende Lob.

stromabwärts fuhr, hielt der begleitende Priester eine Anrede an die Pilger. Dann folgten die Gesänge:

Ihr Würtzburger fahret all,
Fahret fort, fort allzumahl;
Kommt zusammen hauffenweiß,
Schickt euch zu St Gertraud-Reiß.

Hierauf folgten die übrigen Gertraudlieder, welche die Legende der Heiligen zur Unterlage hatten. Heben wir nur noch eine Strophe aus dem Schlußliede hervor:

Die Engel kamen,
Die Engel nahmen
Die Seel St Gertraud;
Sie führten dein Braut
Zu dir, o Jesu!
O süße Hochzeit,
Die währt in Ewigkeit!
Zu dir usw.[1]

Das ist das Eigentümliche und Überraschende hier in unserer Heimat, daß diese Wälder, wo Jahrtausende hindurch nur selten ein Mensch seine Wohnung aufschlug, wo nur das Wild streifte und der Raubvogel auf Beute spähte, schon aus so früher Zeit von dem mächtigen Frankenkönige, dem ersten Kaiser Deutschlands, dem Begründer des Römischen Reiches, zu erzählen wissen. Sein rastloser Schaffenstrieb führte ihn von der Eider bis zum Ebro, und das Dickicht unwegsamer Wälder hielt ihn nicht zurück, wenn es galt, seine Mission zu erfüllen, die Einigung und Sittigung der deutschen Stämme.

Doch da, wo er glaubte zuerst seinen Fuß hingesetzt zu haben, waren andere ihm schon vorausgegangen. Es waren die Mönche. Und so ist die Quelle zu Einsiedel die sichtbare, unaustilgbare, durch Jahrhunderte immerfort zu uns redende Erscheinung *jenes fundamentalen Gesetzes*, welches für die Bildung der *germanischen Völker maßgebend wurde* — fide et aratro, nicht ense[2]; das Schwert hat die germanische Bildung *geschützt* vor dem Rückfall in Barbarei, hat sie aber nicht *begründet*.

[1] Vgl. Franconia sancta von J. B. Stamminger I (1881) 164 ff, woselbst auch der Nachweis sich findet, daß es wirklich eine fränkische Gertrudis gegeben, auf welche Karlburg und Neustadt gleichen Anspruch haben.

[2] Durch den Glauben und den Pflug, nicht durch das Schwert.

Taine bezeichnet das tiefste und mächtigste Fundament, auf dem unser heutiges Staatswesen ruht, als das Werk des Klerus. Zwölfhundert Jahre hatte dieser daran gearbeitet, den Bau entworfen und mit eigenen Händen ausgeführt, Baumeister und Maurer zugleich, lange Zeit allein und auch späterhin fast allein. In einer Zeit, da nichts galt als das Schwert und die rohe Gewalt, Pferde- und Menschenopfer im Waldesdunkel den Göttern dargebracht wurden, haben sie das ‚Reich Gottes' verkündet; der Germane, der vordem träumerisch in seinen heiligen Bäumen Gott schaute, der an dunkeln, unklaren Sagen seinen religiösen Sinn nährte, lernte nun denken, nachdenken, woher er stammt, wohin er geht, wer ihn geschaffen; Gott, seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, das Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortung öffnete ihm eine neue Welt, die Welt der Sittlichkeit; an die Stelle der Gewalt tritt das Recht, statt der Willkür soll nun die Pflicht walten. So bildete sich aus den christlichen Ideen die Sitte heraus und das Recht. Gerade das begründet den Unterschied zwischen der antiken und der christlichen Zivilisation, daß hier das öffentliche Leben durchdrungen ist von der christlichen Sitte, während dort es keine Moral außer dem Staatsgesetze gab. So schuf der Klerus ein großes, in sich gegliedertes System des Volksunterrichts, der allen zuteil ward bis zum niedersten Leibeigenen. Das ‚Reich Gottes' erschien sichtbar vor dem Auge des Germanen in der geschlossenen Ordnung der Kirche und ihrer Stände; nach ihrem Vorbilde, von ihr geleitet und beraten, sammelten und ordneten sich die zerstreuten Stämme zu einem politisch geeinten Ganzen, wurden sie zugleich mit der Gemeinsamkeit ihrer religiösen Ideen auch ihres staatlichen Zusammenhanges bewußt. Was wäre Deutschland, was wäre Europa geworden, als die römische Herrschaft in Gallien und Britannien zusammenbrach und von Osten her immer neue Barbarenheere, unablässig einander folgend wie die Wellen des Meeres, über Europa hin sich wälzten — wäre nicht die Kirche ihnen entgegengetreten, das Kreuz in der Hand? Vor dem Bischof, vor dem Mönch beugte sich der Germane; denn er ahnte in ihnen eine höhere Macht. Wenn auch seine rohe Natur, Zorn und Raubgier ihn einen Augenblick hinreißt zum Verbrechen, bald erkennt er doch, besonders wenn Alter, Krankheit und Unglück ihn milder gestimmt haben, das Unrecht, das er getan, er bekennt es und demütigt sich vor dem Priester und wendet nun einen Teil seiner Habe der Kirche zu. Diese selbst aber

wird ein Zufluchtsort für alle Unterdrückten, Schwachen, Armen, Verfolgten, und der stolze Häuptling, der vor nichts zurückweicht, wagt es nicht, dieses geweihte Asyl zu verletzen. Bald sehen wir diese armen Mönche im Rate der Könige sitzen neben den Herzogen und Großen des Reiches; denn sie allein besitzen Bildung, wissen die Feder zu führen, wichtige Fragen zu erörtern. So werden sie die Schriftführer und Räte der Mächtigen, bringen Ordnung in dieses Chaos, Gerechtigkeit und Milde in die Gesetzgebung, halten ihre Hand ganz besonders über die Ehe, daß sie heilig bleibe und unentweiht, daß die wilden Leidenschaften nicht dieses Fundament der Gesellschaft erschüttern und Europa aufs neue in Anarchie und Barbarei falle. In den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern wurden die Schätze des Altertums gerettet, die römische Literatur und die Kunst, besonders zum Dienste im Heiligtum; ringsum erhob sich der Ackerbau und das Handwerk, und was mehr ist als dieses, der Barbar, der die Beute als seinen einzigen Erwerb ansah und dem die Arbeit als Schande galt, lernte diese schätzen, ehren, lieben. Der Mönch baute inter spinas et vepres[1], wie die alten Geschichten so oft sich ausdrücken, seine enge Zelle; mit seinen Gefährten macht er den Boden urbar; Mühlen, Schmieden, Öfen werden errichtet, Werkstätten mit emsigen Arbeitern entstehen. Die Armen, Heimatlosen, Flüchtlinge sammeln sich um das Kloster; so entstehen Dörfer und Städte.

Das Volk, der rohen Gewalt entrissen, in das Reich Gottes, die Welt hoher Ideen, tiefer Empfindungen, heiliger und beseligender Hoffnungen eingeführt, zugleich mit den Segnungen des Friedens beglückt, die ihm die Frucht seiner Arbeiten sicherten und auch auf sein irdisches Leben durch die Pflege der Kunst einen Sonnenblick warfen, war der Kirche in Deutschland nicht undankbar. Es gab ihr reichlich von dem, was es an Ländereien besaß, es erhob die Bischöfe unter die Ersten im Reiche und gab zur Mitra nicht selten den Fürstenhut hinzu. So hat es gelohnt, was es tausend Jahre hindurch von der Kirche empfangen hatte. Es war zu viel, sagt man, was es gegeben. Nun, das Volk ist Egoist wie jeder Mensch; um nichts hätte es so vieles nicht gegeben. Aber aus der Größe seiner Dankbarkeit können wir schließen auf die Größe der Wohltaten, die es von der Kirche empfangen hat.

[1] Unter Dornen und Disteln.

IX.

Wir können Einsiedel nicht verlassen, ohne in der zwei Stunden entfernten ehemaligen Abtei Neustadt vorzusprechen. Wohl hat der Brand (1857) Kirche und Kloster vernichtet, aber jene ist durch die Munifizenz des Fürsten Löwenstein wie ein Phönix in schönerer Gestalt wieder aus der Asche erstanden, im ursprünglichen, edeln romanischen Stile, den die spätere Zeit vielfach verballhornt hatte. Der Blick in das weite, sonnige Maintal erfreut das Auge, und wenn wir vom Michaelsberge aus das Land überschauen, dann finden wir wieder die alte Wahrheit bestätigt, daß die Mönche mit seltenem Verständnis die Stätten auszusuchen wußten für ihre Niederlassungen. Ich will diesem Satze auch nicht widersprechen, nur möchte ich ihn dahin ergänzen, daß ihr emsiger, verständiger, ausdauernder Fleiß diese vordem wilden Ländereien zu so schönen Gegenden umgewandelt hat. Im weiten Bogen zieht das Gebirge sich um die Abtei, die, hingelagert auf üppig grünen Wiesen, nach Nord und West vor den Stürmen geschützt, uns ganz vergessen läßt, daß die dunkeln, feuchten Waldgründe so nahe sind. An den südlichen Abhängen reift selbst die Rebe, welche seit Jahrhunderten von den Mönchen hier gepflanzt wurde und in günstigen Jahren eine gute Ernte gibt.

Wer von uns sich nun ermüdet fühlt, mag hier bei Neustadt den Bahnzug besteigen, der ihn bald den Main entlang nach den Städtchen Lohr und Gemünden bringt. Wir andern ziehen es jedoch vor, durch den nordöstlichen Teil des Spessarts auf Fußwegen vorzudringen und von da in das Tal der Fränkischen Saale hinabzusteigen. Von Neustadt bis in den tiefen Spessart hinein ist die Waldmasse zusammenhängend. Wir gehen darum über einige Höhen, gelangen an den Margaretenhof, ein stilles, hochgelegenes Ökonomiegut des Fürsten Löwenstein, dann durch dichte Waldungen in das Revier Lohrerstraße. Immer im Schatten herrlicher Eichen und Buchen überschreiten wir den Gebirgskessel von Rotenbuch. Neuhütten, Krommental, Partenstein, Rupertshütten sind die Orte, deren Namen schon bezeichnen, daß wir uns im Hochspessart befinden. Bei Rengersbrunn kommen wir in ein Seitental der Sinn, welche auf der Rhön unweit vom Kreuzberg entspringt und die Grenze des Spessarts gegen Osten bildet. Der Ort selbst scheint seinen Namen daher zu haben, daß die fränkischen Könige auf ihren Jagden von Gelnhausen her an dem

Kirche und Ruine der ehemaligen Benediktinerabtei Neustadt a. M. (Phot. Schubert.)

frischen Quell sich labten, der hier fließt; die Jagd in diesen Forsten hieß die Königsjagd. Die Sage erzählt: Friedrich der Rotbart liebte es, von seiner Pfalz in Gelnhausen aus, von den Großen des Reiches gefolgt, bis tief in den Spessart hinein zu jagen. An der frischen, klaren Quelle pflegte er mit den Seinen zu ruhen, und so erhielt diese den Namen ‚Regisbrunn', der Königsbrunn, der dann auf das Dörfchen überging, das hier entstand. Jahrhunderte waren vorübergegangen, als in der Nähe von Königsbrunn ein Schäfer seine Herde hütete. Da kroch sein Hund in eine nahe Haselnußstaude, und die Schafe ringsum knieten nieder; Hund und Schafe waren von diesem Ort nicht wegzubringen. Nun durchsuchte der Schäfer das Buschwerk und fand ein Muttergottesbild darin mit dem Jesuskind auf dem Arme, in Lebensgröße aus Holz geschnitzt. Man brachte das Bild in die Kirche nach Burgsinn; da es aber für den ihm angewiesenen Platz zu groß war, so schnitt man den unteren Teil desselben ab. Am andern Tage stand das Bild wieder unversehrt am Brunnen. Zuerst errichteten nun die Rengersbrunner an dieser Stätte eine kleine Kapelle, bis die Opfer der Wallfahrer den Bau einer schönen Kirche möglich machten, die im Jahre 1777 vollendet wurde.

Das Gnadenbild, auf dem Hochaltare aufgestellt, trägt im Angesicht einen Brandflecken. Die Schweden hatten es im Dreißigjährigen Kriege ins Feuer geworfen, um es zu vernichten; doch es blieb unversehrt bis auf dieses Mal, zum steten Gedächtnis des Frevels. Jetzt ist der Königsbrunnen gefaßt; sein Wasser fließt in zwei Röhren aus der Brust des Muttergottesbildes; darum heißt jetzt der Brunnen Marienbrunnen und sein Wasser Liebfrauenmilch.

Den Fellerbach entlang wandernd betreten wir das Tal der Sinn mit dem Orte Burgsinn und den Schlössern der Freiherren von Thüngen. Geteilt in zwei Linien, die Andreasische und Lutzische, gehörten die Thüngen zu den ältesten, mächtigsten und reichsten Dynasten ringsum; in ihrem Wappen führen sie deswegen die drei Flüsse Sinn, Saale und Wern, zum Zeichen, daß über alle diese ihre Besitzungen sich erstreckten. Ihr Name erinnert zu gleicher Zeit an eine der traurigsten Zeiten Deutschlands, den Bauernkrieg, der in Schwaben und Franken wütete. Da war es Konrad von Thüngen, Fürstbischof von Würzburg, der mit eiserner Faust die Empörung niederschlug, zu Königshofen und Ingolstadt in blutiger

Schlacht die Bauern und die mit ihnen verbündeten Bürger überwand und dann ein strenges, vielleicht zu strenges Strafgericht über sie abhielt. Die von Florian von Geyer befehligten fränkischen Bauern wurden völlig versprengt. ‚Bei einem Dorf und Schloß Ingolstadt', erzählt Schärtlin von Burtenbach in seiner Lebensbeschreibung, ‚haben wir wiederum 4000 Bauern geschlagen. Von denselben sind 400 in das abgebrannte Schloß geflohen, die haben sich hart gewehrt, aber sind von uns gestürmt, fast alle erstochen, und in einer Kirche nit weit davon bis in 200 Bauern verbrannt. . . . Etliche ließen sich in der Wagenburg erstechen, kurrten wie die Säu; etliche steckten die Köpf in die Erde, vermeinten, man sehe sie nicht; auch etliche huben die Händ für die Augen, die andern gen Himmel, Gnad begehrend. Und war ein solch Morden und Würgen ohne allen Widerstand, als wenn ein Haufe Wölfe unter einen Haufen Gänse oder Schafe fällt; stach ein Reuter allein zehn oder mehr Bauern, die beieinander standen, deren sich keiner wehrte.' Im ganzen Frankenland waren 292 Schlösser und 52 Klöster beraubt und zerstört worden oder gänzlich ausgebrannt. Am 8. Juni 1525 wurden 60 von den Anführern enthauptet, und die Würzburger Bürger mußten 8000 Gulden Brandschatzung erlegen. Den entwaffneten Bauern gab man weiße Stäbe in die Hände und schickte sie heim; aber auf dem Wege wurden viele von den Reisigen und Fußknechten erstochen, ‚als denn viel toter Körper in den Weingärten, am Weg und in Gräben lagen, die erschossen und erstochen waren; es war ein jämmerliches und erschrocken Wesen', erzählt der Würzburger Augenzeuge Lorenz Fries. Der erwähnte Fürstbischof Konrad ist so recht ein Typus derer von Thüngen, im Volksmund ‚die wilden Thüngen' genannt. Während seiner langen Regierung (1519—1540) bewies er großen Eifer und Sorgfalt für Besserung der kirchlichen und politischen Zustände seines Landes; die Wunden, welche die Kriege und religiösen Unruhen seinem Lande geschlagen, suchte er nach Kräften zu heilen. Die in früheren Jahrhunderten vielleicht überschäumende Naturkraft hat sich im Laufe der Zeit zu jener verständigen Energie geklärt, die heute noch das Erbteil dieses Geschlechtes ist.

Von Burgsinn wenden wir uns gegen Süden und erreichen nach einer Stunde Gehens die Sinn hinab das Städtchen Rieneck. Unmittelbar am Flusse sind hellgrüne Matten ausgebreitet, die Berge bedeckt dichter Wald, der zum Teil bis nach Brückenau hinauf Eigen-

tum der Thüngen ist. Ein rechtes Adelsgeschlecht läßt sich ja ohne Waldbesitz kaum denken; der Wald repräsentiert ein konservatives Prinzip; darum hat die Revolution, woher sie auch kam und in welcher Form immer sie auftrat, ob von oben oder unten, in roher Gewalt oder auf dem Wege der Gesetzgebung, immer ihre zerstörende Wirkung dadurch geoffenbart, daß sie den Wald niederhieb. Der Wald wächst langsam; erst nach langer Zeit, nach mehr als einem Menschenalter, bringt er seinem Besitzer Frucht. So ist der Waldbesitz das gerade Gegenteil von dem Gewinne, den die Börse bringt. Aber er ist fest und sicher auf Jahrhunderte. Wer darum nicht für den Tag lebt und nicht nach schnell gewonnenem Reichtum trachtet, gründet seinen Besitz auf Feld und Wald; Universitäten, Abteien, fromme Stiftungen, große Adelsgeschlechter, die ihres Berufes noch eingedenk sind, haben die Wurzeln ihres Bestandes im Wald. Der Verkauf der Wälder war darum auch immer der Anfang ihres moralischen und wirtschaftlichen Ruins. Wald bei den einen, Papier bei den andern, das ist die bezeichnende Symbolik der alten und der neuen Aristokratie.

Man könnte diesen Gedanken weiter verfolgen und dem Adel und der Abtei eine Bedeutung für das staatliche und gesellschaftliche Wesen zuerkennen, wie sie der Wald hat für den Boden und die Vegetation. Wie der Wald jetzt dasteht, so steht er schon seit Jahrhunderten; viele Bäume sind altersschwach gefallen, neue, die unter ihrem Schutze herangewachsen, sind an ihre Stelle getreten. So muß denn ein Geschlecht sterben, ein anderes kommt; aber das alte hat es genährt, belehrt und Schaden von ihm gewehrt. Das Laub des Waldes sammelt und bewahrt die Feuchtigkeit, um sie in den Tagen der Dürre zu verteilen über das Land, und aus der Quelle, die aus seinen Felswänden fließt, trinkt der dürstende Wanderer. Die alten edeln Geschlechter und die Klöster bewahrten durch Arbeitsamkeit, Ordnungssinn und Mäßigkeit ihren Besitz; in den Tagen der Not öffnete sich dann ihre ‚Gabenpforte' (la Donne), wie in den alten französischen Abteien eine Türe genannt wurde[1], und sie teilten den Dürftigen mit. ‚Meine Kirche', sagte einmal Gregor d. Gr., ‚ist eine Vorratskammer für alle.'[2] Während alles wechselt, Feld und Häuser und Dörfer und Städte sich ändern, der Wald bleibt immer Wald;

[1] Montalembert, Die Mönche des Abendlandes I LXVII.

[2] Ioan. Diacon., Vita Gregor. M. II 26: Communis quaedam horrea Ecclesiae. In den Urkunden des Mittelalters werden häufig die ‚Pforten-

die einzelnen Bäume vergehen, der Wald ändert nicht seinen Charakter, er bleibt derselbe wie vor Jahrhunderten. So mögen die einzelnen Glieder eines Adelsgeschlechtes geboren werden und wieder hinabsteigen ins Grab: das Geschlecht bleibt, wie es vor Jahrhunderten war, die Abtei bleibt, wenn auch die einzelnen längst dahingeschieden sind. Der Sohn eines Adelsgeschlechtes kann sagen: ‚Wir', sind es auch Taten seiner Ahnen aus dem fernsten Mittelalter, die er erzählt; ebenso das jüngste Glied der Mönchsfamilie. Dort durch das Blut, hier durch den Geist verschmolzen zu einem Ganzen, reicht ihr Leben in ununterbrochener Kontinuität in die Vergangenheit zurück. Darum haben auch, um den Vergleich zu Ende zu führen, von jeher die Männer des Umsturzes Adel und Orden mit gleich großem Hasse verfolgt; mit jedem echten Adeligen, der fällt, fällt eine Säule des Königtums; in jedem Priester, der entartet, leidet die Kirche eine Schmälerung. Unbedingte Treue gegen den König war in vielen alten Adelshäusern Familienstatut, und in der Kirche, dieser großen Schule der Ehrfurcht und des Gehorsams, war jeder Priester der geborne Sachwalter der königlichen Ehre. Hofbischöfe dagegen und Hofadel geben der Kirche wie dem Königtum scheinbar einen höheren Glanz, aber die Entwürdigung ihres Standes ist die notwendige Folge. Was vom Landpfarrer gilt in seiner Gemeinde, gilt auch von dem Adeligen unter seinen Bauern. Jene Landadeligen, die es noch als ihre Aufgabe erkennen, Patriarchen des Bauernstandes zu sein, mögen ihren feingeschliffenen Vettern in der Residenz in feiner Manier nachstehen, aber nicht an Charakter und wahrer Ehre.

Ein ähnlicher traditioneller Sinn, gleich ehrenhaftes Selbstbewußtsein findet sich bei dem Bauern, dessen Familie seit Menschengedenken denselben Hof bewirtschaftet; alle seines Geschlechtes wurden hier ge-

stiftungen' erwähnt; sie hatten den Zweck, wie jene des Abtes Hatto von Fulda im 9. Jahrhundert besagt, ‚die Fremdlinge und Armen Christi, die wie Christus selbst aufgenommen werden sollen, zu nähren und zu erquicken' (ad sustentandos et refrigerandos hospites et pauperes Christi, in quibus Christus suscipiendus est). Vgl. Hist.-polit. Blätter 1886, II 187. In den meisten Klöstern der Gegenwart befindet sich an der Innenseite der Pforte ein Wandschrank, in welchem das Brot für die Armen aufbewahrt wird; auch das kleine Schutzdach und die Ruhebank an der Außenseite der Pforte bekunden wahre Humanität. Der Arme soll nicht im Regen dastehen und warten. In den Abteien heißt ein Zimmer nächst der Pforte die ‚Armenstube'.

boren, dieſe Äcker haben ſchon die Ureltern bebaut, in dieſem Garten haben die Enkel ſo oft die Großmutter beſchäftigt geſehen; den Tiſch von Eichenholz, ſtark gebaut und blank geſcheuert, an dem die Familie ihr Mahl hält, hat einer ihrer Vorfahren gezimmert aus dem Walde drüben am Berg, der ſchon ſeit einem Jahrhundert zu ihrem Gute gehört; dieſe Linde am Brunnen hat der Großvater gepflanzt. Da trägt die Seele tiefe und unauslöſchliche Erinnerungen in ſich, alte Sitte und ererbter Brauch geben ihr Halt und Sicherheit, da pflanzen ſich Glaube und Religion zugleich mit dem Blute fort und werden mit der Muttermilch eingeſogen; denn die Sitte des Volkes iſt ja nichts anderes als die Allgegenwart ſeiner Religion in allen Zeiten, Formen und Verhältniſſen des Lebens. Da bildet ſich jener echte Patriotismus, der, ausgehend und wurzelnd im heimatlichen Herde, in weiteren Kreiſen das Land umfaßt; er redet nicht klingende Worte und hochtrabende Phraſen, aber er handelt. Da entwickeln ſich jene feſten, zähen Naturen, die ſtarrſinnig geſcholten werden, weil ſie am Überlieferten feſthalten; aber ſolche Menſchen ſind es, auf die man wie auf feſte Felsblöcke die Staaten ſicher gründen kann.

Die Geſetzgebung, welche eine unbegrenzte Güterteilung und Freizügigkeit geſtattete, hat nicht nur gegen den geſunden Sinn des Volkes gehandelt, ſie hat auch ihre eigenen Intereſſen nicht wahrgenommen. Losgeriſſen vom heimatlichen Boden, wird der Menſch nur noch eine Zahl, ohne Individualität noch Beſonderheit, ein Sandkörnchen unter den Millionen anderer Sandkörnchen in der großen form- und geſtaltloſen Wüſte der Maſſen, die darum jedem Winde der Meinung, jedem Worte der Agitatoren folgen, auf welche ein dauerndes Staatsweſen ſich nicht bauen läßt. In der Gegenwart, da die modernen Lebensverhältniſſe, der Beruf und das Amt die einen, Sucht und Erwerb und Freizügigkeit die andern hin und wieder führen und in ſteter Unruhe erhalten, gar mancher ſchon von Kindheit an gar keine feſte Heimat hatte, wie ſoll da wahre Vaterlandsliebe im Herzen Wurzeln ſchlagen? Darum hat Albert Weiß recht, wenn er ſagt, Adel und Bauer ſeien das feſte Band, das Staat und Geſellſchaft zuſammenhält, weil ſie mit dem Grundbeſitz untrennbar zuſammenhängen. Sie bilden den mächtigen Damm gegen Güterſpekulation und Güterzertrümmerung, welche die Geſellſchaftsordnung untergraben, allen feſten Beſitz zerbröckeln und nichtſelten den verworfenſten Exiſtenzen zur Herrſchaft verhelfen. —

Eng von Bergen umgeben, am rechten Ufer der Sinn, liegt Rieneck. Über dem Städtchen, auf steilem Berg, ragt der Wartturm der Burg, in welcher die Grafen von Rieneck weitaus über das Land hin geboten. Zahlreich waren ihre Vasallen, darunter jetzt noch mit Ehren genannte Geschlechter, wie die Bibra, die Wolfskeel, die Gebsattel, die Truchseß, die Thüngen; sie besaßen das Münzrecht und waren die Erbschenken des Bistums Würzburg; nach ihrem Erlöschen im 16. Jahrhundert traten die Grafen von Nostiz in den größten Teil ihres Besitztumes ein, denen es bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts verblieb. Die 12 Fuß (3,6 m) dicken Mauern des alten Schlosses und die gewaltigen Quadern des Turmes waren lange Zeit das einzige, was der Zerstörung entgangen; in der Gegenwart ist es stilgemäß zum Teil wieder hergestellt. Den Altertumsfreund zieht hier vor allem die kleine Kapelle an, welche hoch oben in die nordöstliche Mauerdicke des westlichen Turmes eingebaut ist. Wie neu ist dieses Meisterwerk aus der romanischen Periode auf uns gekommen, weil es den neugierigen Blicken und der zerstörenden Hand der Menschen entgangen war. Überall sieht man die schön gefügten Quadern und die natürliche Farbe des roten Sandsteins; niemals haben Kalkbewurf und Tüncherquaste dieses schöne Kirchlein entstellt: die Quadern sind so sauber und glatt, alles ist so edel und fein, wie es nur ein Meister im romanischen Kirchenbau schaffen konnte. Bis jetzt hat noch keine Urkunde diesen wie die Zeit der Erbauung genannt. Die Burg selbst hat manchen Stürmen getrotzt; einmal von den Mainzern belagert, warfen die Rienecker ein Schwein über die Ringmauern hinab, zum Beweis, daß sie noch Nahrungsmittel in Fülle hatten. Es ist dies dieselbe Sage, der wir auch bei der Ruine Trimberg an der Saale und bei Greifenstein (dem sog. Sauschloß) in der Nähe von Bozen begegnen.

Es ist eine schöne Sitte, welche besonders der Engländer pflegt, alte Burgen in ihrem Charakter zu erhalten und nur so viel daran zu ändern, als notwendig ist, um sie gesünder und wohnlicher zu machen. ‚Die Erinnerung an vergangene Zeiten und die Majestät der Jahre sind auch etwas wert‘, sagt Pückler-Muskau mit Recht, und es ist ein wahres Unglück, daß unsere Zeit deren so viele zerstört hat. Ebenso verkehrt ist es allerdings auch, für den modernen friedlichen Gebrauch Häuser im gotischen Stile zu bauen mit Türmen und Zinnen mitten hinein in das geschäftige Straßen-

leben. Geradezu lächerlich aber wirken die jetzt zur Mode gewordenen Zimmereinrichtungen im Geschmack der Gotik oder Renaissance in einem ganz flachen, nüchternen Alltagshaus, wie sie die Bauunternehmer zu Hunderten nach der Schablone hinstellen. Diese stark verbleiten Butzengläser, womöglich buntfarbig und in gotischen Formen eingesetzt, machen auf den Außenstehenden den Eindruck, als sehe er einen Mann, der einen mittelalterlichen Harnisch trägt und den modernen Frack dazu; und der glückliche Besitzer eines solchen gotischen Zimmers, hat er nur etwas Sinn für das, was zusammenpaßt, müßte eigentlich immer mit Helm und Lanze darin auf und ab spazieren. Ein Mensch von gesundem Geschmack wird eine derartige Zimmereinrichtung nicht wollen, weil sie im Gegensatz steht zu unserem modernen Leben und Treiben und Gewohnheiten, und er darin sich selbst ganz fremd vorkommen müßte. Denn unsere Wohnung ist ja gewissermaßen wie unser erweiterter Leib, der Ausdruck unser selbst.

Von Rieneck windet sich die Sinn um das kleine Dorf Schaippach; noch eine Anhöhe, den Zollberg, haben wir zu übersteigen, und Gemünden, am Einfluß der Sinn und der Saale in den Main, liegt vor uns. Es ist ein schönes Bild; das Sinntal hat sich hier mit jenem der Saale vereint, der Blick wird weiter und freier; rechts der ruhig dahinströmende Main, auf dem schwer beladene Schiffe und große Flöße langsam abwärts schwimmen; links verliert sich das Auge in dem waldigen Dunkel der Täler, welche die Sinn und die Saale durchströmen, die hier zusammenfließen, unmittelbar bevor sie ihre Wasser dem Main zuführen. Gegenüber auf hohem, die ganze Umgebung beherrschendem Berge die Ruine der längst zerstörten Burg Scherenburg; die Anhöhe hinauf, wie sich schmiegend und Schutz begehrend von dem starken Arm dessen, der dort oben mit seinen Reisigen haust, sind die Häuser gebaut. Die Grafen von Rieneck hatten dort ihre Vasallen und übten ihre Gerechtsame über das Land.

Diese Lage des Städtchens, das wie ein Flüchtiger und vom Feinde Verfolgter sich ängstlich unter den schützenden Mauern seines Dynasten birgt, stellt uns recht lebendig die Entstehung des Feudalstaates dar. Der Lehensmann war seinem König zum Kriegsdienst verpflichtet, war sein Getreuer und Vasall, stets ‚zu Huld und Treue gewärtig'; das Lehen sicherte ihm, dem gewöhnlichen

Freien gegenüber, einen reicheren Besitz, der Kriegsdienst gab ihm Wehr und Waffen. So bildete sich ein mächtiger Adel heraus; Treue seinem Kriegsherrn, Schutz allen denen, die sich unter seine Obhut begeben hatten, war seine Aufgabe. In der benedictio novi militis, dem Ritterschlage, der zugleich die Segnungen der Kirche empfing, enthüllt diese die Idee des christlichen Ritters; er trägt das Schwert ad coercendam malitiam reproborum, ad tuendam iustitiam[1]. *Der Ritter erscheint nun, der Mönch war vorausgegangen*; als die Abtei, der Klerus Europa christianisiert hatten, tritt das Rittertum auf, das Erworbene zu schützen. Hiermit beginnt die *zweite Periode in der Geschichte der europäischen Zivilisation*. Die christliche Religion war das schöpferische Prinzip, das eine neue Bildung ins Leben rief; sie hat die erschöpfte und versunkene Welt wiedergeboren, und selbst jene sind noch von ihr in ihrem innersten Leben durchdrungen, die sich schon längst von ihr emanzipiert wähnen. Unsere Gefühle sind inniger, unsere Phantasie ist geistiger, unser Denken tiefer, unsere sittlichen Begriffe sind reiner geworden, und das Bewußtsein unserer sittlichen Freiheit und Verantwortung, welches das Christentum uns verkündet, hat uns alle durchdrungen. Die Kirche hat dem Heldenmut des Nordens den Geist des Christentums eingehaucht; so entstand das Rittertum. Die sittliche Selbständigkeit und Selbstverantwortung gab dem christlichen Ritter das Gefühl der *Ehre*, welche ihm die gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten gebot gegen seinen Lehensherrn, gegen alle Wehrlosen, Schwachen, seinem Schutze Anvertrauten. Das Duell ist nichts anderes als die Entartung eines an sich berechtigten Gefühles: der Ritter duldet nicht, daß man seine Ehre antaste, ihn der Felonie gegen seinen Herrn, der Feigheit im Kampfe für ihn, der Gewalttätigkeit gegen Schwache, schutzlose Frauen und Waisen anklage. Er greift daher zu ihrer Verteidigung zum Schwert, ohne die Folgen zu berechnen. Dem Römer war dieser Begriff ritterlicher Ehre und darum das Duell ganz fremd, ebenso wie die Bedeutung der Persönlichkeit und Selbstverantwortung; Rom war alles, der einzelne ging im Staate auf.

Der Lehensmann steht unter dem Schutze seines Lehensherrn; der Ackersmann, der Schwache, die Witwe werden ihrerseits wieder

[1] Um der Bosheit der Schlechten zu steuern und der Gerechtigkeit zum Schutz.

geschützt gegen Raub, Plünderung, Gewalttat durch den Lehensmann. Für sein Leben, seine Habe, seine Freiheit braucht er nicht zu fürchten; er kann das Feld bebauen in der Hoffnung, auch die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Und im Augenblick der Gefahr kann er sich mit seinem Vieh und seinen Vorräten in das Pfahlwerk des Burgfriedens flüchten. ‚In jener Zeit', erzählt eine spanische Chronik, ‚stellten die Grafen, Ritter und Herren in demselben Saale, in welchem sie schliefen, ihre gesattelten Pferde auf, um zu jeder Stunde bereit zu sein, die Einfälle räuberischer Horden zurückzuschlagen.' So bildete sich stillschweigend zwischen beiden ein Übereinkommen. Der freie, aber wehrlose Landmann leistet von seinen Früchten und Vieh dem Dynasten eine gewisse Abgabe, bebaut ihm sein Feld; andere, die arm und verfolgt sich zu ihm flüchteten, nahm dieser an als seine Knechte, Hörige und Eigene; er gab ihnen ein Stück Feld; sie hatten keine Freiheit, aber ihr Leben war doch gerettet. So entsteht die Baronie, die Grafschaft, das Herzogtum mit seinen Vasallen, seinen freien Leuten und Hörigen; die Gemeinsamkeit des Bodens, des Lebens, der Schicksale verschmelzt sich allmählich zu einem Ganzen, bildet für sie ein Vaterland; die Untertanen empfangen gewissermaßen Anteil an der Macht, dem Glanz ihres Herrn, seine Interessen werden auch die ihrigen, sie arbeiten, sie kämpfen für ihn, sie bewundern und lieben ihn. Erst dann, als der Adel keine Pflicht mehr zu erfüllen hatte und doch noch solche Leistungen forderte und seine Privilegien genoß, trat der Zwiespalt ein.

Mehr und mehr vereinigen sich diese Grafschaften und Herzogtümer unter einem, dem König. Aus dem Adel hervorgegangen, liegt die Macht aller nun in seiner Hand, aber nicht um aller Rechte zu vernichten, sondern um auch sie mit seinem königlichen Ansehen zu schützen.

Auch die Sage bringt uns hier Kunde aus den kriegerischen Zeiten des Mittelalters. Nicht weit von Gemünden ist der Guckenberg. Dort ist ein Kaiser vor langer Zeit mit seinem ganzen Heere versunken; nun sitzt er darin an einem steinernen Tisch; wenn aber sein Bart dreimal um diesen gewachsen ist, dann wird er mit seinen Rittern wieder erscheinen. Ein Knabe, der Brote feilbot, von einem steinalten Manne geführt, war einmal dort hineingekommen; er sah den Kaiser, dessen Bart schon zweimal um den Tisch gewachsen war, sah da viele Leute und große Herrlichkeit. Auch gewann er daselbst

viel uraltes Geld. Nun erzählte er seine Erlebnisse. Als er aber wieder in den Berg wollte, fand er den Eingang nicht mehr, und auch die ganze Gegend kam ihm verändert vor. Auch den alten Mann hat keiner mehr gesehen.

X.

Von hier beginnen wir nun von neuem unsere Wanderung; wir gehen das Tal der Fränkischen Saale hinauf. Wo wir gehen, ist der mächtigste Monarch des Abendlandes, Karl d. Gr., uns vorausgegangen. Von seinem Hofe zu Worms kam er in diese unsere Gegend, fuhr, wie Eginhard erzählt, auf Schiffen mit seinem Gefolge den Main herauf und, die Saale hinaufsteuernd, die damals sicher einen höheren Wasserstand hatte, nach seinem Castrum Salzburg[1]; von diesem Königspalaste aus, wo er im Jahre 790 zum erstenmal Hof hielt, pflegte er in dem ausgedehnten Salzforst das edle Weidwerk. Erbauer der Burg war wahrscheinlich Karl Martell, der Bezwinger der Sarazenen bei Poitiers (732, gest. 741). In demselben Jahre werden hier oben drei Bistümer gegründet: Würzburg (Burkard) in Franken, Buraburg (Witta) in Hessen, Erfurt (Adalar) in Thüringen. Wilibald wurde für die Völker an der Altmühl zum Bischof geweiht. Die Bestätigungsbulle des Papstes Zacharias II. wurde bald darauf bekannt gemacht. Hier schloß Karl (803) Frieden mit den Sachsen, von denen er viele nach Franken verpflanzte. Hier erschienen die Gesandten des byzantinischen Kaisers Nikephoros I. vor ihm, hier empfing er (793) seine Söhne Pippin und Ludwig, welche den Langobardenherzog Grimoald in Benevent gedemütigt hatten und nun aus Italien zurückkehrten. Um Schutz flehend gegen die Dogen von Venedig, war der Patriarch von Grado, Fortunatus, hierhergekommen mit kostbaren Geschenken und seltenen Kunstwerken.

So tauchen denn große historische Erinnerungen in unserer Seele auf, während unser Auge mit Lust sich hineinversenkt in dieses smaragdene Grün der Matten, in die waldigen Berge, die rechts und links vom Tale aufstreben. Hier mögen wir Erfrischung saugen und neue Kraft, wenn der Staub der Städte und das Leben unter

[1] Per Moenum fluvium ad Salz palatium suum in Germania iuxta Salam fluvium constructum navigavit.

Büchern es geschwächt haben. Mehr noch als das Auge jedoch bedarf die Seele einer solchen Labung. Leiden wir doch in der Gegenwart fast alle am Leben, an diesem überfeinerten, der Natur entfremdeten, in Abstraktionen, Akten- und Buchstabenkram sich bewegenden Leben. Wie die Blume, ist sie dem heimatlichen Boden entrissen, welkt, so wird der Mensch krank, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zurückkehrt zur Natur, wo ihn Berg und Wald, Wiese und Feld und die klar dahinfließende Quelle wieder sich selbst zurückgibt. Zwar ist es nicht die großartige Szenerie des Hochgebirges, die vor deinem Auge sich hier auftut; es sind nicht himmelanstrebende Berge, deren Gipfel Wolken verhüllen, mit ewigem Schnee bedeckt; es sind nicht wundersam geformte, zerrissene und zerklüftete Felsriesen, in deren Zacken und Spitzen und Zinnen die Phantasie die abenteuerlichsten Gestalten sehen kann, welche weite, große Überblicke bieten, von gewaltigen Felsenmauern umrahmt; es sind nicht schwindelnde Abstürze, über welche der tosende Wildbach seine milchweiß schäumenden Wellen gießt, der dann mit donnergleichem Brausen in die Tiefe fällt. Das Tal, in dem wir wandern, ist eng, die Berge rücken nahe an den Fluß hin, aber mit jeder Wendung des Weges bietet es dem Wanderer ein neues Bild. Die Berge, welche es umrahmen, erheben sich kaum über 500 Fuß (150 m); aber das frische Grün ihrer bis zum Gipfel reichenden, üppig belaubten Wälder labt den Blick und läßt uns nicht müde werden. Die Seele wird beruhigt, nicht aufgeregt wie dort, wo das Hochgebirge seine zerstörende Gewalt übt, jetzt durch ewiges Eis und Schnee alle Vegetation tötet, jetzt durch Lawinen Hof und Leben des Menschen bedroht, jetzt durch Murbrüche, die weite Strecken mit Schutt und Geröll bedecken, des Fleißes der Menschen spottet und den fruchtbaren Acker, den ehedem lohnenden Weinberg in eine Steinwüste verwandelt. Ein Gang durch diese lieblichen Täler bringt Stille in die Seele und wirkt auf uns wie ein erquickendes Bad. Das Hochgebirge hat seine erhabene Schönheit, das Christentum und namentlich die Einsiedler und Mönche haben sie uns erst recht enthüllt. Der Römer hatte keinen Sinn dafür. Aber auch Mitteldeutschland bietet durch den reichen Wechsel und das warme Kolorit seiner Landschaften einen hohen Reiz dem Auge des Beschauers. Hat es doch noch in unserer Jugend als ein günstiges Geschick gegolten, das einem beschieden ward, wenn er den Garten zu Schwetzingen be-

suchen konnte, angelegt in der sandigen Rheinebene bei Mannheim; die bayrischen Fürsten bauten ihre Lustschlösser Nymphenburg und Schleißheim in Sumpf und Moor, und vielleicht kommt einmal wieder ein Maler, der für seine Stimmungsbilder, wie Claude Lorrain, der nie ins Hochgebirge gekommen war, die flache Gegend um München wählt. So wechselt auch in dieser Beziehung der Geschmack mit den Zeiten, und die Manie so mancher Alpenvereinler, bei denen ein Berg für nichts gerechnet wird, wenn er nicht mindestens 6000 Fuß (1800 m) hoch ist und lebensgefährliche Übergänge hat, ist bereits dem Fluche des Lächerlichen verfallen.

Wir wandern fürbaß den Fluß entlang in den frühlingswonnigen Pfingsttagen; tausend Blumen leuchten auf dem frischen Grün der Wiesen, die wie ein buntdurchwirkter Teppich sich am Ufer hinziehen. Der Grünspecht ist unermüdet in seinem eintönigen Rufe aus dem Walde her, der Spötter, das Schwarzplättchen, die Amsel jubilieren, weil der Frühling gekommen, die Finken zwitschern, und unser Freund von Kindestagen an, der Kuckuck, hat sich auch eingefunden. In schlängelnden Windungen strömt der Fluß dazwischen, dessen ruhige Wellen nur rascher eilen, wenn sie am Wehr der einsamen Mühle ankommen, deren graues, verwittertes Dach uns von alten Zeiten erzählen kann. Je näher, desto rascher eilen sie, jetzt stürzen sie hinab, und wie eine Flut flüssigen Silbers leuchten sie im Sonnenstrahl. Immer neue Wellen kommen, immer neue, denn eine drängt die andere, ohne Unterlaß, Tag und Nacht — und auch sie stürzen hinab ohne Unterlaß, Tag und Nacht. Und es ist ein Brausen, das, vom Winde getragen, bald näher bald ferner an unser Ohr dringt, ohne Unterlaß, Tag und Nacht. Da mag man manchmal stehen und hinblicken und auch denken: sie haben Eile, diese Wellen; wohin eilen sie? Ins Meer, ins große, weite Meer.

Das ist ein Bild des Lebens. So drängen die Geschlechter der Menschen heran, eines folgt dem andern, immer schneller, immer eiliger, je näher sie der Tiefe kommen; zurück! es ist umsonst; nur noch einen Tag Aufschub! unmöglich. Heran, hinüber und hinab, hinab ins weite Meer der Vergangenheit und Vergessenheit. Einen Augenblick glitzern und funkeln sie wie der aufspringende Wassertropfen in der Frühlingssonne; aber bald sind sie hinabgesunken in die gemeinsame Nacht; andere kommen und glänzen, wie sie geglänzt haben, um ebenso schnell hinabzusinken, wie jene hinabgesunken sind.

Einmal stand ich, in solcherlei Gedanken vertieft, am Wehr, der Müller neben mir; da sagte ich ihm, was mir eben in den Sinn gekommen war beim Anblick seiner Mühle. ‚Das ist aber wahr', das ist wirklich wahr', bemerkte der kleine Mann überrascht; ‚ich bin schon so viele Jahre hier auf der Mühle, daran habe ich aber noch gar nicht gedacht. Es ist aber wahr, wirklich wahr.' Er selbst ist auch schon längst hinabgesunken und vergessen.

Langsam wandern wir am Ufer weiter; ruhig ziehen die Wellen dahin, nur hie und da, wenn ein mächtiger Felsblock ihren Lauf hemmt, sprudeln sie auf und werfen ihren schäumenden Gischt darüber hin. Goldgelbe Wasserrosen blicken aus ihnen zur Sonne auf, Schmetterlinge, weiße, braune, goldfarbene, flattern vor uns her, blau glänzende Libellen tanzen über dem Wasser. Je weiter wir aufwärts gehen, desto stiller wird es um uns; das Rauschen der Wasser am Wehr dringt nicht mehr an unser Ohr, desto munterer wird der Vogelgesang im nahen Wald. Setzen wir uns nieder am Ufer; da ist ein leises Gesumme um uns her; die Bienen suchen Honig, Käfer wiegen sich auf den Blüten. Doch was ist das, was sich da vorn eben ins Wasser gestürzt hat? Dort schwimmt es, eilen wir hin. Es ist ein Reh; scheu geworden durch unsern Anblick, eilt es, kaum am jenseitigen Ufer angekommen, ins Dickicht. Das ganze Tal ist übergossen von hellem, reinem, süßem Sonnenglanze, Hunderte von Geschöpfen fliegen und kriechen unter den Blumen und Blüten und fühlen sich wohlig in ihrem warmen Schein. Stundenlang können wir da sitzen und sinnen und hineinblicken in diese kleine, bunte, geschäftige Welt. Auch da ist ein Suchen, Laufen, Jagen, Freundschaft und Feindschaft. Da kann man an die große Welt denken, an das Ameisengewimmel in unsern Städten; mit dem Maßstabe des Unendlichen gemessen, ist es ja auch nicht mehr als das Auf- und Abkrabbeln des Johanniswürmchens an der Blütendolde — wenn dieses irdische Leben unser ganzes Leben ist.

Dazwischen stehen Saatfelder in frischestem Grün, sendet uns der goldgelbe Reps seinen kräftigen Wohlgeruch zu, blickt der himmelblaue Lein freundlich in die Natur hinein, wie mit Kindesaugen.

Mag auch der Purpur glänzen,
Die Seide kostbar sein,
Wir lassen Purpur, Seide,
Nur dich nicht, treuer Lein!

Dem Kindlein in der Wiege,
So arm, ſo ſchwach, ſo klein,
Hüllſt du die zarten Glieder
Mit deinem Gewebe ein.

Von dir umhüllet, ſchreitet
Der Prieſter zum Altar;
Die Albe iſt ein Gleichnis
Des Herzens, rein und klar.

Und wenn die Seele geſchieden
Aus dieſer Zeitlichkeit,
Haſt du ſchon längſt bereitet
Dem Leib ſein Totenkleid.

Wie ſchön iſt es hier am Abend, wenn die ſcheidende Sonne ihre letzten Strahlen ſendet durch die hohen Bäume, welche die Berge im Weſten krönen! Da werden die Blätter purpurrot in der Abendglut, während die Schatten immer höher vom Tale heraufſchweben und weiße Nebelwölkchen über die Wieſen ſich lagern. Da wird es noch ſtiller in dieſem ſtillen Tale, nur einzelne Vögel ſind noch laut und ſingen ihr Abendlied. Von der Mühle her ſteigt eine bläuliche Rauchſäule auf und ſchwebt langſam an den Berghalden hin. Wir nehmen einen Nachen und laſſen uns dahintreiben auf der klaren Flut. Die Abendröte leuchtet aus ihr uns entgegen, die Waſſerroſen nicken uns zu mit ihren goldigen Häuptern; nur hie und da unterbricht ein Fiſch, der aufſpringt, oder ein ferner Schuß im Walde die feierliche Stille.

Nun läuten ſie drüben im Kloſter die Abendglocke.

Wie iſt der Abend ſo traulich,
Wenn lächelnd der Tag verſchied!
Wie ſingen ſo herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müſſen wohl ſchweigen,
Kein Ton iſt Blumen beſchert,
Doch, ſtille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und ſchaue,
Iſt Abendandacht. Im Strom
Spiegelt ſich noch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Minoritenkloster Schönau a. d. S. (Phot. Schubert.)

Und es betet, was lebendig,
Um eine selige Ruh',
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

Schönau heißt das Kloster, dessen Glöckchen so traulich durch das Tal klingt. Sind wir drei Viertelstunden von Gemünden an der Saale hinaufgewandert, dann erweitert sich bei der Einbiegung des Weges gen Westen die Talsohle, die Berge treten etwas zurück, und wir erblicken mit einemmal nicht weit vor uns auf dem grünen Plan die Kirche nebst Wohnung der Brüder, die sich hell und freundlich abhebt von dem dunkeln Hintergrund der dicht bewaldeten Berge. Ringsum, fast im Halbkreise ist sie von diesen eingeschlossen, und schon glauben wir keinen Ausgang mehr von da zu finden, wenn nicht der Fluß, der in einem weiten Bogen um die vorgeschobenen Bergwände von oben kommt, uns belehrte, daß dort doch ein Ausgang sein müsse. Es trägt seinen Namen nicht umsonst; rückwärts an einen hohen Berg gelehnt, erhebt es sich auf einem Hügel, der in sanfter Neigung gegen die Saale zu sich abdacht. Dieser trägt einen wohlgepflegten Garten, der von zwei Seiten, gegen Mittag und Abend, das Klostergebäude einschließt und in Terrassen nach dem Flusse abfällt. Neben den Nutz- und Küchengewächsen leuchten aus seiner Umfriedung die schönsten Blumen, besonders viele hochgezogene Rosen, darüber das leichte Grün der Obstbäume. Hier stiftete im Jahre 1190 der fromme Edelknecht Franz Heßlar von Thüngen auf seinem Hofe, früher Moppen geheißen, ein Kloster für Jungfrauen aus dem zu jener Zeit mächtig aufblühenden Orden der Zisterzienser. Gottfried von Pisemberg, Bischof von Würzburg, führte die ersten Bewohnerinnen daselbst ein, die großenteils dem Adel angehörten, und nannte die neue Stiftung ‚Schönau' (Schoenaugia). Töchter aus den edelsten Häusern traten hier im Laufe der Jahrhunderte ein, namentlich viele Gräfinnen von Rieneck, Edle von Rickenbach und Homburg, durch deren Anverwandte und Gönner nach und nach auch manches Besitztum dem Kloster zufiel. Noch heißt ein steiler Steig, der am jenseitigen Ufer über das Gebirge nach Rieneck führt, jetzt aber unter dem Buschwerk fast ganz verschwunden ist, der ‚Nonnenpfad'. So ward das Kloster eine soziale Wohltat. Die Edelfräulein empfingen in ihm eine entsprechende Stellung, hinreichendes Auskommen, und was noch mehr ist als

dies, eine Geiſt und Herz befriedigende Beſchäftigung. Gerade dieſe drei Dinge ſind es, welche die moderne Frauenfrage zu einem ſo ſchwierigen Problem gemacht, die Zerrbilder der ‚gelehrten‘, ‚emanzipierten‘ Frauen hervorgerufen haben, die aber gelöſt werden muß, ſollen nicht Tauſende und Tauſende in Armut und Not, geiſtigem und ſittlichem Elend untergehen. Vorzügliches Verdienſt um das Kloſter erwarb ſich das Geſchlecht derer von Thüngen, welche daher auch im Kreuzgange desſelben ihr Erbbegräbnis hatten. Der Bauernkrieg 1525 wälzte ſeine verheerenden Scharen auch in dieſes einſame Tal. Die Kloſterfrauen mußten flüchten, die meiſten fanden in dem Kloſter ihres Ordens zu Himmelspforten bei Würzburg Aufnahme; einzelne lebten eine Zeitlang in Bauernhäuſern verſteckt. Die verwilderten Rotten brachen im Namen des Evangeliums in dieſe Stätte der Andacht und der Gottesliebe ein wie Wölfe in den Schafſtall; ſie raubten und zerſtörten, was ſie fanden, zuletzt brannten ſie das Kloſter nieder. Nochmals wurde es hergeſtellt; aber die Horden der Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg (1554) wüteten noch mehr und zerſtörten gründlicher, als die Bauern es getan. Schönau hörte nun auf, ein Kloſter zu ſein. Die Güter fielen an das Bistum zurück, die Glocken wurden vom Turme genommen und an benachbarte Kirchen verſchenkt, die Kloſtergebäude fielen in Ruinen, und nur ein notdürftig mit Brettern geſchützter Bau war alles, was von der ſchönen Stiftung Heßlars von Thüngen übrig geblieben war.

Anderthalb Jahrhunderte ſpäter lebte in Würzburg der Minoritenbruder (vom Volke ſchwarze Franziskaner genannt) Kilian Stauffer. Dieſer, aus Luzern gebürtig, wo die Straßburger Minoritenprovinz eine Niederlaſſung hatte, war ein höchſt geſchickter Arbeiter in Stuckmarmor; beſonders verſtand er es, den rötlichen Marmor (Rosso antico) ſo gut und ſo feſt nachzubilden, daß derſelbe noch heute wie neu und friſch geſchliffen erſcheint. Die Univerſitäts- wie die Kirche auf dem Marienberge zu Würzburg wurden von ihm in ſolcher Weiſe geſchmückt, und der Biſchof Johann Gottfried von Guttenberg ihm war darob ſehr gewogen. Als dieſer einmal ihm beſonders gnädig ſich erwies und ihn aufforderte, einen Wunſch auszuſprechen, erwiderte der fromme Bruder: ‚Hochfürſtliche Gnaden! Nichts liegt mir mehr am Herzen als das Wachstum unſeres Ordens. Unten in Schönau liegt ein Kloſter in Trümmern; wenn es meine Brüder in Würzburg hätten, ſo könnten wir es wieder aufs neue herſtellen.‘

Der Bischof gewährte ihm die Bitte. Als er bald darauf starb, schenkte, von gleicher Gesinnung gegen den kundigen Bruder beseelt, sein Nachfolger Bischof Johann Philipp von Greiffenklau vermöge eines Gnadenbriefes Schönau dem Guardian des Minoritenklosters zu Würzburg. Freudig ging nun Bruder Kilian, von zwei Ordensgenossen unterstützt, ans Werk; als sie die Schaufel ansetzten, um den Schutt hinwegzuräumen, fanden sie in einem Maulwurfshaufen einen goldenen Ring. Sie betrachteten dies als eine günstige Vorbedeutung und arbeiteten vertrauensvoll weiter. Unter großer Not und harten Entbehrungen, nur von Milch und Kräutern sich nährend, brachten sie hier zehn volle Jahre zu; im Jahre 1710 waren Kirche und Kloster vollendet. Der schöne Hauptaltar in der Kirche sowie die Nebenaltäre sind ein Denkmal, das der kunstsinnige Bruder Gott und sich selbst zu Ehren gesetzt hat.

Neue schwere Stürme brachten die französischen Revolutionskriege über das Kloster Schönau. Im Juli 1796 überfielen plündernd und raubend die republikanischen Truppen das Kloster, und alles, selbst die Altargeräte, wurde hinweggeschleppt; die Brüder mußten flüchten, und zehn Tage lang hauste die zuchtlose Rotte in den geweihten Räumen; allerlei Gesindel aus der Umgegend hatte sich ihr zugesellt. Als der Feind wieder abgezogen war, kehrten die vertriebenen Ordensmänner zu ihrer Wohnstätte zurück. Doch nicht lange sollte ihnen mehr der Friede gegönnt sein.

Auch über Schönau wurde das Todesurteil der Säkularisation gesprochen; allmählich starben die Priester daselbst aus. Seit dem 8. September 1827 waren alle tot bis auf einen, P. Totnan Schech; aber auch dieser war bereits 67 Jahre alt. Wie lange noch, und auch er mußte ins Grab sinken, um dann das Kloster jenen zu überlassen, die schon lange nach dessen Besitz trachteten, um eine Fabrik darin zu errichten oder sonstige weltliche Hantierung da zu treiben! Doch Gott half wunderbar: alle Versuche, Lockungen wie Drohungen, scheiterten an der standhaften Weigerung dieses Ordensmannes, sein geliebtes Kloster zu verlassen, und der Tod, der alle seine Brüder hinweggerafft hatte, schien keine Gewalt über ihn zu haben. Er starb am 3. Februar 1847 in einem Alter von $86\frac{1}{2}$ Jahren, von denen er 54 Jahre in Schönau verlebt hatte. Dem greisen Simeon gleich hatte er nicht umsonst auf das Heil gehofft. Vier Jahre vor seinem Tode, als durch den hochherzigen König Ludwig I. von Bayern die

Erlaubnis zum Wiederaufleben des Klosters in Würzburg und Schönau gegeben worden war, konnte er noch den Einzug seiner jungen Ordensbrüder in das von ihm gerettete Kloster sehen (14. März 1843). Zum Danke hat man noch in seinen letzten Jahren sein Bild in Öl malen lassen und im Refektorium aufgehängt. Entschiedener, unbeugsamer Wille spricht aus dem Angesicht dieses hochbetagten Mannes.

Die ersten Jahre des wieder neuerstandenen Klosters waren, wie jene Kilian Stauffers, Jahre großer Entbehrungen und harter Arbeit, da so vieles während der langen Zeit verfallen war und selbst die Mauern dem Einsturz drohten. Einmal, als eine Edelfrau aus Würzburg mit Tochter ihre Andacht in der Kirche verrichtet hatte, bot der Superior des Klosters ihr etwas Kaffee an zur Stärkung; doch es fehlte an Schalen. Beide Frauen weinten über diese bittere Armut; nach Hause zurückgekehrt, sandten sie Küchengeräte und Nahrungsmittel. Arbeitsamkeit, Einfachheit und Fleiß sowie milde Gaben der Gläubigen haben dann allmählich bessere Verhältnisse für das Kloster gebracht.

Es gibt kaum eine Provinz in Deutschland, die nicht ihr Schönau hätte; schöner ist es aber sicher nicht als dieses Schönau an der Saale. Natur, Fluß, Wiese, Wald und mitten darin diese erhebende, zur Andacht stimmende Kirche! Wir lesen in den alten Mönchschroniken, daß nicht selten das Geheul der Wölfe sich vermischte mit dem Gesang der Brüder im Chor; eine so düstere Romantik finden wir zwar hier nicht, aber lieblich ist es, wunderbar anmutend, wenn du im stillen Chore kniest und der Kuckuck aus dem nahen Wald hereinruft und am Fenster das Rotkehlchen zwitschert.

Auch im Herbst ist es hier schön. Wenn am Morgen die Nebel durchs Tal wallen und nur die Spitzen der Berge darüber hinausragen, wenn dann mit einemmal die Strahlen der Sonne ihre Macht entfalten, da entsteht ein Kampf wie zwischen Finsternis und Licht. Hie und da ballt der Nebel sich zusammen zu grauen, düstern Massen, die nach oben steigen; sie verfinstern die Sonne, schon fürchtest du einen trüben, kalten Tag. Da mit einemmal bricht ein Strahl, einem feurigen Pfeile gleich, durch das Gewölk, eine Zeitlang glänzt dieses in allen Farben des Regenbogens, endlich zerreißt, zerstreut, verjagt es ganz das kräftige Licht. Goldklare Sonne ist nun über die Fluren ausgegossen, nur einzelne Nebelstreifen wie weiß gelockte Schäfchen ziehen noch hier und dort über die Wiesen hin.

Der Wald hat ſich in ein neues Gewand gekleidet; es iſt, als wollte er noch einmal ſich in ſeiner ganzen Pracht zeigen, ehe er ſein Laubwerk abwirft und ſeine Äſte nackt und kahl zum Himmel ſtarren, als wollten ſie klagend die Arme aufheben im Jammer über den eiſigen Wind, den Todfeind alles Lebens in der Natur. Die ſchönſten Farben hat er gewählt, gelb, braun, rot in harmoniſcher Miſchung und mannigfaltigſter Abſtufung; die vergilbten Lärchen ſtehen darin wie flammende Kerzen, dazwiſchen wiegen ſich, vom Winde leiſe bewegt, die weichen, grünen Wedel der Föhren in der lauen Luft, und die dunkeln Tannen werfen ihre tiefen Schatten in das bunte Bild. Es iſt ſtill geworden im Walde; nur die Miſteldroſſel ſingt noch ſchwach ihr Lied; es klingt wie ein Abſchiedsgeſang. ‚Es iſt der letzte Vogel im Wald‘, bemerkte ein Freund aus dem Kloſter, mit dem ich unter den Bäumen dahinging. Da bemächtigt ſich unſer ein Gefühl der Wehmut; auch für dieſe ſchöne Natur, dieſes dichte Laub — es kommt ein letztes. Die ſilbernen Wolken, die heute noch am Himmel ſtehen, ziehen davon, die Sonne verbirgt ihr Angeſicht hinter ſchwerem Nebel, und die Blätter fallen, und die lachende Wieſe wird grau und fahl.

Der Frühling iſt längſt gegangen,
Der Vögel Geſang iſt verhallt,
Auf welkem Aſt ſitzet und klaget
Der letzte Vogel im Wald.

Weiß nicht, daß der einſt wieder grünet
Und der Frühling wiederkehrt bald;
Drum ſingt er ihm einſam ein Grablied,
Der letzte Vogel im Wald.

Doch du, iſt das Leben verwelket
Und die Welt ſo herbſtlich und kalt,
Sei nicht wie trauernd und klagend
Der letzte Vogel im Wald.

Wohl iſt's hier ein Kommen und Gehen,
Geſtern Jüngling, heute ſchon alt;
Doch wirſt dermaleinſt du erſtehen
Unvergänglich in ſchöner Geſtalt.

XI.

Wollen wir von Schönau weiter nach Norden wandern, ſo ſtehen zwei Wege uns offen. Wir können den Bahnzug benutzen und im

weiten Bogen das Tal entlang fahren, oder wir können rechts zur Hochebene hinaufsteigen und so die Sehne des Bogens beschreiten, der uns jenseits bei Hammelburg wieder in das Tal hinabführt. Heute wollen wir den letzteren wählen. Der Anstieg ist bei Beginn ziemlich steil; rechts gehen wir an einer waldigen, tief eingeschnittenen Schlucht hinauf, wo unten über hellrote Felsen der Bach hinabstürzt und über die weißschäumenden Wellen das dunkle Grün der Buchen und Tannen sich wölbt; zur Linken zieht sich der Wald den Berg hinan; zwischen ihm und der Schlucht führt der Weg hinauf. Im Juni 1866 war er von bayrischen Truppen belebt, die gegen Norden zogen, den Hannoveranern zu Hilfe. Mitte Juli marschierten wieder Soldaten auf demselben Weg herab, aber es waren keine blauweißen.

Goethe schildert einmal in seinem ‚Feldzuge in der Champagne' den seltsamen Anblick der Regimenter, die von einem Berge herab ins Tal stiegen, und vergleicht das Blitzen und Funkeln der Bajonette in der Morgensonne dieser hin und wieder sich bewegenden Massen mit einem hellglänzenden flüssigen Metallstrome, der von oben herab sich ergießt. So war es auch hier, als die Preußen über Kissingen und Hammelburg in das Tal einfielen. Unter ihnen befanden sich viele brave Katholiken; jene Abteilung, welche in Schönau Rast hatte, ließ von dem Klostervorstand in Schönau ein feierliches Requiem für die Gebliebenen abhalten. Es war ein unseliger Krieg, hoffentlich der letzte deutsche Bruderkrieg.

In Seyfriedsburg hat die Sage vom hürnen Siegfried, dem kühnen Recken, sich im Volke erhalten. Links von der Straße, vom Walde verdeckt, sind noch Trümmer der alten Burg, nach ihm benannt. Seine ritterliche Gestalt hat die Sage in den Hirtenknaben Fritz (Säufritz — weil er die Schweine hütete) umgewandelt. Als dieser einst seine Herde im klaren Wasser der Saale schwemmte, fand er einen Stein, mit dem er sich rieb, der ihn dann fest machte gegen Hieb und Stich. So traute er es sich dann zu, in dem Schönau nahen Lindwurmswald den Drachen zu erlegen. Hierauf zog er in den Krieg, tat sich durch seine Tapferkeit hervor, und Ruhm und Reichtum wurden ihm zuteil. Darum gab ihm auch der Gaugraf die Erlaubnis, hier eine Burg zu bauen, die er nach dem Spitznamen nannte, den man ihm in der Jugend gegeben hatte. Diese Burg stand lange Zeit. Als einst im Sommer alles Gesinde der-

selben mit Heurechen beschäftigt war, zog ein schweres Gewitter heran. Alles eilte nach Hause, nur eine kecke Magd blieb und sprach:

Ei, es mag donnern oder blitzen,
So muß ich meinen Heuhaufen spitzen.

Kaum hatte sie jedoch dieses frevelnde Wort gesprochen, so fuhr ein Blitzstrahl aus dem Gewölk, schlug die Magd nieder und steckte die Burg in Brand. Seitdem liegt die Seyfriedsburg in Trümmern. Nur das Dörfchen daneben führt den Namen fort, und der Wald in der Nähe heißt der Lindwurm.

Schön ist es hier oben; zu unsern Füßen liegt das vielfach gewundene Tal, das der Fluß wie ein Silberband durchschlängelt; bald ziehen dunkle Schatten darüber hin, bald wirft die Sonne glänzende Lichter darauf, jetzt blickt es ernster, jetzt heiterer zu uns empor. Zur Linken sehen wir in der Ferne das warme, sonnige Maintal mit seinen Dörfern und Schlössern, ein bläulicher Duft liegt darüber wie ein leichter Schleier; im Hintergrund gegen Westen ragen umwölkt und düster die bewaldeten Häupter des Spessarts herein. Hier oben streben die Buchen und Tannen zum Himmel auf; sie sind schöner, schlanker als jene, welche weiter unten im Tale stehen; sie trinken kräftigeres Sonnenlicht, der Wind weht reinigend und belebend durch ihre Äste. Auch für den Menschen gibt es solche Lebenshöhen, wo reiner, heller und klarer die Geistessonne unserem Auge leuchtet und große Gedanken, edle, erhabene Gefühle wie frische Morgenluft durch unsere Seele gehen und sie erheben und befreien von dem Druck, mit dem das Leben da unten in den Niederungen auf uns lastet. Nicht die äußere Stellung ist es, die uns darüber hinweghebt, sondern der Schwung des Geistes, der es auch dem Niedrigsten gestattet, groß und erhaben zu sein, weil er Großes und Erhabenes denkt, weil sein Leben und Streben *ihn innerlich hinaushebt* über das Niedrige.

So ein Blick hinab über ein Stück Erde hin ist recht geeignet, ernste Gedanken in uns zu wecken. Das hatte ja schon jener persische König empfunden, als er Heerschau hielt über die Millionen seiner Streiter und der Gedanke ihn überkam, daß nach wenigen Jahren diese unermeßlichen Scharen nicht mehr sein werden. Aber es ist noch ein anderes, das uns dabei ernst stimmt; Augustinus hat uns darauf hingewiesen in seinen Büchern von der ‚Stadt Gottes', in denen er schildert, wie ihre Bürger hier auf Erden vermischt

leben mit denen, die dem Reiche des Bösen angehören, wie aber vor Gottes Auge, das von Ewigkeit alle Zeiten überschaut, die Scheidung längst schon vollzogen ist.

Sie wohnen unter einem Dache,
Sie essen von einem Brot;
Der eine geht ein zum Leben,
Der andre zum ewigen Tod.

Sie ruhen auf einem Lager,
Sie trinken aus einem Quell;
Doch sind sie schon ewig geschieden,
Geschieden wie Himmel und Höll'!

Jerusalem wird einst erscheinen
In göttlicher Klarheit und Pracht;
Im Abgrund liegt Babel begraben,
Bedecket von ewiger Nacht.

Drum soll dir das Herz nicht berücken,
Was glänzet auf Erden und blinkt:
Nur eines suche dein Auge,
Was ewigen Frieden dir bringt.

Drei Burgen können wir von hier fast mit einem Blick überschauen, sagenreich und bedeutsam in der fränkischen Geschichte. Besteigen wir eine Anhöhe etwas weiter nach links, so erblicken wir in der Ferne auf mächtige Felsen hingelagert die weit ausgedehnte, einst uneinnehmbare Homburg; tiefe Gräben ziehen um den gewaltigen Bau, von dem noch starke Reste von Türmen und Mauern sich erheben; wie eine große, wohlbefestigte Stadt erscheint sie uns, von hier aus gesehen. Ihre Erbauer Adolf und Reinhard waren von Hohenburg an der Lahn hierher gekommen; selbst ein Bischof, Dietrich († 1224), war aus ihnen hervorgegangen. Vor Homburg lagerten die Bauern vergebens; die Burg leistete tapfern Widerstand, und so mußten sie mit blutigen Köpfen abziehen. Bischof Julius hat im Jahre 1583 längere Zeit hier oben geweilt; erst im Jahre 1780 zogen die Amtleute, die hier ihren Sitz hatten, von da hinweg, und nun begann der Verfall.

Lenken wir von da unsere Schritte weiter nach Norden, so wandern wir zuerst eine Zeitlang durch Wald, der uns bis gegen Aschenrot begleitet. Beim Heraustreten aus diesem Orte erhebt sich uns zur Linken auf hohem Basaltkegel der Sodenberg (Schottenberg). Ursprünglich finden wir diese Burg (Kilianstein) im Besitze derer von

Thüngen. Götz von Berlichingen, dessen Mutter eine Thüngen war, verlebte einen großen Teil seiner Jugend auf ihr, und manche Abenteuer und Ausbrüche jugendlichen Übermutes werden noch von ihm erzählt, deren Zeuge die Gegend da herum war. Im Jahre 1660 kam die Universität zu Würzburg in den Besitz des Schlosses und des dazu gehörigen Waldes nebst Hofgut, das die Thüngen ihr verpfändet hatten; in neuester Zeit haben diese es jedoch wieder eingelöst. Nicht weit von der Ruine, im Schatten alter Buchen, steht ein Kreuz, von Philipp von Thüngen im Jahre 1515 errichtet, zu dem seit Jahrhunderten fromme Wallfahrer in allerlei Nöten ihre Zuflucht nahmen. Sonderbare Wendung des Schicksals! An der Stelle, wo einst Ritter hausten, welche der Schrecken der Umgegend waren — war doch Bischof Gerhard von Würzburg im Jahre 1395 selbst mit seinen Reisigen wegen der Gewalttaten ihrer Besitzer vor der Burg erschienen und hatte sie genommen und an die Herren von Hutten verschenkt —, da sehen wir nun häufig fromme Landleute, die laut betend hierher pilgern und im Anblick des Kreuzes sich Trost und Stärkung suchen! Wer in diesen Ruinen geherrscht, die Dynasten, vor denen sie einst gezittert, das alles haben sie längst vergessen, kaum kennen sie noch ihre Namen; indem diese aber das steinerne Kreuz hier errichteten, haben sie auch wieder eine Wohltat dieser Gegend erwiesen, die nun währt fort und fort und gewiß ebenso eine Quelle des Trostes für ihre Bewohner ist, als ihre Gewalttaten sie beängstigt hatten. Über den Anlaß zur Errichtung dieses Kreuzes berichtet die Sage: Gerhard, des stolzen Grafen von Rieneck Sohn, hatte sich mit Gisela von Thüngen verlobt, und der Vater dieser seine Einwilligung gegeben. Nicht so der stolze Graf: er erklärte seinem Sohne, daß er nie eine Vermählung seines Sohnes mit einer nicht ebenbürtigen Jungfrau zugeben werde. Als dies der Thüngen hörte, entbrannte er in Zorn und verbot Gerhard allen ferneren Umgang mit seiner Tochter. Er führte sie darum von der väterlichen Burg hinweg nach dem Sodenberg, wo sie völlig außer dem Bereiche des Rieneckers war. Gerhard nahm das Kreuz, zog in das Heilige Land und fiel dort, als er mit den Seinen eine Feste stürmte. Nun ließ Gisela zu seinem Andenken hier ein Kreuz errichten, das dann von Philipp von Thüngen erneuert wurde.

Am Fuß des Sodenberges, am Wege, der nach dem Reußenberge hinüberführt, steht ein anderes Kreuz, die ‚Spinnjungfer' ge-

nannt. Die Sage erzählt: Eine Zofe vom Sodenberg ging täglich auf den Reußenberg, dort zu spinnen; da bildete sich zwischen ihr und einem Knappen ein heimliches Einverständnis. Da der Weg ihr zu weit dünkte und sie je eher je lieber jeden Tag dort sein wollte, wünschte sie durch die Luft fahren zu können. Nun nahte sich ihr der böse Feind in Gestalt eines Spielmannes und versprach, sie durch die Luft dort hinüberzutragen, so oft sie wolle und ihn rufe; nur solle sie mit drei Tropfen ihres Blutes sich ihm verschreiben. So geschah es. Jahre waren vorübergegangen; da trat eines Abends, als sie wieder den Spielmann rief, dieser zu ihr hin. ‚Deine Zeit ist um!‘ rief er ihr zu. Verzweiflungsvoll klammerte sich die Zofe an das Kreuz an und griff so fest in den Stein, daß die Spuren ihrer zehn Finger heute noch tief darin stehen; doch umsonst. Sie war dem Bösen verfallen, er nahm, was sein eigen geworden. Wunderbar ist's, daß alle Finger, große wie kleine, in diese Spuren passen.

Auch der Reußenberg, eine halbe Stunde vom Sodenberg gegen Süden gelegen, gehörte den Thüngen, welche hier im Jahre 1333 eine Burg erbauten. Wegen Unbotmäßigkeit den Fürstbischöfen gegenüber wurden sie öfters von diesen in ihrem Schlosse belagert, doch jedesmal leistete die Feste Widerstand. Erst im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde Hans Jörg von Thüngen als Landfriedensbrecher in die Acht erklärt und verurteilt, daß sein Sitz auf dem Reußenberg sollte ‚zerrissen‘ werden. Im Bauernkriege endlich erlitt die Burg ein gleiches Schicksal wie so viele andere in Franken. Von da an erhob sie sich nicht mehr aus den Ruinen.

Während wir nun unsern Weg fortsetzen, wird die Gegend immer weiter, die Aussicht immer schöner. Im Norden tritt das Rhöngebirge hervor, der majestätische Dreistölz bei Brückenau (2027 Fuß[1] hoch) mit seiner hochragenden Basaltkuppel steht rein und klar dort am Horizont. Er bildet den südwestlichen bedeutendsten Höhepunkt der Rhön. Auch über seinen dunkeln Wäldern schwebt die Poesie der Sage. Einst, so erzählt sie, wohnten hier oben auf dem Schlosse drei Edelfräulein, ebenso bekannt durch ihre Schönheit wie durch ihren Stolz. Eines Abends kam ein Armer vor das Tor und bat um einen Imbiß und Nachtherberge. Doch die Fräulein, die selbst in großer Üppigkeit lebten, aber gegen ihre Leute und die Armen hart

[1] 660 m.

waren, schlugen ihm seine Bitte ab, und da er fortfuhr, ihr Mitleid anzuflehen, hetzten ihn die rohen Diener mit Hunden aus dem Tore. Da berührte der Fremde die Hunde mit seinem Wanderstabe, und augenblicklich fielen diese tot nieder; dann hob er diesen Stab gegen das Schloß und sprach eine schreckliche Verwünschung aus. Alsbald tat die Erde sich auf, und das Schloß versank mit allen seinen Bewohnern; da, wo es stand, bildete sich ein kleiner See. Alle drei Jahre an dem Tage, da das Schloß verflucht wurde, hören Sonntagskinder einen Hahn krähen; denn das Schloß steht noch unter der Erde, und die drei Fräulein schlafen darin bis zum jüngsten Tag. Wenn der Hahn dreimal kräht, wachen sie auf, beten ein Ave Maria und bereuen ihre böse Tat.

Aus dieser bunten Sagenwelt, wie sie aus Wäldern und Schlössern, aus Bildern und Kapellen so kindlich einfach und doch so voll tiefen Sinnes zu uns redet, spricht so recht das innerste Seelenleben und der tief religiöse Sinn unseres Volkes. Wie schon der Grieche auf die Hybris die Nemesis folgen läßt, so geht der gemeinsame Gedanke durch sie alle: jeder Frevel wird gerächt. Häufig stellt sie das Böse, dem der Mensch sich hingegeben, in persönlicher Gestalt dar: es ist der Bund mit dem Bösen. Dieser verspricht, wie es die Sünde ja tut, dem Verblendeten Erfüllung alles dessen, was die Gier seiner Leidenschaft fordert, aber dann verlangt er seinen Lohn — das ewige Verderben. Härte gegen Arme erscheint so oft in der Sage und wird streng gestraft; es ist der stille, durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Protest des Volkes dem kalten Rechtsbegriff gegenüber, den weder die natürliche Herzensgüte gemildert noch die christliche Liebe verklärt hat, die Drohung des Armen, der vor der Pforte übermütiger Schwelger hungert. Barmherzigkeit dagegen, auch an Unbekannten geübt, findet immer in der Sage einen hohen Lohn. Gerade dadurch unterscheidet sich die Sage von den Sprichwörtern. Diese sind die Frucht der Reflexion, jene ist eine unbewußt aus dem frommen Gemüte unseres deutschen Volkes sprießende Wunderblume; darum ist das Sprichwort häufig auch Ausdruck des Egoismus und von sittlich zweideutiger Natur, in der Sage dagegen offenbart sich das Gewissen, welches das Böse niemals gutheißt, den Nutzen und Vorteil niemals der Tugend vorzieht. Wie sie das Böse oft persönlich erscheinen läßt, so drückt die religiöse Sage — Legende — in den Wundererzählungen das gläubige Vertrauen,

die sichere Hoffnung auf Hilfe in Not aus. Im Wunder tritt das Göttliche sichtbar auf, die Gewißheit der Gebetserhörungen findet ihren Ausdruck im Wunder. Die Sage ist Poesie, aber nicht bloß Poesie; sie windet sich wie duftige Blüten um das Heiligenbild, das eine fromme Hand aufgestellt unter dem einsamen Baume, welches oft die Geschichte einer ganzen Gegend erzählt. Ist auch ein oder der andere Zug in diesem Bilde nicht geschichtlich, immer stellt sich in ihm ein religiös-sittlicher Gedanke dar und wirft so ein freundliches Licht, einen Hauch von Poesie über das harte, graue Alltagsleben des schwer arbeitenden und gedrückten Volkes.

Die neuere Zeit hat ‚Dorfgeschichten' geschrieben, in denen die jungen Burschen und Mädchen sich ihre Empfindungen gestehen, nicht anders als die Stadtfräulein, welche die ‚höhere Töchterschule' besucht haben; man hat das Leben des Landmannes zu idealisieren gesucht, indem man alle möglichen Gefühle in dasselbe hineinlog. So sehr man in früheren Jahren den Bauer ignorierte und verachtete und ihn sich fernhielt, in demselben Maße ist es jetzt Sitte geworden, ‚Kulturbilder' und ‚Geschichten' aus den bayrischen und Tiroler Bergen zu schreiben und zu lesen. Es ist, als hätte man mit einemmal eine neue Welt entdeckt.

Wer im täglichen Verkehr mit dem Landvolke lebte, dem ist das alles nicht neu; nur sind ihm neu so manche Züge, die in das Bild des Bauern hineingetragen werden, die aber dorthin durchaus nicht gehören. Anderseits mußte ich oft von gebildeten Frauen Ausdrücke der Verwunderung und des Tadels hören über die ‚Roheit' und ‚Herzlosigkeit' der Bauern bei der Krankheit oder dem Tode eines der Ihrigen. So scheint es wohl, aber so ist es nicht. Allerdings, der Bauer ist nicht sentimental; hart und schwielig ist seine Hand, hart, voll schwerer Arbeit, Entsagung und mancher Not ist sein Leben; er hat nicht Zeit, sich in Gefühlen lange aufzuhalten und über sich selbst zu reflektieren, er muß alle seine Kraft zusammennehmen, um sich ‚durchzuschlagen'. Aber er ist nicht unglücklich dabei; er weiß es nicht anders. Erst wenn die Volksbeglücker aus den Städten zu ihm hinauskommen und ihm vorsagen, wie ungerecht man ihn behandelt, wie er es viel besser haben könnte und sollte, dann wird er unzufrieden; der reiche Hofbesitzer wird ‚liberal', und sein Knecht geht in die Stadt unter die Sozialisten. Wer die Macht der Religion nicht kennt, der kennt das Leben unserer Bauern nicht,

und wenn er auch viele Jahre unter ihnen lebte. ‚Die Sitte des Bauern ist seine Religion‘, hat einmal Wilhelm Heinrich Riehl mit Recht gesagt. Sie ist es, die sein ganzes Leben wie mit einem Kranze von Blumen durchwindet, deren Anblick das Auge belebt, deren Duft wie die geweihten Kräuter am Feste Mariä Himmelfahrt seinen Wohlgeruch durch das ganze Haus verbreitet. Die kirchlichen Feste sind seine Feste, an denen er mit ganzer Seele Anteil nimmt, die wie im Laufe des Kirchenjahres, so auch für seinen Hausstand bestimmte Zeitabschnitte bilden und auch in der Tat Leib und Seele ihm erquicken, weil sie einen Gedanken des Ewigen und Göttlichen hineinrufen in die harten, nüchternen, eintönigen Tagesreihen von Mühe und Kampf. Darum trägt er auch die Krankheit oft mit einer dem Weltmenschen unbegreiflichen Ruhe; sie ist eine Schickung Gottes, und darum ergibt er sich darein. Und beim Tode ist nicht jener wilde, verzweifelte Schmerz unter den Hinterbliebenen, wie so oft bei den genußtrunkenen Städtern, wo der Tod kommt plötzlich und mit all seinen Schrecken, da sie so wenig an ihn gedacht. Der Sterbende sieht der Scheidestunde gefaßt entgegen; er hat ja in diesem Leben nicht viele gute Stunden gehabt. Und auch die Angehörigen sind gefaßt; aber darum vergessen sie auch nicht so bald den Toten, wie die Gebildeten, denen man alle Arten von Zerstreuungen anrät, sondern gehen an jedem Quartaltage an sein Grab, besprengen es mit Weihwasser und beten für ihn.

Solcherlei Gedanken beschäftigten mich, als ich vor dem alten, von der Zeit geschwärzten Kreuze auf dem Sodenberge saß; mächtige Bäume umschatten es, und frische Kränze hängen daran. Das ist Poesie, die einzige Poesie, die das harte Leben unserer Landleute in das Gebiet des Idealen erhebt; wer darum diese ihnen rauben will, nimmt ihnen ihr bestes Gut und hat kein Herz für sein Volk.

Ich habe darum jene nie begreifen können, die das Landvolk, besonders das Hochland, wirklich lieben, Leben und Treiben seiner Bewohner beobachten, den Pulsschlag der Volksseele da oben gewissermaßen belauschen und dabei sie mit allen ‚Errungenschaften der Neuzeit‘ so schnell als möglich beglücken wollen. Schon ist die so charakteristische Kleidung großenteils verschwunden, Neubauten im nüchternsten Stil treten an die Stelle der warmen, wohnlichen alten Bauernhäuser, das Gesinde fühlt sich nicht mehr als Angehörige der Familie, die Bedürfnisse und Anforderungen ans Leben sind

gewachsen, oberflächlicher Unterricht in so vielem, was dem Bauern ganz fernliegt, macht ihn hoffärtig, unzufrieden und zum Räsoneur; nimm ihm nun auch noch seinen Glauben, seine Ehrfurcht vor dem Heiligen, seine fromme Sitte — dann wird der künftige Kulturhistoriker uns Schreckensbilder vorführen müssen, wenn er ‚Geschichten aus den Bergen' schreibt.

Bei Oberschenbach sind wir bereits Hammelburg nahe; in der Stiftungsurkunde vom Jahre 777 übergab dieses Dorf zugleich mit Hammelburg Karl d. Gr. der Benediktinerabtei Fulda. Nun haben wir nicht mehr weit zu gehen. Indem wir allmählich absteigen ins Tal, bei einer Wendung des Weges, blickt von steilem Felsen das stolze Schloß Saaleck zu uns herüber, das weithin das Land beherrscht; zu seinen Füßen, wie sich bergend unter dessen Schutz, ruht friedlich das arme Klösterchen der Franziskaner Altstadt.

XII.

Bleiben wir, statt über die Hochebene zu steigen, im Tale und wandern am Fluß hinauf, so gelangen wir von Schönau zuerst nach Wolfsmünster. Der Ort hat seinen Namen von Baugulf, der dem Abte Sturmius in Fulda in der Leitung des Klosters seit dem Jahre 780 nachgefolgt war. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er sein Amt verwaltet, als er diesem entsagte, um in stiller Beschauung seine letzten Tage Gott zu widmen. So baute er denn zu diesem Zwecke an der einsamen Stätte, wo jetzt Wolfsmünster steht, seine Zelle, bezog sie im Jahre 802 und lebte daselbst mit einem gleichgesinnten Bruder bis in das Jahr 815, wo er in eine bessere Welt hinüberging. Nach und nach siedelten sich um das Klösterchen weltliche Leute an und nannten den Ort Baugulfsmünster, Wolfsmünster. Später zogen die Brüder von da wieder hinweg nach ihrem Mutterkloster; doch blieb der Ort im Besitze von Fulda, welches denselben den Grafen von Rieneck als Lehen übergab. In dem Bericht von der Übertragung der Reliquien des hl. Venantius im Jahre 834 wird erzählt, es sei, als man in Hammelburg anlangte, der Abt mit vielen Mönchen und zahlreichem Volke ihnen entgegengekommen. Es war dies Hrabanus Maurus, und die Mönche in seiner Begleitung waren aus Baugulfsmünster. Ein Zeitgenosse, der fuldaische Mönch Rudolf, beschreibt diesen Vorgang näher.

‚Als sich der Zug', sagt er in seinem ‚Leben des Hrabanus', ‚der Stadt Hamalunburgh genähert hatte, begegneten ihm mit Kerzen und Kreuzen die Mönche des Klosters Baugulfsmünster und mit ihnen eine ungeheure Menge Männer und Frauen, welche von verschiedenen Orten zusammengeströmt waren. Unter diesen war auch ein Lahmer aus der Stadt, welcher nur auf zwei Krücken gehen konnte; dieser wurde, während der Zug kurze Zeit Halt machte, damit das christliche Volk die heiligen Gebeine verehre, im Angesichte der ganzen Menge durch die Verdienste des heiligen Märtyrers so vollständig geheilt, daß er fortan seiner Krücken nicht mehr bedurfte. Als der Zug sich nun weiter fortbewegte, kam er an einen Fluß, wo der Abt mit den Priestern und Mönchen sowie einer unzähligen Menge Volkes am andern Ufer wartete. Es stand nun zwar ein Schiff im Flusse bereit, aber nicht an der rechten Stelle, da die Wallfahrer viel weiter oberhalb des Schiffes am Ufer angekommen waren. Als sich nun die Schiffer beeilten, hinaufzufahren, und das Tau lösten, entglitt dasselbe ihren Händen; da schwamm das Schiff von selbst stromaufwärts und legte sich an der Stelle ans Ufer, wo die heiligen Leiber harrten.'

Fast alle Ortschaften im Tale bis gegen Hammelburg hin gehörten ehedem zum Sprengel der Pfarrei Wolfsmünster; selbst die Kapellen in den Schlössern auf dem Sodenberg und auf der Homburg waren der Jurisdiktion dieses Pfarrers unterstellt. Als im Jahre 1550 die Rienecker Wolfsmünster an die Herren von Thüngen verkauften, begann für die Talbewohner eine trübe Zeit; letztere, welche zum Teil zur neuen Lehre übergetreten waren, suchten nun diese ausgedehnte und einflußreiche Pfarrei für den Protestantismus zu gewinnen. Ein der Abtei Bronnbach einst zugehöriger Mönch, Kilian Wurfbein, war auch hier, wie an so vielen andern Orten, der erste Prediger; ebenso setzte man auch protestantische Schullehrer ein. Erst als durch Anlehen und Verpfändung Wolfsmünster von der Thüngenschen Familie an das Juliushospital zu Würzburg kam (1683), besserten sich die traurigen Verhältnisse einigermaßen, und die Katholiken konnten wieder aufatmen; wo aber die Thüngen Gutsherren blieben, wurde den Protestanten in jeder Beziehung Vorschub geleistet. Mit der neuen Lehre war auch der Unfriede in dieses stille Tal gekommen, Klagen über Bedrückung und Gewalttat ziehen sich bis zu Ende des 18. Jahrhunderts durch alle amtlichen Berichte.

Wer die Beschwerdeschrift eines Teiles der fränkischen Ritterschaft an Bischof Julius vom Jahre 1581 liest, kann sich einer ernsten Betrachtung nicht verschließen. Unter andern Klagepunkten heben sie auch den hervor, daß er die Priesterehe verbiete, und während sie gegen den neuen Kollegienbau, gegen die Errichtung der Universität und Einführung der Jesuiten Protest einlegen, führen sie zugleich darüber Beschwerde, daß ‚Se Fürstbischöflichen Gnaden auf den freien adeligen Rittergütern keine Juden mehr dulden wolle'. Vielleicht war mancher Beschwerdeführer darunter, dessen Nachkomme, durch bittere Erfahrung belehrt, erkennen mußte, wie sehr Julius recht hatte, als er den Herren antwortete, ‚es sei zwar, ungeachtet des beschwerlichen und schädlichen Wuchers derselben, den von den Adeligen auf ihren gefreiten Gütern belassenen Juden kein Eintrag geschehen', ‚man habe aber hinwieder mit Recht nicht geduldet, daß von jemand aus der Ritterschaft an Orten und Enden, wo der Fürstbischof und das Hochstift Gebot und Verbot haben, zum Eigennutz weniger Privatpersonen, aber zum Nachteil und Verderben der armen christlichen Untertanen Juden gehabt und erhalten werden'.

‚In Norddeutschland', sagt einmal Wilhelm Heinrich Riehl, ‚gibt es noch einen einflußreichen grundbesitzenden Adel, es gibt daneben auch noch ein „Junkertum". In Mitteldeutschland gibt es kein eigentliches Junkertum mehr, weil auch der Adel größtenteils zerfahren ist gleich dem übrigen Volke. Dafür herrscht aber der Jude, derselbe kleine Jude, den der Adel zur Zeit seines entschiedensten Abfalles von sich selbst ins Land rief und hegte, in den mitteldeutschen Dörfern.' Seitdem Riehl dieses geschrieben hat, wie hat sich diese Herrschaft der Juden erweitert und befestigt!

So mancher, der als ‚Schutzjude' auf den gefreiten Rittergütern Aufenthalt fand, ist nun an die Stelle seiner früheren Herrschaft getreten. Sein Vater hat vielleicht noch den Zwerchsack auf dem Rücken getragen, er selbst war in seiner Jugend noch arm; aber sein Auge blickt scharf in die Welt hinein wie das Auge eines Falken, sein Schritt ist sacht, sein Mund weiß zur rechten Zeit zu schmeicheln und wieder zu schweigen, sein Angesicht zeugt von Klugheit, Überlegung, Berechnung, aus seinem ganzen Wesen spricht Zähigkeit und Energie, die unverrückt und mit allen Mitteln ihr Ziel verfolgt. Jetzt ist der Wald da drüben sein, er läßt ihn fällen und gewinnt aus dessen Ertrag fast den ganzen Ankaufspreis des Rittergutes;

auch dieses ist nun sein, er zerstückt und zertrümmert es, und die von ihm kaufen, werden ihm hörig, mehr als es je die Hintersassen ihrem Gutsherrn waren; das schöne Schloß, der Sitz eines alten Adelsgeschlechtes, ist ihm von selbst zugefallen als Dreingabe bei der Handelschaft. Nun hat er lange genug sich gebückt; Geld hat er ja, und wer Geld hat, der hat auch Ehre, dem gehorcht die Welt; er läßt das Schloß, welches unter seinem früheren Besitzer verwahrlost war, neu einrichten, schmückt es aus mit Bildern von Makart und seiner Schule. Er hat Beziehungen zu hohen Herren, er hat ihnen manche Gefälligkeit erwiesen, einem und dem andern hat er schon aus der Verlegenheit geholfen. Man ist dankbar; bald wird er Kommerzienrat. Nun stellt er sich an die Spitze gemeinnütziger Unternehmungen, er zeichnet namhafte Beiträge bei öffentlichen Sammlungen, zeigt sich als Förderer des öffentlichen Wohles. Solcher Opfersinn kann nicht unbemerkt bleiben; es währt nicht lange, und er steht am Ziele seiner Wünsche: er wird in den Adelsstand erhoben, sein Sohn ist nun ein Kavalier, und die ‚Gesellschaft' verschmäht es nicht, in seinen Salons sich einzufinden. Dem früheren Besitzer, dem Nachkommen jener, die so eifrig sich der Juden dem Fürstbischof gegenüber angenommen, ist vielleicht nichts mehr geblieben als sein Wappenschild und sein vergilbtes Adelsdiplom. Seine Ahnen hatten es einst teuer erkauft, als sie mit Kaiser Barbarossa eine Romfahrt machten oder im Heiligen Lande kämpften, nicht mit Geld, aber mit ihrem Blute. Und diesen Schild haben sie seit Jahrhunderten fleckenlos bewahrt und in manchen Kämpfen ihn mit Ruhm bedeckt. — Es ist doch etwas Großes um eine vielhundertjährige, ehrenvolle Vergangenheit; diese herrliche Ahnenreihe kann der Emporkömmling nicht kaufen, nicht um den Preis der ganzen Welt. Die Burgen des Adels sind gebrochen, unter Bäumen und Gestrüpp in unwegsamem Walde liegen ihre Trümmer; seine Privilegien sind gefallen, und die alles nivellierende Neuzeit ist darüber hinweggegangen. Aber eine andere Aristokratie ist mit ihr gekommen, nicht so fein gesittet, nicht so ängstlich ehrenhaft, nicht so frei von der Jagd nach Geld wie jene. —

An dem schön gelegenen ehemaligen Thüngenschen Schlößchen zu Wolfsmünster vorüber wandern wir über Schonderfeld nach Gräfendorf. Die Saale, die von Osten her in einer raschen Wendung nach Süden strömt, nimmt hier die Schondra auf, welche die Rhön

von Norden her ihr zusendet. Nach Nordwesten stehen ausgedehnte Wälder bis hin gegen Brückenau, mit prächtigen Eichenbeständen und dünner Bevölkerung. Hier in Gräfendorf ist der Stapelplatz, wo die Stämme, zu Flößen verbunden, nach dem Main, Rhein und nach Holland gehen; auch größere Schiffe fahren von hier aus saalabwärts, und ein guter Teil der Bevölkerung dieses Dorfes besteht aus Schiffern und Holzhändlern. Wenn wir da am Ufer stehen und diese Schiffe fast lautlos, kaum hie und da unterbrochen durch den Ruf der Steuernden, auf dem Wasser dahingleiten sehen, dann führen sie unwillkürlich unsern Geist aus der großen Einsamkeit des Tales hinab nach der Weltstraße des Rheins mit dem stets bewegten Leben auf ihm und an seinen Ufern. Und noch weiter verfolgt sie unser Blick nach den Niederlanden, hinab zu dem regen Volke dort unten an der See, das durch Handel und Industrie sich zu Reichtum und Macht emporgeschwungen und selbst mit England um die Herrschaft über das Meer streiten konnte. Da tritt mit einemmal die Bedeutung des Bürgertums uns vor die Seele; Arbeit, Gewerbefleiß, Handel haben es groß gemacht und ihm eine überwiegende Macht gegeben. Was der Klerus gegründet, der Adel geschirmt, der Bauer erarbeitet, fällt mehr oder weniger dem Erwerbssinn des Bürgers in den Schoß.

So war es wenigstens einmal. Aber wie die alten Adelsburgen zerbröckelt sind, so ist in der Gegenwart auch der einst so kernhafte Bürgerstand in vollster Auflösung. Warum es so gekommen, dies zu untersuchen ist nicht unsere Aufgabe. Alle tragen die Schuld daran, Fürsten und Völker, der Staat und die Städte, die Gesetzgebung und die neue Sitte und nicht zum geringsten Teil die Angehörigen des Bürgerstandes selbst. Als vor hundert Jahren Sieyès die Frage stellte: Qu'est-ce que le tiers-état? und die Revolution und er selbst darauf antwortete: ‚Alles, er ist die Nation selbst', da ahnte er nicht, daß eine ähnliche Frage kaum hundert Jahre später wieder gestellt und auch eine ähnliche Antwort gegeben würde. Aber es ist nicht mehr der dritte Stand, es ist der vierte, der die ganze Bedeutung des dritten Standes nun für sich in Anspruch nimmt und ernstlich darangeht, sein Programm durchzuführen.

Wer des Sallustius Catilinarischen Krieg liest, der wird überrascht von der Ähnlichkeit so mancher damaligen Zustände mit unsern jetzigen. Aber einen ‚Stand' konnte er in den Scharen derer nicht

erblicken, die unter ihrem verwegenen Führer sich gesammelt hatten, und die er uns mit wenigen Strichen, aber meisterhaft gezeichnet hat. Sie sind ihm vielmehr das gerade Gegenteil von einem Stande, Menschen, welche die verschiedenen Klassen der römischen Gesellschaft von sich ausgestoßen hatten. So war es damals, so ist es auch jetzt. Alle Stände, vom verkommenen Adeligen an bis herab zum Literaten, fahrenden Künstler, entarteten Bauern und Fabrikarbeiter, haben ihre Beiträge dazu geliefert; nach Herkommen, Bildung, Beruf, Bedürfnissen, Sitten und Lebensgewohnheiten sind sie so verschieden voneinander als nur möglich, nur *eines* hält sie zusammen: der Haß gegen Christentum und Gesellschaft.

Arme, ‚Enterbte', ‚zu spät Gekommene beim Gastmahl des Lebens' hat es immer gegeben, solange die Welt steht. Aber sie reflektierten nicht über ihre Lage, und das Christentum hatte sie Entsagung gelehrt und in der Geduld geübt. Als aber mit dem Zusammenbruch der alten Ständeordnung, mit der Lösung aller korporativen Elemente die Gesellschaft atomisiert und jeder auf sich selbst gestellt wurde, als aus den höheren Lebenskreisen immer mehr und mehr verlorene Glieder abbröckelten und hinabsanken, die aber ihre Ansprüche an das Leben und all seine Genüsse nicht vergessen hatten, da kam durch sie ein Gedanke in das Elend dieser Massen; Freiheit, Menschenwürde, Bildung ward nun die Losung. Damit war der Krieg gegen die Besitzenden erklärt; jeder erscheint nun mit der von der Natur ihm gegebenen Forderung an gleiches Glück und gleichen Genuß mit den übrigen, die, allein im Besitze, ihm bisher seinen Teil vorenthalten haben.

Noch erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen, des Tages, da in einer Stadt ein ‚Arbeiterbildungsverein' ins Leben gerufen wurde. ‚Auch das noch!' sagte ich zu einem Freunde. Manche haben dazu mitgewirkt aus Haß gegen das Christentum, viele aus einem falschen Humanitätsprinzip, die meisten aus Kurzsichtigkeit und Nachahmungssucht, und nicht geahnt, daß sie damit dem ‚vierten Stand' die schärfste Waffe gegen sich selbst in die Hand gegeben hatten. Später las ich den Katalog seiner Bibliothek; viele naturwissenschaftliche Schriften materialistischer Richtung waren da, auch die Werke von Strauß, und man war voll Lobes, daß der Lesesaal an Sonn- und Feiertagen gefüllt sei. Die Toren! Aus der Geschichte hätten sie lernen können, daß eine derartige Halbbildung nur die Gemüter

verwirrt, den Zweifel an Gott, Christentum und der bestehenden Ordnung hervorruft, mit schiefen Ideen die Köpfe erfüllt und die revolutionäre Phrase dem Arbeiter geläufig macht. Wer die Vorgeschichte der französischen Revolution kennt, dem ist das alles nicht neu; gerade so hatte man es damals gemacht, die Wissenschaft populariſiert, namentlich die ganz materialistisch gewordene Naturwissenschaft; der Same, der da ausgestreut wurde, trug darum auch bald seine Frucht. Auf die Gironde kamen die Jakobiner, auf die Jakobiner die Sozialisten, auf die Sozialisten die Petroleurs.

Strauß hat in seinem letzten Buche gesagt: ‚Die Monarchie ist ein Geheimnis‘; aber auch die Ordnung der Stände, der Unterschied von arm und reich, von Regierenden und Regierten ist ein Geheimnis der göttlichen Vorsehung. Wer darüber klügelt, das alles rein vernünftig zu erklären sucht, der kommt zu gleichem Resultate wie ein Rousseau im vorigen (18.), ein Lassalle in diesem (19.) Jahrhundert. Die notwendige Folge davon aber ist Despotismus und Sklaverei wie in der alten Welt.

Wer wollte auch einen also ‚gebildeten‘ Arbeiter von der Falschheit seines Systems überzeugen, wenn er es uns vorlegt mit denselben Worten, wie ich es einmal aus dem Munde eines solchen hörte? ‚Alle Menschen‘, sagte er, ‚haben gleiches Recht von Geburt aus, der dumme Sohn des Geldprotzen nicht mehr als das Kind des Taglöhners, das nämliche Recht auf Glück. Darum haben alle Menschen gleichen Anspruch an die von der Natur gegebenen und durch die Industrie, durch unsere Arbeit geschaffenen Güter, deren Genuß uns glücklich macht. Nun aber geht es ganz verkehrt in der Welt zu. Die meisten dieser Güter, durch welche wir glücklich werden können, haben einige wenige Familien, hat nur eine Klasse der menschlichen Gesellschaft für sich allein in Besitz genommen. Dies ist ein Zustand, welcher dem natürlichen Rechte widerspricht, alle übrigen ihres Anteils am Glück beraubt, der doch nach der ursprünglichen Ordnung der Natur einem jeden zukommen muß. Demnach ist eine völlige Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaft notwendig, um allen Menschen, jetzt und für alle Zukunft, gleichen Anteil an Glück und Genuß zusichern zu können.‘

Das ist der Grundgedanke des Sozialismus. Er mag seine Ziele auf verschiedenen Wegen anstreben: die einen durch allmählich wirkende Mittel, die andern durch Gewaltmaßregeln; aber das Prinzip ist das

gemeinsame: Aufhebung des individuellen, Familien- und erblichen Besitztums, darum Sturz der gegenwärtigen politischen und sozialen Ordnung, welche diesem Ziel entgegensteht.

Man wird nicht verkennen, daß diese Theorie, scheinbar auf die größten Ideen und stärksten Gefühle im Menschen, Wahrheit und Recht, gebaut, imstande ist, die Massen zu berücken und ihre Gemüter zu erregen. Dazu kommen als mächtige Bundesgenossen Neid und Not, die eine so beredte Sprache zu führen wissen beim Anblick des zur Schau getragenen Luxus der Reichen und ihres herausfordernden Genußlebens. Da paaren sich in der hochstrebenden Seele Rechtsgefühl mit niedrigster Leidenschaft, das Bewußtsein der persönlichen Würde mit dem nacktesten Egoismus. Und so dienen die an sich besseren Elemente des Systems nur dazu, das Volk leichter zu täuschen und in Vermischung mit allen Leidenschaften und bösen Trieben eine Gärung hervorzurufen, die früh oder spät gewaltsam zum Ausbruche kommt.

Nur der Gottesgedanke kann das Licht bringen in dieses Chaos. Wer an die Vorsehung glaubt, an eine Zukunft und Vergeltung, der erkennt auch die Aufgabe und Bedeutung dieses Lebens, hat noch einen Helfer in der Not der Gegenwart, eine Hoffnung für die Zukunft, eine Mahnung zur Geduld. Nimm Gott hinweg, dann gibt es außer den Gütern dieses Lebens keine andern mehr, dann werden die Massen eine gerechte und darum gleichmäßige Verteilung derselben wollen. Und wenn sie ernstlich wollen, werden sie dieselben auch erhalten; denn sie sind die Stärkeren. Jene aber, welche glauben durch Gewalt die soziale Revolution aufhalten zu können, reden gerade so sinnlos wie einst der Minister Karls X., Polignac, als er auf die Frage: Si la troupe passe? antwortete: On tirera sur la troupe.

Da stehen wir nun wieder, wo wir vor mehr als tausend Jahren gestanden sind. Die Arbeit beginnt von neuem, schwerer als damals. Da gilt es zwar nicht, die Sümpfe der Urwälder zu trocknen, wohl aber die versumpften Gemüter, die in rohem Genuß und Materialismus untergegangen sind, wieder für Besseres empfänglich zu machen. Wo sind die neuen Pioniere, die zwar nicht mehr das Land roden und die Pflugschar führen über den jungfräulichen Boden, die aber die Herzen erschließen, um die Saat höheren Lebens in sie hineinzulegen? Nicht mehr mit wilden Tieren haben sie zu kämpfen, aber

mit Verwilderten, welche die Leidenschaft zu Bestien gemacht hat. Nicht mehr das Dickicht der Wälder haben sie zu lichten, wohl aber sollen sie hineinleuchten mit der Leuchte des Evangeliums in diese finstere Nacht des Irrtums und der Lüge, wo Worte voll Trug wie Irrlichter über der allgemeinen Fäulnis schweben und die Geister betören.

Die Kirche ist die mächtigste Macht; sie wird zum zweitenmal retten, wie sie schon einmal gerettet hat. Sie war die Schöpferin unserer Zivilisation; sollte ein neues Barbarentum über Europa hereinbrechen, sie wird sie hinüberretten in eine bessere Zeit.

XIII.

Von Gräfendorf an wird das Tal immer enger, das uns nach Michelau, Weickersgrüben, Morlesau, Ochsental führt. Von hier aus, an der Nordseite des Basaltkegels, auf dem die Ruine Sodenberg steht, können wir am besten den Felssturz betrachten, der in einer Breite von mehreren hundert Fuß von der höchsten Spitze bis zur Talsohle hinab alles mit mächtigen und übereinander liegenden Basaltblöcken bedeckt, die Zeugen einer gewaltigen Katastrophe aus der prähistorischen Zeit. Lebhaft erinnern diese schwarzen übereinander geworfenen Steine an die Lavablöcke des Vesuv, die am Abhang des Kraters bis zum Atrio de' Cavalli herab liegen. In neuester Zeit ist dieser Bergsturz eine reiche Fundgrube des besten Straßenmaterials geworden; die Steine werden weithin versendet und sind durch den Verdienst, den die Arbeiter dadurch gewinnen, in der Tat für diese zu Brot geworden. Bei Diebach erweitert sich mehr und mehr das Tal, und nun breitet sich die weite, fruchtbare, rebenumkränzte Landschaft vor uns aus, in der Hammelburg liegt, beim Einfluß der Thulba in die Saale. Das Schloß, reich im Renaissancestil aus roten Quadern erbaut, ehedem die Sommerresidenz der Fürstäbte von Fulda, überrascht uns durch den Eindruck von Pracht und Wohlstand; die Burg Saaleck, die kühn vom Fels am jenseitigen Ufer in das Land hinausblickt, das stille Klösterchen an seinem Fuße, von mächtigen Linden umschattet, die nach dem Brande vom Jahre 1854 schöner wieder erstandenen, zum Teil nicht ohne Geschmack aufgeführten Wohnhäuser der Bürger, die Sauberkeit und Ordnung in den Straßen — alles das übt einen wohltuenden Eindruck auf den Beschauer. Und was noch mehr ist als dieses, wir

finden hier keine moderne Stadt, welche die Laune eines Fürsten oder der Zusammenfluß von Badegästen erbaut hat. Geschichte und Sage schweben wie eine edle Patina über dem Städtchen und verleihen ihm jenen Reiz, den wir bei so manchen künstlich emporgeschossenen Großstädten trotz alles Reichtums und Luxus vermissen.

In dem Castellum Hamalo, dessen eine Urkunde vom Jahre 716 erwähnt, finden wir das erste Mal den Namen der Stadt. Sie bekundet die Schenkung des ostfränkischen Herzogs Hetan, welcher sein Schloß mit liegenden Gründen Willibrord übergab zum Zwecke einer Klosterstiftung; doch der schon im folgenden Jahre erfolgte Tod des Herzogs in der Schlacht von Vincy ließ das fromme Unternehmen nicht zur Ausführung kommen. Nicht lange darauf (777) schenkte Karl d. Gr. dem Abt Sturmius und der Kirche zu Fulda seine Villa Hammelburg mit den Orten Eschenbach, Diebach und Ertal. Heute noch trägt ein Berg, welcher gegen Norden der Stadt steht, den Namen Sturmiusberg. Die erste lateinische Urkunde vom 7. Januar 777 nennt Stadt und Umgebung res proprietatis nostrae; die zweite, welche den Umfang und die Grenzen der Schenkung genau nach Bergen, Tälern und Flüssen bezeichnet, ist in deutscher Sprache abgefaßt; es ist das erste aller fränkischen Diplome, welches in der vaterländischen Sprache zu uns redet. An der Südseite des genannten Berges pflanzte Sturmius die ersten Reben. Wenige Jahre später sah Hammelburg den großen König selbst in seinen Mauern; er hatte im Jahre 790 zu Worms die Gesandten der Hunnen empfangen und mit ihnen die Grenzen zwischen ihrem und dem fränkischen Reiche festgesetzt. Von da reiste er dann nach seinem Lieblingsaufenthalte, der Salzburg, den Main und die Saale hinauf.

Auch Kaiser Otto d. Gr. taucht in der Erinnerung auf beim Anblicke dieser Stadt. Der jüngere Bruder des Kaisers, Heinrich, von der eigenen Mutter Mathilde angestiftet, hatte sich gegen ihn empört; der fränkische Herzog Eberhard, Giselbert von Lothringen und dessen Bruder, der Erzbischof Friedrich von Mainz, sowie Ludwig IV., König von Frankreich, hatten sich ihm angeschlossen. Doch der schwäbische Graf Udo und der fränkische Konrad warfen bei Andernach (939) in blutiger Schlacht die Aufrührer nieder. Eberhard blieb auf der Walstatt, Giselbert fand in den Wellen des Rheins seinen Tod, und der flüchtige Erzbischof, dem die Mainzer die Tore verschlossen, wurde gefangen genommen. Ihn, als seinen gefähr-

lichsten Gegner, übergab nun der Kaiser dem Abt Hathamar von Fulda in Gewahrsam, der ihn in Hammelburg festhielt.

Einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte der Stadt bildet die Einführung der Reformation. Schon im Jahre 1524 begann ‚Johannes Ruffus Compagus (Kempach) die „Lehre des Evangeliums“ auf der Kanzel wider des Papstes „Menschensatzungen“ zu predigen‘, und der Rat stimmte ihm zu. Da wegen der Nähe von Würzburg, welchem die geistliche Gewalt, und Fulda, dem die Landesherrschaft zustand, während das Würzburger Kapitel das Patronatsrecht hatte, der Rat nicht gleich offen zu Gewaltmaßregeln schreiten konnte, so gab doch von der Kanzel herab das Lied: ‚Steuere Papst, Juden- und Türkenmord‘, den Text zu Ausfällen gegen die Katholiken; diese wurden mehr und mehr bedrängt, und es stiegen die Wirren von Jahr zu Jahr, so daß zuweilen in der ganzen Stadt längere Zeit gar kein Gottesdienst stattfand. Die Prädikanten selbst waren über ihre Behandlung von seiten des Rates unzufrieden, klagten auch über ‚den sittenlosen Zustand, die überschwengliche Völlerei, das nächtliche Streunen‘ usf. Dem aus dem Kloster Thulba entlaufenen Mönche Engelhard Marquardt, der mit Weib und drei Kindern auf gemeiner Stadt Kosten von Pirna in Sachsen war abgeholt worden, genügte sein Gehalt nicht, und er klagte: ‚Ich habe dieser Kirche zugut viele zeitliche Vorteile begeben, die mir und den Meinen auch gut gewesen, bin aus einem wohlfeilen Land in ein teures gezogen, geschehene Verheißung hintangesetzt, und doch bei vieler großer Mühe, die ich gehabt, wird mir meine Notdurft nicht gegeben‘ usf. Sein Kollege Bachofen, der seinen Eifer auch durch Ausfälle gegen die Juden besonders betätigte, wurde bald darauf ‚im Hirn verrückt‘; Luther sandte für ihn nebst Schreiben voll Schmähung auf den Abt eine Arznei. In rascher Folge wechselten die Prediger, häufig kamen sie auch untereinander in Streit. Es wird erzählt, die katholischen Geistlichen, als sie eine Zeitlang gänzlich aus der Stadt vertrieben waren, hätten sich in das nahe Pfaffenhausen geflüchtet, von wo sie täglich an die Tore Hammelburgs kamen und unter den dort befindlichen Kreuzen die Vorübergehenden zur Rückkehr zum väterlichen Glauben aufforderten. Endlich ergriff der Fürstabt Balthasar von Dernbach ernste Maßregeln. Er beseitigte manches, was im Leben der höheren Geistlichkeit ‚gang und gäb‘ geworden, Ärgernis und Anlaß zum Abfall vom Glauben gegeben hatte, hielt seine Mönche

an, die Regel ihres Ordens zu beobachten, und berief die Jesuiten zum Zwecke des Unterrichts nach Fulda. Nach vielen Kämpfen und hartem Widerstande, den sein eigenes Kapitel ihm leistete, blieb er zuletzt Sieger. Im September 1603 führte er durch seinen Dechanten zwei katholische Priester in Hammelburg ein. Die Anhänger der neuen Lehre, gegen hundert ‚meist übelberüchtigte, in ihrem Vermögen zurückgekommene Leute'[1], wanderten nach Schweinfurt, Ansbach, Bayreuth usf. aus. Das damalige Staatsrecht gab ihm hierzu volle Befugnis, und die protestantischen Fürsten waren lange vorher im Interesse ihres Bekenntnisses viel rücksichtsloser verfahren. — Wenn wir den Gang der Reformation in Deutschland überblicken, so bietet sie uns ein eigentümliches Schauspiel. Vom Jahre 1524 stieg die Flut hoch und immer höher, und schon konnte man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß in nicht langer Zeit ganz Deutschland ihr zufallen werde. Mit einemmal, nach der Mitte dieses Jahrhunderts, trat ein Stillstand ein; die Bewegung fing an, eine rückläufige zu werden. In der Gegenwart hat die Lehre Luthers ihre Macht über die Geister verloren, wiewohl weltliche Einflüsse und Interessen ihr keineswegs hemmend im Wege stehen. Es war eben eine Zeitströmung, darum ist sie auch vorübergegangen mit der Zeit.

Das am Fuße der Burg Saaleck liegende Kloster der Franziskaner heißt Altstadt, weil hier zuerst die Stadt entstand, die dann auf das jenseitige Ufer der Saale verlegt wurde. Zur Pflege des katholischen Lebens sandte Abt Joachim von Fulda diese Ordensleute hierher, denen er auch den Unterricht am Gymnasium übergab. Man hat diesen Mönchsschulen manches Üble nachgesagt. Es ist vollkommen wahr, sie wußten nichts von vergleichender Grammatik, sie lehrten nicht, Lesarten zu sammeln, Konjekturen aufzustellen und aus dem Sanskrit Wurzeln zur Erklärung beizuziehen, wofür die Jugend weder Zeit noch Lust noch Verständnis und das Gymnasium auch nicht die Bestimmung hat. Aber sie weckten in ihren Schülern die Liebe zu den lateinischen Klassikern, machten sie aufmerksam auf das Schöne, was sie bei Vergilius und Horatius lasen, und was noch mehr ist als dieses, gaben ihnen Anleitung, selbst gut Latein zu schreiben, was doch jedenfalls auch etwas wert ist und die Grundlage aller echten Humanitätsbildung. Noch erinnere ich mich eines

[1] Vgl. Hist.-polit. Blätter LVI 296.

alten Geistlichen aus solcher Schule, auf dessen Tisch immer Horatius aufgeschlagen lag, der ihn auch großenteils wörtlich aus dem Gedächtnisse vorzutragen wußte. Das war in der Tat eine Bildung fürs Leben, und darauf kommt es doch vor allem an.

In schneidendem Gegensatze zu dem armen, licht- und sonnenlosen Klösterchen am nördlichen Fuße des Schlosses steht dieses hoch auf steilem Gefels, nach allen Seiten den Blick frei, ein wahrhaft fürstlicher Wohnsitz, den die Äbte von Fulda sich hier erwählt hatten. Von dem ‚dicken Turme', der aus dem tiefsten Mittelalter stammt, weiß die Sage Schauerliches zu erzählen. Amalaberga, die grausame und treulose Herzogin von Thüringen, habe ihn erbaut. Hier oben saß sie, und wenn ein Ritter, den sie an sich gelockt, ihren Schmeicheleien geglaubt hatte, dann stieß sie ihn wieder tückisch von sich und ließ ihn in den tiefen Verließen des Turmes verschmachten. Darum ist es auch oben nicht geheuer, und manche Leute wollen des Nachts irrende Flämmchen und loderndes Feuer gesehen haben. Auch das ist eine Mahnung, welche die Sage enthält — dort oben einst eine lusttrunkene Fürstin, hier unten armes, stilles, entsagendes Mönchsleben!

Von den Höhen der Saaleck aus schweift unser Auge nach Nordost, folgend dem Laufe der Saale. Eine zweite Burg steigt da vor uns empor, erst dieses Jahrhundert ist sie eine Ruine geworden, Trimberg; nicht weit von hier ist die Ruine der Bodenlaube bei Kissingen, wo Otto von der Bodenlaube im tiefen Mittelalter seine Minnelieder sang. Wieder tauchen da Erinnerungen an das Mittelalter in uns auf; wer kennt denn nicht den Sänger Hugo von Trimberg und seinen ‚Renner'? Wie einfach und wie groß war doch die Weltanschauung dieser Männer, so klar und so zweifellos! Wie hat er mit so wenigen Worten unser aller Aufgabe ausgesprochen:

Alle sind sie Gottes Knechte,
Die da leben nach dem Rechte,
Die mit Stola, die mit Schwert.
Jene führen Gottes Fahnen,
Diese Banner, die sie mahnen,
Daß sie streiten um das Recht.
Wer Gott dient, der ist sein Knecht.

Das war der Kulturkampf des Mittelalters!

Wenn wir hier, wie an so vielen andern Orten Frankens, das bischöfliche und Äbtei-Wappen sehen, wo der Bischofsstab sich mit

dem Schwerte kreuzt und über dem Ganzen der Fürſtenhut prangt, da iſt es uns, als könnten wir das Walten der Vorſehung, in Stein gemeißelt, mit Händen greifen. Schwert und Fürſtenhut ſind nun der deutſchen Kirche genommen; die ſolches getan, haben es nicht gut gemeint mit ihr, deſto beſſer aber Gott; und darum hat er es zugelaſſen. Die weltliche Gewalt und politiſche Stellung bis zum Range der Kurfürſten und Kanzler des heiligen römiſchen Reiches hatte er den Biſchöfen hinzugegeben zu ihrem geiſtlichen Hirtenamt, um deſſen Wirkſamkeit zu ſchützen und zu ſchirmen; als ſie dieſer nicht mehr bedurften, konnten ſie fallen. Unter den Stürmen des Mittelalters, als Fürſten das Schwert in die Wagſchale warfen und die Völker erſt allmählich zur Anerkennung und Verehrung geiſtiger Größe und ſittlicher Hoheit herangebildet werden ſollten, die früher vor keiner andern Macht ſich zu beugen wußten als vor roher Gewalt, da war die weltliche Gewalt der Kirche eine Schutzmauer gegen Unterdrückung von oben wie gegen wilden Anſturm von unten. Wo iſt ein Gebiet in Deutſchland, wo ein Bistum oder eine Abtei, die nicht zu erzählen wüßte von den Angriffen argliſtiger, raubgieriger Dynaſten und Herren? Hielt es doch noch zu Ausgang des Mittelalters (1461) unter Biſchof Johann von Würzburg die Ritterſchaft für einen Eingriff in ihre Freiheiten, daß er die Räubereien ihrer Knechte ebenſo wie jene gemeiner Räuber ſtrafen wollte! Derſelbe fränkiſche Adel beklagte ſich ſpäter, wie wir bereits gehört, Biſchof Julius gegenüber (1581), daß Männer zu hohen geiſtlichen Ämtern berufen würden, ‚die von ihren Eltern keinen Stecken haben‘, und drohten, ‚im Falle der Not die Handhabung an die Hand zu nehmen‘. Was wäre aus der Würde, der Freiheit, der Unabhängigkeit des kirchlichen Amtes geworden, hätte nicht das Schwert jenen Furcht eingeflößt, die vor dem Stabe keine Ehrfurcht hatten!

Die Biſchöfe waren die Erzieher unſeres deutſchen Volkes, wie Dahlmann bekennt; darum gaben ſie ihm nicht bloß ſeine Religion, ſondern auch ſeine wiſſenſchaftliche, politiſche, künſtleriſche Bildung. Jede Abtei, jede Kathedrale gibt hierfür den unwiderleglichſten Beweis. Aber es war gerade auch ihre fürſtliche Gewalt, ihr Beſitz, der ihnen die Mittel gab, das Gewollte auch zu vollbringen; repräſentierte doch ein einziges Buch, von den Händen fleißiger Mönche geſchrieben, ein Kapital.

Als die Macht der vielen großen und kleinen Dynasten in Deutschland gebrochen war und durch die einheitliche Staatsgewalt weithin Recht und Gerechtigkeit waltete, da fielen Herzogshut und Fürstenkrone von den Häuptern der Bischöfe. Es war gut so. Die Säkularisation hatte der Kirche nicht genommen, was Christus ihr verliehen, und konnte es nicht nehmen; solches bleibt ihre göttliche Mitgift für alle Zeit. Sie hat ihr nur genommen, was die Dankbarkeit der Völker zum Lohne für vielhundertjährige Arbeit ihr geschenkt hatte. Gar mancher hatte in das Priestertum sich gedrängt ohne Beruf, seine Hand schwang lieber das Schwert als den Hirtenstab, der irdische Glanz lockte ihn mehr als die Gnade des Amtes. Die Säkularisation hat es übel gewollt, aber Gott hat das Böse zum Guten gewendet. Nie hat die Kirche mehr die Liebe des Volkes gewonnen, als da sie arm geworden; und selbst ihre Leidenstage, da die Mitra ihrer Bischöfe eine Dornenkrone ward und ihr Hirtenstab ein Wanderstab auf dem Gange ins Exil, sollten nach Gottes Ratschluß nur dazu dienen, ihr einen Triumph zu bereiten, wie er seit Menschengedenken nicht gesehen wurde.

Frankreich.

I. Paris.

Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise; Rom und Paris. — Das weltliche und das geistliche Paris; Aufgabe der Kirche.

I.

Es war ein heller, freundlicher Herbsttag, als ich in Begleitung eines Freundes zu den Höhen von Père-Lachaise, dem großen Gottesacker von Paris, hinaufeilte. Hier bei den Toten wollte ich ausruhen von all diesem lauten Lärm, diesem verworrenen Drängen und Treiben, das Tag und Nacht dort unten durch die Straßen wogt, wo beim Anblick der vielen, die rastlos hin und her eilen, von denen jeder seines Weges geht, teilnahmlos für alles, was zur Linken und zur Rechten ihn umgibt, so oft jenes ernste Wort des hl. Augustin sich mir aufdrängte: Grandes passus, sed extra viam[1]. Eben tauchte die Sonne am Horizont hinab, ihre scheidenden Strahlen fielen auf die vergoldete Kuppel des Hôtel des Invalides, die hoch aus dem Häusermeer aufragt; nochmals glänzte im Westende der Stadt der Arc de Triomphe, das leuchtende Siegestor, das der Kaiser dem Ruhme der großen Armee erbaut hat. Allmählich sank die Nacht herab und legte ihren Schleier über all diese vielen Türme und Kuppeln, Dome, Paläste und Monumente.

Da lag sie vor mir, ‚die große Stadt', wie sie selbst sich nennt, die große Stadt der Lebendigen zu den Füßen der nicht weniger großen Totenstadt, wo in gleicher Weise wie dort unten Wohnung an Wohnung sich reiht, Gassen sich durchschneiden und die Viertel sich ordnen. Spes illorum immortalitate plena est[2], lautet die Inschrift auf der linken Mauer am Eingange; Qui credit in me,

---

[1] Große Schritte, doch nicht auf dem rechten Wege.

[2] Weish 3, 4: Sie hoffen auf Unsterblichkeit.

etiamsi mortuus fuerit, vivet[1], auf der entgegengesetzten Seite. Die im Leben sich tödlich gehaßt und bekämpft, was in politischen Parteiungen feindlich sich gegenübergestanden, die den Mund geöffnet, um Gott und seine Gesalbten zu lästern, aber auch um die Segnungen des Christentums zu verkünden, hier ruhen sie alle im Tode geeint, von Abälard, dem kühnen Zweifler und bußfertigen Mönch, bis zu Ludwig Börne, dem deutschen Märtyrer französischer Demokratie. Einzelne Trauergestalten wandelten, still in Erinnerung versunken, unter den tausend und tausend Gräbern; sie trugen Immortellenkränze, um sie auf dem Leichenhügel der Ihrigen niederzulegen. Auch hier ist die Armut hinausgedrängt in die äußersten Winkel, und der vielsinnige und verbrauchte Wahlspruch der Republik: Liberté, Egalité, Fraternité, der, wie an allen öffentlichen Gebäuden, so auch hier an der Mauer prangt, bleibt, wie dort im Leben, so auch hier auf den Feldern des Todes ohne alle Wahrheit und Bedeutung. Das Christentum hat diese Ideen zuerst in die Welt gebracht, als der Höchste herabstieg auf diese Erde und gleich ward dem ärmsten der Menschen. Tausende und Tausende in der katholischen Kirche folgten ihm, legten weg von sich alle Hoheit, Reichtum und Genuß und wurden arm mit den Armen. Die Revolution, von einer falschen Philosophie geblendet, hat sie verzerrt, indem sie allen Gleichheit in Besitz und Genuß verhieß; sie hat die Begierden geweckt und den Krieg aller gegen alle proklamiert.

Dort, wo eng gereiht Kreuz an Kreuz steht, decken kaum ein paar Fuß Erde den modernden Leib des armen Arbeiters. An einem einfachen Kreuze hing ein Kranz; der Abendwind bewegte seine entfärbten Blumen und flatternden Bänder — ein Brautkranz war hier zur Totenkrone geworden. Hochzeit und Grab, Festjubel und röchelnder Todeskampf — welch ein schneidender Gegensatz! Aber das ist so recht ein Bild von Paris, wo der Schrei der Verzweiflung hindurchdringt durch die lauten Töne der Lust, wo Elend und Blöße ihre fleischlosen Arme aufheben, um die Brosamen zu erhaschen, die vom Tische üppiger Verschwendung fallen, wo neben dem geschminkten Laster die makellose Unschuld wandelt und mit dem Atheisten und Gotteslästerer der Missionär zugleich hinauseilt, um in fernem Lande den Tod des Märtyrers zu sterben.

[1] Jo 11, 25: Wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist.

Eine Gräberstraße des Kirchhofs Père-Lachaise in Paris.

So oft ich in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes von hier oder vom Montmartre hinabsah auf die Stadt, die in unabsehbaren Linien sich ausdehnt in der weiten Ebene und die entfernten Hügel hinansteigt, von der Seine wie von einem hellen Silberband durchschlungen, konnte ich mich eines geheimen Schauders nicht erwehren. Einen blumigen Rasen glaubte ich zu sehen über einem unheimlichen Vulkane, wo die Mächte der Finsternis Verderben bereiten; uns ist's, als könnten wir mit aufmerksamem Ohre hören, wie unter der lachenden Oberfläche es siedet und kocht und mit jedem Tage ein Ausbruch droht — und dann durchzucken seine Erschütterungen ganz Europa. Das ist Paris, die geschmückte Buhlerin, die ihren überschäumenden Taumelbecher den Völkern reicht und wie mit argem Zaubergesang seit einem Jahrhundert den Sinn der Nationen verwirrt, ihr Herz betört und den Reigen führt zum tollen Tanz der Revolution. Das ist Paris, das neue Babel im Westen, das seine hundert Eisenbahnen wie Polypenarme ausstreckt nach allen Gegenden des Landes und weit hinüber über den Rhein und so viel Jugend und Schönheit, Geist und Herz, Manneskraft und Talent zu sich heranzieht, um sie nur dann wieder zurückzugeben, nachdem es ihr Lebensmark verzehrt und ihr Herzblut ausgesogen. Alle Stände, alle Klassen der Gesellschaft, hohe adelige Namen, Kaufherren, Gelehrte, Schriftsteller, sinken da jedes Jahr hinab in das alles gleichmachende Dunkel und Elend der Armut, nur um so schneller, je höher sie vorher gestanden waren.

Gleich unten zu unsern Füßen, zwischen Père-Lachaise und der Stadt, liegt La Roquette, das große, feste Gefängnis für die schwersten Verbrecher, Mörder und Räuber; nicht weit davon das neue Spital St-Lazare — als sollten Gefängnis und Spital die Opfer aufnehmen, die der brausende Strom des Lebens ausgeworfen. Auf den Höhen zur Rechten erblicken wir Belleville, die Stadt wahnsinniger Fastnachtslust, wo sie die berüchtigte descente de la Courtille aufführen. Und von Belleville nach La Roquette, dem Haus der Schmach und Schande, bis nach St-Lazare, dem Haus der Reue und der Schmerzen — wie klein ist nicht die räumliche Entfernung! Aber auch im Leben dieser Menschen — nur wenige Schritte, und sie sind dort angekommen, wo nur noch Schmerz und Schande, Elend und Verzweiflung auf sie wartet.

Unwillkürlich dachte ich da an Rom. Auch dort liegt die Stadt, weit und groß, zu unsern Füßen, wenn wir vom Monte Pincio oder von der Tasso-Eiche oder dem Monte Mario auf sie hinabsehen; auch dort schweift unser Blick über mächtige Kuppeln, Türme und Paläste hin; auch dort windet sich der Fluß in weitem Bogen durch die Stadt, ist diese nach Nordosten und Osten von einer Reihe edel geformter Hügel und Berge umgrenzt. Aber doch, welch ein Unterschied! Rom ist eine Stadt der Vergangenheit; ihre Ursprünge gehen zurück in die Tage mythischer Vorzeit und die ersten Anfänge der Kultur im westlichen Europa; Paris samt seiner alten Kathedrale von Notre-Dame ist verhältnismäßig eine neue Stadt. Rom ist der Charakter des Dauernden in allem Wechsel, des Beständigen unter allen Veränderungen unverkennbar aufgeprägt; in Paris ist nichts dauernd als der Wechsel, nichts bleibend als die stete Sucht nach Veränderung. Rom ist das Asyl, wohin alle gefallenen Größen der Welt sich flüchten; der Friede der ‚ewigen Stadt' heilt ihr von schweren Schicksalsschlägen verwundetes Herz, von den Stuarts an bis zu Lätitia Bonaparte, der Mutter Napoleons, und der Anblick der Vergänglichkeit alles Menschlichen läßt sie ihr Los minder hart empfinden; nach Paris dagegen eilt und drängt sich alles, was nach Glück, Geld, Macht, Herrschaft, Ruhm strebt. Rom ist eine kosmopolitische Stadt, wohin alles strömt, weil mehr als die Hälfte von Europa den Stuhl Petri verehrt, den die Vorsehung hierher gestellt hat, und eine Pilgerfahrt nach Rom das Band der Einheit, welches alle Katholiken verknüpft, klarer zum Bewußtsein bringt; auch Paris ist eine Metropole der Welt, und viele gehen dahin, aber nicht wie gläubige Pilger, sondern als nach Vergnügen dürstende Genußmenschen, das sie in dieser Stadt in vollstem Maße zu finden hoffen. Rom ist die Mutter, von welcher alle christlichen Kirchen in Europa den Glauben empfangen haben, Lehrerin der Welt, dessen Name den Barbaren unter den Stürmen der Völkerwanderung wie ein Zauber klang, der auch heute noch unser Herz mächtig bewegt; auch Paris übt eine Herrschaft über die Welt, aber nur in den Dingen dieser Welt und selten zu ihrem Heile. Darum verleihen die Ruinen, die überall unser Auge schaut, der Stadt Rom eine so erhabene Weihe, und die gebrochenen Bogen und gestürzten Säulen geben ihr eine Größe, zu der keine Stadt der Welt mit all ihren glänzenden Palästen und Wundern der Industrie heranreicht.

Das ist Paris — — ein Labyrinth,
Das schrecklicher als jenes alte ist,
In dessen ausweglosem Pfadgewind
Ein scheußlich Ungeheur den Wandrer frißt.
Denn hier, mein Freund, schreckt dich kein greulich Tier,
Hier trägt der Drache menschliche Gestalt;
Hier ist die Schlange Weib, der Teufel Kavalier,
Hier tut dir Glanz und Tanz und Farb' und Duft Gewalt.
Hier ist die Sitte Kuppler, Freundschaft Seelverkäufer,
Die Treu' Falschmünzer und die Unschuld Werber,
Der Busenfreund Spion, die Ehre Überläufer,
Die Lilie trägt am Hut hier der Verderber.
Mit Rosen deckt sich hier schamlose Schande,
Von Veilchen duftet hier die feile Pest,
Der sichre Weg streift hin am Höllenrande,
Und überm Abgrund schwebet hier der Tugend Nest [1].

II.

Ja, das ist Paris, wie wir es uns dachten, und Tausende, die mit jedem Tage zu seinen Toren hereinströmen, lernen es so und nur so kennen. Und doch — das ist nicht Paris. Wir müssen vielmehr den Schleier hinwegziehen, den das äußere, geräuschvolle Leben über die Stadt geworfen, der ihre Heiligtümer den meisten Fremden verhüllt. Das Reich Gottes kommt im stillen und ohne Geräusch; das gilt besonders von dieser Stadt, wo wie kaum in einer andern die Religion ihre segentriefenden Hände aufgehoben, um in reichstem Maße ihre Gaben auszuschütten über das geistliche und leibliche Elend, wo unter den Trümmern verfallender und aufgelöster Staatsformen die Kirche an einer bessern Zukunft baut; wo ein weihevolles Priestertum, in heiliger Zucht und hoher Sittlichkeit wandelnd, voll Glaubensinnigkeit und Andacht die heiligen Mysterien feiert und mit aufopfernder Hingebung streitet für die große, heilige Sache Gottes, für Wahrheit, Recht und ewige Gerechtigkeit; wo in allen Kirchen die Menge der Andächtigen auf den Knien liegt und über dem Moder der Verwesung, der aus den faulen sozialen Zuständen hervorgeht, wie Weihrauchwolken der Wohlgeruch der Gebete aufsteigt zum Himmel aus den Herzen von mehr als Siebentausend, die ihre Knie noch nicht vor Baal gebeugt. Und wer darum auch nur einen geringen Teil von all dem Großen und Heiligen gesehen,

[1] Klemens Brentano, Gesammelte Werke IV 357.

das Paris in seinen Mauern birgt, wird bei seiner Rückkehr in vollster Überzeugung mit dem Dichter[1] bekennen:

Ich fand — — ein Labyrinth,
Das wie ein Garten voll von Dornen war,
Drin saß das Mitleid, ein verschleiert Kind,
Und weihte sich als Opfer am Altar;
Erhob sich in jungfräulicher Gestalt
Und ward ein Engel, und der Satan bebte,
Denn Huld und Treu' und Fleiß tat ihm Gewalt,
Wo die geweihte Jungfrau helfend schwebte.
Den Kreuzweg baute sie am Höllenrande,
Trug dornbekränzt ihr Kreuz dem Herren nach,
Die Rose lehrt erröten da die Schande,
Der Lilie Reinheit teilt der Sünder Schmach.
Da wird die Sitte Keuschheit, Freundschaft Jesusliebe,
Die Treue Christentum, die Armut Himmelswerber,
Der Glaube Werk, Pflichttreue ward zum Triebe,
Die Hand der Reinheit pfleget den Verderber
Und führt Verzweiflung in die Kinderlehre.
Der Unschuld Tränen heilten feile Pest,
Und Jesu Kreuz und Schmach war ihre Ehre,
In seiner Seite war der Taube Nest.
— — — — — — — — —
Ich konnte Freundesdrohung Lüge schelten,
Weil besser ich hinwegging, als ich kam.

Freilich bedarf es denn auch eines längeren Aufenthaltes, Ausdauer und Liebe, um das religiöse und geistliche Paris in dem weltlichen und frivolen überall aufsuchen zu können, das, dem Auge der profanen, genußtrunkenen Welt entzogen, als ein Element höheren Lebens den großen Leib der Gesellschaft durchdringt und vor Zerfall bewahrt. Darum darf nur der, dem es gelang, in solcher Weise ein Gesamtbild von dieser Stadt zu gewinnen, ein Urteil über ihren gegenwärtigen Zustand aussprechen und ihrer Zukunft das Horoskop stellen; wir müssen es daher als unverantwortlichen Leichtsinn bezeichnen, wenn Touristen nach einem Aufenthalte von oft nur wenigen Wochen in Paris über die dortigen Verhältnisse abzusprechen sich nicht scheuen. Die meisten von diesen kennen Paris nicht; sie sind auch nicht gekommen, es kennen zu lernen, sondern nur um in diesem großen Weltvergnügungsorte sich zu ‚amüsieren'. Darum reden sie

[1] Klemens Brentano, Gesammelte Werke IV 357.

auch nur von dem, was sie kennen; das aber schwimmt auf der äußersten Oberfläche.

Der Franzose ist arbeitsam, mäßig und sparsam; er arbeitet viel und setzt seine Ehre hinein, gut zu arbeiten; darum kann er nicht so genußsüchtig sein, wie er so häufig von Fremden geschildert wird. Deutsche sind es, bei denen die schlüpfrigen französischen Bühnenstücke am häufigsten aufgeführt werden; Deutsche waren es, welche den französischen Realismus in der Kunst bei uns eingebürgert haben.

Eine in Paris von dem Fremden kaum erwartete Erscheinung überrascht ihn und spricht wohltuend zum Gemüte: es sind die lieblichen Gestalten frommer Klosterfrauen, die uns überall begegnen. Die meisten gehören den Barmherzigen Schwestern aus den verschiedenen Genossenschaften für Armen- und Krankenpflege an; viele sind Mitglieder von Kongregationen, die sich dem Unterrichte widmen. Oft allein, oft in Begleitung von Kindern, oder einen Kranken am Arme führend, sehen wir sie sanft, freundlich, einfach und heiter hindurchgehen durch die wogende Menge besonders in den ärmeren Stadtvierteln, die vor ihnen sich öffnet wie vor einem Engel des Friedens, von der Vorsehung dem Volke gesendet zu seinem Trost und Heil. Es ist dies ein ganz eigentümliches Bild, das uns Paris bietet, und kennzeichnet deutlich die Stellung und Wirksamkeit der katholischen Kirche in Frankreich. Der Arbeiter in der Bluse, der kecke Student aus dem lateinischen Viertel, der blasierte petit-maître, die gezierte Weltdame gehen an ihnen vorüber — aber keine hämische Bemerkung, kein hochmütiges Nasenrümpfen, wie wir dies in Deutschland hie und da finden, kein Wort des Spottes, keine Roheit. ‚Euer Schleier ist die Bewachung der Augen‘, hatte der hl. Vincentius von Paul gesagt, ‚eure Klausur die heilige Zucht — und unberührt sollt ihr hindurchgehen durch die verpesteten Gassen der Städte.‘ Er hat vertraut auf die Macht der Gnade, die unsichtbar an ihrer Seite geht und sie bewahrt vor dem Hauch der Sünde. Sein Wort ist in Erfüllung gegangen. Frankreich liegt schwer krank danieder, die Fieberglut aller Leidenschaften brennt in seinen Adern, Frankreich bedarf der pflegenden Hand der Barmherzigkeit; darum nahm es mit Dankbarkeit und Vertrauen die Schwestern auf, welche die Barmherzigkeit ihm gesendet. Die katholische Kirche aber ist die fruchtbare Mutter aller Barmherzigkeit, welche den heilenden Balsam bereitet für jeden Schmerz des Leibes, für alle Not des

Geistes, die vom Altare ihre Gabe nimmt, nachdem der Himmel zuvor seinen Segen daraufgelegt, die darum, während sie das Stück Brot dem Armen reicht, mit himmlischer Speise zugleich seine Seele labt. Und indem sie die Wunden des Leibes verbindet und seine Schmerzen lindert, gewinnt sie das Recht, auch an die Wunden der Seele zu rühren. Die Notwendigkeit der Kirche für das soziale Leben begründet das Recht ihrer Existenz in Frankreich auch in der Überzeugung des Arbeiters, der außer ihr in der ganzen Welt um sich her nur seine Feinde sieht. Immer erschien die Kirche mir hier wie eine helfende Mutter, die mitleidig am Wege sitzt und in Geduld harrt auf die vielen, die am Abend ihres Lebens, müde und gebrochenen Herzens, wieder zu ihr zurückkehren, wie das Kind nach dem Vaterhause verlangt, wenn die Nacht hereingebrochen; die unermüdet ihre Hand hinabreicht in den tiefen Abgrund von Verderben, um zu retten, wo nur immer ein Auge nach oben sich hebt und ein Notschrei nach Hilfe zu ihr hindringt. Eben deswegen können wir die Ansicht jener nicht teilen, welche nur noch einen gähnenden Abgrund sehen, an welchem die Völker angekommen sind, und keine bessere Zukunft mehr hoffen. La décadence de la France ist ein in der letzten Zeit oft wiederholtes Thema, und man unterließ es nicht, Vergleiche anzustellen zwischen Frankreich und den großen Reichen der alten Welt; das große, aber Ekel erregende Gemälde in der Galerie Luxembourg (La décadence de l'Empire Romain) wird von vielen als die Allegorie unserer gegenwärtigen Zustände betrachtet. Wir leugnen durchaus die Möglichkeit jeder Parallele unserer Zeit mit den gefallenen Reichen des Altertums. Frankreich und Europa werden nie in jene Barbarei zurückfallen, wie sie die heidnische Welt gesehen, weil der göttliche Odem des Christentums die neue Welt beseelt, weil unsere Kultur auf ewige Ideen gebaut ist und in dem christlichen Glauben den Völkern eine überirdische Lebensquelle fließt, an der sie sich immer wieder erneuen und verjüngen können. Und gelänge es wirklich dem sozialistischen Wahne, eines Tages die Herrschaft zu gewinnen, der schöpferische Geist des Christentums würde mitten unter den Ruinen ein neues Leben hervorrufen.

Darum haben denn auch die Besseren der Nation besonders nach den so eindringlichen Lehren der jüngsten Vergangenheit mehr und mehr der christlichen Wahrheit sich wieder zugewendet; nur in der aufrichtigen Rückkehr zu den ewigen, unwandelbaren Prinzipien des

Christentums ist ja die heilende Arznei gegeben für die tiefen Schäden unseres sozialen Lebens, hier allein finden sich die erhaltenden und schützenden Elemente gegen die hereinbrechende Flut der Anarchie und Verwilderung. Frankreich ist das Land, welches uns das überraschende Schauspiel einer Erneuerung des christlichen Lebens von oben herab bietet. Zuerst waren es der Adel und die höhere Bürgerschaft, welche das Gift des Unglaubens in sich aufnahmen und Voltaires Spott auf alles Heilige beklatschten; die Guillotine zog die Konsequenzen aus solchen Lehren. In der Mittelklasse hat sich seitdem die revolutionäre Phrase mit ihrem oberflächlichen, alles kritisierenden, alles verspottenden esprit de fronde abgelagert. Aus ihr kam alles Verderben. Und als die Bürgerschaft wähnte, die Plätze an der Tafel des Lebens nun einnehmen zu dürfen, welche vordem die stolze Aristokratie innehatte, da drängte sich schon der vierte Stand an sie heran, um nun seinerseits die unveräußerlichen Menschenrechte geltend zu machen, die man proklamiert hatte. Auf demselben Wege muß nun wieder das Heil kommen, auf dem in dem unglückseligen Jahrhundert der Philosophie das Verderben in die Massen gedrungen war, und von Frankreich über Italien, Deutschland, Spanien. Wenn auch der Ausspruch Custines: ‚Paris ist der Mittelpunkt von Frankreich, Frankreich der Mittelpunkt von Europa', nicht wörtlich zu nehmen ist, so stehen doch die Schicksale Europas in einem unlösbaren Zusammenhang mit jenen des französischen Volkes. Die Weissagung: La révolution française fera le tour d'Europe, ist in ungeahntem Maße in Erfüllung gegangen. ‚Frankreich', sagt de Maistre in einem seiner Briefe[1], ‚ist eine ganze Nation von Proselytenmachern.' Il y a dans la puissance des Français, il y a dans leur caractère, il y a dans leur langue surtout une certaine force prosélytique, qui passe l'imagination.

Nicht bloß die französischen Städte blicken nach Paris, auch das Ausland, Deutschland ganz besonders, ebenso Italien und Spanien. Seine politischen Formen haben wir häufig selbst bis auf den Ausdruck nachgeahmt. Der Grund von dem ergibt sich aus der Betrachtung des französischen Volkscharakters. Die Länder romanischer Zunge fühlen sich mit ihm durch Sprache, Blut und eine gemeinsame, von den Römern her ererbte Kultur verwandt. Dagegen steht der Deutsche

[1] I 292.

ihm fremder gegenüber, wenn auch im nördlichen Frankreich viel deutsches Blut dem keltischen beigemischt ist. Wohl ist vielleicht der Deutsche tiefsinniger, stärker empfindend, zäher festhaltend, unwiderstehlich, wenn die verborgene Glut in ihm zur hellen Flamme entzündet ist; aber der Franzose versteht es besser, die Gelegenheit im rechten Augenblick zu erfassen, schnell die Lage zu überschauen und sie seinen Plänen dienstbar zu machen; gewandt in Verfolgung seiner Zwecke, geschickt in der Kunst, was er kann und besitzt, in seinem schönsten Lichte glänzen zu lassen, Meister in den Formen des geselligen Lebens, steht er in allem Weltlichen in jeder Beziehung höher als der Deutsche, der, in sich gekehrt, von Phantasiegestalten umgaukelt und durch abstrakte Theorien gebunden, ohne äußeres Geschick, sich geltend zu machen, darum jahrhundertelang vor französischer Sprache, französischem Wesen, französischer Sitte und Politik sich beugte. Wie daher die Stürme von Frankreich herüber immer bei uns ihre Nachwehen äußerten, so wird wohl auch von dort, ist der politischen Heuchelei die Maske hinweggenommen, eine bessere Zukunft für Europa kommen.

Was die Richtung zum Besseren außerordentlich fördert und den Weg zur Rückkehr ebnet, ist die Tatsache, daß Frankreich keinen Protestantismus, oder besser, kein außerkirchliches Christentum kennt. Alle Versuche neuerer Zeit, christliche Gemeinden außer und gegen die katholische Kirche zu gründen, sind gescheitert, und das bekannte Wort Fénelons: Ou catholique ou déiste, hat für den Franzosen zur Stunde noch seine volle Wahrheit. Auch ist die Anzahl der seit dem 16. Jahrhundert in Frankreich befindlichen Protestanten viel zu unbedeutend, um auf den Charakter der Nation, wie sich dieser unter dem Einflusse der Kirche geschichtlich entwickelt hat, einen bestimmenden Einfluß zu üben; als eine politische Partei hatte er sich in den Hugenottenkriegen organisiert, und als solche ist er vom Volk und Königtum überwunden worden. Ebensowenig konnte jene theologische Richtung, die, aus der Schule Kants stammend, durch den Josephinismus begünstigt, zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts das Dogma seines tiefen Inhaltes entleerte, die Theologie nach Grundsätzen der Philosophie konstruierte, die Sittenlehre vom Glauben losriß und Deutschland mit einer Flut geist- und geschmackloser Moralpredigten überschwemmte, in Frankreich irgend welchen Boden gewinnen. Die französische Nation, die älteste Tochter der Kirche, hat trotz all

ihrer großen und entsetzlichen Verirrungen dennoch ein katholisches Herz. Selbst unter den leichtsinnigen Soldaten waren manche, die sich in den afrikanischen Kriegen, von den Kabylen gefangen genommen, lieber töten ließen, als daß sie zum Mohammedanismus übertraten, und das einfache Kreuz, auf einem Sandhügel in der Wüste errichtet, gibt Kunde, daß hier ein Franzose und Katholik begraben liegt. Wer darum immer aus der Öde eines seichten, trostlosen Philosophismus nach Wahrheit verlangt und statt der durchlöcherten Zisternen haltloser politischer Theorien lebendige Wasserbäche sucht, sucht sie eben nirgends anderswo als in der katholischen Kirche. An dem Tage, an dem er aufhört, ein Ungläubiger zu sein, ist er Katholik geworden. Dann ist es in der Regel aber auch die ganze, volle, unverkümmerte Wahrheit, der er sich hingibt.

Wo wir untertags hier in eine Kirche treten, deren Türen vom Morgen bis zum Abend offen stehen, finden wir andächtige Beter, und manche gehen nie an einer Kirche vorüber, ohne auf einen Augenblick einzutreten und den gegenwärtigen Gott anzubeten. Hier in Paris verstand ich erst recht die tiefe Bedeutung dieser echt katholischen Sitte, wie sie sich auch in Italien findet, und um die uns oft fromme Protestanten beneiden, den ganzen Tag über die Kirche offen zu halten. Das Gebetsbedürfnis des menschlichen Herzens läßt sich ja nicht auf eine kurze Morgenstunde beschränken; der ganze Tag soll durchweiht sein vom Gebete und in ihm die Seele sich kräftigen, wenn sie, niedergebeugt vom schweren Tagwerk, mehr als sonst ihrer Schwäche bewußt wird. Schon in Italien war es für mich oft ein erhebender Anblick, wenn ich aus hellem Sonnenschein und vielbeschäftigtem Straßenleben in die ehrwürdigen Räume einer römischen Basilika eintreten konnte mit ihrer andachtsvollen Stille und tiefsinnigen Symbolik. Aber mehr als je ist es uns Bedürfnis hier in Paris, aus dem geräuschvollen Lärm und all den leidenschaftlichen Aufregungen auf einige Minuten in die ernsten Hallen von Notre-Dame oder St-Germain-des-Prés zu flüchten, wo das Gemüt wieder die Nähe Gottes ahnt und die Sorgen des Tages abschüttelt. Besonders vormittags fand ich die Kirchen von Paris viel besucht; kaum feierte ein Priester das heilige Opfer, ohne daß nicht auch mehrere Gläubige zugleich mit ihm die heilige Kommunion empfingen. An Sonntagen ist unter dem Hochamt die Zahl der Kommunikanten sehr zahlreich. In der großen Pfarrkirche de la Madeleine, die vom

frühen Morgen bis zum Mittag immer gedrängt voll Andächtiger ist, sah ich öfter einen zweiten Priester zugleich mit dem Zelebranten die heilige Kommunion austeilen, um den ohnehin langen Pfarrgottesdienst nicht noch mehr zu verlängern.

Die niedern Volksklassen sehen wir jedoch leider weniger zahlreich hier vertreten. Die Gründe, welche diese traurige Tatsache hervorgerufen, sind verschiedener Natur; die wechselnden Regierungen, die Presse, die Männer der Revolution haben in gleicher Weise dabei mitgewirkt. Und dies, die Entchristlichung und steigende Unzufriedenheit der Arbeiter, ist denn auch die stets blutende Wunde des Landes. Die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Regierungen haben in Frankreich, soweit sie konnten — noch finden sich Reste von Zünften und Bruderschaften in den arbeitenden Klassen —, alles zerstört, alles aufgelöst, alles atomisiert. Wie auch die Männer hießen, die sich der Gewalt bemächtigten, welches auch das politische Programm sein mochte, das sie verkündeten, *ein* Ziel hatten sie alle: sich und ihren Freunden Geld, Macht und Einfluß zu sichern. Solchem Treiben hatte schon Sallustius das Horoskop gestellt. Ubi divitiae clarae habentur, sagt er, ibi omnia bona vilia sunt, fides, probitas, pudor, pudicitia[1]. Das Beispiel dieses Jagens nach Geld und Gunst von oben, der Unglaube, den so manche aus den oberen Zehntausend zur Schau getragen, die Verachtung alles Anstandes, mit welcher man sich nicht selten über Gesetz und öffentliches Gewissen hinwegsetzte, hat seine reichen Früchte getragen. Den Glauben hat man von oben her dem Volke genommen, die luftigen Phrasen von Freiheit und Gleichheit, die man ihm als seine Götzen hingestellt, haben ihren Zauber verloren, die Massen sind nur noch unzufriedener geworden, nur mit noch größeren Ansprüchen aufgetreten.

Als die erste Revolution 1789 ausbrach, da erschien sie als eine Frucht der allgemeinen Begeisterung für die Würde, das Glück der Menschheit; alles Gute und Edle schrieb man ihr zu, der Glaube an den Menschen, seine Gerechtigkeitsliebe, seinen Edelmut, seinen Brudersinn schien den Glauben an Gott ersetzen zu können.

Es dauerte nicht lange, da sollten diese Ideen ihre Probe bestehen; sie haben sie nicht bestanden. An die Stelle der Bruderliebe

[1] Wo Reichtum Ruhm bringt, da erscheint alles andere feil: Treue, Rechtlichkeit, Scham, Keuschheit.

trat das Blutgerüſt und der Bürgerkrieg. Die Männer der Revolution hatten den Menſchen nicht erkannt, in deſſen Seele neben jeder guten Regung ein böſer Trieb ſich geltend macht, durch den die Freiheit in Zügelloſigkeit, das Recht in Tyrannei, die Gleichheit in Unterdrückung und Raub ausartet. Allen dieſen Trieben hatte man Hoffnung gemacht und Verſprechungen gegeben, indem man das alles und nichts ſagende Wort ‚Volk‘ auf die Fahne ſchrieb. In jeder Revolution mag es uns gegeben ſein, Männer von edler Geſinnung und aufopfernder Tugend zu finden und zu bewundern; aber der breite Strom der Bewegung riß ſie mit ſich fort, ſinnloſe Ideen, rohe Leidenſchaften, maßloſer Ehrgeiz und Habſucht überſchwemmten weit und breit die Geſellſchaft. ‚Ihr wollt Freiheit‘, rief daher Sieyès mit Recht den Männern des Umſturzes entgegen, ‚und könnt nicht einmal gerecht ſein.‘

Nach hundert Jahren iſt der Kampf zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft trotz dreier Revolutionen, trotz der tauſendmal wiederholten Phraſen von Freiheit und Brüderlichkeit viel ſtärker, allgemeiner und erbitterter geworden.

Man kann Frankreich nicht mehr in die Zeit von 1789 zurückverſetzen; die Begeiſterung, der Glaube und die Hoffnung von damals ſind tot, die Enttäuſchung iſt allgemein; die Worte von damals, die eine unerfahrene Welt entzücken konnten, haben ihren Zauber verloren; heute ſind ſie nur noch ein Deckmantel ſchlecht verhüllter Leidenſchaften und ſelbſtſüchtiger Pläne. Der Vorhang iſt gefallen, der einſt, wie das verſchleierte Bild zu Sais, den Götzen der Revolution verhüllte; ein häßliches Krokodil war es, gefräßig und vernichtend, wie Taine einmal ſagt, das ſie als die hohe himmliſche Göttin verehrt haben, weil ſie es nicht kannten.

Frankreich hat alles verſucht und als unbrauchbar wieder weggeworfen, Republik, Kaiſertum, konſtitutionelle Monarchie und wieder Republik und wieder Kaiſertum und wieder Republik. Und in all dieſen Formen hat es nichts anderes getan, als daß es unter dem erborgten Namen der Volksrechte alle Leidenſchaften entfeſſelt und den Schwachen dem Starken ausgeliefert hat, damit dieſer ihn ausbeute.

Das revolutionäre Prinzip hat ſeine Schickſale erfüllt: es iſt dort angekommen, durch die unwiderſtehliche innere Konſequenz getrieben, wo es, wie der Gott in der Mythe, ſeine eigenen Kinder verſchlingt.

Daher der tiefe, nur schwer verhaltene Groll, der die Besitzenden und Besitzlosen feindselig einander gegenüberstellt; der Arbeiter haßt nun den Bourgeois, wie dieser ehedem den Aristokraten gehaßt hat, und noch viel mehr. Denn hier ist Hunger und Not der starke Verbündete im Kampfe gegen die höheren Klassen, in denen der Arme nur zu gern jene sieht, die seinen Schweiß ausbeuten zur Mehrung ihres Kapitals, während er kaum sein Brot gewinnt.

Hier hat denn die heroische Tat des seligen Erzbischofs Affre, der, von einer Kugel getroffen, auf der Barrikade fiel, von wo aus er den Kämpfenden Frieden zugerufen hatte, eine tiefe, symbolische Bedeutung. Es muß der Klerus sich hingeben, ganz hinopfern, um das Volk zu retten, und der Palmzweig, der jenem vorgetragen ward im Barrikadenkampf, ist das Bild des geistigen Friedens, den das Priestertum dem in seinem Innersten zerrissenen, sich selbst zerfleischenden Volke bringen soll. Der Glaube ist gut für das Volk, weil es unwissend ist, hieß es vordem. Heute kehren wir diesen Ausspruch um: Weil das Volk unwissend ist, darum hat es keinen Glauben. Wie sollte es auch diesen und den Unterricht, der es darin schützt, kräftigt, fördert, erlangen, wenn kein Sonntag für dasselbe ein Ruhetag ist, wenn, unter das Joch täglicher Arbeit gespannt, es kaum einige Tage im Jahre findet, an denen es dann in niederem Genusse Erholung sucht von der Geist und Leib aufreibenden Fron im Dienste eines Arbeitgebers, der selbst wieder nicht stark genug ist, die verderblichen Gewohnheiten der modernen liberalen Volkswirtschaft zu bekämpfen?

Hiermit ist denn auch dem Klerus in Paris seine Aufgabe vorgezeichnet: in den höheren Schichten der Gesellschaft Kampf gegen eine falsche Philosophie, wie sie zum Teil an der Universität herrscht, mit dem Schwerte der Wahrheit und christlichen Wissenschaft; Erhebung des niedern Volkes aus seiner moralischen und physischen Versunkenheit durch alle Mittel, wie sie trotz staatlicher Fesseln doch immer der Kirche in so reichem Maße zu Gebote stehen, durch Erziehungs-, Lehr- und Bewahranstalten, wodurch dem Übel vorgebeugt und die Quellen für so vieles Elend verschlossen werden, durch Aufbieten aller Hilfsquellen christlicher Barmherzigkeit in Rettung der Verlorenen, Besserung der Gefallenen, emsiger, aufopfernder Armen- und Krankenpflege.

Mit Recht ruft daher Guizot den Staatsmännern zu: ‚Ihr steht einer ungeheuern, aufgeregten Masse gegenüber. Ihr beklagt

euch, daß euch die Mittel fehlen, auf sie einzuwirken, sie aufzuklären, sie zu leiten, zu beruhigen und in Schranken zu halten. Ihr beklagt euch, daß ihr kaum auf eine andere Weise mit ihr in Berührung kommt als durch Steuereinnehmer und Gendarmen; daß das Volk ohne Schutz den Vorspiegelungen und Lügen der Charlatane und Aufwiegler preisgegeben ist; daß es keine Belehrung, Mahnung und Warnung findet, deren es so notwendig bedarf in seiner Verblendung und bei dem Andrange seiner Leidenschaften. Nun habt ihr überall, mitten in dieser Masse, Männer, die gerade den Beruf und die besondere Aufgabe haben, sie in ihren Überzeugungen zu leiten, in ihrem Elend zu trösten, ihnen das Gefühl der Pflicht einzuflößen, ihre Hoffnungen zu wecken; diese Männer sind es, die einen moralischen Einfluß üben, den ihr nirgends anderswo findet. Und ihr solltet euch sträuben gegen den Einfluß dieser Männer? Ihr wolltet euch nicht angelegentlichst bestreben, sie in ihrem Wirken zu unterstützen, sie, die euch bei dem eurigen so mächtig zu unterstützen vermögen gerade da, wohin so wenig euer Einfluß reicht, wo dagegen eure Feinde, die Feinde der sozialen Ordnung, hindringen und unaufhörlich alles untergraben? . . . Ich füge nur noch eines hinzu. Man verhandelt nicht mit großen moralischen Mächten wie mit bezahlten und unzuverlässigen Hilfstruppen; sie bestehen durch sich selbst. Man muß sie annehmen, wie sie sind, ohne Anspruch darauf zu machen, sie zu unterjochen, ohne ihnen beständig das ihnen Zustehende zu verkürzen oder zu bestreiten. Bemüht euch darum aufrichtig um diese Hilfe!'

II. Der Klerus in Paris.

Revolution und Kirche. — Die Seelsorge in Paris; neue Kirchen; der Priester in und außer seinem Amt. — Die Predigt in Paris; Bossuet, Lacordaire, Ravignan, Deguerry. — Die Laien und der Klerus; Wissenschaft und Leben.

I.

Als der Sturm der Februarrevolution in Paris losgebrochen war und zum drittenmal der Aufruhr durch die Straßen der weiten Stadt tobte, da hatte in all diesen großen und erschütternden Ereignissen die Geistlichkeit auch keinen Augenblick das Walten einer höheren Macht verkannt, die zu Gericht saß über die Völker und an den Kindern die Sünden der Väter heimsuchte, in den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft. Aber sie vertraute, daß zum drittenmal die Kirche hindurchgehen werde, unversehrt und stark, sollte auch diese Bluttaufe noch schmerzlicher sein, als die erste war. Niemand ahnte, daß gerade von diesen verhängnisvollen Tagen an ein neuer Aufschwung aller kirchlichen Verhältnisse datieren würde. ‚Welches Schauspiel', sprach jüngst P. Lavigne, der begeisterte Apostel des Bagno, ‚welches Schauspiel bietet uns nicht Frankreich dar! Vor einem Jahrhundert — was war Frankreich? Ein Leichnam ohne Leben, ein Leichenfeld, wie es einst der Prophet gesehen: Glaubst du, daß diese Gebeine wieder lebendig werden? O mein Gott! du allein weißt es. Hätte der Herr uns so gefragt, was hättet ihr, was hätten wir alle geantwortet? Und nun, was ist geschehen, was erblicken wir? Ein mächtiges Wort ist dahingefahren über die Häupter der Nation: „Dürre Gebeine, höret das Wort des Herrn!" Sie haben das Wort begriffen, in Scharen strömen die Völker zu dem heiligen Tempel, reihen sie sich um die katholische Kanzel. Seit einigen Jahren, meine Brüder — es ist wahrhaftig ein Wunder! — Was ist geschehen? — Das Wort des Herrn hat Odem gegeben und Leben

denen, die nichts mehr waren als Leichen. „Ich will meinen Geist in euch senden, und ihr sollt leben!“[1] Und wir sind Zeugen allüberall von dieser Auferstehung, von diesem Hauche Gottes, der neubelebend über Frankreich ausgeht.‘

Es ist die siegende Gewalt des Wortes Gottes, das so viel Großes und Segensvolles in Frankreich geschaffen, und nicht der Schutz irdischer Gewalthaber, nicht die Berechnung gewiegter Staatsmänner, nicht der gute Wille der Diplomaten; es ist die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, welche die Pläne der Finsternis vernichtet hat und den Bösen selbst zwang, bauen zu helfen an seinem heiligen Hause. Und wäre diese Erkenntnis die einzige Errungenschaft, welche die neuere Zeit dem französischen Klerus gebracht, sie dürfte nie zu hoch angeschlagen werden. Die Tatsachen haben unwiderleglich bewiesen, was zu Anfang unseres (19.) Jahrhunderts tiefer blickende Geister ausgesprochen — freilich nicht ohne Beimischung gefährlicher Irrtümer —, daß die Kirche, über die Schwankungen politischer Systeme erhaben, nur in sich selbst ruhend und auf ihr göttliches Recht und den Schirm ihres Herrn und Meisters bauend, an innerer Kraft wie an Vertrauen und Wirksamkeit unter dem Volke viel mehr gewinnen müsse als durch allzu bereitwillige Hingabe an den Schutz und den dadurch mehr oder weniger beengenden Einfluß von seiten des Staates. Waren ja doch durch eine solche Verquickung der Geschicke der Kirche mit den Interessen der jeweiligen Regierung jene beklagenswerten vier gallikanischen Artikel möglich geworden, durch welche nach einem Ausspruche Fénelons die kirchliche Disziplin nicht wenig gelockert und unter dem falschen Namen ‚Freiheit‘ dem entschiedensten Servilismus der politischen Gewalt gegenüber das Wort geredet wurde. Als die Restauration in sich den Beruf zu erkennen glaubte, die katholische Religion in besonderer Weise als Stütze ihres schwankenden Thrones zu empfehlen, da hatte sie in den höheren wie in den niederen Schichten der Gesellschaft nur die alten, halbvergessenen Vorurteile wieder geweckt, und die Zahl der Osterkommunionen zu Paris verminderte sich von Jahr zu Jahr trotz der Bemühungen ‚königlicher‘ Missionäre und eines gallikanisch gesinnten Hofklerus. Erst de Maistre hatte den Mut, an dem vermeintlichen Palladium des hohen französischen Klerus zu rütteln und ihn aufzufordern, ‚gewisse Vorurteile,

[1] Ez 7, 35.

die er mit der Muttermilch eingesogen und die ihm zur andern Natur geworden sind, zu opfern'.

Unter Louis Philippe wurden trotz allen Druckes, der sonst auf der Kirche lag, diese Bande gelockert, in welche der Gallikanismus sie geschlagen hatte. Der Bürgerkönig kümmerte sich ja überhaupt kaum um die Kirche; dadurch wurde es dieser möglich, ja sie wurde genötigt, sich auf den ursprünglichen, eigentlichen Boden ihrer Tätigkeit zu stellen. Sie schloß sich, vom Monarchen weggestoßen, enger an Rom an, und von nun an kam ein neuer Lebenshauch in den Klerus; er besann sich, daß er zuerst katholisch, dann erst Franzose ist.

II.

‚Es ist ein schweres Amt', sagt ein geistreicher französischer Schriftsteller, ‚das Amt eines Priesters in großen Städten. Und wenn er, zu heilen berufen, nicht unberührt bleibt von dem Gift der Krankheit, wer wollte den ersten Stein auf ihn werfen?' Da bedarf es denn einer starken Seele, die gestählt ist gegen den Zauber des Irdischen, der sie rings umgaukelt, die alles der Welt läßt, ihre Reichtümer, ihre Genüsse, ihre Ehren und Auszeichnungen, die nichts anderes weiß, nichts kennt, nichts begehrt als — Seelen. Auf den Plätzen, auf den Straßen, mitten im Gewühle der Menge, sie sieht nur Seelen, unsterbliche Seelen. Es bedarf enger Bande, die fest geschlungen immer den Priester an die Kirche knüpfen, ihn immer in lebendiger Verbindung mit ihrer Gnade und Weihekraft erhalten. Und dies ist's auch, was den Klerus der Hauptstadt auszeichnet, hoher Ernst der kirchlichen Zucht und strenges Halten aller kanonischen Vorschriften für das priesterliche Leben, was allen, vom Oberhirten bis zum letzten Hilfspriester herab, einen bestimmten Charakter verleiht.

Einundvierzig Pfarreien[1] teilen unter sich die Seelsorge von Paris. Es sind dies sowohl eigentliche Pfarreien erster und zweiter Klasse wie auch Sukkursalen, an denen unter der Oberaufsicht des Pfarrers mehr oder weniger Hilfspriester angestellt sind. Rechnen wir die Zahl der Einwohner von Paris in runder Summe zu einer Million (1851)[2], so läßt sich nicht verkennen, daß trotz aller Bemühungen in neuerer Zeit die Zahl der Kirchen immer noch in einem schreienden

[1] Jetzt 70. [2] 1906 mit den 22 Vororten etwas über 3 360 000 Einw.

Mißverhältnis steht zur Bevölkerung, namentlich in den meist von Arbeitern bewohnten Vorstädten. Mit der fast unglaublich rasch steigenden Zahl der Einwohner, die durch die fortwährenden Bauten neuer Fabriken und großartiger Werkstätten für die nach allen Richtungen hin auslaufenden Eisenbahnen immer mehr von den älteren Stadtteilen sich entfernen, wächst eben auch ihre Entfernung von den zumeist im Innern der Stadt gelegenen Pfarrkirchen. Erst in neuerer Zeit (1851) sind zwei große Kirchenbauten unternommen worden, St-Vincent de Paul und Ste-Clotilde, jene im Basilikenstil, aber mit Hinzunahme moderner Formen, diese in ziemlich gutem gotischem Geschmack, dem man hier mit vieler Liebe sich zugewendet hat. Noch zweckmäßiger als dies und als die Restauration älterer Kirchen, die jedoch als Beweis sorgfältiger Pflege von Denkmälern der Vorzeit hier immer einen sehr wohltätigen Eindruck auf uns machten, dürfte die Errichtung kleinerer Kapellen an verschiedenen Punkten der Vorstädte werden, was man hie und da schon ausgeführt hat; dadurch wird der arbeitenden Klasse der Besuch des Gottesdienstes erleichtert und namentlich den 200000 Fremden, die hier wohnen, Gelegenheit geboten, das Wort Gottes in der Muttersprache zu hören und in dem Priester einen Landsmann und väterlichen Freund zu finden.

Ich habe soeben von der Restauration verschiedener Kirchen gesprochen, weil hierin ein Geist sich ausspricht, welcher der gegenwärtigen Bevölkerung zur Ehre gereicht; mögen auch manche andere Gründe hier mitwirken, so ist dies doch ein Ausdruck der Hochachtung des religiösen Bedürfnisses, vielleicht auch der Sehnsucht, zurückzukehren nach den alten, verlassenen Grundlagen des öffentlichen Lebens, der katholischen Kirche. Als das ausgezeichnetste ältere Monument, mit dessen Wiederherstellung man gegenwärtig (1851) beschäftigt ist, erschien mir die Heilige Kapelle bei dem Justizpalast, durch Ludwig den Heiligen erbaut, um die aus dem Morgenlande herübergebrachte Dornenkrone des Herrn aufzubewahren und von der an der Südseite angebrachten Tribüne bei festlichen Gelegenheiten dem Volke zu zeigen. Der ganze Ernst des Mittelalters, seine Glaubenstiefe und innige Mystik durchweht die hohe Wölbung, von schlank aufsteigenden Säulenbündeln getragen. ‚Wir haben viel gesündigt‘, sprach der von Alter gebeugte Aufseher, als er mich in die Kapelle geleitete, ‚und darum schickt uns Gott so schwere Heimsuchungen.‘ Er zeigte mir die Plätze, von denen aus Ludwig IX.

und Königin Blanka dem Gottesdienste beiwohnten. Es mutet uns dies hier um so freudiger an, als gerade in Frankreich alle Erinnerungen an die Vorzeit im Volke fast völlig erloschen sind. Für die meisten existiert Frankreich erst seit der Revolution und Napoleon I., unter dem die Nation sich mit Ruhm bedeckte; was weiter zurückliegt, betrachtet der französische Arbeiter und Landmann als eine Zeit der Barbarei und unerträglichen dynastischen Druckes. Vielleicht ist es derselbe Gedanke, aus dem der Plan zur Restauration stammt, seinen Urhebern selbst nicht ganz klar bewußt: sie müssen sühnen eine alte, schwere Schuld. Seit Frankreich seine Hände frevelnd gelegt an die vielen Heiligtümer, die seit Jahrhunderten der Glaube des Volkes verehrt hatte, seit das Blut der Gesalbten des Herrn an den Stufen der Altäre geflossen und der Greuel der Verwüstung hineingetragen ward in die heilige Stätte unter dem Geheul einer von Blutdurst und Sinnenlust berauschten Menge, seitdem ist der Segen von Frankreich gewichen. Es ist ein Geist der Zerstörung und des Verderbens in dieses Volk gefahren, der es treibt zum tollen, gottlosen Spiele, wie in einem beständigen Kreise, bis zur Selbstvernichtung. Sie haben viel beratschlagt und auf Heilung gesonnen, in den Kabinetten und auf den Barrikaden, in den Kammern und auf den Gassen; sie haben Heilmittel verschrieben mit der Feder und mit dem Degen und blutige Proben angestellt — es ist umsonst. Nur in der Kirche ist Heil, sie ist die Lebenswurzel der Staaten, ein Element des Bleibenden, Festen unter einem Volke, bei dem das Wort Cäsars: novarum rerum cupidi [1], noch immer seine Anwendung findet. Sie ist la grande école du respect, wie sie Guizot genannt hat, mitten unter einem Volke, wo, namentlich in den Großstädten, das Bedürfnis der fronde, Witz, Spott, Neid, Schadenfreude, in kurzer Zeit alle Träger der Gewalt, Kaiser, Könige, Präsidenten, Diktatoren, lächerlich zu machen weiß. Wen aber der Pariser Witz getroffen, der ist von da an wie versemt. Und Paris ist Frankreich, da keiner den Mut hat, sich gleichfalls dem ridicule auszusetzen. Nur der Klerus hat diesen Mut und wird ihn immer haben. Darum mußte selbst Renan bekennen, daß bald der Bischof der einzige sein werde, der noch feststeht in der allgemeinen Auflösung. Der religiöse Rationalismus hat den politischen erzeugt, dieses Prinzip der per-

[1] Auf Neuerungen erpicht.

manenten Revolution, diese Quelle des Egoismus, der Eitelkeit und des Neides unter der Phrase der Gleichheit. So wird das Land immer mehr die Beute ehrgeiziger und habgieriger Abenteurer werden.

Die Kirche aber wirkt das Heil, rettet, heilt und bewahrt vor allem durch ihren Klerus. Es war ja auch immer der Klerus, aus dessen Mitte wie das Heil, so auch das Verderben der Nation ausging. Priester hatten durch den Verfall der kirchlichen Disziplin, durch Ignoranz und Zuchtlosigkeit die Reformation vorbereitet, Priester haben, gegen die Kirche sich auflehnend, die Spaltung hervorgerufen, und wieder waren es Priester, die sie befestigten. Auch in Frankreich waren Priester nicht frei von Schuld an der ersten Revolution und all den unseligen Folgen, die seitdem mit jedem Tage die Existenz jeder Regierung in Frage stellen und ein geordnetes Staatsleben fast nur noch durch Aufbieten der äußersten materiellen Macht als möglich erscheinen lassen. Namentlich der hohe französische Klerus hatte sich nicht immer frei zu erhalten gewußt von dem Verderben, das vom Hofe Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger ausging; die mit Gunst und Ehrenämtern überhäuften Hofbischöfe fühlten keinen Beruf mehr, dem Laster auf dem Throne und in dessen nächster Umgebung mit apostolischem Freimut entgegenzutreten. Es gibt zu denken, wenn wir erfahren, daß im Jahre 1789 unter 130 Bischöfen nur vier bürgerlicher Herkunft waren; der Adel aber, zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, finanziell großenteils und auch moralisch ruiniert, ohne ernste Beschäftigung auf die Gnade des Königs wartend, der seine jüngeren Söhne mit Abteien und reichen Pfründen ausstattete, hatte auch auf den höheren Klerus seinen verderblichen Einfluß ausgeübt. Wohl waren die Pfarrer auch damals gut wie jetzt, zum Teil vortrefflich; aber in bitterer Armut hatte sich ihrer ein Gefühl des Mißtrauens und der Abneigung gegen ihre Oberhirten bemächtigt.

Bekanntlich hatte das Volk in der Februarrevolution nach Erstürmung der Tuilerien ein dort gefundenes Kruzifix im Triumphzuge nach einer nahegelegenen Kirche getragen unter dem Rufe: ‚Dieser allein ist unser Herr!‘ Man mag diesen Vorgang verschieden beurteilen, jedenfalls enthüllt er uns den eigentümlichen Charakter der Februarrevolution, wodurch sich diese von den beiden vorausgegangenen unterschied. Mit den Gedärmen des letzten Priesters wollten ihrerzeit die Männer des Bergs den letzten König erdrosseln;

und als im Jahre 1830 der lange verhaltene Groll zur hellen Lohe aufflammte, wurden Kirchen zerstört, Klöster geplündert, Priester mißhandelt, die aufgerichteten Missionskreuze unter Spott und Hohn niedergerissen, und noch Ärgeres wäre vielleicht geschehen, hätten nicht die Besonneneren alsbald Louis Philippe auf den Thron erhoben.

Dieser, der Bürgerkönig, der seinen Thron auf den Flugsand der Pariser Volksgunst gebaut und, den Regenschirm unter dem Arm, rechts und links die Hände drückend, unter der Bourgeoisie lustwandelte, war nichts weniger als gewillt, der Kirche direkt irgendwelche Begünstigung zu gewähren, eben aus Furcht, bei den Nachkommen Voltaires von seiner Popularität zu verlieren; gerade die unter seiner Regierung erlassenen Gesetze traten dem Aufkommen von Kongregationen und der Freiheit des Unterrichtes insbesondere hemmend entgegen. Ist es ja doch immer die schlechte und kurzsichtige Taktik aller Regierungen, den ‚Klerikalismus' als Gegenstand des Hasses dem Volke vorzustellen, um alle ihnen feindlichen Bewegungen von sich ab- und auf diesen hinzulenken. Wer den Franzosen kennt, weiß, welche Macht die Phrase bei ihm hat. Ce pauvre pays, mußte selbst Thiers gestehen, se laissera toujours mener par des mots. Montalembert, Lacordaire, Dupanloup, Ozanam begannen den Kampf für die Freiheit des Unterrichtes; als man sie anklagte, weil sie Kinder lesen und schreiben gelehrt hatten, mußte die Regierung nachgeben, wollte sie sich nicht vor aller Welt lächerlich machen.

Ein Zweifaches aber war es, wodurch auch Louis Philippe sich den Dank der Kirche verdiente: Reinigung des öffentlichen Lebens von allem, was an öffentlichen Plätzen und Vergnügungsorten die Moral verletzte, was selbst die Restauration nicht auszuführen sich getraut hatte, und dann besonders, neben der ausgezeichneten Frömmigkeit der königlichen Frauen, seine fast immer glückliche Wahl der Personen bei der Besetzung erledigter Bistümer.

Auch in Bezug auf ihre materiellen Hilfsquellen hatte die Kirche wenig von der Regierung zu erwarten. Zwar wurde nach Herstellung der Religion und Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch Napoleon eine bestimmte Dotation der Bistümer, Pfarreien und Seminarien ausgesprochen, welche durch die Revolution alles verloren hatten; allein dies war und blieb so wenig und so unzureichend, daß die Kirche in dieser Hinsicht großenteils auf sich selbst angewiesen

ist, auf Sammlungen, freiwillige Gaben der Gläubigen, Vermietung der Kirchenstühle; letzteres machte immer auf mich einen peinlichen Eindruck, wiewohl das Benutzungsrecht bloß für die Dauer des Gottesdienstes besteht und nicht ein ausschließliches ist und die ganze Maßregel durch die Armut der Kirchen entschuldigt werden muß. Was sonach der hiesige Klerus Großes geleistet hat, der Umschwung in den Gemütern, der mehr und mehr, besonders seit der Februarrevolution, sichtbar hervortritt, das ist durch die Gnade Gottes und seine ihm innewohnende Lebenskraft geschehen. —

Treten wir ein in eine der vielen Kirchen von Paris; es ist eben das Hochamt. Mit großer Pünktlichkeit und Präzision findet der Gottesdienst statt; die Priester erscheinen in ernster, würdiger Haltung, jede Bewegung ist genau nach der Regel; da erfahren wir den tiefen, großartigen Eindruck des katholischen Kultus. Da ist keine Eilfertigkeit, keine Vernachlässigung der Formen; wenn wir irgend etwas zu tadeln finden, so ist es vielleicht ein zu starkes Betonen der Form, was leicht zur Manier wird, ein Fehler, welcher der französischen Nation überhaupt naheliegt.

Aber auch außer der Kirche hat die Erscheinung des französischen Geistlichen ein durchaus bestimmtes Gepräge. In der Kleidung, in Haltung, in allem spricht sich ein Geist der Gleichförmigkeit und Gesetzlichkeit aus. Unwillkürlich drängte sich mir da oft, wenn ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt Priestern begegnete, die Erinnerung an eine der schönsten Exerzitienbetrachtungen auf, jene von den beiden Heerbannern. Der Priester ist Streiter für die heilige Sache Gottes, und Entsagung, Demut, Opfer sind seine Waffen. Hier in Paris verstand ich erst recht den tiefen Sinn dieser Symbolik, hier, wo die Welt in ihrer reizendsten Gestalt vor unsere Seele tritt und ihr Sirenenlied so bald das Herz berauscht, daß es taumelnd wie ein Trunkener in den tiefen Abgrund stürzt. Und der französische Klerus schien mir da so recht die Idee einer militia spiritualis[1] zu verwirklichen. Schon von alters her trägt der französische Nationalcharakter einen ausgeprägten Zug von Ritterlichkeit und hingebendem Mute und ist darum ebenso, wie einst zum Vorkämpfer der Kreuzfahrer und Ritter ohne Furcht und Tadel, auch zum Bastillenstürmer und Helden auf der Barrikade befähigt. Die

[1] Geistlichen Ritterschaft.

schönen Eigenschaften der französischen Nation: Mut, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, verständiger Sinn und praktische Lebensweisheit, mußten darum unter der Erziehung und Leitung durch die Kirche den heranwachsenden Klerus zu einem enggeschlossenen, durch Selbstverleugnung, Opferwilligkeit, Gehorsam, Glaubenskraft und strenge Sittlichkeit starken Heere von Streitern bilden.

Einen Vorwurf macht man ihm, vielleicht nicht immer mit Unrecht, den übertriebener Strenge. Es sind dies Spuren des jansenistischen Geistes, dieser eiskalten, harten, liebloſen Sekte; es beruht dies aber auch zum Teil auf dem Charakter der Nation. Der Franzose legt mehr Nachdruck auf die Form als wir Deutsche; er hat eben nichts, wenn er es nicht in der entsprechenden Form besitzt. Seine Sprache, so bestimmt, geglättet, präzis, hat für jeden Gedanken die entsprechende Formel bereit, und die tiefsten Ideen haben keinen Wert, wenn der Verfasser sie nicht in eine schöne, klare, durchsichtige Sprache zu kleiden versteht. Unter der Hand des Meisters wird dann aber auch die Sprache wie feingeschliffener Stahl so scharf und so glänzend. Während der Deutsche ein reiches inneres Leben in sich trägt und Mühe hat, es nach außen zu offenbaren, weiß der Franzose allem, was er denkt, will, treibt, eine bestimmte Form zu geben. Dies gilt darum auch von seiner Religion. Entweder hat er gar keine, oder er hat sie zugleich mit der ihr adäquaten Form, der Kirche. Ein katholisches Leben mit Vernachlässigung seiner ihm eigentümlichen Gebote, Vorschriften und Übungen, ein Wählen zwischen dem, was zusagt oder nicht zusagt, ist eher eine Versuchung für den Deutschen, in welchem die Subjektivität stärker ausgeprägt hervortritt und durch den Protestantismus in ungleich höherem Grade entwickelt worden ist.

Ich hatte Gelegenheit, viele Priester näher kennen zu lernen; fast immer fand ich in ihnen Männer von sicherem Takt und guten Formen, durch die zugleich eine gewisse Bestimmtheit und Festigkeit der Überzeugung sich geltend machte. Der Klerus ist eben geschult; ich weiß keinen besseren Ausdruck, um dieses Etwas zu bezeichnen, das allen gemeinsam ist. Es ist wahr, dem französischen Klerus ist in Bezug auf seine äußere Erscheinung und seinen Verkehr mit der Welt weniger erlaubt, als dies in Deutschland und noch mehr in Italien der Fall ist. Es war eine Zeit, da das öffentliche Leben und die öffentliche Sitte in Paris fast heidnisch geworden waren

und der Priester es kaum wagen konnte, im priesterlichen Gewande auf der Straße zu erscheinen. Dies ist allerdings in letzterer Zeit anders geworden, aber noch ist die soziale Welt in Frankreich tief zerrissen und von den mit Wut sich hassenden Parteien in steter Aufregung gehalten, noch hat das christliche Prinzip die ihm gebührende Stellung im öffentlichen Leben nicht errungen; der Klerus kann darum unmöglich so unbefangen im gesellschaftlichen Leben sich bewegen, ohne täglich mit seiner eigenen Überzeugung und Pflicht in Konflikt zu kommen, wie in jenen Ländern, wo die christlichen Ideen noch die Gesellschaft beherrschen, was wenigstens von manchen Gebietsteilen unseres Vaterlandes gilt. Hier ist es denn dringend geboten, in Zurückgezogenheit von dem lauten Markt das Salz der Erde zu bewahren, daß es seine Kraft nicht verliere und nicht zertreten werde auf der großen Heerstraße, auf der Jude und Samariter, Heiden und Gotteslästerer sich drängen. Wer die Wahrheit sucht und Frieden für seine Seele, der findet sie immer dargeboten, vor allem in der Predigt.

III.

Die Kunst der Rede ist so recht eine französische Kunst. Man hat gesagt, nur dann werde ein Gedanke wahrhaft Gemeingut, wenn ein Schriftsteller von Geist sich seiner bemächtigt und ihm den entsprechenden Ausdruck gibt. Das haben die Franzosen verstanden, darin liegt der Grund für die Überlegenheit, die weite Ausbreitung, den mächtigen Einfluß ihrer Literatur. Ohne Zweifel haben die andern Nationen Prediger, die an Wissenschaft, Geist, Belesenheit den Franzosen nicht nachstehen, sie sogar übertreffen; und dennoch galt jahrhundertelang die französische Kanzelberedsamkeit als die erste, fast als die einzige in Europa, und alles glaubte nach ihr sich bilden zu müssen. Es war ein glücklicher Geschmack, der sie leitete; lesen wir Bossuet, Massillon und andere, da ist nichts gemein, alltäglich; kein unverständliches Dunkel, kein übertriebenes Pathos, kaum ein unpassendes Bild; der Plan klar, durchsichtig, die Sprache rein, edel, oft erhaben. Man vergleiche Segneri damit; augenblicklich wird man fühlen, wie tief er in formeller Beziehung unter ihnen steht. Wer darum die Predigt nicht hören mochte wegen ihres Inhaltes, der hörte sie als ein Meisterwerk des Geschmackes, der Sprache, des Vortrages. So war es zur Zeit Bossuets.

‚Versetzen wir uns im Geiste in die königliche Kapelle von Versailles; welche Bewunderung und zugleich welch ein Schmerz ergreift uns, wenn wir hier den größten aller Redner vor uns sehen und sein Wort hören, gerichtet an den größten aller Könige, umgeben von seinem Hofe, so glänzend und fein gebildet wie kein zweiter mehr! Wir erblicken die imposante Majestät der Erscheinung dieses Redners mit seinen weißen Haaren und dem unermeßlichen Ruhme, wo das Talent sich verbindet mit der Würde eines bischöflichen Amtes und das Amt gehoben ist durch den Glanz des Talentes — einen Turenne und Condé, einen Racine und Corneille, La Bruyère und Boileau mit jener ganzen Schar von Helden und Schriftstellern unter seinen Zuhörern, die mit der Ehrfurcht vor der Religion eine nicht minder große Hochachtung vor ihrem Diener und Prediger empfanden. Große, erhabene Erinnerungen! Ein Jahrhundert, welches mit größerem Recht das Jahrhundert der Aufklärung sich nennen durfte! Glücklich jene, die Zeugen sein konnten von so viel Glanz und Größe!‘ Es sind dies die Worte des verdienten M. de Boulogne in seinem Discours sur la Décadence de l'Éloquence de la Chaire, in dem neben Kardinal Maury, welcher in seinem Essai sur l'Éloquence de la Chaire die Traditionen der vergangenen glorreichen Tage bewahrte, der Geist der alten französischen Beredsamkeit seinen letzten Aufschwung genommen hatte. Streifen wir auch von seinen Worten ab, was das Selbstgefühl der Nation ihn sprechen ließ, so bleibt doch dies als unbestreitbare Tatsache, daß die französische Kanzelberedsamkeit einen Lichtpunkt bezeichnet in dem Bildungsgang dieses Volkes und ihre Werke zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Literaturgeschichte aufzuweisen hat: ein Vorzug, um den wir die Franzosen zu beneiden alle Ursache haben. Die großen Prediger Frankreichs, ein Bossuet, Fléchier, Bourdaloue und besonders Massillon durch sein Petit-Carême, sind zur Stunde noch Muster des Stils und werden den ersten Klassikern der Nation zugezählt.

Am Schlusse seiner Abhandlung, da er, wie niedergedrückt unter den schweren Heimsuchungen, welche über die Kirche von Frankreich gekommen sind, seine Feder niederlegt, bricht Maury in die schwermütige Klage aus: ‚Doch wozu all diese Bemerkungen, die ich hier einem der größten Redner unserer Nation entnehme? Wo sind die Nachfolger jener großen Männer, wo sind ihre Schüler, bestimmt

zum erhabenen Dienſte des Wortes? Unſere Kanzeln ſind verſtummt; faſt alle unſere Seminarien ſtehen verödet und trauern. Die Generation, welche noch einige Reſte der alten Größe bewahrt hatte, iſt vorübergegangen und hinabgeſtiegen in die Nacht des Grabes!‘ ‚Ja‘, klagt Boulogne, ‚die erhabene Kunſt eines Chryſoſtomus, eines Boſſuet geht unter, und die Prediger müſſen nun zu ſich ſelbſt jenes erſchütternde Wort ſprechen, das ſie ſo oft auf der chriſtlichen Kanzel wiederholten: Consummatum est! — Alles iſt vorüber! Das iſt das Schickſal aller menſchlichen Dinge. Alles endet, alles ſtirbt, alles geht vorüber mit dem Strome der Zeit, alles geht unter.‘

Was dieſe Männer nicht mehr hofften, nicht mehr ahnten, iſt geſchehen. Der lebendige Strom katholiſcher Glaubenskraft, die das Herz glühend und die Zunge beredt macht, hat in der neuen Zeit ein neues Bett ſich gegraben. Wie müßten ſie, die ihrerzeit unerſchüttert ſtanden unter den Stürmen der blutigen Revolution wie ein Fels in der Brandung, mit freudigem Staunen von den Triumphen hören, welche die heilige Beredſamkeit in Frankreich mit jedem Tage erringt! Wohl iſt es nicht mehr die alte klaſſiſche Form, beſtimmt, am Hofe zu erſcheinen und auch das feinſte Ohr des Akademikers nicht zu verletzen, denn der neue Wein läßt ſich nicht in die alten Schläuche gießen; aber es iſt dieſelbe unwiderſtehliche Gewalt wie ehedem, welche die Sophismen einer falſchen Philoſophie vernichtet und die unbeugſamen Herzen zermalmt. —

Es iſt Sonntag. Wir eilen nach Notre-Dame, dem alten, ehrwürdigen Dome, der unerſchüttert und unbewegt auf ſeinen tiefen Fundamenten ruhend Millionen und Millionen um ſich her kommen und wieder verſchwinden ſah. Von allen Brücken herüber, die Quais herauf und herab ſtrömt die Menge herbei, mehr und mehr füllen ſich die weiten Räume. Es iſt die Elite der Pariſer Männerwelt, die ſich um die Kanzel ſammelt: Studierende, Gelehrte, junge Helden, die ihr Ordensband in Algier verdient haben, ergraute Veteranen der alten Armee, Gläubige und Ungläubige, Philoſophen und Zweifler. Sie haben Rouſſeau und Voltaire, Shakeſpeare und Molière, Michelet und Chateaubriand geleſen; dort kniet einer in Andacht, ſein Blick wendet ſich kaum hinweg von dem Gebetbuch in ſeiner Hand, dort folgt ein anderer im Journal des Débats mit Eifer dem Gange der geſtrigen Kammerverhandlungen, den Rücken

dem Altare zugekehrt. Kaum faßt das Schiff der Kirche dieses so bunte, aus den verschiedensten und widersprechendsten Elementen zusammengesetzte Auditorium. Noch erscheint niemand auf der Kanzel; wir haben Zeit zu manch ernster Betrachtung. Hier stand einst die erhabene Gestalt Bossuets, vor ihm das Jahrhundert Ludwigs XIV.; hier ertönte zum letztenmal der majestätische Klang seiner Stimme am Sarge seines Freundes, des großen Condé. ‚Statt den Tod anderer zu beweinen', war das Wort des greisen Bischofs, ‚will ich nun mich vorbereiten auf meine eigene letzte Stunde und für meine Herde bewahren den Rest einer Stimme, die verfällt, und eines Feuers, das erlöscht.'[1] — Und mit ihm stieg die französische Kirche herab von der erhabenen Höhe, von der aus sie das öffentliche Leben beherrscht hatte, König und Hof und Adel und die ganze alte Welt in Frankreich — der Abend war da, die Lebensflamme des Glaubens am Erlöschen, und die Philosophie schickte sich an, der alternden Gesellschaft das Grab zu graben. —

Lacordaire erscheint — es ist kein Bischof mit dem Aplomb des Weltmannes, kein Hofredner mit weißen Haaren, des Ruhmes gewiß. Aber auch die Welt ist eine andere geworden. Bossuet wäre ein Fremdling, wenn er in ihr erschiene. Ein schlichter Mönch im weißen Gewand des Dominikaners tritt hinauf; auf dem feinen, leicht geröteten Angesicht liegt die Kraft und Frische rein bewahrter Jugend mit der Reife des Mannes gepaart und dem Ernst eines der Betrachtung und dem Gebete gewidmeten Lebens. Was wird er sprechen zu diesen Sechstausend? Es sind viele unter ihnen, die glauben, aber noch viel mehr, die noch nicht glauben können — die Schüler Voltaires unter den Söhnen der Kreuzfahrer. Alle Blicke wenden sich zu ihm hin — es wird stille.

Der Prediger beginnt; kaum verstehen wir einige Worte — uns scheint es, als fürchte er seine Zuhörer, so voll Unglaube und Kritik, Zweifel und Tadelsucht. Noch sind seine Augen gesenkt; ruhig und einfach leitet er sein Thema ein, mit einer Sicherheit, als wäre jeder Widerspruch unmöglich. Aber nun strömt immer stärker und gewaltiger die Rede, sein Blick schweift wie gebietend über die Tausende hin, eine tiefe Glut blitzt aus seinen Augen. Der Mensch ist vergessen, verschwunden, der Priester allein erscheint;

[1] Oraison funèbre de Louis de Bourbon, prince de Condé.

P. Henri Dominique Lacordaire O. Pr.

wie ein Adler schwebt er über den Geistern, alles zieht er zu sich hin, reißt er mit sich fort zu den erhabenen Höhen seiner großen, weite Gebiete umfassenden Gottes- und Weltanschauung. Eine Bewegung entsteht unter der lautlosen Menge — ein leises Geflüster der Bewunderung, des Beifalls, der Befriedigung, des innigsten Dankes. Es war der Höhepunkt seiner Rede — er bemerkt den Erfolg — er vergißt das Lob, er überläßt dies den Advokaten, Professoren, Kammerrednern. Er will den Sieg nicht für sich; er will die Herzen überwinden, fesseln durch die Macht des Wortes und gefangen in den Banden der Wahrheit ihrem Herrn und Erlöser zuführen. Sein Herz tut sich auf, seine Arme breiten sich aus, seine Stimme wird weich, sanft, bittend — er wird demütig und flehend, und seine Gebärden, die soeben noch mit mächtiger Kraft das Auditorium beherrschten, lassen allmählich wieder den armen Mönch erscheinen, der sie anfleht, Barmherzigkeit zu haben mit ihren eigenen Seelen. —

Ich enthalte mich eines eingehenden Urteils über den Wert seiner Konferenzreden, da diese in Deutschland hinlänglich gekannt und verbreitet sind. Im Privatleben ist Lacordaire einfach, anspruchslos, voll Milde und Herablassung; seine Züge sind fein, ohne eigentlich schön zu sein, seine ganze Erscheinung edel und priesterlich, sein Angesicht wie verklärt durch die Begeisterung für die große Sache Gottes, der er sein Leben und seine Kraft geweiht hat. Es schien ihn zu freuen, als ich ihm von der Aufmerksamkeit erzählte, die seine Reden in Deutschland gefunden haben; es ist viel Demut in seinem ganzen Wesen, aber eine Demut, die, durch Übung und Selbstüberwindung errungen, nun Gewohnheit wohl, aber nicht Naturanlage ist. Ich habe nur selten unter dem französischen Klerus eine so anmutende Persönlichkeit getroffen wie ihn, und die Augenblicke, die ich bei ihm zubrachte, werden immer zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Heinrich Lacordaire ist der Sohn eines Arztes, geboren zu Anfang dieses (19.) Jahrhunderts zu Recey-sur-Ource bei Dijon. Ausgestattet mit den schönsten Geistesgaben, ging der vielversprechende Jüngling zum Studium der Rechte über. Noch als Schüler hatte er Zutritt in eine Gesellschaft ausgezeichneter, vom besten Geiste beseelter Männer, deren Einfluß nicht ohne Rückwirkung blieb auf die spätere Richtung des strebsamen Jünglings. In seinem zwanzigsten Jahre ward er

in den Advokatenstand aufgenommen und reiste nach Paris, wo er, unberührt von dem geräuschvollen, sinnverwirrenden Treiben der Hauptstadt, seinen Studien lebte. Sein Geist war noch nicht für die christliche Wahrheit gewonnen, aber sein Leben war rein und unbefleckt; darum konnte die Gnade Gottes mit ihrem hellen Schein hinabdringen bis auf den Grund seiner Seele; die Strahlen der ewigen Wahrheit waren nicht, wie in den Gemütern so vieler seiner Genossen, gebrochen von den wüsten, trüben Nebeln der Sinnlichkeit. Die fromme Erziehung, die er von seiner gläubigen Mutter empfangen hatte, der Verkehr mit christlich gesinnten, hochgebildeten Freunden und das eigene ernste Streben unterstützten ihn in diesem inneren Kampfe; die Gnade siegte, er fand die Wahrheit und ward selig in ihr.

Doch das war dem Neubekehrten nicht genug. Ihn, der den Schmerz des Geistes, welcher Gott nicht kennt, selbst erfahren hatte, drängte es nun, das ihm gewordene Heil der Welt zu verkünden. In seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre opferte Lacordaire großmütig alles das, was die Welt Lebensglück nennt, und trat in das Priesterseminar von St-Sulpice ein. Zum Priester geweiht, ward er Hauskaplan bei den Schwestern von der Heimsuchung und später Religionslehrer am Kollegium Henri IV. Nach der Julirevolution gründete er mit Montalembert, de Lamennais und einem Kreise gleichgesinnter Freunde das bekannte Blatt L'Avenir, welches dem Neubau der Kirche auf politisch-demokratischen Prinzipien als dem alleinigen Heile für die Zukunft mit glühender Beredsamkeit und glänzender Sprache das Wort redete. Lacordaires Absichten waren rein, seine große Liebe zur Kirche konnte ihn darum nur auf einige Augenblicke zu Verirrungen hinreißen.

Zu Rom, wohin er mit Montalembert und de Lamennais zur Rechtfertigung ihres Systems sich begeben hatte, lag er auf seinen Knien vor dem Grabe des Apostels, und hier fiel der Schleier von seinen Augen. Die Enzyklika des Papstes vom 15. August 1832 trennte ihn für immer von Lamennais. Es war ein schwerer Schritt für ihn; noch hatte er einige Wochen mit ihm, dem hochverehrten Lehrer, zu La Chesnaie zugebracht; aber er konnte sich nun nicht mehr verhehlen, daß ihre Wege geschieden waren. Lacordaire hatte nicht den Mut, persönlich vor Lamennais hinzutreten, um von ihm Abschied zu nehmen; so groß war immer noch der überwältigende Einfluß, den dieser Mann auf seine Umgebung übte. Am 11. De-

zember desselben Jahres verließ er ihn, in der Stille des Abends; ein Brief, den er an ihn schrieb, spricht ebenso den Ernst seiner Demut, seine Anhänglichkeit an Rom wie seinen Seelenschmerz aus, da er den hochverehrten Meister verlassen muß, der nun dem Abgrunde zueilt. In Lamennais' Seele war von nun an nur noch eine Leidenschaft: glühender, unversöhnlicher Haß gegen Rom und das Königtum; seine Paroles d'un Croyant sind der schauerliche Ruf zum Kampfe gegen Christentum, Kirche und Papst aus dem Munde eines hochbegabten, tief gefallenen Engels, ein mit hinreißendem, dämonischem Zauber geschriebenes Evangelium der Revolution, von Ludwig Börne alsbald mit großer Kunst übersetzt, das wie ein feuriger Trank die Völker berauschte. Im Jahre 1834 veröffentlichte Lacordaire seine Schrift: Considérations sur le Système philosophique de Mr. Lamennais. ‚Der Priester', schreibt er darin, ‚wird sich nicht den unfruchtbaren Streitigkeiten seiner Zeit hingeben; er betet für die Gegenwart und für die Zukunft. Durch Liebe lindert er die schweren Leiden seiner Zeit; erfüllt von Mitleid und Hoffnung, gießt er das heilige und heilende Wort auf die schmerzenden Wunden, das alle stärkt.' Ein anderes Mal schreibt er an einen Freund ein bemerkenswertes Wort über Lamennais. ‚Rom ist von allen Seiten von Feinden umringt; auch Lamennais hat es gelästert; das ist das Verbrechen des Cham, ein Verbrechen, welches das größte ist nach dem Gottesmord und am schwersten und offenbarsten gestraft wird. Wehe denen, welche die Kirche bekämpfen; wehe denen, welche die Nachfolger der Apostel lästern! Die Kirche wird siegen, und Lamennais wird den unaufhaltsamen Siegeszug der Wahrheit nicht aufhalten, ja durch seinen Fall wird er ihn nur noch beschleunigen.'

Lacordaire hatte seinen Beruf erkannt; wie wenigen war ihm die Macht des Wortes gegeben: ihm weihte er nun sein Leben, und seit dem Jahre 1835 bis zum Jahre 1851 hat er, kurze Unterbrechungen abgerechnet, die Blüte der Nation um seine Kanzel in Notre-Dame versammelt. Im Jahre 1838 war er zu Rom in den Predigerorden getreten, mit dem bestimmten Plane, denselben in erneuerter Gestalt nach Frankreich zu verpflanzen und eine Schule für geistliche Beredsamkeit daselbst zu gründen[1].

[1] Lacordaire starb im Jahre 1861.

Aus dem stillen Ordenshause der Dominikaner, welches in seiner ganzen inneren Einrichtung und strengen Regel das Gepräge eines von innen heraus sich erneuenden Institutes trägt, gehen wir nach einem zweiten Kloster, um einen andern, nicht minder einflußreichen und begabten Prediger kennen zu lernen. Ein schweigsamer Portier führt uns in das Vorzimmer. Ein Tisch, auf dem einige Bücher liegen, mehrere Stühle von geflochtenem Stroh, ein paar Lithographien an der Wand bilden die ganze Ausstattung dieses sehr rein gehaltenen Zimmers, wo bereits ziemlich viele Personen geistlichen und weltlichen Standes warten und die abgehenden immer durch neu ankommende ersetzt werden. Nachdem die Reihe an mich gekommen, trat ich ein. Eine arme, niedrige Zelle ist die Wohnung des Obern, des berühmten Redners P. Xavier de Ravignan. Beide, Ravignan und Lacordaire, traten erst in späteren Jahren in das Priestertum und den Ordensstand, beide ausgezeichnet durch hervorragendes Rednertalent, beide voll von Geist, Wärme, Feuer und großen Ideen — und doch wie in ihrer äußeren Erscheinung, so auch in den Schöpfungen ihres Geistes so verschiedene Charaktere.

P. Ravignan ist von schlanker Gestalt und zartem Gliederbau, sein Angesicht bleich, seine Haltung etwas gebeugt — die unglaublichen Arbeiten haben seine Kraft erschöpft, er scheint nur noch vom Geiste zu leben, der aus den großen, dunkeln, seelenvollen Augen leuchtet. Er ist der große Asket unter den Predigern, der in der Einsamkeit der Exerzitien über Tod und Ewigkeit meditiert und nur zurückkehrt in die Welt, deren Nichtigkeit und Elend er wie keiner kennt, um mit aller Kraft seines Genius, allem Feuer seiner großen Seele die Verlorenen zu retten, die Betrogenen loszureißen aus den Fesseln des Wahnes, der Lüge und der Sünde und wieder hinzulegen an das Herz ihres Gottes. ‚Die Liebe Christi drängt uns' — dieses Wort des Apostels würde ich als den bezeichnenden Ausdruck seines ganzen Wesens über das Brustbild dieses edeln Priesters schreiben. Seine Sprache im vertraulichen Umgange ist mild, wohlwollend, herzlich; aber wir fühlen es durch, es liegt ein großer Schmerz in seiner Seele, er trägt immerfort eine große Trauer in seiner Brust, die Trauer der Kinder Gottes, den Schmerz der Heiligen über so viel geistliches Elend und Verderben rings um sie her.

Ravignan ist kein Prediger, der ein vorher mühsam und sorgfältig ausgearbeitetes Konzept vorträgt. Es ist der Drang seines

inneren Lebens, das sich einen Ausweg sucht, es ist seine ganze Seele mit all ihrer tiefen Trauer, ihrer Wehmut, ihrem Schmerz und ihrer Liebe, die er im begeisterten Worte ausgießt. Seine Predigt ist nicht gemacht, sie ist *er selbst* mit der ganzen Tiefe seines Geistes, mit der ganzen Macht großer Gedanken, mit dem Reichtume seiner inneren Erfahrungen und Erlebnisse, mit der Glut seines gotterfüllten, liebenden Herzens. Wir finden es darum ganz erklärlich, warum er nur selten und mit Widerstreben die Veröffentlichung seiner Predigten gestattet. Die Hauptgedanken seiner Vorträge sind häufig nur hingeworfen, in kurzen Sätzen mehr angedeutet als entwickelt; immer sind es die großen, ewigen Wahrheiten, die er wie Bossuet im Hintergrunde erscheinen läßt, die den tiefernsten, ergreifenden Grundton bilden, der durch alle seine Reden hindurchgeht und ihnen die besondere Weihe des Erhabenen verleiht. Seine Bilder sind weniger häufig, aber dann prachtvoll, kühn, großartig, mit wenigen Zügen entworfen. Der äußere Vortrag ist lebhaft, warm, nicht selten leidenschaftlich; er erscheint wie übermannt von der Wucht der Gedanken, die in ihm sich drängen; die innere Bewegung reißt ihn fort, das Feuer seiner Augen, alle Nerven und Muskeln seines fein organisierten Körpers gewinnen dann eine Beredsamkeit, die auch den Kältesten überwältigt.

Es ist mir unbegreiflich, wie P. Ravignan bei einer so aufreibenden Wirksamkeit, wie die seine war, so viele Jahre lang tätig sein konnte[1]. Außer seinen Konferenzen und andern Predigten leitet er sehr häufig die geistlichen Übungen in den verschiedenen religiösen Häusern und Erziehungsanstalten, und selbst die wenigen freien Augenblicke, die ihm noch bleiben, gehören nicht ihm, sondern den vielen, die täglich im eigentlichen Sinne seine Zelle umlagern, um von ihm in den verschiedensten Angelegenheiten ihres Innern Rat und Trost zu erbitten.

Auch Ravignan hatte sich in seiner Jugend der Rechtswissenschaft gewidmet. Seine außerordentliche Begabung verschaffte ihm bald eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben, und eine glänzende, an Ehren reiche Zukunft lag vor ihm. Aber gerade jetzt, da die Welt in ihrer reizendsten Gestalt dem jungen Mann sich nahte, entsagte er der Welt; er ward Zögling im Seminar von St-Sulpice,

[1] Er ist gestorben 1857.

um sich auf das Priestertum vorzubereiten. Doch das war dem demütigen Jünger des Herrn nicht genug: er fürchtete die Ehren des Heiligtumes und trat als Novize in die Gesellschaft Jesu ein, um immer der Geringste bleiben zu können im Hause Gottes. So hart auch in letzterer Zeit dieser Orden angefeindet und geschmäht wurde, Ravignans Name ward immer nur mit der größten Achtung und Ehrfurcht genannt.

Beiden Rednern reiht sich, sowohl was Richtung als Inhalt der Vorträge betrifft, in würdiger Weise an: Abbé Bautain, gewissermaßen der Fénelon des 19. Jahrhunderts; auf ihn findet mit Bezug auf seine frühere dogmatische Verirrung jenes bekannte Wort des Papstes über den Bischof von Cambrai seine Anwendung, daß er aus übergroßer Liebe zu Gott gefehlt habe. Bautain ist Generalvikar und Ehrendomherr an der Kathedrale; der Gang seiner Bildung und seine frühere Stellung als Professor der Philosophie zu Straßburg hat ihn mit den Leistungen der deutschen Wissenschaft hinlänglich vertraut gemacht, wie denn das deutsche Element in seinen Vorträgen unverkennbar hervortritt. Diese sind ruhig, klar und fließend, es ist ein durchgreifender, wohldurchdachter Plan in seiner Darstellung, Folge seiner langjährigen Übung als öffentlicher Lehrer. Seine Leistungen auf der Kanzel gewinnen täglich mehr Anerkennung, und sein Einfluß ist nicht unbedeutend[1].

Es würde mich zu weit führen, alle die verschiedenen Prediger von Paris, wo das Ausgezeichnetste, was Frankreich bietet, sich vereinigt, einen Le Courtier, Combalot u. a., näher zu charakterisieren; nur von einem Manne will ich in wenigen Zügen noch ein Bild entwerfen, der durch die Kraft, das Feuer, die Originalität und die zugleich mit großer Präzision und Klarheit verbundene Tiefe seiner Predigten zu Paris in hohem Ansehen steht: Abbé Deguerry[2], ehemaliger Domherr und nun Pfarrer an der Madeleine.

Die Madeleine war bestimmt, ein riesiges Monument zu werden für die Helden der großen Armee; der Stil dieses Gebäudes ist ganz derselbe wie jener des Palastes der Nationalversammlung: ein in großen Verhältnissen ausgeführtes Peristyl, läßt es uns beim ersten Anblicke nichts weniger als ein katholisches Gotteshaus erwarten. Treten wir ein, so macht die großartige Einfachheit des gewaltigen

[1] Gestorben 1867. [2] Erschossen unter der Kommune 1871.

Baues auf uns den Eindruck des Erhabenen. Hier trägt Deguerry seine Predigten, Homilien und unter der Woche kurze Unterweisungen vor. Eben hat er das heilige Meßopfer verrichtet, nun wendet er sich vom Altare aus den Anwesenden zu.

Eine große, kräftige Gestalt, steht er vor uns; noch ist er in Meditation versunken, ernste Gedanken lagern auf seiner hohen, stark gewölbten Stirne, eine ungemeine Kraft der Überzeugung spricht aus seinem ganzen Wesen. Er beginnt mit Anführung eines einfachen Bibeltextes. Was wird er darüber noch sagen können, was wir nicht schon wüßten? Seine Stimme ist vernehmlich, aber noch nicht stark, jetzt noch wie ein Bach, der klar und hell durch anmutige Auen fließt; aber nun wird sie laut und immer lauter und stärker wie ein Strom, der immer höher schwillt, immer schneller, immer gewaltiger dahineilt und herrliche Gestalten, wunderbare Bilder vor unserem Blicke vorüberführt. Andacht, Mitleid, Liebe haben eine besondere Anmut über diese kraftvolle Erscheinung ausgegossen; mit unbeschreiblicher Wahrheit und Grazie bewegen sich seine Arme, folgt der ganze Körper dem Drange der inneren Bewegung. Nun enthüllt er vor uns den tiefen Sinn des evangelischen Wortes, entfaltet er die Gedankenfülle, die Weisheit und erhabene Schönheit, die da verborgen liegt unter dem Schleier des unscheinbaren, armen Wortes, und geht nun von diesem aus wie von dem Mittelpunkte, von dem alles Licht, Leben, Wahrheit empfängt, nach dem Umkreise unserer christlichen Pflichten, alles beleuchtend, bestimmend, erklärend. Er hat einen Maßstab gewonnen, den der Zuhörer nicht mehr verwerfen kann; diesen legt er nun an die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen des Lebens, mißt und erwägt alles unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit. Er fühlt unsere Krankheiten, kennt unsere Schwächen, Gebrechen und Leidenschaften; sein Blick ist scharf und hell, aber seine Hand ist zart und schonend; wir dulden es gern, daß er unsere Sünden alle beleuchtet mit dem hellen Licht der evangelischen Wahrheit und uns ihre ganze Häßlichkeit und Lüge zeigt. Aber er erspart uns die Beschämung, er läßt uns kaum Zeit zu längerem Nachdenken; er schildert uns nun mit solcher Wärme, so ergreifend und erschütternd, mit so unwiderstehlicher Beredsamkeit die ganze Größe, den Frieden, die Seligkeit eines Lebens im Glauben, in heiliger Liebe und Entsagung, daß wir, all unser Elend vergessend, an seinen Lippen hängen, um jedes seiner Worte aufzu-

saugen wie einen kostbaren Trank für unsere dürstende Seele. Und das alles, was er sagt, ist so klar, so wahr, so unbezweifelbar, daß wir gar nicht begreifen, wie wir je anders denken, anders fühlen konnten.

Deguerry ist ein Prediger von edler Popularität wie sein ganzes Wesen, bei aller Gedankentiefe weiß er immer das rechte, scharf bezeichnende Wort zu finden; alle Lagen und Beziehungen der Gesellschaft kennt er; er steigt zu uns nur herab, um uns zu sich hinaufzuziehen. Sein Einfluß in der Pfarrei, welche von der höheren Bourgeoisie besonders bewohnt wird, ist darum sehr groß. Er ist die Seele seines ausgedehnten Kirchspiels, wie denn überhaupt der pfarrliche Verband hier immer noch sehr eng ist, der Mittelpunkt, von dem alles ausgeht, was immer Segensvolles geschieht, oder wenigstens unterstützt und geleitet wird. Schon zweimal hat er die bischöfliche Würde ausgeschlagen; seine Pfarrei und seine Pfarrkinder, denen er viel und alles geworden, halten ihn fest.

IV.

Wenn wir jene Männer in ihrem Lebensgange verfolgen, welchen Frankreich nach Gott besonders die Wiederbelebung des christlichen Geistes verdankt, so bietet sich uns eine auffallende Erscheinung dar. Es sind vielfach Laien, wie de Bonald, de Maistre, Chateaubriand, Montalembert, Falloux, Cochin, Ozanam, Nicolas, oder Priester, die erst in den späteren Jahren ihres Lebens dem Dienste der Kirche sich gewidmet haben, wie Lacordaire, Ravignan, de Genoude u. a. Es hängt dies mit dem eigentümlichen Schicksale zusammen, das durch die Revolution über Frankreich gekommen ist. Als Laien zuerst die Verteidigung des Christentums unternahmen, war dieses Beginnen so ungewöhnlich und neu, daß sie glaubten, sich entschuldigen zu müssen, daß sie über Fragen schrieben, welche bisher nur von gelehrten Priestern behandelt wurden. Nur dadurch, erklärten sie, sei ihnen eine Berechtigung hierzu gegeben, weil, wie Graf de Maistre in seinem Buche Du Pape sagt, ‚die Helden der alten Kriegerschar in die Grube gestiegen waren und die Revolution den Priesterstand beraubt, verbannt, gemordet hatte'. Auch habe der weltliche Stand im vergangenen Jahrhundert sich so sehr gegen die Religion versündigt, daß er mit Fug und Recht nun auch seine Verbündeten stellen müsse, die sich um den Altar sammeln, um minde-

ſtens die Frevler fernzuhalten, ohne die Prieſter in ihrem Amte zu hindern. Die jungen Streiter aus dem Prieſterſtande, welche die Stelle der abgetretenen einnehmen, ſeien noch in zu geringer Zahl und noch nicht zum Kampfe ausgebildet, der ihrer wartet; der Klerus ſei außerdem viel zu ſehr durch das Amt, die Laſt und Hitze des Tages in Anſpruch genommen. Aber ſie hoffen, daß der ‚franzöſiſche Klerus dereinſt durch den Reichtum ſeines Wiſſens zu gleicher Bewunderung zwingen werde wie durch die Heiligkeit ſeiner Sitten‘.

Dieſes Laienelement im erſten Drittel unſeres (19.) Jahrhunderts mußte der katholiſchen Apologetik und Polemik notwendig einen eigentümlichen Charakter aufprägen; die weltlichen Wiſſenſchaften, Politik, Äſthetik, Nationalökonomie, nehmen einen breiten Raum in ihren Entwicklungen ein und wirkten auch auf die Form der Darſtellung. Frayſſinous, der zuerſt in Notre-Dame unter dem Namen von conférences ſeine Vorträge hielt, war noch aus der alten Theologenſchule hervorgegangen; dieſe ſind darum auch ganz in Weiſe eines höheren katechetiſchen Unterrichtes gehalten. Lacordaire dagegen ſucht neue Wege auf: für ein Geſchlecht, das ein ganz anderes geworden als jenes, welches Boſſuet zu ſeinen Füßen ſah, ſollte auch eine neue Form der Rede geſchaffen werden, um auch jene um ſeine Kanzel zu ſammeln, die längſt den Weg dahin vergeſſen hatten. Die Wahrheiten, unveränderlich wie Gott und ewig alt, wollte er unter neuen Geſichtspunkten darſtellen, den Bedürfniſſen und dem Ideenkreiſe der heutigen Welt entſprechend. Was der moderne Menſch ſucht, erſtrebt, was das Ziel iſt der Edelſten unſerer Zeit, das wollte er ihnen zeigen, aufbewahrt für ſie in der Hinterlage des katholiſchen Glaubens; chriſtianiſieren wollte er die modernen Ideen, nicht die chriſtlichen Gedanken moderniſieren — eine Gefahr, die da freilich immer ſehr naheliegt.

Viele ſind ſeitdem in Frankreich ſeine Nachahmer geworden, die wenigſten aber in glücklicher Weiſe. Lacordaire hatte ſich ſelbſt gebildet, er hatte keine Vorgänger für ſeine Predigtweiſe; der Weg, auf dem er zum Glauben gekommen war, hatte ihn auch zu dieſer Methode geführt. Anders war es bei ſeinen Nachahmern, welche auf den Kanzeln in Frankreich — und auch hie und da in Deutſchland und Italien — unter dem klingenden Namen von Konferenzen ihre dilettantenmäßigen, oberflächlichen, verworrenen und nicht ſelten

unrichtigen Lukubrationen vor den Zuhörern kundgaben. Die Phrase sollte den Schein höherer Bildung, halbverstandene Sätze aus dem Gebiete der Philosophie, Ästhetik, Volkswirtschaftslehre, Politik das Ansehen von ausgebreiteter, tiefer Wissenschaft geben. Und dabei war das Ganze oft nur ein unfruchtbares Spiel der Eitelkeit, wobei der wahrhaft gebildete Zuhörer sich zurücksehnte nach den markigen, einfachen, anspruchslosen und doch so belehrenden Worten eines Seelsorgers in seinem bescheidenen Dorfe.

Lacordaire selbst hatte seine Mängel, große Mängel; wer hat sie nicht? Er war nicht ganz frei von Phrase und Deklamation; darin sind denn seine Nachahmer ihm besonders gefolgt und haben ihn natürlich noch übertroffen; er war nicht immer einfach, die Einfachheit aber ist das Siegel des Genius. Die Grundideen für seine Entwicklungen schöpfte er aus Thomas von Aquin; dessen großen, tiefsinnigen Ausspruch hören wir hindurchklingen durch diese so ganz aus der Gegenwart herausgewachsenen Reden: was von Wahrheit und bleibendem Wert in ihnen ist, hat er ihm entnommen. Die Reminiszenzen aus den römischen Klassikern mochten dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprechen; aus Bossuet aber hätte er lernen können, welch unvergleichlich erhabenere Ideen die Kirchenväter, namentlich Augustinus, dem Redner bieten.

Die conférences selbst kann ich nur als eine Ausnahme von der Form und Regel des katholischen Predigtamtes betrachten; sie sind in einem gewissen Grade berechtigt, weil ganz Frankreich sich in einem Ausnahmezustand befindet. Der höhere Unterricht ist in lauter Spezialschulen zersplittert — Normalschule, polytechnische Schule, Rechtsschule, medizinische Schule usf.; hiermit fällt für den strebenden Jüngling jede Möglichkeit hinweg, in philosophisch-religiöser Beziehung sich weiterzubilden. Wohl wird dieser Unterricht in den Seminarien erteilt; allein diese sind eben auch nur Fachschulen für den Klerus und zunächst zu dessen Ausbildung für das priesterliche Amt bestimmt. So ist es zur Notwendigkeit geworden, durch solche Art von Lehrvorträgen zu ersetzen, was in Deutschland durch apologetische und religionsphilosophische Vorlesungen an den Universitäten und Akademien geboten wird, wo dann jeder, welcher Wissenschaft er sich auch widmen mag, wenn er nur will, ausreichende Belehrung empfangen kann. Anregen, zum Nachdenken wecken mögen wohl solche Konferenzen; wer aber wollte sagen, eine Reihe von sechs Vorträgen

im Advent oder in der Fastenzeit könne einen eingehenden und gründlichen Unterricht ersetzen?

Sollen daher solche Konferenzen nicht geradezu eine Gefahr für den Klerus werden, so muß der theologische Unterricht auf einer breiteren Grundlage sich aufbauen, als dies unter dem Drange der Zeiten zu Anfang des 19. Jahrhunderts geschehen konnte. Die Nachteile einer inutilis pietas, quae scientiae discretione caret[1], liegen so offen vor, daß es nicht nötig ist, darauf aufmerksam zu machen. Was de Maistre hoffte, daß der französische Klerus durch seine Wissenschaft dereinst wieder wie ehedem unsere Bewunderung verdient, darf nicht unerfüllt bleiben. Und bereits sind Stimmen laut geworden, welche auch für Frankreich wieder katholische Universitäten begehren und in dem Beispiele, welches das kleine Belgien gegeben, eine Aufmunterung für ihr Land erblicken[2]. —

Blicken wir auf die religiöse Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert zurück, so stellt sich uns eine auffallende Parallele mit der Geschichte der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten vor Augen. Die ersten Apologien des Christentums, als es in die Öffentlichkeit trat, sind geschrieben nicht mit Feder und Tinte, sondern mit dem Blute seiner Bekenner. Und so ist es auch in Frankreich geschehen. Die Bluttaufe, welche die Kirche in Frankreich durch die Revolution empfangen, hat abgewaschen so manchen Flecken, der an einzelnen ihrer Priester gefunden wurde, hat ihr den Segen des Himmels und die Bewunderung der Welt erworben. Nicht Spekulationen und philosophische Systeme haben die heidnischen Völker zum Christentume geführt, sondern die großen Taten der Liebe. ‚Sehet', riefen sie, ‚wie sie einander lieben.' So auch in Frankreich. Umhergeworfen von den Stürmen der politischen und sozialen Revolution, zerfressen in seinem Innersten von der Gier nach Habe und Genuß, muß es durch die Taten großer, aufopfernder, heroischer Liebe, die es sieht und nicht leugnen kann, das göttliche Siegel wieder erkennen, mit welchem der Herr seine Kirche bezeichnet hat. Und so wollen wir auch hierin, in dieser vorwiegend praktischen Tätigkeit des französischen Klerus, die

[1] S. Greg., In I. Moral. 15. S. Thom., S. theol. 2, 2, q. 188, a. 5 (einer nutzlosen Frömmigkeit, welche der Wissenschaft entbehrt).

[2] Ist geschehen.

Hand Gottes nicht verkennen. Die tatsächliche Erscheinung einer ursprünglichen, die kranken Völker heilenden Kraft voll Segen und Heil, die im Leben der katholischen Kirche, ihrer Glieder und Institute sich so sichtbar erweist, wird immer jene mit Übermacht zu ihr hinziehen, die in dem Leben der Materie noch nicht untergegangen sind, die nach Höherem und Bleibendem verlangen. Und das bietet ihnen die Kirche, die Kirche allein.

III. Die Wohltätigkeit in Paris.

Die Wohltätigkeit in der katholischen Kirche. — Grund und Ausdruck der katholischen Opferliebe. — Der Pauperismus und die katholische Liebe; Protestantismus und innere Mission. — St-Lazare.

I.

Voltaire sagt in seinem Essai sur les Mœurs: ‚Vielleicht gibt es nichts Erhabeneres und Größeres auf der Welt als das Opfer von Schönheit, Jugend und nicht selten einer hohen Geburt, welches ein zartes Geschlecht bringt, um in den Spitälern jene Masse von menschlichem Elend zu lindern, dessen bloßer Anblick so demütigend ist für unsern Stolz, so verletzend für unser verzärteltes Gefühl.‘ Und in derselben Schrift legt er das Geständnis ab: ‚Es ist nicht zu leugnen: die von der römischen Kirche getrennten Völker ahmen die großmütige Nächstenliebe nur unvollkommen nach.‘ — Es war die Macht der Wahrheit, die den Todfeind des Glaubens und der Kirche zu diesem Ausspruche zwang, in dem er den göttlichen Charakter der Kirche selbst zugleich ausgesprochen hat. Die Kirche allein kennt und betätigt den Geist einer barmherzigen Liebe, die ganz Opfer ist. Und wenn heute, wie zur Zeit des Patriarchen von Ferney, wir durch die Spitäler und vielen Wohltätigkeitsanstalten von Paris gehen, so werden wir mehr als einmal ähnliche Äußerungen hören aus dem Munde von Reisenden, die im Interesse der Staatsökonomie oder der Arzneikunde oder auch aus bloßer Neugierde diese Orte mit uns besuchen; selbst weltlich gesinnte Frauen werden eine augenblickliche Rührung empfinden beim Anblicke dieser engelgleichen Wesen, die unter Elend, Laster und Schmerzen ihr Leben hinbringen. Man betrachtet dieses alles, belobt es auch wohl und kann nicht umhin, der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die solche Anstalten gegründet hat; man wünscht, daß die protestantischen Konfessionen solches nachahmen, freilich mit Entfernung alles dessen, was

selbst hier noch als zu viel, als übertrieben und unnütze Frömmelei erscheint. So oft ich ähnliche Reden hörte, konnte ich in der Stille nur das Wort des Herrn wiederholen: ‚Herr! verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie reden!‘ Ach, sie fühlen es gar wohl, daß eine große Lücke in der sozialen Welt entstehen und ein furchtbar drohender Abgrund sich öffnen würde, wäre die katholische Kirche nicht mit all ihrer Liebe, mit den Tausenden ihrer Söhne und Töchter, die sich täglich und ihr Leben lang opfern, um ihre Brüder zu retten, wo immer statt des einen, der als Opfer gefallen ist, eine Schar schon bereit steht, seinen verlassenen Posten einzunehmen. Sie fühlen es wohl, daß die gesamte soziale Welt verschmachten müßte, hätte ihr die katholische Kirche nicht ein Kapital hinterlegt, von dem sie zehrt, daß die Kirche seit Jahrhunderten das große Problem der Armut, dieses Kreuz der Staatsökonomie, gelöst, daß sie allein es lösen kann. Darum lassen sie die Kirche zu und gestatten ihr einen Platz im Hause, aber eben nur als die Dienstmagd, um alles aus ihren Augen zu entfernen, was den Stolz demütigt und das verzärtelte Gefühl verletzt. Aber sie wollen ihr das nicht gestatten, ohne welches sie nicht leben kann, woraus sie all ihre Kraft, ihre ganze Stärke und unermüdete Ausdauer schöpft; sie wollen die reife, süße Frucht der Liebe, aber ohne den Baum, auf dem sie gewachsen ist; sie wollen die Liebe, aber ohne Motiv und ohne Objekt. — Und so hätten denn diese Genossenschaften Gnade gefunden in den Augen der Welt, sie sind ja doch zu etwas gut; aber ein betendes und beschauliches Ordensleben ist nur ein frommer Müßiggang — und erst, wenn sie predigen und lehren — das könnte aufreizen, den konfessionellen Frieden stören und staatsgefährlich werden!

Die Toren — sie wollen teilen das Unteilbare. Nur weil das Herz im Himmel wandelt, kann der Leib ohne Schauer zwischen Kranken und Sterbenden wohnen; nur weil die Seele Gott sieht, kann das Auge ohne Ekel die Wunde des armen Bettlers sehen und der Mund diese kostbaren Glieder Christi mit Ehrfurcht küssen.

II.

Gehen wir in einen dieser großen, weiten Krankensäle. Es ist Mitternacht. Die Schwester wacht allein — ringsum lautlose Stille, nur unterbrochen von dem Stöhnen der Schwerkranken, dem fieber-

haften, unheimlichen Schrei der Träumenden. Sie geht leise durch diese traurigen Räume: überall nur Schmerzen, Tränen, Todeskampf! Sie ist noch jung, sie ist fast noch Kind. — Nachsinnend bleibt sie stehen — was mag vorgehen in dieser geopferten Seele? Die dumpfe, schwüle Krankenluft erinnert sie an die grünen, frischen Täler ihrer Heimat — halb träumend hört sie die Stimmen ihrer Gespielinnen — sie sieht ihre alte Mutter, die um die Tochter weint. Nie mehr zurückkehren, hier sein, nicht Stunden, nicht Tage lang, nicht Jahre und Jahrzehnte — ein ganzes langes Leben! Abschreckende Kranke pflegen, häßliche Geschwüre verbinden, Tote begraben — jeden Tag, jede Stunde, ein ganzes langes Leben! — Ihr Herz schlägt heftig, und ihre Seele kämpft den schweren Kampf der Gnade mit der Natur.

Ach, selbst die Mutterliebe muß ja immer aufs neue sich entzünden durch den Anblick des lächelnden Kindes, der Vater muß eine Zukunft sehen, die er seinem Sohne bereiten will, um für ihn arbeiten und sorgen zu können. Das Herz findet oft Überdruß an Genüssen, und es sollte nicht Überdruß empfinden an der Entsagung? Der Gesang der Freude muß uns endlich ermüden — und die Stimme der Klage sollte es nicht? Und wenn das Herz dem Dienste der Armut sich geweiht hat, hat es darum aufgehört ein Menschenherz zu sein mit all seinen Neigungen und Erinnerungen, so schwach, so schwankend, so bald versucht?

Der hl. Vinzenz von Paul hat das menschliche Herz gekannt, wie alle Heiligen es kannten. ‚Wenn ihr fühlt', spricht er darum zu seinen Töchtern, ‚daß bei der Erinnerung an die Heimat die Natur sich regt in euch und gegen die Gnade kämpft, und wenn ihr euch versucht fühlt, das Haus der Armut und Schmerzen zu verlassen, eurem Berufe untreu zu werden — eilet zur heiligen Kommunion.' Er wiederholt: ‚Die heilige Kommunion! die Kommunion! die Kommunion! Und wenn Gott sich euch geschenkt hat, dann bleibt auch ihr den Armen treu und schenkt auch euch den Armen!'

Die Jungfrau eilt an den Altar, und hier gibt ihr Gott hundertfach, was sie geopfert — der Kampf ist vorüber — das zarte Kind empfängt Riesenkraft und spricht mit dem hl. Paulus: ‚Christus lebt in mir, der sich hingegeben für die Brüder, auf daß auch ich mich hingebe für die, in deren Seelen ich den Abglanz seiner ewigen Schönheit sehe.' Hier haben wir den letzten erklärenden Grund gefunden für eine Erscheinung, die Voltaire und mit ihm seither Mil-

lionen, die besser sind als er, bewundern, die sie aber nie verstehen. Es ist die katholische Liebe, die da wurzelt in dem, was das Herz und der Mittelpunkt der Kirche selbst ist, in der heiligen Eucharistie; diese ist das ewige Urbild und die Quelle zugleich, aus der alle Kraft strömt zu gänzlicher Hingebung.

Und wie der Grund, so ist auch die Form der Opferliebe nur in der katholischen Kirche. Es ist das heilige Gelübde der Virginität, so innig mit der Eucharistie verwandt, die göttliche Vermählung, welche die Jungfrau mit jedem Tage zum Altare, zum Hochzeitsmahle des Lammes ruft, und mit dem Bräutigam vereint, ihr die höchste aller Gunstbezeigungen gewährt, mit ihm sich opfern zu dürfen. Vater und Mutter haben diese Freiheit nicht mehr, ihre Liebe gehört der Familie.

Man hat nicht selten hier in Paris befürchtet, die so außerordentliche und rasche Vermehrung wohltätiger Anstalten und Vereine dürfte durch die Teilung der Kräfte der guten Sache selbst zum Nachteile gereichen. Die Befürchtungen haben sich als unbegründet erwiesen; das Herz der katholischen Kirche ist ein unerschöpflicher Brunnen von Liebe und Erbarmen. Die Armut ist in der Geschichte der Menschheit das Kind der Sünde und häufig auch im Leben der einzelnen; wie oft ist nicht das Laster die Mutter der Armut, die dann umgekehrt wieder das Verbrechen erzeugt! Darum ist die Armut nicht bloß ein Übel, sie ist eine Summe von Elend, das Geist und Leib in gleicher Weise zu Boden drückt. Der Arme hat so oft nicht bloß kein Brot, ihm mangelt auch gänzlich das Wort Gottes, so notwendig für sein Leben wie das tägliche Brot; er ist nicht bloß auf Erden einsam und verlassen, er kennt auch keinen Himmel, hofft und ersehnt ihn nicht. Darum kann nur die Kirche ausreichende Hilfe bringen, die allein nebst der Pflege für den armen, kranken Leib ein kraftvolles Wort hat und eine stärkende Gnade für die oft noch ärmere und noch viel mehr kranke Seele.

All diesen einzelnen und so vielfachen Notständen, wie sie das Leben der ungeheuern Hauptstadt bietet, hat die christliche Liebe ihre Sorge zugewendet. Sie vergißt keinen Augenblick im Leben des Armen, der ihren Beistand erheischt. Sie bereitet ihm vor der Geburt schon eine Wiege und eine zweite Mutter, die ihn mit Liebe pflegt; sie erzieht ihn als Kind, bringt ihn in die Lehre, tröstet die Gefangenen, besucht die Kranken, ruft die Verführten zurück und

bietet ihnen Mittel und Gelegenheit zur Buße und Besserung, sucht das verborgene Elend auf, um ihm im stillen wohlzutun, und während ihre Hand das Almosen spendet, spricht ihr Mund Worte des Glaubens und Vertrauens, belehrt, erhebt und erquickt den Leidenden.

III.

Wenn wir auch nur in einem kurzen Überblick auf die mannigfaltigen und gottgesegneten Institute hinsehen, welche die rettende Liebe hier gegründet hat, da erheitert sich wieder unser trüber Blick, und das gebeugte Herz ermannt sich zu neuen Hoffnungen. Es liegt wie ein Geruch des Todes über dieser Stadt, die soziale Welt erscheint uns wie ein moderiger Leichnam: der segenlose Reichtum hier mit seiner versumpften Intelligenz, seiner ekeln, faulen, den Armen herausfordernden Behaglichkeit und krankhaft gereizten und gesteigerten Vergnügungssucht — das Proletariat dort mit seiner schweren, harten Arbeit ohne Labung von oben, seinem wüsten Rausch und gottlosen Taumel in guten Tagen, und wieder mit seiner eiskalten, wilden Verzweiflung im Elend! Die jüngste Vergangenheit hat den Vorhang hinweggezogen und den grauenhaften, alles vernichtenden und zertretenden Feind gezeigt, den die Gesellschaft in ihrem eigenen Schoße trägt und mit ihren besten Säften nährt — den Pauperismus. Das ist ein Wort, das unsere Väter nicht kannten, weil die Sache selbst nicht vorhanden war. ‚Arme habt ihr immer bei euch‘, spricht der Herr, immer hat es in der Welt Arme gegeben, aber der Pauperismus ist ein Produkt der Neuzeit, ist das traurige, aber notwendige Resultat unseres den ewigen göttlichen Prinzipien entfremdeten Staatslebens; der Pauperismus und sein Milchbruder Kommunismus sind die Kinder unserer unchristlich und gottlos gewordenen Staaten. Ihr habt den Armen ihren Himmel geraubt und die Bande zerrissen, welche die Elenden oben festhielten; nun sind sie hinuntergestürzt in die Tiefe, und ihre entfesselte Gier und ihr grimmiger Haß und ihre gottlose Verzweiflung haben dort eine Hölle gebaut. Und sie haben sich erkannt als Brüder an dem Malzeichen der Verwerfung, das allen auf der Stirne geschrieben steht, und haben sich verbündet zu einem finstern, verhängnisvollen Bunde. Und sie arbeiten rastlos dort unten wie der Totenwurm im morschen Holze, um die letzten Fundamente zu untergraben. Werden sie nicht wieder gewonnen für Gott

und Ewigkeit, christliche Gesinnung und echte Bildung, dann sind unsere Staaten, wie ehedem das gewaltige Römerreich, reif zum Untergang, und eines Tages stürzt der ganze Bau, und die Fluten der Barbarei und verwilderter Horden bedecken seine Trümmer.

Das ist so, das ist wahrhaftig so, und wir müßten an der Rettung der Gesellschaft verzweifeln und im voraus Tag und Stunde berechnen können, wann die Katastrophe einmal eintreten wird, wäre nicht die rettende Liebe der katholischen Kirche, die einen himmlischen Bund geschlossen, den sie diesem höllischen Bund entgegensetzt, dessen Wahlspruch der Fluch ist, dessen Bande der Haß geknüpft und dem die Verzweiflung Stärke gibt. Es ist die hohe, heilige Caritas, welche mitten in die Verwesung neue Lebenskeime aussät, und wir wissen, es ist eine himmlische Saat verborgen unter dieser winterlichen Decke von Eis und Schnee, eine bessere Zukunft schlummert unter ihr. In einem Lande, dessen großer Bischof und Redner jene ewig denkwürdige Rede Sur l'éminente dignité des pauvres dans l'Église vor König und Hof halten konnte, wo zur Stunde noch zarte Frauenhände, die vordem vor jedem Sonnenstrahl sich sorgfältig schützten, den giftzerfressenen, halbverfaulten Leib der Sünderin pflegen mit einer Zärtlichkeit, wie kaum die Mutter ihr Kind, um die Seele der Unglücklichen zu retten — da liegt noch tief im Boden eine kräftige Lebenswurzel, ist auch der Stamm vom Blitz zersplittert, und sind auch die Äste vom Sturm gebrochen.

Es ist in jüngster Zeit viel die Rede gewesen von der *inneren Mission* der evangelischen Kirche, angeregt durch *Johann Heinrich Wichern*, Vorsteher des Rauhen Hauses bei Hamburg. Wir Katholiken können dieses Unternehmen und noch mehr die gläubige, von ernstem christlichem Geiste zeugende Gesinnung, die in ihm sich ausspricht, nur freudig begrüßen und mit Teilnahme seiner Entwicklung folgen. Aber das Werk selbst und die Art und Weise, wie es in Büchern und Zeitschriften besprochen wurde, ist eine *laute, öffentliche Verurteilung des Protestantismus*, enthüllt, wie es keine Polemik vermocht hätte, die innere Unwahrheit, Haltlosigkeit und Lebensunkräftigkeit des ganzen Systems. Als die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre (1848) mit Ungestüm an unsere Türe anklopften, da merkten auch jene, die bisher blind und taub waren, auf die Zeichen der Zeit. Daß nun doch etwas geschehen müsse für das arme, verwahrloste Volk, dies durfte man nicht länger

sich verhehlen. ‚Wer das Buch von Wichern durchliest', sagt ein Berichterstatter in Tholucks ‚Literarischem Anzeiger', ‚der wird nicht zur Schmach unseres Bekenntnisses, aber zur Schmach unserer Tätigkeit finden, daß das protestantische Deutschland in den meisten Zweigen dieser aufopfernden Liebestätigkeit fast tabula rasa ist. Es schreibt viel Bücher, macht einen klugen Schwatz und läßt hübsch alles auf seinem alten Platz.' ‚Es ist eine anerkannte und von wahren Freunden der Kirche am allerwenigsten zu leugnende Tatsache, daß das kirchliche Leben unter uns in einem raschen, durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit auch dem blöderen Auge sichtbar gewordenen Verfalle sich befindet', schreibt ein anderer[1]. Er gesteht ein, daß die Ursachen dieser Erscheinung weit zurückgehen, durch viele Generationen hindurch, und daß ‚niemand wird leugnen wollen, daß das Verhalten der Kirche selber und der in ihr berufenen Diener die gegenwärtige Lage der Dinge zum großen Teil herbeigeführt hat. Gerade durch die überwiegend intellektuelle Richtung ist die Kirche aus ihrer normalen Entwicklung herausgerissen und ihrem wahren, unmittelbarsten Beruf entfremdet worden. Sie hat, unähnlich dem Vorbilde der ältesten Kirche, den Sinn und mit diesem vielfach auch das Herz und die Liebe für das Volk, für seine Leiden und Bedürfnisse verloren und darum auch das Volk sich ihr entfremdet. Die innere Mission ist der Lebensakt, in und durch welchen die Kirche sich jetzt wieder auf ihren ersten, ursprünglichsten, eigensten Beruf zu besinnen beginnt. Es gilt für sie jetzt wieder, sich, wie die Jahrtausende vorher, als eine Macht zu bewähren, Menschen und Völker vom Untergang zu erretten. . . . Das ist eben das Große und Bedeutende an diesem jetzt unter uns begonnenen Werke der inneren Mission, daß dieselbe jenes lange unberücksichtigte Bedürfnis, dessen fernere Vernachlässigung für die Kirche leicht letal werden könnte, zum Mittelpunkt ihrer Tätigkeit macht und aus einer Professoren- und Geistlichkeitskirche wieder eine Volkskirche zu machen verspricht.'

Wir nehmen einfach Akt von diesem reuigen Geständnisse, aber wir vermögen nicht mehr die Bedeutung einer Kirche zu begreifen noch an ihren göttlichen Charakter zu glauben, die nach Jahr-

[1] (Augsburger) Allgem. Zeitung, Beilage zu Nr 190, Jahrg. 1849.

hunderten — und ihr Leben selbst zählt ja kaum ein paar Jahrhunderte — wie aus tiefem Schlaf erwachend, gewahrt, daß sie nichts mehr ist als eine Schule für hadernde und zänkische Gelehrte, ein Tummelplatz für tausend sich entgegengesetzte und bekämpfende Meinungen und ihrem eigentlichen unmittelbarsten Berufe entfremdet worden ist; wir bekennen freimütig, daß wir die Idee der wahren Kirche nicht mehr finden können in einem Institut, das, nachdem es Jahrhunderte verträumt, sich erst jetzt wieder auf seinen ursprünglichen Beruf besinnen muß. Wir halten uns vielmehr an das Wort des Herrn, der da sagt: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘

Wie ist dies doch ganz anders hier in der katholischen Kirche, wo bei diesem Übermaß von Elend und Sünde, das der antikatholische Geist der Revolution gebracht, die heilige, rettende Liebesmacht nur immer mächtiger sich erwies, immer fruchtbarer, immer größer und herrlicher sich gestaltete! Hier bedarf es nicht vieler Schriften und literarischen Besprechungen und Beweise, die Kirche muß nicht erst erweckt werden, um sich zu besinnen auf das, was das Ziel der Erlösung, die Aufgabe ihres Lebens ist, das Heil der Seelen, die Rettung des Volkes, des armen Volkes, dem die frohe Botschaft zu verkünden ihre Mission, ihr ganzes und eigentliches Leben ist. Das Leben bedarf keines Beweises, und die Liebe, die lebendige Opferliebe braucht nichts als den Anblick des Elendes, um zur begeisterten Tat sich zu entflammen. Die Geschichte der heiligen Caritas ist darum keine andere als die Geschichte der heiligen Kirche selbst, und ihre Taten sind Taten der Liebe. Eben weil sie die katholische, d. h. allgemeine ist, hält sie, wie die ganze Menschheit, so den einzelnen nach allen Richtungen seines Geistes, allen Seiten seines individuellen und sozialen Lebens umspannt, so daß kein menschliches Bedürfnis der Einwirkung ihrer göttlich-menschlichen Tätigkeit entgangen ist. Wie sie immer dem Leben zugewendet blieb, so hat sie nicht minder der Wissenschaft Rechnung getragen, sie wandelte mit dem Denker auf der schwindelnden Höhe der Spekulation, sie versenkte sich mit dem ernsten Einsiedler in die Tiefen der heiligen Mystik, sie lehrte in der Schule der Unmündigen, trat in die niedere Stube des Armen und hin an das Schmerzenslager des Kranken — weil sie, ihrem Meister ähnlich, allen alles geworden ist. Sie hat in der Beschaulichkeit der Maria den Marthadienst nicht vergessen, das Werk geweiht

durch die Betrachtung und die Betrachtung betätigt durch das Werk. Alles, was der Mensch braucht für seinen Geist und für sein Herz, in seinen Freuden und in seinem Leid, was die Menschheit bestimmt, trägt und erhält, findet sich in ihr, sie hat über alle den heiligen Dom ihres Gotteshauses gewölbt und hier jeder individuellen Eigentümlichkeit, jeder besondern Begabung eine Stätte gegönnt, wo sie blühe zu Gottes Preis und Ehre, zu der Brüder Heil und der Wahrheit zum Zeugnis. Außer ihr gibt es darum keine Kirche mehr, sondern nur entweder Schulen für die Kritiker oder Lehrkanzeln für streitsüchtige Theologen oder Konventikel des Mystizismus oder Anstalten für schalen, seichten Philanthropismus.

Aber wir begrüßen bei alledem freudig diese Bewegung in der protestantischen Kirche und heißen von Herzen jede neu auftauchende Bestrebung willkommen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, da das Leben eint, was die Theorie geschieden; denn die innere Mission ist ein, wenn auch manchem unbewußter, aber tatsächlicher Schritt zur Versöhnung mit der alten, viel und bitter gelästerten Kirche. Uns dünkt, als schäme sich der verlorene Sohn seiner Nacktheit und Blöße, nachdem er mit den Rationalisten die letzten Reste seines Erbteiles verspielt hat und von der Grundsuppe zu essen ihm gewehrt wird, mit der die Materialisten sich sättigen, und sehne sich zurück nach den Reichtümern im Vaterhause. Denn daß dieser Notstand der protestantischen Kirche nur ‚der eigenen Trägheit zur Schmach' gereiche und nicht auch dem Bekenntnisse, das dürfte doch wohl im Ernste niemand behaupten. Lieben heißt opfern, und es ist nur die katholische Kirche, welche die Opferidee nach allen Richtungen hin beherrscht, deren Leben, in allewege mit dem Kreuze bezeichnet, ein wahrhaftiges Opferleben wird, das immer am Opferaltare von neuem sich entzündet und in der unendlichen Liebeshingabe des gegenwärtigen, mit dem Gläubigen wesenhaft sich einenden Opferlammes sein heiliges Vorbild hat. Und dieses Opferleben schöpft seine stärksten Motive im Dogma von der Möglichkeit und relativen Notwendigkeit der durch Christi Verdienst verdienstlichen und genugtuenden Werke, welche Lehre den ganzen Umkreis des ethisch-praktischen Lebens von seiner Spitze an in dem Berufe der Vollkommenheit und der evangelischen Räte bis herab zu den einfachsten Verrichtungen des armen Arbeiters bestimmt und allseitig durchweiht.

Wo aber der Glaube allein alles Heil wirkt, da ist der Lebensnerv durchschnitten für jede sittliche Tat; wo der Geist nur in der Erinnerung das Opfer Christi festhält, und nicht wahrhaft und wesentlich der Mensch eingegliedert wird dem lebendigen Opferleibe, was sollte und könnte da noch für die Seele ein Impuls werden zur Opferliebe, zum Opferleben, zu großer, hingebender Opfertat! Kann man denn Trauben von den Dornen sammeln und Feigen von den Disteln? Nein, nicht bloß zur Schmach der eigenen Trägheit, sondern viel mehr noch zur Schmach seines Bekenntnisses muß der Protestantismus finden, daß ‚das protestantische Deutschland in den meisten Zweigen dieser aufopfernden Liebestätigkeit tabula rasa ist'. Und wenn Luther von sich sagt, er wolle sich nicht scheuen noch fürchten, kranke Leute zur Pestilenzzeit zu besuchen, ‚wenn ihn das Los träfe'[1], so hat eine solche Gesinnung

[1] Tischreden (Frankfurt 1574) fol. 195[b]: ‚Wenn mich das loß treffe, wollte ich mich nichts scheuwen] oder förchten.' Er selbst sprach früher, als er die Kirche noch nicht verlassen hatte, ganz anders. Vgl. oben II 345. Die schönen Worte lauten ausführlich (De Wette I 42): ‚Wir haben gegenwärtig die Pest hier, sie wirkt plötzlich und heftig, namentlich unter den jüngeren Leuten. Du rätst mir und dem M. Bartholomäus zur Flucht. Wo soll ich hinfliehen? Auch hoffe ich, die Welt wird nicht untergehen, wenn der Bruder Martinus stirbt. Die Brüder werde ich allerdings von hier wegsenden nach verschiedenen Orten; ich bin hierher gesetzt, der Gehorsam erlaubt mir nicht zu fliehen, bis der Gehorsam, der mich hierher gerufen, mich wieder abruft. Ich sage dies nicht, als hätte ich keine Furcht vor dem Tode (denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern lese nur den Apostel Paulus); doch hoffe ich, der Herr wird mich von der Todesfurcht erretten.' Das sind Worte, aus denen eine edle, fromme Priesterseele spricht. Ganz anders war er aber später gesinnt. Nachdem er hervorgehoben, daß jetzt die Leute eine viel größere Angst vor der Pest hätten als unter dem Papsttum (was er bei den Seinen dem Satan zuschreibt, während die Katholischen ein eitles Vertrauen auf die Verdienste der Mönche gesetzt und darum weniger ängstlich gewesen seien), spricht er in zwei Briefen (25. November 1539 und 26. November 1539, De Wette V 226—228) sich also aus: ‚Es müßte das Volk in den Kirchen vom Predigtstuhl fleißig gelehrt und ermahnet werden, daß ein jeglicher zum wenigsten drey- oder viermal im Jahr das hochwürdigste Sakrament empfinge. Wenn sie den guten Bericht des Wortes haben und christlicher Lehre gewiß bericht sind, mögen sie, was für eine Ursach des Todes fürfället, immerhin in dem Herrn entschlaffen.

‚Das riethe ich ernstlich darumb, denn die Leut in Häusern ein jeden einzelich zu berichten, sonderlich zur Zeit der Pestilenz, würde ein sehr schwer und schier unmüglich Werk und Arbeit geben. Zudem ists nicht fein, daß die Kirche zu solchem Dienst (wollt schier sagen Knechtschaft) sollt verbunden sein, daß sie

ihren Grund in dem Bekenntnisse dieses Mannes nicht minder als in seiner ‚Trägheit'. Da hat freilich die älteste Kirche anders gesprochen und gehandelt, von der Dionysius bei Gelegenheit einer Pestseuche schreibt: ‚Uns traf jene Seuche, das Furchtbarste und Schrecklichste für die Heiden, für uns aber eine besondere Prüfung und Erweis unseres Glaubens. Sehr viele unserer Brüder, welche aus so großer Nächsten- und Bruderliebe sich selbst nicht schonten, indem jeder für den andern sorgte, welche ohne Vorsicht die Kranken besuchten, sie beständig pflegten und in Christo ihnen dienten, gaben mit ihnen freudig ihr Leben hin. Viele, welche andere durch ihre Pflege gesund gemacht hatten, starben selbst statt ihrer. Auf diese Weise schieden aus diesem Leben die Hälfte unserer Brüder, Priester und Diakonen und erprobte Männer aus dem Laienstande, so daß diese Art des Todes, welche aus großer Frömmigkeit und starkem Glauben

---

denen, die etliche so viel Jahr das heilige Sacrament veracht, etliche aber wohl ihr Leben lang nicht empfangen (will schweigen, daß sie sollten wissen, was Sacrament sey, und warumb es Christus eingesetzt), so sollt bald zur Hand gehen, und sie doch keinen Gehorsam jemals der Kirchen erzeigt haben. Auch so bringts die Einsetzung Christi nicht mit, daß einzelne Personen sollen bericht werden; denn so lauten die Worte: Nehmet hin, esset, thuts zu meinem Gedächtniß; redet nicht von einzelnen Personen, sondern von vielen.'

In dem zweiten Brief an A. Lauterbach über denselben Gegenstand schreibt er (De Wette V 227): Ego cogito et vellem communionem privatam simpliciter sublatam ubique... Erit ista privata communio tandem intolerabile et impossibile onus, praesertim in peste. Nec iustum est ita facere Ecclesiam servilem cum Sacramentis, praesertim apud istos, qui tanto tempore contemnunt et postea volunt in omnem eventum sibi paratam Ecclesiam servam.

Zur Zeit der Pest in Genf im Jahre 1542 erbot sich von allen Predigern nur einer, Pierre Blanchet, den Pestkranken religiösen Trost zu spenden. ‚Wenn Blanchet etwas zustoßen sollte', schrieb Calvin, ‚so fürchte ich, selbst das Wagnis unternehmen zu müssen' (Kampschulte, Johann Calvin I 148). Als Blanchet im Jahre 1543 der Pest zum Opfer gefallen war, erklärten sämtliche Prediger Genfs, Calvin an der Spitze, Gott habe ihnen den Mut nicht gegeben, in das Pesthospital zu gehen. Calvin selbst ließ sich auf Staatskosten zu einer Kommissionsreise ins Ausland schicken. Nach der von ihm eingeführten Kirchenordnung durfte das Abendmahl den Kranken im Hause nicht gereicht werden. Selbst der gläubige Harms (Pastoral II, 256) meint im Hinblick auf Luthers Äußerung, es seien die Gemeindeglieder zu belehren, daß man ‚des Predigers Leben nicht unnötigerweise in Gefahr setzen dürfe und in ansteckenden Krankheiten schuldig sei, andere Menschen soviel nur immer tunlich von sich entfernt zu halten'.

hervorging, dem Martertode nicht nachzustehen scheint.' Das ist geschrieben im 3. Jahrhundert der Kirche[1]; und dünkt es uns nicht, als hörten wir die Geschichte des Opfertodes so vieler katholischer Jungfrauen, die zur Zeit der Cholera Märtyrerinnen der Liebe wurden?

Da hat ein hl. Karl Borromäus anders gesprochen, als er in den Tagen jener furchtbaren Pest, die Mailand verheerte, den Priestern gebot, ‚lieber mit freudigem Herzen dem Tode entgegenzugehen, als den Gläubigen auch nur den geringsten Dienst zu entziehen'[2]; ein hl. Aloysius, Vinzenz von Paul und Tausende mit ihnen haben anders geredet und getan. Aber das mußte ja auch so sein, sie gehören ja alle zu derselben Kirche, derselbe eine Geist redet in ihnen und wirkte so Großes in ihnen.

Derselbe Heilige, der diese hehre Schar katholischer Jungfrauen berufen und ihr seinen Geist eingehaucht, daß sie nun hingehen wie die Lämmer, mit dem Blumenkranze geschmückt, zur Schlachtbank und in den Tod für ihre Brüder in Christo, er hat uns auch das Geheimnis dieser heroischen Liebe geoffenbart. ‚Wenn ihr den heiligen Leib Jesu Christi empfangen habt', spricht er, ‚fühlt ihr da nicht die göttlichen Flammen in eurer Brust lodern?'[3] —

Das ist die Quelle und der unversiegbare, unerschöpfliche Brunnen der rettenden, aufopfernden Liebe. Sie geht aus vom Altare, sie kehrt zurück und führt hin zum Altare, sie wohnt und weilt immer am Altare. Vom Altare hinweg trug der Diakon die Gabe zum Armen, neben dem Altare hat die Liebe der Not und Krankheit Zufluchtsstätten gebaut. Darum tragen alle Werke der Liebe hier in Paris wie überall in der katholischen Kirche das Siegel ihres Glaubens. Und darum können wir dem Werke der inneren Mission nur insofern Bestand und Gedeihen versprechen, als es mehr und mehr auf katholischen Prinzipien sich aufbaut; denn nur hier ist fester Grund, überall sonst Flugsand der Meinungen. Wo nicht, dann wird die Befürchtung wahr, die der schon erwähnte Bericht-

[1] Bei Euseb. 7, 22. [2] Concil. Mediol. V., P. 2, c. 4.

[3] Vie de saint Vincent de Paul, par Louis Abelly III 183. Die Jesuiten und Schüler der von ihnen gegründeten Anstalten taten sich gerade zur Zeit der Reformationsstürme besonders durch ihre Liebe zu den Kranken hervor. Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges fielen nach Alegambes (Heroes charitatis S. J., Rom. 1658) Angabe als Opfer ihres Seeleneifers in dem Besuche von Pestkranken 121 Priester dieser Gesellschaft.

erstatter ausgesprochen: ‚Sie sahen die Not, sie schwatzten elegisch und dramatisch über dieselbe, machten auch schöne, gegliederte Pläne, hüpften einmal empor, wie wenn sie heraus wollten aus dem Sumpfe, zankten sich aber gleich dabei über die Theorie des Heraushüpfens und — blieben drinnen.‘

Die katholische Liebe redet nicht viel, aber sie handelt. Plurimum facere et minimum de se loqui[1], dieses Wort des ernsten Römers ist ihr Wahlspruch. Mit Büchern läßt sich ja auch nicht der klaffende Riß ausfüllen, noch mit Theorien eine Brücke über den Abgrund schlagen. Oft sind es schüchterne, ungelehrte und einfache Frauen, die den Grund legten zu den herrlichsten Vereinen der Liebe, und doch zeugen Plan und Anlage ihrer Schöpfungen von tiefer Weisheit — das Geheimnis der göttlichen Liebe auf dem Altare war ihr Lehrer und ewiges Vorbild. —

Es ist besonders in den letzten Jahrzehnten Außerordentliches hier geschehen zur Linderung der Not; die Lage der Armen hat sich wesentlich gebessert; aber auch die Not selbst ist in raschem Fortschritte gestiegen. Nur die große Anzahl wohltätiger Institute, Personen und Vereine kann auch nur mit einigem Erfolg gegen diese massenhafte Verarmung kämpfen und dem sozialen und sittlichen Verderben in ihrem Gefolge einen Damm entgegensetzen. In einer Stadt, wo jeden Morgen 80000 Menschen aufstehen, die nicht wissen, wovon sie den Tag leben sollen, und mehr als 100000 von Unterstützungen leben, muß bei jeder Krankheit, jedem Steigen der Lebensmittel, jeder politischen Bewegung, die einen unvermeidlichen Rückschlag auf alle industriellen und kommerziellen Verhältnisse übt, alsbald die bitterste Not für viele Tausende eintreten. Die Zeiten für reiche Stiftungen und großartige Almosen sind mit dem Reichtume der früheren Jahrhunderte verschwunden, viele Anstalten mit ihren Gütern und Einkünften hat die Revolution verschlungen, die Kirche selbst ist arm; nur Assoziationen können hier stellvertretend durch Aufbieten vereinter Kräfte eintreten.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich, abgesehen von den öffentlichen staatlichen und städtischen Anstalten, die verschiedenen Vereine und Korporationen schildern, welche die Kirche zur Linderung der Not gegründet hat und fortwährend überwacht und leitet. Es

[1] Sehr vieles tun und sehr wenig von sich reden.

wäre mir aber auch dies nicht einmal möglich, denn die Liebe ist erfinderisch, und so entstehen mit jedem Jahre neue Unternehmungen für Bedürfnisse, die sich aufs neue fühlbar machen.

Vor der Februarrevolution zählte Paris nach amtlichen Erhebungen 63 Anstalten, gegründet und geleitet von wohltätigen Vereinen; 4 Gesellschaften zur Unterstützung armer Wöchnerinnen; 25 Vereine mit Häusern für Erziehung armer Kinder; 11 Vereine, bestimmt, die Kranken, Armen und Altersschwachen in ihren Wohnungen aufzusuchen; 7 Besserungs- und Zufluchtshäuser; 5 Vereine für besondere Bedürfnisse der Armen; 11 religiöse Kongregationen mit dem besondern Berufe der Krankenpflege; 15 Hospitäler mit ungefähr 6000 Betten; 13 Pflegen — Hospices — mit ungefähr 12000 Betten; 25 Kinderbewahranstalten; 33 Schulen der Brüder der christlichen Lehre für unentgeltlichen Unterricht der Knaben; 7 Unterrichtsanstalten derselben für Erwachsene; 28 Schulen von Ordensschwestern für unentgeltlichen Unterricht der Mädchen; 30 Schulen für unentgeltlichen Unterricht, von Laien geleitet; 5 Schulen für Lehrlinge; 12 öffentliche Armenkommissionen — Bureaux de Bienfaisance; 34 Häuser für augenblickliche Hilfeleistung — Maisons de Secours.

IV.

Ein Bild aus St-Lazare, wo gegen 1300 Büßerinnen eingeschlossen sind, ist mir seit meinem Aufenthalte in Paris nicht mehr aus der Erinnerung gewichen.

Im allgemeinen hat man hier drei Klassen unterschieden: solche, die zum erstenmal hierher kommen, dann die Rückfälligen und endlich die Unverbesserlichen. Jeder der hohen, luftigen Säle faßt gegen 50—60 Büßerinnen; auf einer kanzelartigen Erhöhung befinden sich beständig zwei Ordensschwestern, welche die Arbeiten leiten, die Ordnung aufrecht erhalten und von Zeit zu Zeit belehrende Lektüre vornehmen. Überall herrscht strenges Stillschweigen, eine der ersten Regeln dieses Hauses. Eine sanfte, milde Klosterfrau, aus deren Angesicht großer Ernst sprach, führte mich von Abteilung zu Abteilung. Überall dieselbe Einrichtung, dieselbe Ordnung, dasselbe Stillschweigen — aber auch überall dasselbe Elend, derselbe traurige Anblick tief entwürdigter Seelen. Wir betraten den großen, geräumigen Speisesaal; eine Schwester sprach das Dankgebet nach der Mahlzeit; aber man sah es vielen dieser verstörten Gesichter an, sie hatten

schon lange das Beten verlernt. Eine Deutsche wurde mir vorgestellt; weil der Sprache unkundig, hatten die Schwestern noch wenig auf sie einwirken können. Es war ein ganz verwahrlostes Gemüt; sie erzählte mir ihr Schicksal, das sie zuletzt hierher geführt hatte, es war die Geschichte eines großen Teils ihrer Unglücksgefährtinnen. Den Versprechungen eines fahnenflüchtigen Soldaten trauend, hatte sie mit ihm in dem stürmischen Jahre 1848 Vater und Mutter und Heimat an dem schönen Rheine verlassen und war ihm nach Paris gefolgt. In kurzer Zeit hatte ihr Verführer ihre Habe verschwendet und war mit dem Rest spurlos verschwunden; ohne Brot, ohne Hilfe, von aller Welt verlassen, sank sie nun immer tiefer in Elend und Sünde.

Wir stiegen hinauf zu der Abteilung der Kranken. Hier war Saal an Saal, Bett an Bett, Elend an Elend. Erprobte Büßerinnen hat man im Hause zurückbehalten, und sie werden nun als Dienstmädchen und Wartfrauen bei den Kranken verwendet unter der Leitung und Aufsicht der Nonnen, von denen je zwei einem Saale vorstehen.

Einen vollen Nachmittag brachte ich in St-Lazare zu. Ich habe die Kartäuser gesehen, die sich lebendig in ihre strenge Abgeschiedenheit begraben; ich war bei den Mönchen vom St Bernhard, die auf den eisigen, von ewigem Schnee bedeckten Höhen der Alpen weilen und auf den Wanderer harren, um ihm ein gastliches Asyl zu bereiten und die Verunglückten aufzusuchen, und war gerührt von diesem mächtigen Erweise heiliger Liebe; ich habe die Trappisten gesehen im rauhen Büßerhabit und die Kraft ihres Glaubens bewundert — aber was ich hier gesehen und gehört, ist mehr als alles dies. Ich war aufs tiefste erschüttert, und Tränen traten mir in die Augen, als ich diese Taten eines heiligen Heroismus schaute, diese Wunder gänzlicher Hingebung, dieses Opferleben, das zarte, schwache Frauen, darunter viele aus den höheren Ständen, sich erwählt haben. Mein ganzes Leben erschien mir unnütz und nichtig im Vergleiche zu diesem Berufe, der jeden Augenblick und unausgesetzt eine fast übermenschliche Selbstverleugnung fordert. Ich schämte mich in meine innerste Seele hinein, daß ich auch nur eine Minute lang wähnen konnte, wir katholischen Priester hätten Gott Opfer gebracht, hätten Großes vielleicht geopfert! Hierher möchte ich jeden Priester führen, hierherein in dieses Haus, wo alle Armut, Krankheit, Ekel, Elend, Sünde eines Babel wie Paris, wo alles vereint ist, was nur immer dem Leibe schwer wird und die Seele niederbeugt, hierher zu diesen Engeln

himmlischer Liebe, die ein Paradies bauen mitten in der Hölle, möchte ich ihn führen, und ihr bloßer Anblick würde ihn so mächtig ergreifen, so wunderbar erheben und stählen und mit frischer Opferkraft ausrüsten, daß er nie mehr die Bürde seines priesterlichen Berufes fühlen, nie mehr sich weigern würde, die Last seines heiligen Amtes zu tragen. Wie aus dunklem Nachthimmel hell und mild die Sterne hereinleuchten in dieses Leben, so müssen diese reinen, klaren, jungfräulichen Seelen hellglänzend hinaufstrahlen vor dem Angesichte Gottes und seiner Heiligen mitten aus dem wüsten, trüben Nebel der sündigen Stadt, und Gottes Auge muß wohlgefällig ruhen auf diesem heiligen, geweihten Eiland in den dunkeln Fluten des Verderbens, die es rings umwogen. Das sind seine auserwählten Bräute, die ganz nahe sich unter sein Kreuz gestellt, die sein größtes und schwerstes Kreuz aus Liebe zu ihm mit ihm geteilt, seine Ölbergtrauer um die Sünden der Welt, seine Betrübnis bis zum Tode — auch sie teilen bis zu ihrem Tode diese Trauer wegen der Sünden ihres Volkes.

Nein, ein Volk, das solche Töchter hat, kann nicht untergehen; denn die Liebe überwindet alles, die Liebe ist stärker als der Tod; und wären die Sünden ihres Volkes noch so groß, größer ist die Liebe. Sie ist ein göttliches Element für dieses Geschlecht, auf solchen Erscheinungen beruht unsere Hoffnung für die Zukunft von Frankreich.

Wir schritten über einen weiten Hof. Arm in Arm, mit rohen, frechen Gebärden keck auftretend, ging eine Abteilung der Verworfenen hier auf und nieder. Mir ekelte bei diesem Anblicke der tiefsten Entartung; es war ein Bild, der Schilderung eines Dante würdig als passende Staffage eines der tiefsten Kreise seiner Hölle. Ich wandte mich ab von ihnen, aber wie erschien mir die einfache, anspruchslose Gestalt der frommen, sanften Schwester so groß, so unendlich erhaben! Welch schneidender Gegensatz war das zwischen dort und hier! Wahrhaftig, Unschuld und Reinheit verklären, vergöttlichen den Menschen. Welch ein greller Abstand zwischen diesen verwelkten, verfallenen, verwilderten Gesichtern mit erloschenen, ausdruckslosen Augen, mit stierem Blicke, in dem nur noch das unreine Feuer niedriger Lüste lodert, und diesen engelgleichen Wesen, die nichts sind als Unschuld, Liebe, Mitleid und Hingebung!

Wir kamen in eine andere Abteilung des weiten Gebäudes, um nach der Kapelle zu gehen, von der ein zweiter Hofraum uns trennte. Während wir hinübergingen, hörte ich in einiger Entfernung ein

wildes Toben und Lärmen, rohes Singen, durch gellendes Kreischen weiblicher Stimmen und wieherndes Gelächter von Zeit zu Zeit unterbrochen. Mir ward ganz unheimlich zu Mute. ‚Ach, mein Herr', antwortete die Schwester, die mein Befremden bemerkt hatte, ‚es sind die Unbezähmbaren — les indomptables.' — Sie sind hier in einem besondern Gefängnisse abgesperrt. Man könnte an eine Prädestination zur Hölle glauben, wenn man hört, wie alle Mittel an diesen verstockten, verhärteten Herzen umsonst verschwendet sind, Liebe und Strenge, Lohn und Strafe, Gebete und Gnade — alles, alles umsonst. Denn kein Laster, hat es seine scharfen Krallen tief in die Seele eingeschlagen, hält so sein Opfer fest, das es einmal recht erfaßt hat, wie dieses, und läßt es nicht mehr los, bis es das Mark in den Knochen aufgezehrt und sein Herzblut ausgesaugt hat, um es dann hinzuwerfen, eine Leiche an Leib und Seele, einen lebendig Gestorbenen. Sie haben sich der Sünde hingegeben, und nun sind sie Knechte der Sünde geworden, die ihre Sklaven mit ehernen Ketten gebunden, willenlos, wie das Tier zur Schlachtbank, zum ewigen Verderben schleppt. Sie denken gar nicht mehr daran, diese unglücklichen Opfer, daß sie das eiserne Joch der Sünde abschütteln wollen — es gibt einen Grad von sündiger Gewohnheit, wo die Freiheit des Menschen fast auf den Nullpunkt herabgesunken ist und Gott die Sünden durch Sünden straft. Und sie singen, die Unseligen! — ‚Bin ich nicht froh? Daß Gott erbarm'!' sagt Klemens Brentano in den ‚Lustigen Musikanten'.

Ich beschloß meine Wanderung durch diesen Jammer mit einem Besuch bei der Oberin. Man führte mich in ein einfaches, aber reinliches Zimmer mit ziemlich dürftiger Ausstattung; einige Lithographien, mehrere Ordensstifter vorstellend, und ein großes Kruzifix bildeten dessen vorzüglichsten Schmuck. Während ich hier wenige Augenblicke wartete, tönten von ferne die rauhen, wilden Stimmen der ‚Unbezähmbaren' zu mir herüber. Es war eine eigentümliche Situation. Die Oberin war eine Frau in den mittleren Jahren, aus ihren Zügen sprach vor allem Festigkeit des Charakters, Umsicht, verständiger Blick und gereifte Erfahrung; ihre Unterhaltung und ihr freundliches, taktvolles Benehmen, mit vieler Würde und großem Ernste gepaart, verrieten eine Frau von Welt und guten Formen, aber alles veredelt und geheiligt durch den christlichen Geist. Ihre Kongregation, deren Stifterin noch am Leben ist, unter dem Namen

der ‚Schwestern von Maria Joseph', ist ausdrücklich zum Dienste in den Gefängnissen für lasterhafte und verwahrloste Frauen gegründet worden, und die meisten Zentralgefängnisse von Frankreich werden von ihrem Institut geleitet. In Paris sind gegenwärtig 43 Schwestern, teils hier in St-Lazare, teils in dem Privatarbeitshaus — Ouvroir — in der Straße Vaugirard. Jene Sünderinnen, welche in St-Lazare hinlängliche Beweise von Besserung gegeben — und wie mir versichert wurde, soll immer eine beträchtliche Anzahl aus ihren Verirrungen zurückkehren, seit die Schwestern dieses Gefängnis übernommen haben — und für die Zukunft ein Leben in Buße und Arbeitsamkeit geloben, finden in diesem zu dem Zwecke besonders gegründeten Hause Aufnahme, wo ein Verein wohltätiger Frauen — Dames de Patronage — für Unterhaltung und Beschäftigung so lange sorgt, bis ihre Sittlichkeit erprobt ist und sie irgend einen Dienst in guten Häusern übernehmen können.

Ich drückte der ehrwürdigen Oberin meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Verein, der vor solchen Großtaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der sich einschließt mit den Gefangenen in die Gefängnisse, um hinter schwerem Schloß und Riegel, zwischen hohen, finstern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinsieht, in dumpfen, sittlich verpesteten Räumen mit dem Auswurfe der verderbten Städte ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entsagung und Selbstverleugnung hinzubringen, bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. ‚Und wir haben unter uns zarte, kaum siebzehnjährige Jungfrauen', setzte sie bestätigend hinzu, ‚aber betrachten Sie dieses blühende Leben, die Frische der Gesundheit auf ihren Wangen. Das bleibt freilich', fuhr sie fort mit einem Tone tiefer, heiliger Überzeugung, ‚den Ungläubigen ein Rätsel, aber der Glaube löst es uns. Das ist die Macht des Glaubens, alles hängt ab vom Glauben, alles kommt darauf an, ob man glaubt, denn im Glauben vermögen wir alles. Und so wandeln wir hin im Glauben unter diesen armen, verlorenen Kindern wie in einem Garten voll Rosen.'

Das war das letzte Wort, was ich in St-Lazare hörte. Aber noch lange nachher tönte in meinem Innern dieses Wort der Oberin nach: Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses!

IV. Die Königsgräber zu St-Denis[1].

Anblick der Abtei. — Die Revolution; Zerstörung und Wiederaufbau. — In Meudon.

I.

Im prächtigen Schlosse von St-Germain wohnte Ludwig XIV., von den französischen Schriftstellern ‚der Große' genannt. ‚Der Staat, das bin ich!' hatte er gesagt, und keiner hatte ihm widersprochen. Als Sonnengott stellten ihn die Maler dar; der älteste Adel von Europa, in seiner innersten Kraft gebrochen, haschte gierig nach einem Strahl seiner Gunst, und die ganze Nation sonnte sich in seiner Größe. Alle Monumente schmückte die Kunst mit seinem Bilde, Corneille und Racine besangen ihn dankbar als den Mäcenas des Jahrhunderts, und selbst von heiliger Stätte herab hat die Schmeichelei nicht selten ihn den Größten der Sterblichen genannt. Aber wenn er am Morgen hinaussah von dem Balkone seines Schlosses hin über die heitere Landschaft mit den wogenden Kornfeldern, dem saftigen, abwechselnden Grün der rebenumkränzten Hügel, von tausend blendend weißen Landhäusern übersät, da ward seine Stirne finster und seine Seele traurig, die eben noch Träume voll Lust und Pracht umgaukelt hatten.

Vor seinem Blicke stand der graue, finstere, unheildrohende Turm von St-Denis; am äußersten Saum der Landschaft stand er da wie die düstere Gestalt des Todes, der ernste Mahner mit hoch ausgestrecktem Finger, der ihm das Memento mori schrieb auf die goldene Wand seiner Prunksäle, gierig wie das Raubtier nach der Stunde, da es auch ihn verschlingen sollte wie die übrigen Könige von Frankreich, deren Leichname in seinem Innern ruhen seit tausend Jahren.

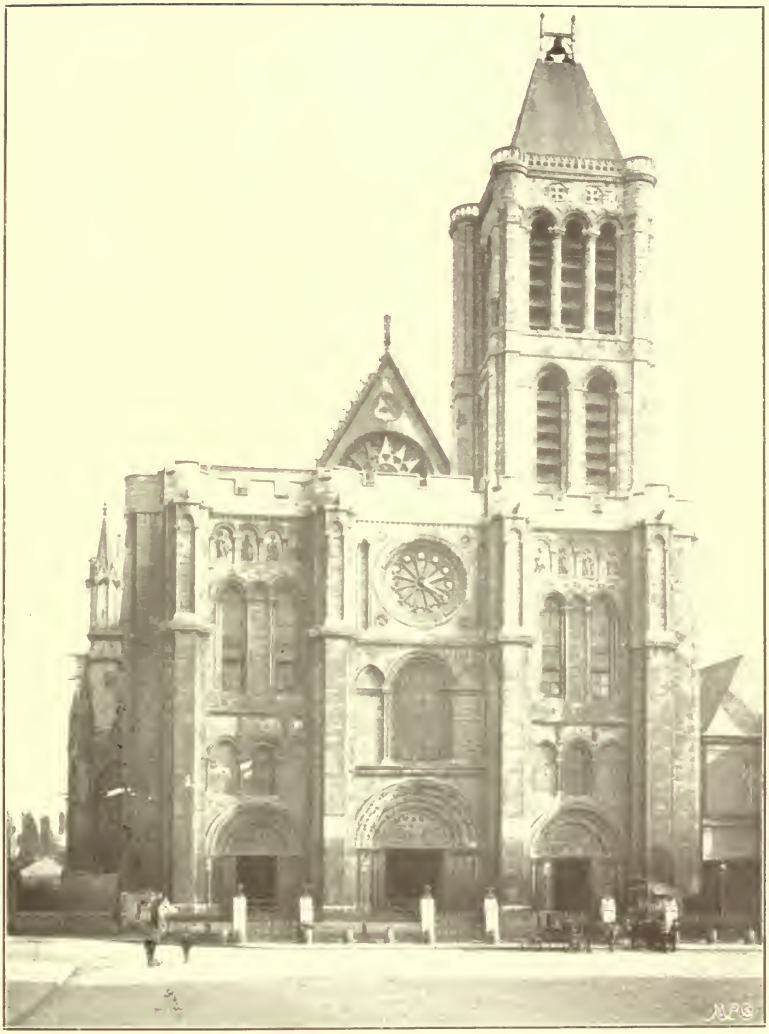
---

[1] Geschrieben im Jahre 1854.

Ludwig konnte dieſen Anblick nicht ertragen. Die Geſtalt, die dort jeden Tag aufs neue ſeines Namens ‚der Große‘ zu ſpotten ſchien und immer hinwies auf die Stunde, da all ſeine Pracht in Rauch zerfließen ſollte — verjagen konnte er ſie nicht. Seine Marſchälle Villars, Catinat, Condé konnten Länder verheeren und zu Einöden machen — aber jene Geſtalt verjagen, das konnten ſie nicht. So floh er denn weit weg vom Anblick des Todes; eine ſandige Wüſte ſchuf er in Verſailles um; hier ſah er nichts mehr als Luſtgärten, Schmeichler und Lakaien aus jedem Stande. Aber der Turm von St-Denis blieb ſtehen, und dem Tode war er nicht entflohen.

Eines Tages ſtand ein ſchwarzumflorter Sarg vor dem Altare, umgeben von allen Großen der Nation, und von der Kanzel rief eine Stimme durch die Stille des Todes — es war die Stimme Maſſillons —: Dieu seul est grand, mes frères! —

An einem freundlichen Morgen beſuchte ich die Abtei St-Denis. Der Weg führt durch die Vorſtadt St-Denis. Es iſt ein Gefühl, wie wenn man von der Küſte des Meeres aus weiter landeinwärts geht, ſo oft man vom Mittelpunkt von Paris nach ſeinen äußerſten Linien wandert; mehr und mehr verſtummt das Wogen und Brauſen der großen Stadt, und das Herz wird uns wieder weiter, der Geiſt freier und ruhiger. Durch ein Dorf jenſeits des Walles, La Chapelle St-Denis, hatte ich noch zu gehen, und eine unabſehbar weite Ebene lag vor meinen Blicken. Nach einer halben Stunde hatte ich St-Denis erreicht. Es iſt eine ſtille Stadt, die gegenwärtig kaum über 5000 Einwohner zählt. Die Sonne goß ihren Glanz vom reinſten blauen Himmel herab, aber es war doch kein rechtes Leben, keine Freude in dieſen Gaſſen — es war alles ſo öde und ſchwermütig wie in dem Vorhofe eines Leichenackers. Ich folgte der am wenigſten öden Straße; nach wenigen Minuten ſtand ich vor der Abtei. Sie wurde gegründet zu Ehren des Schutzheiligen von Frankreich, Dionyſius, durch König Dagobert im Jahre 613; Karl d. Gr. ließ die Kirche neu aufführen im Jahre 775. Abt Suger, der von einem Bauernknaben zum allmächtigen Miniſter und Regenten von Frankreich ſich aufgeſchwungen hatte, ließ im Jahre 1130 auch dieſe zweite Kirche niederreißen und begann einen großen und prachtvollen Neubau. Unter Philipp dem Schönen erhielt ſie ihre letzte Geſtalt bis zum verhängnisvollen Jahre 1793. St-Denis war jahrhundertelang die



Die Abteikirche in St Denis.

mächtigste und reichste Abtei, Könige bekleideten die Würde eines Abtes. Hier wurde die Oriflamme aufbewahrt, die den Heeren vorausgetragen ward zum Siege; ‚Montjoye und St-Denis!‘ war durch Jahrhunderte der Schlachtruf der Franzosen. St-Denis war die Nekropolis von Frankreich. Alles, was in den Palästen geglänzt und auf den Thronen geherrscht, was die Völker gefürchtet oder geliebt — es kam hierher zur ewigen Ruhe in den Reihen der Väter; alle Häupter, die Kronen getragen, legten sich nieder zum langen Schlafe auf den steinernen Pfühlen von St-Denis. Wenn die Tore der Totenstadt sich aufschlossen, da ging Trauer durch das Land. Le roi est mort! rief der Herold von Frankreich; es war das nur eine Handvoll Asche mehr zu dem Aschenhaufen, ein neuer Tropfen Vergänglichkeit in das Meer der Vergangenheit. Alle Wege des Lebens, welche die Könige von Frankreich, seine stolzen Prinzen und Herzoge gegangen, alle führen hin, alle münden aus in die Totengruft von St-Denis; der Strom der Zeit, der sie getragen, stürzt sie dort hinab, wie der Wasserfall seine Wellen in den Abgrund stürzt, schnell und immer schneller. Und jetzt sind es nicht Könige mehr, nicht Fürsten, keine Hoheit trennt sie mehr und keine Größe: Asche und Verwesung, Würmer und Moder haben alle gleich gemacht. Der letzte Tote weilte auf der Mitte der Stufen, die hinab ins Totenreich führen, als warte er, als rufe er seinem Nachfolger. Dieser kommt und säumt nicht lange. ‚Siehe, du bist geworden wie einer aus uns!‘ ruft die Totenstadt ihm entgegen — und der Wächter steigt vollends hinab und streckt sich hin auf sein schwarzes, marmorenes Bett. Und nun hält der neue Ankömmling die Wache an der Pforte der Unterwelt. Alle Generationen der Könige sind da hinabgesunken, lauter Könige und Fürsten, die hier Staub geworden wie der Staub des letzten ihrer Untertanen, nur daß vielleicht mehr Sünden ihn entweihten und mehr Tränen der Unterdrückten an ihm hängen. ‚Wie sind die Reihen so eng‘, rief hier Bossuet in der Leichenrede auf Henriette von England, ‚wie hat der Tod Eile, alle Plätze auszufüllen! O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist eitel, außer das Bekenntnis unserer Eitelkeit!‘

Als ich eintrat in die majestätischen Hallen, waren eben die letzten Töne des Requiem verklungen, das jeden Morgen hier gesungen wird. Vom altersgrauen Turme herab scholl der dumpfe Ton der Glocke und hallte wider unter diesen vielhundertjährigen Säulen

und Gewölben. Es war recht traurig in der Kirche, öde, kalt, leer, ausgestorben, wie der verlassene Grabstein eines Menschen, an den keine Seele denkt, der von allen vergessen ist. Da steht der Sarkophag der Könige, aber es ist kein Volk da, das um sie trauert; einige Personen aus den niedern Klassen traten mit mir ein; gleichgültig, neugierig, ahnten sie nicht, daß sie hier vor dem Reliquienschrein ihrer Größe stehen, daß die Geschichte von einem Jahrtausend in dieses Buch von Stein gemeißelt ist. St-Denis hat keinen Platz mehr in dem Herzen des jetzigen Frankreich, St-Denis ist ein Anachronismus in der Gegenwart.

II.

Ludwig XV. war der letzte König, der hier auf den sechzehnten seines Namens wartete, welcher ihn ablösen sollte von der Totenwache. Aber er harrte vergeblich. Gott hatte beschlossen, Frankreich zu züchtigen für die Sünden seiner Könige. Ludwigs XVI. Haupt fiel auf dem Schafott, sein Leichnam wurde schmählich in eine Grube eingescharrt, fern von den Gräbern seines Geschlechtes. Aber das war noch nicht genug; die Fürsten hatten schrecklich gefrevelt an Gott und seinem heiligen Gesetze — sie sollten schrecklich büßen vor dem Angesicht aller Völker der Erde. ‚Die Gräber von St-Denis', sagt Chateaubriand, ‚waren berühmt unter den Gräbern der Menschen; die Fremdlinge strömten von allen Seiten herbei, seine Wunder zu schauen; aber da erhob sich eine Windsbraut des göttlichen Grimmes und trieb die Wogen der Völker hin gegen den Palast des Todes, und erstaunt rief die Welt: „Wie ist untergegangen der Tempel Ammons in der Wüste!" Es sollte die größte Rache Gottes an Frankreichs Königen geübt werden, es sollte ein Strafgericht über sie fallen, wie der Prophet Gottes kein furchtbareres mehr kennt: „Ich will heraufführen über euch das Schwert, und zu Schanden soll werden all eure Herrlichkeit — ich will zerstören eure Gräber und eure Gebeine umherstreuen. . . . An jenem Tage werden sie hinauswerfen die Gebeine der Könige von Juda und die Gebeine seiner Fürsten aus ihren Gräbern — die Sonne soll auf sie scheinen und der Mond und alles Heer der Sterne; nicht gesammelt sollen sie werden und nicht begraben, ein Haufen Kot sollen sie werden über dem Angesichte der Erde."' [1]

[1] Jr 8, 1.

Am 16. Oktober 1793 wurde es laut in den stillen Mauern der Abtei. Statt der frommen, wehmütigen Choräle, die für die ewige Ruhe der Begrabenen beten, heult wie ein Gewittersturm die Marseillaise aus tausend und tausend wilden Kehlen durch die alten, ehrwürdigen Hallen — mehr und mehr strömt die Menge herein durch die eingebrochenen Tore. Die Republik hält ihren Gottesdienst — Camille Desmoulins und die übrigen Gesandten des Konvents — es war ein schauerlicher Tag. Statt der Mitra die Jakobinermütze, statt des feierlichen Zuges der Mönche zum Grabe der Könige der tolle Tanz der Carmagnole; an der Stätte, wo Bossuet und Massillon unsterbliche Worte gesprochen, hallt der Ruf der Männer des Bergs zum Beginn der Feier. Da fallen die Kreuze; sie werden zerschlagen und zertreten, die Altäre zertrümmert und besudelt, die ernsten Gestalten der steinernen Äbte und Ritter und Herren verstümmelt, verhöhnt, unter Fluchen und wieherndem Gelächter durch die Stadt geschleift. ‚Vorwärts!‘ ruft Desmoulins. — Die Republik hatte Blut gekostet und Blut getrunken, das Blut des Königs und das Blut der Priester — aber sie ist nicht satt. Ihre Hyänennatur treibt sie vorwärts: sie wühlen die Gräber auf, sie wollen Leichen. Die Pforten der Grüfte — ein Werk Karls d. Gr. — werden gesprengt, hinab stürzt sich der zügellose Haufe. Da lagen sie alle in ihren Betten von Stein — die Merowinger, die Karolinger, die Kapetinger, die Valois, die Bourbons — alle Größen der Geschichte von Frankreich — die Herzoge und Herzoginnen, die Prinzen, Dauphins und Marschälle. Einen Augenblick schauerte die Rotte — die ernsten, scharfen Gesichter der alten Helden jagten ihnen nach Jahrhunderten noch Furcht ein — es lag noch Majestät in den verblichenen Zügen dieser Könige; aber Desmoulins geht voran, die andern folgen. Die Leichname werden herausgeworfen, die Gewänder in Fetzen zerrissen — da liegen sie schmählich in ihrer Blöße. Die Sansculotten, die Fischweiber kühlten ihre Wut an den entehrten Leichnamen; sie gaben ihnen Faustschläge, zerrauften ihre Haare, schnitten ihnen die Glieder ab und warfen die verstümmelten und besudelten Leiber dann hin, den Straßenjungen zu Spott und Spiel. Doch lassen wir den Schleier fallen über dieses scheußlichste Schauspiel in der Geschichte von Europa. Es waren der Toten so viele — ein Tag reichte nicht aus, die Hyänen waren müde geworden. Sie kamen des andern Tages wieder und am dritten wieder.

Frankreich sollte gereinigt werden von dem letzten Reste des Königtums; alles wurde durchsucht, alles besudelt. Das Volk sollte Rache nehmen für das Unrecht, das es seit Jahrhunderten von seinen Königen erlitten — keine einzige Leiche entging den Bestien. Alle wurden sie hinausgeworfen: Heinrich IV., der König des Volkes, und Ludwig XII.; die Väter des Landes und seine Dränger, der Regent, der schändliche Orléans, und Fénelons trefflicher Zögling, der Dauphin; die Medici und die gute Henriette von England; Ludwig der Heilige und Ludwig XV. — da lagen sie alle übereinander in einer schmählichen Grube. ‚Ein Haufen Kot sollen sie werden über dem Angesicht der Erde.‘ Das war ein schreckliches Gottesgericht! So wurde der Frevel gerächt, den des ‚großen‘ Ludwig Mordbrennerbanden an den Kaisergräbern zu Speyer einst verübt hatten.

Aber noch läßt der Zorn des Herrn nicht nach, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Das letzte Andenken an die Könige sollte verschwinden. St-Denis, das Heiligtum der Nation, St-Denis, an dem zwölf Jahrhunderte in Ehrfurcht vorübergegangen waren, in dem jede Generation ihr Kostbarstes niedergelegt; St-Denis, geweiht durch so viele Tränen, die hier geflossen, so viele Seufzer, die hier aus dem Herzen gestiegen, so vielen Schmerz, der hierher getragen war: St-Denis sollte der Erde gleichgemacht werden. Seine starken Säulen wurden zerschlagen und stürzten ein, der Wind zog klagend durch die leeren Hallen, der Regen schlug durch die offenen Fensterbogen, und in sein Inneres schien die Sonne bei Tag, der Mond zur Nacht, und alles Heer der Sterne — die Republik hatte das Bleidach abgedeckt und Kugeln daraus gegossen. Die letzten Anhänger der Könige sollten durchbohrt werden von den letzten Resten der Königsgräber. ‚St-Denis ist zerstört‘, klagte Chateaubriand im Anfange des 19. Jahrhunderts, ‚die Vögel fliegen durch seine öden Räume, und Gras wächst auf seinen zerschlagenen Altären. Statt des Grabgesanges, der einst unter seiner Wölbung widerhallte, hört man nur noch den Regen, der von seinem zertrümmerten Dache niederträuft, oder das Fallen eines Steines, der sich von dem Gemäuer ablöst.‘ Erst Napoleon tat dem Werke der Zerstörung Einhalt. Er war in das Erbe Karls des Großen eingetreten und hatte seine Kaiserkrone sich aufs Haupt gesetzt; darum sollte die alte kaiserliche Gruft auch ihn und seine Familie aufnehmen. Aber er

hatte Wind gesät und erntete Sturm: er und seine Familie wurden zerstreut wie Spreu über dem Angesichte der Erde — ein felsig Eiland ward sein Kerker und sein Grab. Und sein Sohn, der Erbe seines Ruhmes, schläft ferne von ihm bei den Kapuzinern in der Totengruft zu Wien.

Ludwig XVIII. und Karl X. setzten die Arbeiten fort, und unter Ludwig Philipp wurde die innere Restauration vollendet. Alle bauten sie an ihrem Grabe, aber sie sollten nicht sagen dürfen: Solum mihi superest sepulchrum![1] Nicht einmal das Grab wurde ihnen gegönnt — so eitel ist die größte Größe auf Erden. — Beide, Karl X. und Ludwig Philipp, liegen begraben in fremder Erde, im Lande der Erbfeinde ihrer Nation. Ludwig Napoleon ist auch in St.-Denis seinem großen Oheim gefolgt; er fährt fort, der Kirche seine Fürsorge zu widmen. Wird er hier einst seine letzte Ruhe finden?[2] Oder schmückt er nur das Monument, das den verherrlichen soll, der ihn einmal vom Throne stößt?

Beim ersten Eintritt in die schöne Kirche bemerkt man kaum, was für gewaltige Katastrophen an diesen Mauern vorübergegangen sind. Es ist ein herrlicher Bau, fast wie aus einem Gusse, mit Ausnahme der Krypten mit nur wenigen Resten im Stile der vorgotischen Zeit. Einen Augenblick könnte man sich täuschen, sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben. In reichen Gewändern umgeben die Hüter des Grabes der Könige den Hochaltar. Ludwig Philipp stiftete hier ein Kapitel, bestehend aus 10 Bischöfen und 24 Kanonikern; helle Rauchwolken steigen zwischen den schlanken, strebenden Säulen empor und ziehen langsam unter der Wölbung hin. Das Requiem, unterbrochen von den mächtigen Tönen der Hörner, wie sie in Frankreich den Choral begleiten, fleht um die ewige Ruhe der Toten. Aber die Gräber sind leer — ihre Asche ist in alle Winde zerstreut; nur Ludwig XVI. und die unglückliche Marie Antoinette, Ludwig XVIII. und der Herzog von Berry liegen hier und einige wenige Reste von Gebeinen, die man gefunden hatte nach der schauerlichen Feier von 1793 und sorgfältig gesammelt und hierher getragen, wie der Mensch am Tage nach der Feuers-

[1] Allein das Grab ist mir noch übrig.

[2] Gestorben am 9. Januar 1873 zu Chislehurst in England und im Mausoleum zu Farnborough beigesetzt. (Anm. d. Verl.)

brunst auf die Brandstätte eilt, um unter dem Schutte ein halbverkohltes Andenken an sein früheres Besitztum zu finden. Wir hören die dumpfdröhnenden, langsam hinzitternden Schläge der Glocke vom altersgrauen Turme herab, so ernst, so melancholisch, als wären es die Pulsschläge der unwiederbringlich hinabeilenden Zeit; aber es strömt kein Volk mehr herbei, um zu trauern am Grabe seiner Könige. Der Name des Königs, bei dessen Nennung der Franzose von ehedem sein Haupt entblößte, hat seinen Zauber verloren; es sind nur noch wenige, die wie Du Guesclin sprechen: Mon âme à Dieu, ma vie au roi! Die Gesalbten des Herrn hatten sich selbst entweiht, und darum verwarf er sie von seinem Angesichte. Und das Volk rief ein furchtbares: Amen!

St-Denis ist wiederhergestellt — ein Grab ohne Leichname, ein Katafalk ohne Tote; seine Grüfte sind leer, St-Denis selbst ist ein Leichnam. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Abtei lieber sehen möchte in dem Zustande, wie sie nach 1793 war. Da war es eine Ruine, aber da war es doch etwas; da konnte man sich niedersetzen unter Trümmer und hinaufblicken zu den schweren grauen Wolken, die vom Sturme gejagt über die zerrissenen Mauern ziehen, und nachdenken über die Vergänglichkeit aller Dinge, wie der Einsiedler vor dem Totenkopf. Jetzt wird es uns nicht wohl zu St-Denis; es ist uns unheimlich hier, es ist eine Leiche, man hat sie geschminkt, mit Flittern und Bändern geziert. Man hat neue Glasmalereien an den Fenstern angebracht: ich sah eine im Seitenschiffe, die Stiftung des Kapitels durch Ludwig Philipp vorstellend. Er und seine Minister erscheinen im blauen Frack, den Galanteriedegen an der Seite. Das ist die Malerei auf einem gotischen Fenster in einer herrlichen gotischen Kirche mit den Heldengestalten Chlodwigs, Dagoberts, des ritterlichen Franz I. und Heinrichs IV.!

Das neugierige Volk läuft hinzu, es drängt sich hinein in die Grüfte, man gafft, man schwätzt, man lacht, und man macht Bemerkungen über diese ernsten, langgestreckten steinernen Bilder. Der Concierge geht voran, der Haufen Fremder und geschwätziger Pariser folgt; neben mir ging ein Weib aus dem Volke in unordentlichem Anzuge, sie hatte ein saugendes Kind an der Brust. Man sieht es recht deutlich: der Franzose der Gegenwart hat kein Verständnis mehr für seine Könige. Wie könnte auch der junge Mensch, der seinen Voltaire gelesen, oder die Grisette, die Paul de Kock und

Sue, und wie dergleichen schmutzige Literaten mehr heißen, in Andacht studiert hat, anders hier eintreten als mit einem Gefühle souveräner Verachtung der Vorurteile und Tyrannei dieser barbarischen Jahrhunderte! ‚Hier liegt Pippin der Kurze', ruft die monotone Stimme des Concierge, ‚hier in der Mönchskutte Chlodwig, hier Blanka, hier Franz I., hier Karl, der in der Bartholomäusnacht auf seine Untertanen schoß, hier . . .' Doch die Reihe scheint nimmer enden zu wollen; man bleibt stehen, man betrachtet, betastet diese eigentümlichen, oft sehr ausdrucksvollen Gestalten, aber der Führer drängt vorwärts und mahnt zur Eile, denn es gibt hier viel zu sehen, der Tod hat reiche Beute. In buntem Wechsel ziehen diese Bilder an uns vorüber, es schwindelt uns, die schweren niedern Gewölbe scheinen auf unserer Brust zu liegen und den Atem zu beengen. Endlich ist der lange Katalog zu Ende, den der Aufseher herabliest wie der Kerkermeister die Liste seiner Gefangenen, als wollte er sagen: Die alle da sind mein, und es entgeht mir keiner.

Ich habe einen Edelmann gekannt; als dieser bei geänderten Vermögensverhältnissen die Burg seiner Väter nicht mehr behaupten konnte, trug er das Dach ab und machte sie zur Ruine. Man hatte sie ihm abkaufen wollen: der eine, um eine Fabrik, der andere, um eine Brauerei darin zu errichten. Er machte lieber eine Ruine daraus, als daß er sie hätte entweiht gesehen. Als er zum erstenmal vom Tale hinaufschaute, und die nackten Mauern ihn anblickten, sah sein Begleiter eine Träne an seinem dunkeln Barte hängen. Die Philister sagen, er hätte nicht recht getan. Aber um die zerfallenen Mauern schwebt etwas wie vom Hauch der Ewigkeit, und mit dem dunkeln Efeu winden sich ernste Gedanken an den geborstenen Türmen hinauf.

Als ich heraustrat aus St-Denis, war es Mittag. Der Himmel war rein, wie von geschliffenem Stahl; die Herbstsonne meinte es so gut, als wollte sie Abschied nehmen auf lange Zeit. Einzelne vergilbte Blätter fielen leise von den Pappeln, die den Weg umsäumen. Die alte Abtei stand so traurig da wie ein Greis, der seine kalten, fast erstorbenen Glieder an der Sonne wärmt; ein heller Strahl fiel über ihre Vorderseite, die Fenster glänzten bei diesem Sonnenblick, es war wie ein plötzlich aufzuckendes Lächeln auf dem Angesicht des Sterbenden.

Ich nahm einen Wagen, fuhr nach der Richtung von Paris über die Ebene hin, auf der die Kämpfe der Ligue gewütet, und die getränkt ist mit dem Blute des ritterlichen Konnetabel Anne de Montmorency, bog dann gegen Südwest ab und gelangte nach Meudon.

Es ist dies ein älteres Lustschloß der Könige auf einer sanft ansteigenden Höhe, welche die Gegend weithin beherrscht, mit großen Gartenanlagen im Geschmacke Le Nôtres. Die Aussicht von der Terrasse herab ist entzückend. Paris lag vor mir, nahe genug, um die Stadt mit ihren Kuppeln, Säulen, Türmen und Triumphbogen ganz zu sehen, aber wieder zu ferne, um über dem Labyrinthe zu stehen und es vollständig zu überschauen. Unmittelbar zu meinen Füßen in malerischer Abwechslung die Reihen der Landhäuser, halb versteckt unter Bäumen und Laubwerk in den mannigfaltigsten Schattierungen, die in einem unermeßlich weiten Bogen sich um die Stadt ziehen. Unter einem so schönen Himmel, in dieser lachenden Landschaft, die vor uns liegt wie überschattet von allen Gütern und Gaben und Genüssen des Lebens, wo nichts als Glück ausgestreut scheint, da ist es, als wolle alles zum frohen Genusse des Lebens einladen. Rabelais wäre vielleicht der Welt nicht bekannt geworden, hätte er anderswo gelebt, an den verödeten Küsten der Bretagne oder zwischen den rauhen Bergen des Jura.

Ja, der Pariser Sybarite hätte recht, wenn nur *eines* nicht wäre. Mein Blick schweifte weithin über die Stadt mit all ihrem Glanz und ihrer Pracht; am äußersten Horizont stand etwas, scharf herausgehoben durch den hellen Hintergrund, düster, drohend wie die Gestalt des Todes. Es war der Turm von St-Denis. Er stand da, als wollte er spotten des ohnmächtigen Treibens der Millionen da herum, als wollte er sagen: Und doch seid ihr mir alle verfallen! Das ist der eine bleibende Hintergrund in dem heitersten Gemälde des Lebens, das ich je gesehen; das gellt wie eine schneidende Dissonanz durch die Festgesänge der Freude. Ja, wenn St-Denis nicht wäre mit seinem finstern Turme und seinen kalten Gräbern, mit seinem Moder und Geruch der Verwesung — wenn der Tod nicht wäre, da hättet ihr vielleicht recht, ihr Männer und Frauen des Genusses!

Ich ließ mich nieder unter einer schattigen Platane; ihre Blätter rauschten in der Abendluft, als wollten sie erzählen von den Festins,

und was sie alles schon hier gesehen hatten. Da dachte ich an Bossuets Worte unter dem Dome von St-Denis: ‚O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntnis unserer Eitelkeit!‘

Ich öffnete mein Brevier, es war eben das Fest der Kreuzerhöhung. Ich las den Hymnus zur Vesper: O crux, ave, spes unica![1]

[1] O Kreuz, sei mir gegrüßt, du einzige Hoffnung!

Orts-, Personen- und Sachverzeichnis.

Abälard Petrus, Philosoph und Theolog II 472.
Abdu'l-Medschid, Sultan I 424.
Abgar, König von Osroëne I 429.
Abschwörungsformel II 419.
Achaz I 149.
Achenbach Andr., Maler I 108.
Achensee II 47 ff.
Achtermann Wilh., Bildhauer I 88.
Acilius Glabrio Manius, röm. Feldherr I 490.
Adalbero, Bischof von Würzburg II 219.
Adalbert von Prag, hl. I 94 493.
Adda, die I 312.
Adel, Kontinuität und Bedeutung II 429; A. und Bauern II 430 f; A. und Juden II 456 f; A. und Mönche II 429 f; A. in Tirol II 174 f.
Adelsheim Gertrud v. II 391.
Admont II 142 210 ff 215 ff; Kirche II 227 f; Bibliothek II 228 230.
Adolar, Bischof von Erfurt II 436.
Adragna, P., O. F. M., Konsultor I 339.
Affre Denis Auguste, Erzbischof von Paris II 484.
Ägidius von Viterbo, Kardinal I 208, II 392.
Agnellus, Erzbischof von Ravenna I 248.
— Andreas, Geschichtschreiber I 255.
Agricola Filippo, Maler I 123.
Aichner Simon, Fürstbischof von Brixen II 113.
Alarich I., König der Westgoten I 229 251 497 499.
Albanersee I 38.
Albani Alessandro, Kardinal I 294.
Albeins II 172.
Alberich (Bruder Ezzelinos) I 163.
Albertus Magnus, sel. I 377, II 186 247.
Albigenser, die I 140.
Albini Franz Joseph Frhr v., kurmainz. Minister II 417 418.
Albornoz Ägidius, Kardinal I 134.
Albrecht III., Herzog von Bayern II 372 378.
— Alcibiades, Markgraf von Brandenburg II 442.
Albrecht, Professor II 48.
Aldobrandini, Adelsgeschlecht I 35 294.
Aleandro Girolamo, Humanist I 209.
Alegambe Philippe de, S. J., Literarhistoriker II 522.
Alençon Philipp d', Kardinal I 495.
Alertz, Dr I 122.
Alessandrini A. I 275.
Alexander, hl. II 63.
— II., Papst I 370.
— IV., Papst I 194.
— VII., Papst I 57.
— von Hales I 378.
Alexander Severus, röm. Kaiser I 91.
Alexius, hl. I 493.
Alfieri Vittorio Graf, Dichter I 397.
Alfonso d' Este, Herzog von Ferrara, s. Este.
Almosengeben II 289.
Aloysius von Gonzaga, hl. II 522.
Altemps, Adelsgeschlecht I 35 56.
Altenstein II 283.
Altomonte Martino, Maler II 233.
Altstadt II 454 465 f.
Alzog Joh. B., Kirchenhistoriker I 339 342 358 359 ff, II 226 319.
Amalaberga, Herzogin von Thüringen II 466.
Amalasuntha, Gemahlin des Ostgoten Eutharich I 242 243.
Ambrosius, hl. I 197 358.
Ammersee II 350 378 384 f.

Ammianus Marcellinus, röm. Geschichtschreiber II 371.
Ampezzo II 189.
Amsdorf Nik. v., protestant. Theolog II 292.
Ancien régime I 18.
Ancona I 442 512.
Andechs II 350 ff 371 f; Wallfahrtstage II 356 ff; Geschichte II 378 f; Kirche II 361 ff; Kunstschätze II 372 ff; Säkularisation II 378; St Nikolausanstalt II 379.
— Grafen von II 356 372 374 378.
Andrássy Gyula, österr.-ungar. Staatsmann II 10.
Äneas Sylvius Piccolomini I 501, II 123.
Angelico, Fra, s. Fiesole, Fra Giovanni da.
Antholz, Bad II 117.
Antiquarius, Rheinischer II 416.
Antisemitismus II 99.
Antonelli Giacomo, Kardinal-Staatssekretär I 303 312 335 f.
Antonini, Priester II 120.
Antonius von Siena (nicht sel.), Einsiedler von Monte Senario I 200.
— von Padua, hl. I 162 f.
Anzoletti Patriz, O. S. B. II 113 201.
Apollinaris, Bischof v. Ravenna I 255.
Apponyi Antal Graf, österreich. Gesandter I 298.
Aquila I 442.
Aquinum I 377 ff.
Arbib, Zeitungsverleger I 520.
Archaismus in der Kunst II 365.
Arco II 132 f.
Ariccia I 38.
Ariost Lodovico I 64 229.
Aristoteles I 347, II 332.
Arius, Irrlehrer I 347.
Arlberg, der II 238 ff.
Armenien und Armenier I 429 ff.
Arnold von Brescia, Demagog I 303 360.
Arnstadt II 275.
Aschaffenburg II 417.
Aschenrot II 448.
Assisi I 134 ff 164 ff 185, II 134; Berg Alvernia I 186 193; Kirche San Francesco (Sacro Convento) I 166 ff; Santa Maria Portiunkula I 183 ff.
Ataulf, König der Westgoten I 251.
Athanasius, hl. I 181 347.
Athen I 456.
Attems O. M. Graf v. I 110.
Attila I 251.
Atz Karl, Kunstschriftsteller II 164.
Auerbach Berth., Schriftsteller II 329 f.
Augustinus, hl. I 46 59 179 181 204 211 347 355 375 462, II 29 38 39 40 90 95 103 254 263 286 315 354 405 447 471.
Augustus, röm. Kaiser I 132 228 491.
Aurelian, röm. Kaiser I 491.
Azeglio Massimo d', ital. Staatsmann I 483.

Baader Franz X. v., Philosoph I 4.
Bachofen, protestant. Prediger II 464.
Baco Francis (von Verulam), engl. Philosoph und Staatsmann I 280.
Baden, Großherzogtum II 10.
Bader Joseph, Historiker II 319 344.
— Karl, Baurat und Publizist II 318.
Baini Giuseppe, Direktor der päpstlichen Kapelle I 112, II 250.
Balbo Cesare, Graf, italien. Staatsmann I 446.
Balestra, Signor I 521.
Ballerini Antonio, S. J. I 62.
Ballonspiel II 67 f.
Balzac Honoré de, französ. Romanschriftsteller II 10 329.
Balzetti Tommaso, sel. I 200.
Bamberg II 373.
Barletta I 442.
Barnabò Alessandro, Kardinal I 335.
Barockstil II 368.
Baronius Cäsar, Kardinal I 502.
Bartolomeo von Pisa, Fra I 184.
— della Porta, Fra, Maler II 260 364.
Basel II 245; Friede zu B. II 418.
Basilius, hl. II 186.
Bauernkrieg II 428 442.
Bauernstand, seine Bedeutung II 430 f; seine Religiosität II 453.
Baugulf, Abt von Fulda II 454.
Bautain, Louis Eugène Marie, französ. Philosoph und Theolog II 504.
Bayern, Schulwesen in II 111.
Bela IV., König von Ungarn I 155.
Belisar, byzantin. Feldherr I 238 242 254 493 f.
Bellamonte II 70.

Bellinzona I 280.
Bembo Bernardo, Priore I 236.
— Pietro, Humanist und Kardinal I 236, II 112.
Benedikt, hl. I 246 f.
— VIII., Papst II 373.
— IX., Papst II 239.
— XIV., Papst II 247 428.
— von Arezzo, Fra I 184.
Benediktbeuern, Kloster II 142.
Benediktinerorden I 366 f, II 220 361 377 ff 379 f.
Benediktus, Mönch I 246.
Benevento I 442.
Benkert Franz Georg, Theolog II 336.
Bentivoglio, Adelsgeschlecht I 416.
Berger O., O. S. B., Musikschriftsteller II 222.
Bergfeye II 13 326 f.
Berlichingen Götz von II 449.
Berlin, Siegesdenkmal II 79.
Bernardino, hl. I 200.
Bernardo da Quintavalle, O.F.M. I 139.
Bernardone P. I 137.
Bernetti, Kardinal I 122 302.
Bernhard, hl. I 158 485, II 104 162 f 164.
Bernini Lorenzo, Architekt I 41 496.
Berry Ferd. Herzog v. II 535.
Bessarion, Kardinal I 396.
Betta Philipp de, Priore II 67.
Beuron II 346 ff; Benediktinerkongregation I 376.
Beust Ferdinand v., österreich. Reichskanzler II 8 9 10.
Beyschlag Willibald, protestant. Theolog II 53.
Beza Theodor, Reformator I 220.
Bianchi Giov. Ant., Kanonist II 81.
Bibbiena Alessandro, Architekt II 112.
Bibel II 285 f 329 330.
Bibra, Adelsgeschlecht II 432.
Bier, bayrisches II 275 f.
Bilder, religiöse II 276 f 279 f 282 289; Votivbilder II 371.
Bilio Luigi, Kardinal I 335 336 f 338 f 342 343.
Bismarck Otto Fürst v. I 22 336 483 484.
Bisticci Vespasiano da, Florentiner Buchhändler und Schriftsteller II 232.
Bizzarri Gius. Andrea, Kardinal I 335.
Blanchet Pierre, protestant. Prediger II 521.
Blanka, hl., Königin von Frankreich II 490 537.
Blättler Rudolf, O. S. B., Maler II 260.
Blau, Theolog II 418.
Blumauer Aloys, Dichter II 375.
Boccaccio Giov. I 200 233 234, II 295.
Bodenlaube, Burgruine II 466.
— Otto von der, s. Otto.
Boëthius, röm. Philosoph und Staatsmann I 244.
Böhme Jakob, protestant. Mystiker I 349.
Böhmer Joh. Friedr., Geschichtsforscher II 219.
Boileau Nicolas, französ. Dichter II 496.
Boldù Andrea I 418.
Bologna I 224 f 329 416, II 189; die Türme Asinelli und Garisenda I 224.
Bona Giov., Kardinal I 292.
Bonald Louis Gabr. Ambr. Vicomte de, französ. Philosoph I 341 506.
— Louis Jacques Maurice de, Kardinal-Erzbischof von Lyon II 185.
Bonaparte Lätitia II 474.
Bonaventura, hl. I 143 144 147 148 169 f 187 194 216 367, II 186.
Bonghi Ruggiero, italien. Schriftsteller und Politiker I 156 475 481 503.
Bonifatius VIII., Papst I 178 372, II 237.
Bontio I 418.
Borghese, Adelsgeschlecht I 294.
— Fürst I 318.
Borghini Vincenzo, O. S. B. I 384.
Borgognone Ambrogio, Maler II 399.
Börne Ludwig, Dichter II 34 35 472 501.
Bosio Antonio, Archäolog I 491.
Bossuet Jacques Bénigne, Bischof von Meaux I 352 389, II 186 316 495 496 498 507 508 516 531 533 539.
Boulogne Etienne Ant. (nicht M. de), Bischof von Troyes II 496.
Bourdalone Louis, S. J., französ. Kanzelredner II 496.
Bovino I 442.
Bozen II 55 f 165 199 201.
Bracciolini Poggio, Humanist II 168.
Bragadino Marc Antonio, venezian. Statthalter auf Cypern I 390 391.

Bramante, Architekt I 488 496, II 369.
Brenner, der I 327, II 172 244; Wildbad am B. II 125 ff.
Brenta, die II 61.
Brentano Christian I 64.
— Klemens, Dichter II 475 476 527.
Brescia II 123.
Bretschneider Karl Gottlieb, protestant. Theolog II 286.
Brinkmann Fr. II 290.
Brione, Monte II 132.
Brixen II 91.
Brüls Ludw., Genremaler I 287.
Bruneck II 182.
Brunelleschi Filippo, Architekt II 369.
Brüssel I 511.
Buckle Thomas, engl. Kulturhistoriker I 96.
Buddha I 190 f.
Bullinger Heinr., Züricher Reformator I 220 221.
Bülow Bernh. Fürst v. I 290.
Buoncompagni Ugo Fürst I 476.
Buonconvento I 436.
Buraburg, Bistum II 436.
Bürgertum II 458.
Burggrafenamt, Bezirk in Tirol II 67.
Burgsinn II 427.
Burkard, hl., Bischof von Würzburg II 418 420 421 436.
Buß Franz Joseph Ritter v., Gelehrter und Politiker II 319.
Buttaoni D., O. Pr. I 120.
Buttlar II 280 f.
Butzer Martin, Reformator I 211 220, II 309.
Byron, Lord I 85 324 431.
Byzantinismus I 255 261; in der Kunst II 249 364.
Byzanz I 254 f.

Cacciaguida I 230.
Cäcilienvereine II 226 248 f.
Cadorna Raffaele, italien. General I 332 459, II 9.
Cairo, der I 377.
Calderon I 352.
Caldonazzo II 61.
Calfano Pietro, Fra I 184.
Caligula, röm. Kaiser I 117.
Calvin I 211 217 218, II 24; C. zur Zeit der Pest II 521.
Calvinismus II 244.
Camaldoli I 39.
Camillus, röm. Feldherr I 490.
Campagna, die römische I 31 ff 359 377 439 466 509 510 511; landwirtschaftliche Ansiedlungen (domus cultae) der Päpste I 450 f; Trappisten in Tre Fontane und Entsumpfungsarbeiten I 448 ff 509.
Campodolcino I 280.
Camuccini Vincenzo, Maler I 123.
Cancellieri, italien. Gelehrter I 123.
Canisius Petrus, sel. I 56.
Canova Ant., Bildhauer I 496, II 107.
Canus Melchior, O. Pr., span. Theolog II 186.
Capalti H., Kardinal I 335.
Capanna Puccio, Maler I 169.
Capecelatro Alfonso, Kardinal II 186.
Capranica, Adelsgeschlecht I 294.
Caprona I 464.
Capua I 359.
Caracciolo Galeazzo, Marchese del Vico I 211 220.
Caraffa Gian Pietro, Kardinal I 209 213; s. auch Paul IV.
— Mathematiker I 63.
Cardoni Jos., Erzbischof I 339 342.
Carducci Giosuè, Dichter I 330 f 445.
Carnesecchi Pietro, Irrlehrer I 211.
Carretto, del, Polizeiminister I 303.
Cäsar Julius II 415 490.
Cäsarius von Heisterbach II 232.
Cassiodorius, röm. Staatsmann und Gelehrter I 244 245 499.
Castagnè II 61.
Castelar, italien. Politiker I 482.
Castelbarco Wilhelm von II 58.
Castelfidardo I 332.
Castel Gandolfo I 38.
Castello I 377.
Castracane Castruccio, Kardinal I 306.
Catanzaro I 442.
Caterina von Siena, hl. I 200.
Caterini Prospero, Kardinal I 335.
Catilina, röm. Verschwörer I 89.
Catinat Nicolas de, französ. Marschall II 530.
Catullus, röm. Dichter II 58.
Cavalcaselle Giov. Batt., italien. Kunstschriftsteller I 259.
Cavalese II 69.

Cavour Camillo Graf, italien. Staatsmann I 270 298 299 300 477 482.
Cecconi Eugenio, Erzbiſchof von Florenz II 186.
Cembratal, das II 68.
Ceprano I 362 365 366.
Cervantes Saavedra Miguel de, ſpan. Dichter I 352, II 330 396.
Cervini Marcello, Kardinal I 55 212.
Chamfort, Lord I 318.
Chateaubriand François Vicomte de II 497 506 532 534.
Chiavenna I 280 282 f.
Chieſe, der I 312.
Chieti I 442.
Chlodwig I., fränk. König II 536 537.
Choral II 346.
Chryſoſtomus, hl., ſ. Johannes.
Chur I 277, II 241.
Cicero I 60 324 369 375, II 44 98 105 342 347 405.
Cimabue Ceanni, Florentiner Maler I 156 167 169 264, II 226.
Cimon di Pala II 69.
Ciociaren, die I 374.
Civitá Caſtellana I 132.
Civitavecchia I 313 359 465 510.
Claſſis I 225 249 259.
Claudius Matth., Dichter II 332.
Clemens Franz Friedr., Philoſoph I 108.
Cles II 63.
Cochin Auguſtin, franzöſ. Publiziſt II 506.
Colombini Giovanni, ſel. I 200.
Colonna, Adelsgeſchlecht I 450.
— Vittoria, italien. Dichterin I 208 209 212 220 222, II 157.
Combalot, franzöſ. Kanzelredner II 504.
Comerſee I 283 f.
Compagus Johannes Ruffus, Reformator II 464.
Compoſtella II 163.
Comte Auguſte, franzöſ. Philoſoph I 485, II 222.
Condé Ludwig II., franzöſ. Feldherr II 496 498 530.
Conférences II 508 f.
Conſtantini (Freund Taſſos) I 386.
Contarini, Doge I 420.
— Carlo, Verſchwörer I 422.
— Gasparo, Kardinal I 208.
Coppino, italien. Miniſter I 465.
Corcoran Jakob, Generalvikar I 339.
Corneille Pierre, franzöſ. Tragödiendichter II 496 529.
Cornelius Peter, Maler I 237, II 365.
Coronelli, P. I 406.
Corſo Domenico, Kardinal I 236.
Corteſe Gregorio, O. S. B., Kardinal I 209.
Cortina I 280, II 191.
Coſenza I 442.
Coſſa Ph., Theologieprofeſſor I 339 342.
Cranmer Thomas, engl. Reformator I 217.
Crébillon Prosper Jolyot de, franzöſ. Dramatiker II 295.
Crescentius Numentanus, röm. Patrizier I 360.
Cromwell Oliver, Lord, Protektor von England I 218.
Crowe Joſ. Archer, Kunſtſchriftſteller I 253.
Cuſanus Nikolaus, Kardinal II 378.
Cuſtine Adam Phil. Graf v., franzöſ. General II 479.
Cybò Caterina II 157.

Dachauer Jakob, Kaplan II 374.
Dagobert I., fränk. König II 530 536.
Dahlmann Friedr. Chriſtoph, Hiſtoriker II 467.
Dandolo, venez. Geſchlecht I 388 391.
— Enrico, Doge I 420.
Daniel, O. S. B., Laienbruder II 233.
Dante I 132 135 141 142 145 151 152 156 159 166 167 168 169 170 174 193 197 224 230 ff 254 266 372 380 ff 403 453 456 457 f 462 464 467 469 482 502 505 513, II 22 28 47 59 134 135 148 163 193 209 f 213 321 330 359 366 370.
Darbyiſten, Sekte II 262.
Darida, Gote I 246.
Darwin Charles I 324.
Defregger Franz, Maler II 108.
Deguerry Gaſpard, franzöſ. Kanzelredner II 504 ff.
Demut, wahre und falſche II 343.
Denzinger Heinrich, Theolog I 70, II 226.
Depretis Agoſt., italien. Miniſter I 472.
Dernbach Balth. v., Fürſtabt von Fulda II 464 f.

De Roſſi Giov. Batt., Archäolog und Katakombenforſcher I 84 471 491.
Deſchwanden Paul v., Maler II 260.
Deſiderius, ſel., Abt von Montecaſſino I 368 370 373.
De Smet Pierre, S. J., Indianermiſſionär I 108.
Desmoulins Camille, franzöſ. Revolutionär II 533.
Deutſchen, Charakter der I 104.
Deutſche Sprache II 33; in Welſchtirol II 32 61.
Deutſchland, Gegenſatz zu Italien I 280 ff; katholiſche Kirche in I 411 f; Kultivierung und Chriſtianiſierung durch die Mönche II 420 f 423 ff.
Deutſchtum, durch Aufenthalt im Ausland nicht geſchädigt I 12 ff.
De Wette Wilh. Martin Leberecht, proteſtant. Theolog II 272.
Diebach II 462 463.
Diemut, Nonne II 230.
Diepenbrock Melchior v., Fürſtbiſchof von Breslau II 21.
Dieringer Franz X., Theolog I 339 358, II 226.
Dionyſius, hl. II 521.
Di Pauli Joſ. Frhr v., öſterreich. Politiker II 199.
Dirnböck, ſteiriſcher Dichter II 214.
Disputationen, wiſſenſchaftliche I 63.
Dobmayer Marian, O. S. B., Dogmatiker I 7.
Döllinger Joh. Ignaz v. I 354 ff, II 24.
Dolomiten II 69 172 189.
Dominikaner I 95.
Dominikus, hl. I 140 141 143.
Domleſchgtal, das I 277.
Domodoſſola I 280.
Donatello, Bildhauer I 457.
Donatus Älius, Grammatiker I 375.
Dorfgeſchichten II 329 452.
Dorſch, Philoſoph II 418.
Dreiherrnſtein, der II 272.
Dreiſtölz, der II 450.
Dro II 191.
Droſte-Viſchering Klemens Auguſt v., Erzbiſchof von Köln II 185 186.
Druſus, röm. Feldherr II 415.
Duell II 434.
Du Gueſclin Bertrand, franzöſ. Kriegsheld II 536.
Dumas Alex. (Vater und Sohn), franzöſ. Romanſchriftſteller und Dramatiker II 10 329.
Dupanloup Félix, franzöſ. Theolog (Biſchof von Orléans) II 492.
Dürer Albrecht, Maler I 104.
Duyle, Dekan II 199.

Eben II 41 ff.
Eberhard, Herzog von Franken II 463.
Ebrard, Joh. Heinr. Aug., reformierter Theolog II 7.
Echard Jacques, O. Pr., franzöſ. Literarhiſtoriker I 143.
Echter, Adelsgeſchlecht II 397 f.
— Haman v. II 398.
— Johann Philipp v. II 391.
— Maria Ottilia v. II 391.
— Peter v. II 391.
— v. Mespelbrunn Julius, Fürſtbiſchof von Würzburg I 57, II 389 f 391 ff 397 448 456 467.
Echterspfahl II 398.
Ecker U., O. S. B., Hiſtoriker II 222.
Egger Franz, Theolog II 113.
— Joſeph, Hiſtoriker II 30 96 102 113 114 115 196.
Eginhard, Geſchichtſchreiber II 436.
Einſiedel II 418 ff.
Einſiedeln II 121 142 242 ff 250 ff; Bibliothek II 259 f; Engelweihfeſt II 255 f; Stift II 259 f; Stiftskirche II 251 ff; Wallfahrt II 250 f 253 ff.
Eiſenach II 275 294 301.
Eiſenbahnen, Vorteile und Nachteile II 387 f.
Eisleben II 301.
Elias von Cortona, Generalminiſter des Franziskanerordens I 194.
Eliſabeth, hl. I 156 181, II 268 f 270 ff 356 374.
Elſavatal II 389.
Engadiner, die II 141.
Engelbert, Abt von Admont II 208 f.
Enn, Schloß II 69.
Enns, die II 219.
Enzio (Sohn Kaiſer Friedrichs II.) I 288.
Eppan II 131 172.
Erasmus von Rotterdam II 112.
Erfurt II 302; Bistum II 436.
Ertal II 463.

Erthal Friedr. Karl Joseph Frhr v., Kurfürst von Mainz II 302.
Eschenbach II 463.
Espen Zeger Bernhard van, Kanonist I 358.
Este Alfonso I. d', Herzog von Ferrara I 385.
— Alfonso II. d', Herzog von Ferrara I 384 386.
— Alfonso III. d' II 158.
— Cesare d' I 385.
Etsch, die II 142.
Eugen III., Papst I 485.
Eukalyptus, der I 449.
Eutyches, Archimandrit I 261.
Everbroeck van, S. J. I 84.
Exerzitien, geistliche I 52 ff, II 51 ff.
Ezzelino da Romano, Podestà von Verona I 162 f 181 288 416.

Fabris Giuseppe, italien. Bildhauer I 123.
Falconieri, Florentiner Familie I 35.
Fallmerayer Jakob Ph., Historiker und Forschungsreisender I 429, II 82 f.
Falloux Alfred Graf, französ. Staatsmann II 506.
Farini Luigi Carlo, italien. Staatsmann I 226 301.
Farnese Alessandro, Kardinal I 211.
Fascitello Onorato, O. S. B. I 384.
Fassatal, das II 68.
Fazzari Achille, italien. Oberst I 484.
Fea Carlo Dom., Archäolog I 123.
Febronius I 349.
Federigo, Herzog von Urbino, s. Montefeltro.
Feiertage, katholische I 119.
Felicitas, Grab der hl. I 471.
Fénelon François de Salignac de la Mothe, Erzbischof von Cambrai I 346, II 186 230 480 487 504 534.
Ferdinand II., Kaiser II 236.
— II., König von Neapel I 360.
Ferghen, Abbé I 421.
Ferrara I 463.
Ferrari de, O. Pr., Konsultor I 339.
— Gius., italien. Philosoph und Politiker I 482 523.
Feßler Joseph, Bischof von St Pölten II 81 113 186.
Feudalstaat II 433 ff.
Feuerbach Anf., Historienmaler II 223.
— Ludw. Andr., Philosoph II 32.
Fichte Immanuel Hermann II 107 359.
— Joh. Gottlieb I 5, II 5 36 206.
Fiecht, Benediktinerstift II 15 49.
Fiesole Fra Giovanni da, Maler II 109 260 364.
Filicaja Vinc. da, italien. Dichter I 243.
Filopanti Quirico I 317.
Finstermünz, Alt- II 140; Hoch-F. II 141.
Fiori Dr I 87.
Fischhorn, Schloß II 27.
Fiumicino I 40.
Flatz Gebhard, Maler II 108 109 199.
Flavian, P., O. S. B. II 113.
Fléchier Esprit, französ. Kanzelredner II 496.
Fleimsertal, das II 68 ff.
Flir Alois, Dichter II 81.
Florenz I 196 230 232 415 456 ff 506 521; Dantedenkmal I 457 f; Dom I 456, II 369; San Miniato I 456 458; Santa Maria Novella I 456; Synode von 1439 I 430.
Florenzi, Marchese I 291.
Foix Gaston de, Herzog von Nemours I 229.
Foligno I 134 185.
Fondi I 359.
Fontana Domenico, Baumeister I 496.
Forster Georg, Naturforscher II 418.
Fortunatus, Patriarch von Grado II 436.
Frammersbach II 409.
Francesca da Rimini I 233.
Frangipani Giovanni, Herr von Astura II 265.
Frankreich II 477 f 490; Adel II 491; F. und die katholische Kirche II 491; Vergleich mit der altchristlichen Kirche II 509 f; der Klerus II 338 486 ff, der höhere K. II 491, der K. in und außer der Kirche II 493 ff, die Laien und der K. II 506 f; französ. Kanzelberedsamkeit II 495 ff; F. und der Protestantismus II 480 f; die Revolution II 482 f 490 533 f, die R. und die katholische Kirche II 486 f; der Volkscharakter II 477 479 f; Wissenschaft und Leben II 508 f; Franzosen und Deutsche II 480.

Franz I., deutscher Kaiser II 10.
— I., König von Frankreich II 536 537.
— Joseph I., Kaiser von Österreich II 11 137 236.
— von Sales, hl. II 343.
Franzelin Joh. Bapt, S. J., Kardinal I 63 339 342, II 113.
Franzensfeste I 452. II 168.
Franziskus von Assisi, hl. I 136 137 ff 169 ff 175 176 186 201 ff 205 210 221 223, II 134 286; seine Liebe zu den Geschöpfen I 187 ff; Sonnengesang I 191 f; Stigmatisation I 193 ff; Ordensstiftung I 140 ff; Ordensregel I 156 ff 164; der Franziskanerorden und die Freiheit der Kirche I 175 ff; der zweite (weibliche) Orden I 174 f; der Dritte Orden I 154 ff 181 f.
Frascati I 30 f 34.
Frauen, reisende II 14 206.
Frauenberg II 212 f.
Frauenbildung II 230 f.
Frauenchiemsee (Frauenwörth) II 166 231.
Frayssinous Denis Ant. Luc Graf v., französ. Kanzelredner II 507.
Fregoso Federigo, Erzbischof von Salerno I 209.
Freiburg i. Br. II 316 318 f 323.
Freppel Charles Emile, französ. Theolog (Bischof von Angers) I 358.
Friedrich I. Barbarossa, Kaiser I 151 156 178 400, II 397 427 457.
— II., Kaiser I 17 44 150 151 156 176 f 288 378.
— III., Kaiser II 217.
— Erzbischof von Mainz II 463 f.
— Wilhelm IV., König von Preußen II 302.
Fries Lorenz, Chronist II 428.
Frommel I 165.
Frosinone I 442.
Fuchs G., O. S. B., Historiker II 222.
Fulda II 297; Benediktinerkloster II 143 454 462 463 464.
Fußwanderungen II 287 f.

Gaddi Taddeo, Maler I 169.
Gaeta I 359 442.
Gaißmayr Mich., Bauernführer II 158.
Galeffi Pietro Franc., Kardinal I 185.
Galera I 43.
Galilei Galileo I 156.
Gallerani Andrea, Ordensstifter I 200.
Gallicano I 38.
Gallikanische Artikel II 487; G. Freiheiten I 19.
Gallo, Marchese del I 293.
Galloro I 38.
Ganganelli I 421.
Gardasee II 58 ff 132 f.
Garibaldi Giuseppe I 298 299 316 320 ff 522, II 7 9 10.
— Menotti I 321.
Garigliano, der I 377.
Gasser Vinzenz, Fürstbischof von Brixen II 56 84 113 198.
Gaßner, Dompropst II 198.
Gastein II 17 ff; Auswanderung der lutherischen Bergleute II 23.
Gasteiner Klamm II 14 f.
Gay Karl, Generalvikar I 339 342.
Gaysruck Karl Kajetan Graf, Erzbischof von Mailand I 271.
Gebsattel, Adelsgeschlecht II 432.
Geibel Emanuel, Dichter II 341.
Geiersberg, der II 268.
Geisa II 280.
Geissemann, Professor II 198.
Geizkofler Lukas II 130.
— Zacharias II 129 f.
Geläute bei den Protestanten II 307.
Gelnhausen II 426.
Gemünden II 387 388 433.
Genoude Ant. Eugène, französ. Publizist II 506.
Genua I 405 521.
Genzano I 38.
Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen II 275.
— Anton, Bischof von Würzburg, s. Stahl.
Germanikus II 415.
Gertraud, hl. II 420 421 ff.
Geyer von Geyersberg Florian, Bauernführer II 428.
Ghibellinen s. Welfen.
Giacomino da Verona, Vorläufer Dantes I 150.
Gibbon Edward, engl. Historiker I 91.
Giberti Gian Matteo, Bischof von Verona I 209 211 212 213.
Giese J., Kanonikus I 358.

Gioberti Vincenzo, italien. Politiker I 300 f 302.
Giorgione, venezian. Maler I 420.
Giotto, Maler u. Architekt I 156 167 f 169 170 237 253 264, II 209 226.
Giovanelli A. Frhr v., Pfarrer II 132.
— Ignaz, österreich. Politiker II 199.
Giovanni da Muro, O. F. M., Ordensgeneral I 168.
Giovenale (Ruffini), P. II 158.
Girlan II 172.
Giselbert, Herzog v. Lothringen II 463.
Giskra Karl, österreich. Minister II 10 16.
Gisulf von Salerno I 370.
Giurekian Ignatius, Mechitaristenabt I 429.
Gius Don Bernardino Domenico, Priore II 65.
Giustiniani Lorenzo, Patriarch von Venedig I 409.
Gleif, die II 132.
Glück, Drang nach II 354.
Glück, Rabbiner II 34.
Gneisenau, August Graf Neidhart v., preuß. Generalfeldmarschall II 418.
Gobineau Jos. Arthur Graf, französ. Diplomat und Schriftsteller I 478.
Goldegg, Adelsgeschlecht II 22.
Gonzaga, Fürstengeschlecht I 416, II 236.
— Valentino, Kardinal I 236.
— Vincenzo I 385 f.
— Wilhelm, Fürst von Mantua I 385.
Görres Guido, Schriftsteller und Dichter I 108.
— Joseph v. I 7, II 106 333 339.
Görz Meinhard II. Graf II 161.
Goten, die I 242 ff 250 450 494 499.
Gotha II 275 301 302.
Goethe Joh. W. v. I 49 182 199 350 355, II 29 39 91 94 103 111 146 153 187 194 206 262 267 269 f 328 339 375 376 394 446.
Gotik und Renaissance II 368 f.
Gottesdienst, protestantischer II 297 ff.
Gottfried I., Abt von Admont II 232.
Goyon, französ. General I 306.
Gradenigo, Pierrazzo, Doge I 414.
Gräfendorf II 457 f.
Grafenstein O. v., O. S. B., Kanonist II 222.
Graf-Rath (Grafrath) II 378.
Graubünden, Kanton II 141.
Graus Johann, Kunsthistoriker II 234.
Graz II 234, Reliquienschreine II 234 f.
Gredler Vinz., P. II 113.
Gregor I. d. Gr., Papst I 46 108 245 246 247 500, II 43 53 224 246 316 329 372 f 376 429.
— VII., Papst I 250 370 373 494.
— IX., Papst I 44 156 166 354, II 374.
— XIII., Papst I 12 54 55 56 101.
— XVI., Papst 76 86 121 186 293 302 309 431 500.
Gregorius Illuminator, Apostel Armeniens I 429.
Gregorovius Ferd., Historiker I 374 497 498.
Greifenstein, Schloß bei Bozen II 432.
Greiffenklau Joh. Philipp v., Bischof von Würzburg II 443.
Greith Karl, Bischof von St Gallen II 186.
Greuter Joseph, Gymnasialprofessor, österreich. Politiker II 198.
Gries bei Bozen II 131 165.
— am Brenner II 73 75 f.
Griffi, Signora I 292.
Grillo Angelo, Abt von Montecassino I 381 384 385.
Grimm Herman, Kunsthistoriker I 488 497 498.
Grimoald, Herzog der Langobarden I 436.
Grisemann, Professor II 124.
Gröden, Grödnertal, das II 68 176 ff.
Grossi, P. I 120.
Grottaferrata I 38.
Grumbach Johann III. v., Bischof von Würzburg II 467.
Grundbesitz, seine Bedeutung II 429.
Grünten, der II 350.
Guardione I 521.
Guarini Battista, Dichter I 37 384.
Guckenberg, der II 435.
Guerrazzi Franc. Dom., italien. Schriftsteller und Politiker I 301.
Gufidaun II 172.
Guidi A., Professor I 339.
Guizot Guillaume, französ. Schriftsteller und Staatsmann I 125, II 103 484 490.
Gumppenberg, Baron I 291.

Günther Ant., Philosoph und Theolog I 6 75 341.
Gustav Adolf, König von Schweden II 375.
Gutenbrunn, Kurhaus II 25.
Guttenberg Joh. Gottfried v., Bischof von Würzburg II 442 f.
Gyulay Franz Graf, österreich. General I 285.

Habsburg, Kaiserhaus II 236.
Hadrian I., Papst I 450.
— VI., Papst I 209.
Hafenlohr, die II 399.
Halle II 24.
Haller Joh., Pfarrer (Kardinal-Erzbischof von Salzburg) II 200.
Hamann Joh. Georg, Philosoph II 39.
Hamburger, Rabbiner II 35.
Hammelburg II 387 454 f 462 ff.
Hammer-Purgstall Jos. Frhr v., Orientalist II 216.
Hanau II 415.
Haneberg Daniel Bonif., O. S. B., Abt I 358, II 226.
Harms Klaus, protestant. Theolog II 263 277 521.
Hartmann Eduard v., Philosoph II 11 12 97 107 152.
Hase Karl Aug. v., protestant. Kirchenhistoriker I 155 156 194 204, II 285.
Hathamar, Abt von Fulda II 464.
Hatto, Abt von Fulda II 430.
Häusle J. M. II 81.
Haußmann Georges Eug. Baron, Seinepräfekt I 510.
Hefele Karl Joseph v., Bischof von Rottenburg I 358, II 186.
Hegel Georg Wilh. Friedr., Philosoph I 4 21 348 349, II 353.
Heilige Liga II 292.
Heiligenverehrung II 352 f.
Heiliger Berg s. Andechs.
Heine Heinrich, Dichter II 34 35 331 375 382.
Heinrich III., Kaiser II 373.
— IV., Kaiser I 256 494.
— VII., Kaiser I 436.
— I., Herzog von Bayern II 463.
— VIII., König von England I 218.
— IV., König von Frankreich II 534 536.
Heinrich Findelkind II 238 f.
Heinrichstal II 415.
Helena, hl. I 114.
Helfenstein Gebhard v., Erzbischof von Salzburg II 218 f 232.
Helfert Jos. Alex. Frhr v., Historiker I 271.
Hellweger F., Maler II 108 199.
Hemma, Gräfin von Friesach und Zeltschach II 218.
Hengstenberg Ernst Wilh., protestant. Theolog II 268 294.
Henriette Maria, Königin von England II 531 534.
Herder Benj., Buchhändler II 318 f 326.
— Joh. Gottfried v., Dichter I 318, II 396.
Hergenröther Jos., Kardinal I 326 335 356.
Hermann, Erzbischof von Freiburg, s. Vicari.
Hermes Georg, Philosoph I 341.
Herodot, griech. Geschichtschreiber I 280.
Hetan, Herzog von Ostfranken II 463.
Heuser Kasp. Anton, Kanonist und Historiker I 358.
Hieber Karlmann, Abt von Admont II 227.
Hieronymus, hl. I 48 58 82 337 347, II 91 102 259.
— von Prag, Häretiker I 215.
Hildburghausen II 274 275.
Hildebert von Lavardin, Erzbischof von Tours, Philosoph I 29.
Hildebrand s. Gregor VII.
Hillebrand Karl, Schriftsteller I 14.
Himmelspforten, Zisterzienserinnenkloster II 442.
Hirscher Joh. Bapt., Moraltheolog II 311 f 313 ff 319.
Historisch-politische Blätter II 8.
Hofer Andreas II 106 187 196 307.
Hoffmann Franz, Philosoph I 7 8.
Hofgastein II 20 ff 25.
Hofstätter Heinr. v., Bischof von Passau I 52.
Hohe Gaisl, die II 69,
Hohenlohe Chlodwig Fürst, bayrischer Minister I 356.
— Prinz Gustav Ad., Kardinal II 275.
Hohen-Rätien I 279.
Hollaus Max, P., Direktor II 113 198

Homburg, die II 448 455.
Homburg, Adelsgeschlecht II 441.
— Adolf v. II 448.
— Dietrich v., Bischof von Würzburg II 448.
— Reinhard v. II 448.
Homer II 148 329.
Honoria, Schwester Kaiser Valentinians III. I 251.
Honorius, weström. Kaiser I 251.
— III., Papst I 150.
Horaz I 61 91 131 239 283 302, II 28 44 98 127 149 331 363 465.
Hortulanus, Bischof von Perugia I 246.
Hosius Stanislaus, Kardinal und Fürstbischof von Ermland II 186.
Hostien, wunderbare II 372 f.
Howard John, Philanthrop I 419.
Hrabanus Maurus, sel., O. S. B. II 454.
Huber F. X., Spiritual I 73.
Hübner Jos. Alex. Frhr v., österreich. Gesandter I 267.
Huet Pierre Daniel, französ. Theolog und Philosoph II 186.
Hug Joh. Leonh., Exeget I 7.
Hugo von Trimberg, Dichter II 466.
Hugo Victor, französ. Dichter II 7.
Humanität und Religion II 394 ff.
Humbert, König von Italien I 190 481 482 485 488, II 190.
— de Romanis, O. Pr., Ordensgeneral I 142.
Humboldt Alex. v. II 31.
Humor II 330 ff.
Hurmuz G., Mechitaristenabt I 429.
Hurter Friedrich Emanuel v., Historiker I 108, II 301.
Hus Johannes, Irrlehrer I 215.
Hutten, Adelsgeschlecht II 449.
— Ulrich v., Humanist II 242.
Hyazinth, P. (Charles Loyson), französ. Kanzelredner, Apostat I 338, II 91.

Jacini Stefano, Graf, italien. Staatsmann I 445 466.
Jacobi Friedr. Heinr., Philosoph I 6.
Jacopone da Todi, Dichter I 150 171.
Jacquenet Jakob, Theologieprofessor I 339.
Jäger Albert, österreich. Historiker II 81 113 143 172.
Jahn Friedr. Ludw., „Turnvater" I 20.
Jakob I., König von England I 18.
Jakob (Meister), Architekt I 166.
Jakobstal II 415.
Jansen, S. J. II 258.
Janssen Johannes, Historiker II 24.
Jaufen, der II 161.
Ideale, wahre und falsche II 401 ff.
Jellinek, Rabbiner II 34.
Jesuiten I 2 f, II 249 257 465; J. und König Ludwig I. von Bayern I 290 ff; ihre Liebe zu den Kranken II 522.
Ignatius von Antiochien, hl. I 93.
— von Loyola, hl. I 55, II 273.
Ilmenau II 270.
Immermann Karl, Dichter II 390.
Imst II 182.
Ingelheim, Adelsgeschlecht II 391.
Ingolstadt (fränk. Dorf) II 427 428.
Inn, der II 141.
Innichen II 117 142 211 f 221.
Innozenz III., Papst I 145 147 150, II 200.
— IV., Papst I 167.
Innsbruck II 97.
Inselsberg II 268 302 ff.
Joachim, Abt von Fulda II 465.
Johannes I., Papst I 244 246 248.
— XXIII., Papst I 495, II 168.
— Chrysostomus, hl. I 411, II 224 253.
— Diaconus II 429.
— II. von Nassau, Kurfürst von Mainz II 398.
— von Parma, O. F. M., Ordensgeneral I 142.
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen II 292.
Jordan I 370.
Jordanus von Giano, Chronist I 143.
Jornandes (richtiger Jordanis), Geschichtschreiber I 242 499.
Joseph II., Kaiser II 69.
Josephus Flavius I 92, II 35.
Josue, P., Kanzelredner II 198.
Irmengard, Nonne II 230.
Iselsberg (Kärnten) II 303.
Isola sacra I 40.
Italien I 196 464 512, II 132 190 192; Agrarfrage, die Coloni I 272 ff 443 f 445, II 190 f 410 f; Auswanderung I 443; Bersaglieri, die I 463 f; Buchhandel I 337; Cha-

rakter der Italiener I 106 477; Eigentümlichkeiten I 281 f; Entwässerung der Sümpfe I 443; Festhalten am Altherkömmlichen I 198 f; Gegensatz zwischen Deutschen und Italienern I 280 ff; J. und die Deutschen I 463 f; Vorurteile der Deutschen gegen J. II 133; Italianissimi I 297 f 364 f (vgl. auch Revolution); J. und katholische Kirche I 411; die Katholiken und das öffentliche Leben I 332 ff, und die Wahlen I 517; Klerus I 271 301; abgefallene Priester und Mönche I 459 f; Klöster, ihre Popularität in J. I 383; Königtum I 481 ff; J. und seine Bedeutung für die religiöse Kultur Europas II 134 f; moderne Kunst I 457, ihr Verfall I 458 f; landschaftliche Schönheit und Vegetation II 49; Malaria I 41 f 436 ff; Pellagra I 444 f; Nationalbewußtsein der Italiener II 191 f; das neue Italien I 330 f; Parlament I 474 ff 517; politische Lage und Zustände I 270 ff 299 f; Predigt und Prediger I 311; Presse I 309 338; Religiosität I 445; Revolution I 300 ff 319 ff 364 f, ihre letzten Ziele I 522 f; Schulunterricht I 310 f; sittlicher und materieller Niedergang I 446 f 458 f 477 ff 518; Unglaube I 445 f; Volksabstimmung I 519 f; Volkstrachten I 373 f, II 123; J.s Zukunft I 324 f 521 ff.
Juden II 35; und Adel II 456 f; insbesondere in der Presse I 34 ff; J. in Tirol II 97 ff.
Judikariengebirge II 133.
Jugurtha, König von Numidien I 89.
Julian der Apostat, röm. Kaiser II 84 226.
Julius II., Papst I 101 495.
— III., Papst I 55.
— Echter von Mespelbrunn s. Echter.
Jungmann Joseph, S. J. II 198.
Justinian I., Kaiser I 254 258 f 266.
Juvenalis, römischer Satiriker I 379 f, II 98 100 316 321 331.

Kahn Joseph, Domkapitular (Fürstbischof von Gurk) II 237.
Kaiserau, die II 216.
Kaltenegger L., O. S. B., Musikschriftsteller II 222.
Kaltern II 132; Kalterner See II 71.
Kampanien I 360 f.
Kant Immanuel I 5 348, II 359 395 480.
Kapuziner II 157 f 242.
Karabinieri, die I 34.
Karekian, P., Mechitarist I 425 434.
Karl d. Gr. I 132 308 318, II 161 295 373 374 389 420 422 423 436 454 463 530 533.
— V., Kaiser I 497.
— IX., König von Frankreich II 537.
— X., König von Frankreich II 535.
— II., König von Sizilien I 156.
— Borromäus, hl. II 522.
— von Bourbon, Konnetabel I 208 497.
— Ludw. Joh., Erzherzog von Österreich II 416.
Karlburg a. Main II 422.
Karlmann (Sohn Karl Martells), Hausmeier in Austrasien I 131 132.
Karl Martell, fränk. Hausmeier II 419 f 422 436.
Kastelbell II 144 172.
Kastelruth II 172.
Katharina, Fürstin von Hohenzollern II 347.
Katholizität II 253.
Katschthaler Joh. Bapt., Theologieprofessor (Kardinal) II 113.
Kaufmann Alexander, Dichter II 390.
Keller Augustin, schweiz. Staatsmann II 135.
Kelten, die II 171 f.
Kerner Justinus, Dichter I 165.
Ketteler Wilhelm Emanuel Frhr v., Bischof von Mainz II 21.
Kinnast Fl., O. S. B., Historiker II 222.
Kirche, katholische, ihr Aufschwung I 124 f; ihre Lebenskraft I 434 f; ihre Lage in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrh. I 411 f; Einfluß auf die Gläubigen II 356 ff; K. und Kultur II 423 ff 462; K. und Kunst II 104 f 363 f; K. und Wohltätigkeit II 511 ff; K. und die Armenier I 429 f. Vgl. auch Italien, Tirol.
Kirchengesang, Reform II 248.
Kirchenrestaurationen II 366 ff.
Kitt, Prediger I 274.

Klara, hl. I 174.
Klausen II 187.
Klee Heinrich, Theolog II 226.
Klemens IV., Papst I 288.
— VII., Papst I 209, II 157.
— XI., Papst I 427.
Klerus, Bildung des II 336 f; K. und Schule II 109 ff; der französische K. II 338 486 ff; der K. in Italien I 271 302; in Tirol II 21 f 30 f 73 ff 102 183 ff.
Klettenberg Susanna v. II 270.
Kleutgen Joseph, S. J. I 26 80, II 226.
Klopstock Friedr. Gottl. II 39 309.
Klöster II 165 f 219 f; Doppelklöster II 230; Klosteraufhebungen II 379.
Knabl Jos., Bildhauer II 108.
Knoblecher Th., Missionär I 23.
Knoodt Peter, altkathol. Theolog I 75.
Koburg I 301, II 275.
Koch Jos. Ant., Maler II 48 108.
Kock, Paul de, französ. Schriftsteller II 536.
Koloman, P., O. S. B., Forstmeister II 15 17.
Kolumbus I 156 163.
Kommodus, röm. Kaiser I 93.
Kommunismus II 515.
Königgrätz I 400.
Königshofen II 427.
Konrad I., Herzog von Franken II 463.
— von Würzburg, mittelhochdeutscher Dichter I 352, II 212.
Konradin, Herzog von Schwaben I 288, II 265.
Konstantin I. d. Gr., Kaiser I 132 493.
Konzil s. Vatikanisches Konzil.
Körner Theodor, Dichter II 416.
Körting Gustav, Romanist II 38.
Korvei, Stift I 366.
Köver Akontius, Mechitaristenabt I 428.
Krabbe, Domkapitular I 30.
Kraus Franz X., Kirchen- und Kunsthistoriker, Archäolog I 491 492.
Kreuzberg, der II 304 f 389.
Krug Bonifaz, O. S. B. I 370.
Kugler Franz, Kunsthistoriker II 368.
Kuhn Albert, O. S. B., Kunsthistoriker II 259.
— Joh. Evang. v., Theolog II 226.
— J. B., Orientalist I 7.
Kühne B., O. S. B. II 259.
Kunst II 405; antike I 262; altchristliche I 263; christliche I 264 f; religiöse II 107 f 162 f 363 f; Kunststil als Ausdruck des Kulturlebens II 362; archaistische Richtung II 364 f; K. der Renaissance II 367; Kunstsammlungen II 104 ff; Tierornamentik II 162 f. Vgl. Italien, Malerei, Tirol, Tonkunst.

Labrador Steph. M., Theologieprofessor I 339.
La Bruyère, Jean de, französ. Schriftsteller II 496.
Lacordaire (Henri) Dominique, O. Pr. II 492 498 ff 506 507 508; seine Nachahmer II 508.
Lacroix Augustin de, S. J., Rektor I 76.
Lactantius, Kirchenschriftsteller I 375.
Lafarina Giuseppe, italien. Politiker I 301.
Lagueronnière Arthur Vicomte de, französ. Politiker I 307.
Lama de, Professor II 113.
Lambruschini Luigi, Kardinal I 86 186.
Lamennais Félicité de I 83 341 349, II 500 f.
Lamoricière Christophe Juchault de, französ. General I 332 468.
Lamprecht, Knappe (= Bruder Lambrecht von Regensburg) I 189 195.
Lanciano I 442.
Landeck II 138 182.
Landes Alois v., S. J., Rektor I 62 75 290.
Landulf von Benevent I 370.
Langobarden, die I 450 f.
La Rochefoucauld François VI., Herzog v., französ. Schriftsteller II 328.
Lassalle Ferd., Sozialist II 37 460.
Lateinische Sprache in der katholischen Kirche I 343 ff; l. S. und Frauenbildung II 230 f.
Latini Brunetto, ital. Gelehrter I 236.
Latyfons II 172.
Launoy Jean de, theolog. Schriftsteller I 358.
Laurein II 189.
Laurentius, hl. II 330.
Lauterbach A. II 521.
Lavigne, P. II 486.
Layen II 188.

Lazarus Moriz, Philoſoph II 34.
Lecce I 442.
Le Courtier, franzöſ. Kanzelredner II 504.
Lehr- und Lernfreiheit I 58 379.
Leis J. v., Fürſtbiſchof von Brixen II 198.
Lenau Nik., Dichter II 43.
Le Nôtre André, franzöſ. Gartenkünſtler II 538.
Leo I. d. Gr., Papſt I 250 251.
— III., Papſt I 318, II 373.
— IV., Papſt I 494.
— IX., Papſt II 373.
— X., Papſt I 229 381 501.
— XII., Papſt I 57.
— XIII., Papſt I 179 333 354 382 483 515 517.
— II. und VI., Könige von Armenien I 430.
— von Perugia, Fra I 160 f 194.
Leo Heinrich, Geſchichtſchreiber I 318.
Leopardi Pierſilveſtro I 309.
Leptinä, Konzil von II 419.
Leſſing Gotth. Ephr., Dichter I 352, II 29 34 396.
Liberatore Matteo, S. J. I 63.
Libertinus, Abt I 246.
Lichtenau, die II 399 f.
Liebig Juſtus Frhr v., Chemiker II 3.
Lienz II 182.
Limes Romanus II 415.
Lindau Jakob, bad. Politiker II 125.
Liutprand, Biſchof von Cremona, Geſchichtſchreiber I 312.
Livius Titus, röm. Geſchichtſchreiber I 91.
Lizzana II 58 f.
Löhnis Jonathan Mich. Athan., Orientaliſt I 7.
Lohr a. Main II 165.
Lombardi Pietro, Bildhauer I 236.
Loredano, Doge I 420.
Lorrain Claude, Landſchaftsmaler II 438.
Lotti Ant., Komponiſt II 246.
Louis Philippe ſ. Ludwig Philipp.
Löwenſtein Karl Fürſt zu II 406 418 426.
Luca A. de, Kardinal I 335.
Lucca I 463.
Lucian, griechiſcher Satiriker I 182, II 331 375.
Lucius II., Papſt I 101.
Luden Heinr., Geſchichtſchreiber I 318.
Ludwig I. der Fromme, Kaiſer II 436.
— I., König von Bayern I 88 121 289 ff 432, II 363 378 379 418 433; und die Jeſuiten I 290 f.
— II., König von Bayern II 265.
— Herzog von Burgund II 534.
— IV., König von Frankreich II 463.
— IX. der Heilige, König von Frankreich I 155, II 489 534.
— XII., König von Frankreich II 534.
— XIV., König von Frankreich II 491 529 f 534 536.
— XV., König von Frankreich II 532 534.
— XVI., König von Frankreich II 532 535.
— XVIII., König von Frankreich II 535.
— I., Herzog von Pfalz-Bayern II 378.
— Philipp, König der Franzoſen II 488 492 535 536.
Lugo Franciscus de, Theolog I 347.
Lunéville, Friedensſchluß zu II 418.
Luſerna II 61 189 f.
Luther I 19 f 201 211 215 219 220 324 349 389, II 38 269 271 272 ff 286 292 293 294 376; Luthererinnerungen und Lutherkult II 283 ff; ſein Opferſinn II 520 f.
Lützow, Graf, Geſandter I 27.
Lyon, Arme von I 140.

Mabillon Jean, O. S. B., Hiſtoriker II 223.
Macaulay Thomas Babington, Lord, engl. Geſchichtſchreiber I 208 434.
Machiavelli Niccolò I 197 469.
Mader Georg, Hiſtorienmaler II 108 199.
Maderna Carlo, ital. Baumeiſter I 496.
Maffeo da Marignano, Fra I 184.
Magenta, Schlacht von I 312.
Mai Angelo, Kardinal I 86, II 81.
Maier Peter, Tiroler Held II 187.
Mailand I 196 197 416 511 521, II 135.
Main, der II 433.
Majorianus, röm. Kaiſer I 499.
Maiſtatt, Bad II 117 211.
Maiſtre Joſeph Graf de I 345, II 479 487 f 506 509.

Makart Hans, Historienmaler II 108 457.
Malaria s. Italien,
Malatesta, Adelsgeschlecht I 416.
— Paolo I 233.
Malerei, kirchliche II 247; moderne II 77.
Malser Heide II 141 143.
Mamachi Thomas Maria, Archäolog II 81.
Mamiani della Rovere Terenzio, Graf, italien. Staatsmann I 482.
Manfred I., König von Sizilien I 288.
Manin Daniele, Diktator von Venedig I 398.
— Lodovico, letzter Doge von Venedig I 391 401 420.
Manning Henry Edward, Kardinal II 186.
Mansi Joh. Dom., Erzbischof von Lucca II 81.
Mantua I 416.
Manzoni Alessandro, italien. Dichter I 284 446 475, II 60.
Marca Petrus de, französ. Prälat, Staatsmann und Gelehrter I 358.
Marcellino da Civezza, Fra I 170.
Marchi Giuseppe, S. J., Archäolog I 63 84 226.
Marco von Aviano, O. Cap., Bußprediger II 158.
— von Lissabon, Fra I 184.
— da Siena, Maler I 376.
Maremmen, die I 439.
Margherita, Königin von Italien I 433.
Maria Ehrenberg II 305.
— Trost II 236 f.
Mariano, Fra I 212.
Marianus, P., O. S. B. II 227.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich II 329 535.
Marienberg, Benediktinerstift II 62 81 142.
Marino I 30 34.
Mario Alberto, italien. Politiker I 522.
Mark Aurel, röm. Kaiser I 458 491, II 222.
Markus, P., O. S. B., Orientalist II 113 198.
Marquardt Engelhardt, protestant. Prediger II 464.
Marr Wilhelm II 37.
Marseille I 316.
Martensen Hans Lassen, protestant. Bischof II 114 263.
Martin V., Papst I 200.
Martinelli A., Kardinal I 339 342.
Martyrius, hl. II 63.
Marucchi Orazio, Archäolog I 471.
Massillon Jean Bapt., französ. Kanzelredner II 347 495 496 530 533.
Mathilde, Markgräfin von Toskana (Tuscien) I 250.
Maultasch, Ruine II 165.
Maury Jean Siffrein, Kardinal II 496.
Maximilian I., Kaiser II 141 189.
— I., König von Bayern II 378.
— II., König von Bayern I 13 288 290, II 362 378.
— Erzherzog von Österreich I 271.
Maximus, hl. I 78.
Mazzini Giuseppe, italien. Revolutionär I 298 304 523.
Mechitar I 423 426 ff; Kongregation der Mechitaristen I 425 f 427 ff.
Medici Giovanni de', s. Leo X.
— Virginia de' I 385.
Megingaud II 419.
Meier Gabriel, O. S. B., Historiker und Bibliograph II 259.
Meiningen II 275.
Melanchthon I 220, II 292.
Melchior, Fürstbischof von Breslau, s. Diepenbrock.
Melkonian Stephan, Mechitaristenabt I 428.
Mellitus, Abt II 43.
Mendelssohn Moses, Philosoph II 34.
Mendola, die II 172.
Mentana, Schlacht von I 317 f 322 f 522.
Meran II 131 136 ff 144 ff.
Mespelbrunn, Schloß II 389 391 ff; s. auch Echter.
Mesrop, hl., armenischer Kirchenvater und Begründer der armen. Literatur I 429.
Messina I 442.
Meßmer Aloys, Exeget II 81 113.
Metternich Klemens Lothar v., österreich. Staatskanzler I 298.
Metz A., Philosoph I 6.
Meudon II 538.
Meyer Jürgen Bona, Philosoph II 12.

Mezzofanti Giuseppe, Kardinal I 85.
Mezzo Lombardo II 67 f.
Micara L. I 85.
Michael, hl. II 351 f.
Michelangelo I 156 237 456 457 458 489 496, II 322 364 369.
Michelet Jules, französ. Geschichtschreiber II 497.
Michelnstatt II 420.
Miguel, Dom, König v. Portugal I 88.
Millwisch A., O. S. B., Kunstschriftsteller II 222.
Miltenberg II 415.
Milton John, engl. Dichter I 419.
Minardi Tommaso, Maler I 123.
Minghetti Marco, Staatsmann I 481.
Minto Henry George, Lord, brit. Gesandter I 299.
Missian II 172.
Mission, die Innere II 516 ff.
Missirini, italien. Gelehrter I 123.
Mittelmeer, das I 315.
Mittermaier, Karl Joseph, Jurist II 296.
Mitterrutzner Joh. Chrysost., Augustinerchorherr II 84 113 171.
Mocenigo, Doge I 420.
Möhler Joh. Adam, Theolog I 7 74 347, II 226 312 339.
Möhra II 284 f.
Molière, Jean Bapt. II 330 497.
Moltke Helmuth Graf v., Generalfeldmarschall II 5.
Mönche und Deutschland II 424 f; Kontinuität der Mönchsfamilie II 429 f; die alten Mönchsschulen II 465 f. Vgl. Benedikt.
Mondragone, Adelsgeschlecht I 35.
Monika, hl. I 46.
Montalembert Charles Graf II 15 429 492 500 506.
Montan II 69.
Monte Baldo, der II 132.
Montebello I 312.
Montecassino I 359 365 ff, II 134; Abteikirche I 375; Archiv I 377 f; M. und Dante I 380 ff; M. und Tasso I 384 ff.
Monte Compatri I 34.
Monte Cristallo, der II 69.
Montefeltro, Adelsgeschlecht I 416.
— Federigo v., Herzog von Urbino II 232.
Montefeltro Guido v. I 149 178.
— Lancilotto v. I 149.
Montelupo I 464.
Monte Porzio I 34.
Montesquieu Charles de, philosophisch-politischer Schriftsteller II 108.
Montmorency Anne Herzog von, Konnetabel II 538.
Morel Gall, O. S. B., Dichter und Pädagog II 246.
Moriggl, Professor II 198.
Morone Giov., Kardinal I 55.
Morosini, venezian. Geschlecht I 391.
— Doge I 420.
Moufang Christoph, Theolog I 358.
Muchar Albert v., O. S. B., Geschichtsforscher II 221.
Muigg F., Kurat II 80 ff.
Müller Johannes v., Geschichtschreiber I 318 513.
— Zeno, Abt von Admont II 227.
München I 452.
Mura, P., Konsultor I 339 342.
Murad Rafael und Samuel I 428.
Muratori Ludovico Ant., italien. Gelehrter II 81.
Muretus M. Antonius, Humanist I 56.
Musik, kirchliche II 244 ff 370.
Muttergottesbild aus Blumen II 140.
Muzio I 204 205 206 207 215.

Nago II 132.
Napoleon I., Kaiser I 227 307 309 401 420 431 519 520, II 107 151 187 490 534 f.
— (II.), Herzog von Reichstadt II 535.
— III., Kaiser I 267 f 276 278 299 304 320 369 519 520, II 535.
Narses, byzant. Feldherr I 242 254 256.
Nationale Gesinnung I 15.
Nationalität I 20 f; Nationalitätsprinzip I 279.
Naturalisten II 396.
Natur und Religion II 276 f 282; Naturdienst und Gottesdienst II 38 ff; Herbst in Natur und Menschenleben I 453 f; Naturgefühl des Mittelalters II 38.
Naturns, Burg II 144.
Nauders II 141.
Naumburg a. d. Saale II 301.
Nazarener, religiöse Malerschule II 365.

Neapel I 196 360 361 456 521; Gegensatz zwischen N. und Rom I 361 f.
Nemi I 38.
Nero, röm. Kaiser I 90.
Nerses, Patriarch von Aschtarag I 430.
Nestorius, Irrlehrer I 347.
Neudorf II 391.
Neumarkt II 69.
Neuschwanstein, Schloß II 264 f.
Neustadt a. Main (Abtei) II 163 420.
— a. Saale (Abtei) II 420 ff 426 f.
Newman John H., Kardinal I 358.
Nibby, Gelehrter I 101 123.
Nicolai Christoph Friedr., Schriftsteller und Buchhändler I 165, II 375.
Niebuhr Barthold Georg, Staatsmann und Historiker I 272.
Nicolas Auguste, franz. Apologet II 506.
Nikephoros I., Kaiser von Byzanz II 436.
Nikolaus I., Papst I 494.
— V., Papst I 108 495.
Nikolaus, Bischof von Speyer, s. Weis.
Nimbus I 258.
Nippold Friedrich, protestant. Theolog II 53.
Nirschl Jos., Patristiker I 430.
Nobili (-Vitelleschi) Francesco, Marchese, italien. Politiker und Schriftsteller I 500 503.
Noce, der II 63.
Nonsberg, Nonstal II 62 ff 189.
Nossek Ulrich II 239.
Nostiz, Grafen v. II 432.
Notburga, hl. II 43.
Novalis, Dichter II 291.
Nymphenburg, Schloß II 438.

Obereschenbach II 454.
Oberinntal II 138 f.
Obermais II 146.
Obladis, Bad II 124 f 139 f.
Occam Wilhelm, Philosoph und Theolog I 389.
Ochino Bernardino, Apostat I 200 ff, II 157.
Ochsenkopf, der II 268.
Odescalchi Carlo, Kardinal, S. J. I 85.
Odoaker, König von Italien I 238 244 252.
Oglio, der I 312.
Olympiodorus, alexandrin. Philosoph I 499.
Opfergeist, katholischer und protestantischer II 520 ff.
Opferliebe, katholische, ihr Grund und Ausdruck II 512 ff; der Pauperismus und die k. O. II 515 f.
Orcagna, Maler, Bildhauer und Architekt I 237.
Orient, der II 357.
Oristano I 442.
Orosius, Kirchenschriftsteller I 499, II 95.
Orseoli, Doge I 420.
Orsini, Adelsgeschlecht I 43 450 499.
Oersted Hans Christian, Physiker I 461.
Orte, heilige und unheilige II 381 ff.
Orvieto, der Dom von II 369.
Osiander Joh. Ernst, protestant. Theolog I 7.
Osterburken II 415.
Österreich, Gemütlichkeit II 8 ff; Liebe zum Kaiserhaus II 10 f; Ö. und der Katholizismus II 236 f; liberale Presse II 32 f; Militär II 285; Schulgesetze II 110; Verhältnis zu Italien II 274 276 f; Waldverwüstung II 15 f. S. auch Tirol, Venedig.
Ostia I 40.
Oswald von Wolkenstein, Minnesänger II 212.
Otfried, Mönch II 219.
Otto I. d. Gr., Kaiser II 463 f.
— II., Kaiser I 494.
— III., Kaiser I 94 260 493.
— III., Herzog von Bayern II 22.
— von der Bodenlaube, Minnesänger II 466.
— von Freising, Geschichtschreiber I 400.
— von Wittelsbach, Pfalzgraf von Bayern II 378.
Ottokar, König von Böhmen II 211.
Overbeck Friedr., Maler I 88 123 185, II 365.
Ovidius, röm. Dichter II 339.
Ozanam Frédéric, französ. Literarhistoriker, Begründer der St Vinzenzvereine II 492 506.

Pacca Bartol., Kardinal I 85.
Pacifico, Fra I 150 193.
Padua I 416.
Palladio Andrea, Baumeister I 471.

Pallavicini Sforza, S. J., Kardinal I 389.
Palmerston John Temple Viscount, engl. Staatsmann I 299.
Pammachius, hl., röm. Senator I 40.
Pamphili, Adelsgeschlecht I 294.
Paneveggio II 68.
Panizza, Kaplan II 124.
Pannartz Arnold, Buchdrucker I 375 495.
Pantaleone, P., Feldkaplan Garibaldis I 522.
Paolini Lione I 423.
Paoluccio Anafesto, erster Doge von Venedig I 414.
Papst, der, als Kriegsherr I 307 f.
Paracelsus Theophrastus II 150.
Paris I 510 511, II 169 f 471 473 ff 486 ff; Tonangeberin der Welt II 479 f; Vergleich mit Rom II 474. Arc de Triomphe II 471; Belleville II 473; Heilige Kapelle II 489 f; Gefängnis La Roquette II 473; Kirche Ste-Madeleine I 504 f; Kathedrale Notre-Dame II 497; Friedhof Père-Lachaise II 471 ff; Büßerinnenasyl und Spital St-Lazare II 473 524 ff; Wohltätigkeitsanstalten II 511 ff, Statistisches über W. II 523 f. Kirchliche Einteilung (Pfarreien) II 488 f; kirchliches Leben II 481 f; der Klerus II 486 ff, seine Aufgabe II 484 f; die Predigt in P. II 497 ff; Religionslosigkeit der niedern Volksklassen II 482; Seelsorge II 488; das weltliche und das geistliche P. II 475 ff.
Paschalis I., Papst I 494.
Passaglia Carlo (S. J.), Theolog I 63 70 303 f.
Passeiertal, das II 149.
Passero Felice, O. S. B. I 384.
Pastoren, protestantische, und Volk II 277 292 f 296.
Patrizi Antonio I 200.
— Costantino, Kardinal I 335.
— Francesco Saverio, S. J. I 62 82.
— Patrizio I 200.
Patti I 442.
Paul III., Papst I 209 211.
— IV., Papst I 56 209 213.
— V., Papst II 236.
Paulinus, hl., Patriarch von Aquileja I 409.
Paulus, hl. I 50.
— Diaconus (Warnefried) langobard. Geschichtschreiber I 368 380, II 372.
— von Samosata, Irrlehrer II 257.
Pauperismus II 515.
Pecci Gius., Kardinal I 339 342.
Peinlich R., O. S. B. II 221.
Pelacani Gioachino I 200.
Pellagra s. Italien.
Pellico Silvio, italien. Dichter I 272 418 446, II 258.
Penna I 442.
Peregrino da Polesino, Fra I 154.
Père-Lachaise s. Paris.
Pergine, Schloß II 60.
Perikles, athen. Staatsmann I 523.
Perrone Giovanni, S. J., Dogmatiker I 62 81 110 339 342.
Persius, römischer Dichter II 382.
Pertisau, die II 49 f.
Perugia I 442.
Peruzzi Baldassarre, Architekt I 470.
Petacci Placidus, Philosophieprofessor I 339 342.
Petavius Dionysius, S. J. I 347.
Peter I. d. Gr., Kaiser von Rußland I 18.
Petrarca Francesco I 156 353 396 453 501, II 38 39 40 210 234 f.
Petroni Pietro I 200.
Petrus, hl. I 50 90.
— Chrysologus, hl. I 261.
— Damiani, hl. I 328 370.
— Lombardus, Theolog II 186.
— de Vineis, Protonotar und Ratgeber Kaiser Friedrichs II. I 176 f.
— Waldus (Waldes), Stifter der Waldenser I 140.
Petzer v., Landrichter II 199.
Pfaffenhausen II 464.
Pfeiffer Franz X., Philosoph II 200.
Pfordten Ludw. Frhr v. der, bayr. Minister I 269.
Pfortenstiftungen II 429 f.
Phantasie und Tat II 413 f.
Philipp Landgraf von Hessen II 292.
— der Schöne, König von Frankreich II 209 530.
— von Orléans, Regent von Frankreich II 534.
Philippus Neri, hl. I 49.

Phillips George, Rechtslehrer I 78 108, II 226.
Pianciani, S. J. I 63.
Piccinino (nicht Piccinio) Niccolò, Condottiere II 58.
Piccolomini, Adelsgeschlecht I 35.
— Ambrogio I 200.
Pichler Adolf, Schriftsteller II 43.
Piemont I 270 299 440 481 523; Piemontesen II 9; Militär I 285.
Pietra-Castella, Marchese I 303.
Pigna, Gelehrter I 384.
Pinzgauer, die II 22.
Pippin (Sohn Karls d. Gr.), König von Italien II 374 436.
— der Jüngere (der Kurze), König der Franken I 238 308 451, II 537.
Pirna II 464.
Pisa I 463, II 189; der Dom von II 370.
Pisani Giorgio, Verschwörer I 422.
Pisemberg Gottfried v., Bischof von Würzburg II 441.
Pius IV., Papst I 27 56.
— V., Papst I 56 184 209.
— VI., Papst I 275, II 312.
— VII., Papst I 27 57 307.
— IX., Papst I 57 123 268 293 299 304 320 321 f 335 448 471.
Placidia Galla, Mutter Kaiser Valentinians III. I 254 266.
Placidus, P. II 104.
Platen-Hallermünde August Graf v., Dichter I 435.
Plato II 274 366 396.
Plattner Franz, Kirchenmaler II 108 109 199.
Plinius d. ä., röm. Schriftsteller I 59 262 272 283, II 39 105 127.
Plutarch, griech. Schriftsteller II 320.
Podesti Franc., Maler I 123.
Po-Ebene, die I 436.
Pole Reginald, Erzbischof von Canterbury, Kardinal I 209.
Polenta Guido Novello da I 233 234 235 236.
Poletti A., Architekt I 41 186.
Polignac Jules Herzog v., französ. Minister II 461.
Pollich, Universitätsrektor II 285.
Polygamie I 219.
Pomarancio Niccolò, Maler I 109.
Pompei Pompeo, röm. Notar I 297 ff 305 362 ff 386 f.
Pompeji I 228.
Pompejus, Triumvir I 490.
Ponte Giovanni (nicht Antonio) da, venezian. Baumeister I 418.
Pontikel II 172.
Pontinische Sümpfe I 359 439 511.
Pontlaz II 141.
Popularität II 328 335.
Portinari Folco I 462.
Porto I 40.
Potenza I 442.
Prags, Bad II 117.
Prangner E., O. S. B., Naturforscher II 222.
Praxiteles, griech. Bildhauer I 262, II 105.
Prechtl Karl, O. Cap. I 136.
Predaja, Kastell II 58.
Predazzo II 68.
Preux P. J. de I 57.
Prokopius, byzantin. Geschichtschreiber I 258.
Proletariat und sozialistische Theorien II 459 ff.
Protestantismus II 22 ff 268 277 292 295 296 297 ff 307 f 480 f; freie Forschung II 292 f; P. und Innere Mission II 516 ff.
Proveis II 189 f.
Pseudo-Dionysius I 50.
Pückler-Muskau Hermann Fürst v. II 432.
Pürstinger J., O. S. B., Musikschriftsteller II 222.
Pustertal, das II 75 117 181.
Pyrker Joh. Ladisl. v., Erzbischof von Erlau, Dichter II 20 f.
Pythagoras, griech. Philosoph II 274.

Quedlinburg II 301.
Querini, Verschwörer I 417.

Rabelais François, französ. Satiriker II 538.
Racine Jean Bapt., französ. Dramatiker II 496 529.
Radagais, german. Heerführer I 251.
Radetzky Joseph Graf, Feldmarschall I 285.
Raffael I 156 420 496 501.

Rainalduzzi Pietro I 303.
Rainer von Mariano, Fra I 184.
Rainulf I 370.
Rancé Armand Jean Le Bouthillier de, Stifter des Trappistenordens II 223.
Rapido, der I 360.
Rasener, die II 171 f.
Rasso, sel. II 374 378.
Ratzes, Bad II 154.
Rauscher Joseph Othmar v., Kardinal-Erzbischof von Wien II 186.
Ravenna I 225 227 ff; Sant' Apollinare in Classe I 259; Sant' Apollinare Nuovo I 248; Dantes Grab I 230 ff, II 210; San Francesco I 230; Grabmal der Placidia Galla I 109 250 ff; Santa Maria in Cosmedin (Taufkapelle der Arianer) I 249 f; Palast Theodorichs I 247 f; Pineta I 228 234 505; Grabmal Theodorichs I 240 ff; San Vitale I 254 257 f; katholische Taufkapelle I 253; R. und Byzanz I 254 f.
Ravignan Xavier de, S. J., französ. Kanzelredner II 502 ff 506.
Rayneval, Graf, franz. Gesandter I 299.
Redemptoristen II 76.
Reformation im Gasteiner Tal II 22 f; in Deutschland II 217 f 464.
Regensburg II 162 163 272.
Regilinde, Nonne II 230.
Reichenau (Kanton Graubünden) I 277.
Reinhardsbrunn, Schloß II 287.
Reisach Karl Aug. Graf v., Kardinal I 57 335.
Reißmann Val., Theologieprofessor I 7.
Reithmayr Franz X., Exeget II 226.
Religion und Humanität II 395 ff; R. und Natur II 276 f; R. im Leben des Landvolkes II 452 f.
Reliquienverehrung II 375 ff.
Renaissance, Kunst der II 367 f 369 f; Renaissancekirchen II 367 ff; R. und Gotik II 368 f.
Renan Ernest, französ. Orientalist und Historiker I 265, II 153 184 490.
Rengersbrunn II 426 f.
Rennsteig, der II 295.
Reparatus, Erzbischof von Ravenna I 261.
Repetitionen, wissenschaftliche I 63.
Reschen II 141 f.
Reumont A. v., preuß. Diplomat und Geschichtschreiber I 209, II 312.
Reuß Matern, O. S. B. I 5.
Reußenberg, der II 450.
Rheinwaldtal I 279.
Rhöngebirge II 267 f 389.
Riccabona Benedikt v., Fürstbischof von Trient I 329.
Ricci Scipio, Bischof von Pistoja II 312.
Richard von Capua I 370.
Richelieu Armand Jean Du Plessis, Herzog v., Kardinal, französ. Staatsmann I 336.
Rickenbach, Adelsgeschlecht II 441.
Ried II 140.
Riedel August, Maler I 287.
Riegel Herm., Kunsthistoriker II 366.
Riehl Wilh. Heinr., Kulturhistoriker II 30 453 456.
Rieneck, Burg II 428 432.
— Grafen v. II 432 433 454 455; Gräfinnen v. II 441.
— Gerhard Graf v. II 449.
Rienz, die II 121.
Rienzo Cola di, röm. Volkstribun I 360 495 501.
Rieti I 442.
Riffel Kaspar, Kirchenhistoriker II 226.
Rissian II 172.
Rigi, Wallfahrt auf dem II 120 f.
Rimini I 416; s. auch Francesca.
Ringseis Joh. Nep., Arzt I 291.
Ritter, Rabbiner II 35.
Rittertum II 434 f.
Rivarola Agostino, Kardinal I 186.
Robert, König von Sizilien I 156.
— Guiscard I 495.
Robespierre Maximilian I 519.
Rocca di Papa I 34 38.
— Priora I 34.
Roccasecca I 377.
Rocchetta, die II 62. [I 109.
Rochette Raoul, französ. Archäolog
Rofnaschlucht I 279.
Rom I 1 ff 21 f 198 286 292 f 295 320 328 330 f 412 442 454 456 490 ff 496 509 ff, II 134 248 f 250 369 378; Aristokratie I 294 f; Besuch der sieben Hauptkirchen I 48 ff; Klima I 61; Ottobrate (Volksfest) I 27; päpstliches Heer I 305 331 f; Pifferari I 114 126; Prediger I 28

311; Vergleich mit Paris II 474. — Kirchen und andere Heiligtümer: Sant' Agneſe I 109; Sant' Aleſſio I 94 493; Sant' Apollinare I 57; Araceli I 28 61 472; San Bonaventura I 90; Santa Cecilia in Trastevere I 494; San Clemente I 494; Domine quo vadis I 49; del Geſù I 3 99; San Gregorio I 494; Katakomben I 471 491 f 524; Koloſſeum I 92; Lateran I 51 495; San Lorenzo I 51; Mamertiniſcher Kerker I 89 493; Santa Maria Aventina I 95; S. M. della Concezione I 99 290; S. M. in Cosmedin I 494; S. M. Maggiore I 51; S. M. in Trivio (dei Crociferi) I 493 f; San Niccolo in Carcere I 490; Sant' Onofrio I 386; San Paolo fuori le mura I 40 509; St Peter I 28 112 198 495 522, II 369 370; San Pietro in carcere I 89; San Pietro in vinculis I 495; Santa Praſſede I 494; Santa Pudenziana I 493; San Saba I 50 56 101; Santa Sabina I 93; Scala Santa I 113 f; San Silveſtro I 131 f; Sixtiniſche Kapelle I 120; Santo Stefano al Cacco I 474; Santo Stefano Rotondo I 108; Tre Fontane, Abtei I 509. — Kirchenfeſte: I 112 ff; Allerheiligenfeſt (1843) I 120 ff; Fronleichnamsfeſt I 118; päpſtliche Segenſpendung I 116 f; Vatikaniſches Konzil ſ. d. — Kollegien: Collegium S. Bonaventurae I 54; C. Capranicense I 55; Deutſches Kollegium I 3 8 ff 55 ff; C. Pamphilianum I 55; Propaganda I 54; C. Romanum I 54; C. S. Thomae I 54; Univerſität Sapienza I 54 516. — Paläſte und Villen: Sant' Apollinare I 57; Borromeo I 57; Maſſimi I 495; Monte Citorio I 474; Quirinal I 481; Vatikan I 485 ff, päpſtliche Anticamera I 487; Venezianiſcher Palaſt I 27; verfallene Paläſte I 35. Villa Malta I 289 f; Villa Pariola I 29 f; Villa San Saba I 101 ff. — Plätze, Straßen: Ad aquas Salvias I 50; Agro Romano I 511; Forum Romanum I 90 490; Forum Traiani I 491; Kapitol I 89 f 491; Monte Pincio I 88 f 289; Palatin I 490; Quirinal I 490; Via sacra I 91. — Denkmäler: das monumentale R. I 490 ff; Aurelianiſche Mauer I 491; Cloaca maxima I 490; Concordiatempel I 490; Katakomben I 491 f; Koloſſeum I 491 f; Obelisk auf dem Petersplatze I 117; andere Obelisken I 491; Phokasſäule I 494; Titusbogen I 92 491; andere Triumphbogen I 491; Trajansſäule I 491; Türme I 495; Veſtatempel I 490; Denkmalſchutz ſeitens der Päpſte I 504 ff. — Neu-Rom: I 452 ff 467 ff 509 510 f; Neubauten I 468 f 488 496 507 f; als politiſche Hauptſtadt Italiens I 512 ff; Römiſche Frage (Papſtfrage) I 330 483 f; Straßennamen I 468 f; Vandalismus der modernen Römer I 496 ff; Wohnungsnot I 508 ff; Zerſtörungen heiliger Stätten I 471 ff 489.
Romagna, die I 226 f 300 476.
Romaniſche Sprache I 277 f.
Romano, italien. Abgeordneter I 475. — Liborio, italien. Miniſter I 365.
Romedius, hl. II 64.
Römer, Charakteriſtik I 29; R. und Neapolitaner I 361 f.
Römiſch-deutſches Kaiſerreich II 208 f.
Romuald, hl. I 260.
Romulus, Gründer und 1. König von Rom I 490.
Romulus Auguſtulus, röm. Kaiſer I 238 252.
Rorlach II 415 420 422.
Roſengarten, der II 136 172.
Roſenkranz Karl, Philoſoph II 24.
Roſmini Ant., Philoſoph I 299 306 f.
Roſtock II 24.
Rötelſtein, Schloß II 213.
Rouſſeau J. J. I 318 324 482 519; II 39 329 396 460 497.
Rovereto II 59.
Rozaven, S. J. I 83.
Rückert Friedrich, Dichter II 115.
Rudolf von Habsburg II 211. — Mönch II 454 f.
Rudolſtadt II 275.
Rufinatſcha, Direktor II 172.
Rufinus, Fra I 194.

Ruhla II 294 ff.
Rupertshütten II 415.
Rußland I 17 176 456, II 10.
Rutilius Namatianus, röm. Dichter I 499.

Saale, Fränkiſche II 386 ff 427 433 436 ff 457.
— Thüringiſche II 267.
Saaleck, Burg II 454 462 466.
Sachſen-Meiningen, Herzogtum II 302.
Sadoleto Jacopo, Kardinal I 209.
Sage, religiöſer Grund der deutſchen II 451 f; der hl. Franziskus und die S. I 160 f.
Sailer Joh. Mich., Biſchof von Regensburg II 186 314.
Säkulariſation II 378 f 467 f; S. der Klöſter II 379.
Saladin, Sultan von Ägypten I 178.
Salimbene degli Adami, O. F. M., Chroniſt II 150 154 158 178 194.
Salluſtius, röm. Hiſtoriker I 107 338, II 10 220 262 320 458 482.
Salvianus, ſpätröm. Schriftſteller I 322.
Salzburg, Kloſter St Peter II 219.
— die (Kaſtell) II 436 463.
Salzburger Proteſtanten, Auswanderung der II 23.
Sand George, franzöſ. Romanſchriftſtellerin II 329.
San Germano I 360 ff.
Sangrino Angelo, O. S. B. I 381 384.
San Lazzaro ſ. Venedig.
Sanmicheli, Baumeiſter II 369.
San Miniato bei Tedeschi I 464.
Sannazaro Jacopo, Dichter I 392 f.
San Romedio II 65 ff.
Sanſedoni Ambrogio, ſel. I 200.
San Severo I 442.
Sanſovino Jacopo, Architekt und Bildhauer I 395 396.
Santori Camillo, Dogmatiker I 339 342.
San Zeno II 63.
Saphir Moriz, Humoriſt II 330.
Sarazenen, die I 450; Sarazenentürme I 44.
Sarcatal, das II 133.
Sarpi Paolo, Servitenmönch, venezian. Staatstheolog und Hiſtoriker I 389 417.
Saſſa plana I 279.
Sattler Magnus, O. S. B., Prior II 360 368.
Savelli, Adelsgeſchlecht I 450 499.
Savigny Karl Friedrich v., preuß. Diplomat I 285.
Savonarola Girolamo I 196 303.
Savoyen I 519.
Sbarbaro, Profeſſor I 445.
Scala (Scaliger), Adelsgeſchlecht I 416.
— Cangrande I. della, Reichsvikar von Verona u. Vicenza I 236, II 58 f.
Scarpellini, Gelehrter I 123.
Schalders II 122.
Scharnitz, Kloſter II 212.
Schärtlin von Burtenbach, Sebaſtian, Landsknechtführer II 428.
Schäzler Konſtantin Frhr v., ſcholaſtiſcher Theolog II 319.
Schech Totnan, O. F. M. II 443 f.
Schefer Leopold, Dichter II 341.
Schegg Peter, Exeget II 226.
Schelling Friedr. v., Philoſoph I 4 5 348.
Schenach II 81.
Schenzl G., O. S. B., Phyſiker und Meteorolog II 221.
Scherenburg, die II 433.
Scherer, Auguſtin, O. S. B., homilet. Schriftſteller II 198.
Scherr Johannes, Kultur- und Literarhiſtoriker II 243.
Scheyern, Kloſter II 165.
Schiller Fr. v. II 14 104 109 329 376.
Schinderhannes, Räuberhauptmann II 415.
Schlanders II 144.
Schleiermacher Friedrich, proteſtant. Theolog I 348.
Schleißheim, Schloß II 438.
Schlern, die II 172.
Schloſſer Joh. Georg (Goethes Schwager), Schriftſteller II 194.
Schmalkalden II 277 291 ff; Schmalkaldiſche Artikel II 292; Schmalkaldiſcher Bund II 292.
Schmerz, der II 354 ff.
Schmidt Friedr. Frhr v., Architekt II 27.
— W., O. S. B., Hiſtoriker II 222.
Schnorr von Carolsfeld Julius, Maler I 15.
Scholaſtika II 48 f 313.
Schönau a. d. Saale, Kloſter II 441 ff 446.

Schondra, die II 457 f.
Schopenhauer Arthur I 329, II 6 11 12 148 223 300.
Schöpf Joh. Bapt., O. F. M., Sprachforscher II 81.
— Peter, Bildhauer I 287.
Schrader Klemens, S. J., Dogmatiker I 339 342.
Schreiber, Rabbiner II 34.
Schrödl Karl v., Kirchenhistoriker I 57.
Schuler Johannes, Schriftsteller und Politiker II 30.
Schuls (Engadin) II 143.
Schwarzburg Gerhard Graf v., Bischof von Würzburg II 449.
Schwarzenberg Friedrich Fürst v., Kardinal I 110, II 185.
Schwarzwald, der II 326 f.
Schweinheim Konrad, Buchdrucker I 375 495.
Schweiz II 100 119 120 123 207 240 ff; Führerwesen II 204; Gegensatz zu Tirol II 119 240; schweizerischer Radikalismus II 261.
Schwetz Joh., Theologieprofessor I 339.
Schwetzingen, Garten von II 437.
Scifi, Familie I 174.
Secchi, Archäolog I 62.
— Angelo, S. J., Astronom I 63.
Seeon, Kloster II 374.
Segneri Paolo, S. J., Kanzelredner II 495.
Sektenwesen, modernes II 262 ff.
Sella Quintino, italien. Minister II 410 f 512.
Seminarien, geistliche II 85 ff; Universitäts-S. I 66.
Semper Gottfried, Architekt II 252.
Seneca Lucius Annäus, röm. Philosoph I 112 447 472, II 215 322 340.
Senfft-Pilsach II 236.
Septimius Severus, röm. Kaiser I 491.
Servede Michael, Antitrinitarier I 217.
Servinus, Kardinal, s. Cervini.
Servius Tullius, röm. König I 89 490.
Sette Comuni II 190.
Sévigné Marie Marquise de, Verfasserin kulturhistorisch wichtiger Briefe II 112.
Seyfriedsburg II 446 f.
Sforza, Adelsfamilie I 416.
— Francesco II 58.
Sforza Riario II 185.
Shakespeare I 297 352, II 223 281 329 330 497.
Sicherer Herm. v., Jurist II 319.
Sidonius Apollinaris, latein. christlicher Dichter I 89 499.
Siena I 199 f; der Dom II 369.
Sieyès Emmanuel Joseph, Abbé, französ. Staatsmann II 458 483.
Silvagni Giovanni, Maler I 123.
Silverius, hl., Papst I 494.
Silvester I., Papst I 132.
— II., Papst I 94.
— O. S. B., Laienbruder II 234.
Silvestro, Fra I 154.
Simplon, der II 238.
Singerich, König der Westgoten I 251.
Sinn, die II 388 427 433.
Sinnacher Franz Anton, Kirchenhistoriker II 81.
Sisinnius, hl. II 63.
Sittlichkeit, protestantische und katholische II 295 f 304 f.
Sixtus V., Papst I 54, II 249.
Slavini di San Marco II 59.
Smaragdus, Exarch I 494.
Socino Fausto, Irrlehrer I 201.
— Lelio, Irrlehrer I 201 219.
Sodenberg, der II 448 455 462.
Sokrates I 514, II 111.
Solferino, Schlacht von I 312.
Somal Suchias, Mechitaristenabt I 428.
Somerset Edward Herzog v. II 24.
Sonnenfels Joseph Frhr v., Schriftsteller I 271.
Sora I 442.
Soracte, der I 131.
Sorg J., O. S. B., Theolog II 222.
Sorranzo Giantommasso I 416.
Sozialismus II 459 ff.
Spada, O. Pr., Konsultor I 339.
Speckmoser U., O. S. B., Historiker II 222.
Speroni, italien. Dichter I 384.
Spessart II 268 389 ff 393 399 408 ff; die Jagd II 406 ff; Land und Leute II 409 f; seine Geschichte II 415 ff; der Spessarter Landsturm und die Franzosen II 416 ff.
Speyer II 534.
Spinges II 46; Spingeser Lied II 100 f.
Spinnjungfer, die (Kreuz) II 449.

Spinoza, Philosoph I 6 349, II 243.
Splügen I 279, II 135.
Spoleto I 134.
Spor (Spaur), Schloß II 63.
Spor Maggiore II 63.
Spott auf Heiliges II 374 f.
Sprache, Einfachheit und Reinheit der II 339 f.
Stadelhofer, O. S. B., Stiftsbibliothekar II 229.
Staël Anna Louise Germaine Madame de, französ. Schriftstellerin II 306.
Staffler Joh. Jak., topograph. Schriftsteller II 211.
Stahl Georg Anton v., Bischof von Würzburg I 7 f 13, II 21 311 331.
— Friedr. Jul., Staatsrechtslehrer I 6.
Stammel Joseph Thaddäus, Bildhauer II 233.
Stamminger Joh. B., Kirchenhistoriker II 423.
Stampfer, P. Cölestin II 113.
Stand, der dritte und vierte II 458 f.
Stanislaus Kostka, hl. I 473.
Stapf Joseph Ambr., Moraltheolog II 113.
Starnberger See II 350.
Staudenmaier Franz Anton, Theolog I 7, II 226.
Stauffer Kilian, Minorit II 442 f.
St Bernhard, der II 238.
St Blasien II 344.
St-Denis II 529 ff; Kirche und Abtei II 530 ff; Zerstörung II 533 f; Wiederherstellung II 535 ff.
Steiermark II 212 214.
Stein Karl Frhr vom, preuß. Staatsmann I 24 477, II 100 418.
Steinle Edward v., Maler I 75, II 365.
Steinmeyer Franz Ludw., protestant. Theolog I 18.
Stephan II., Papst II 373.
— Herzog von Bayern II 22.
Sterzing II 161.
St Gotthard, der II 238.
Stifter Adalbert, Dichter I 461, II 341.
St Johann (im Pongau) II 13.
St Michel (im Überetsch) II 174.
Stolz Alban I 103, II 310 ff 315 ff 320 ff 346 ff; Beobachtungsgabe II 340 f; Humor II 332; Liebe zur Kirche II 344 f; Popularität II 335; eine Predigt von S. II 347 f; Schreibweise II 322 f 338 f; Tagebücher II 342; Verkehr mit ihm II 317; Wanderungen II 324 ff 333 ff; Wesen und Schriften II 320 ff.
— Jakob, Bildhauer II 108.
St Pauls II 132 174.
St Petersburg I 419 511, II 249.
St-Pierre Bernardin, französ. Schriftsteller I 492.
Strauß David Friedrich I 7, II 31 42 79 114 279 298 376 459 460.
Strechau Anna v. II 213.
Strehle Adolf, Hofkaplan II 319.
Strobl A., O. S. B., Botaniker II 222.
St Ulrich (Gröden) II 177 f.
Sturmins, Abt von Fulda II 454 463.
Sturmiusberg II 463.
St Valentin II 172.
Suarez Francisco, S. J., Theolog und Philosoph II 245.
Subiaco I 375, II 134.
Sue Eugène, französ. Romanschriftsteller II 329 537.
Suez, Kanal von I 512.
Suger, O. S. B., Abt von St-Denis, französ. Staatsmann II 530.
Suhl II 277.
Swetchine Sophie, russische Schriftstellerin I 68 298.
Symmachus, röm. Patrizier I 244 246.

Tacitus, röm. Historiker I 301 508, II 98.
Tadolini Adamo, Bildhauer I 123.
Taine Hippolyte, französ. Philosoph u. Kulturhistoriker I 301, II 424 483.
Tajo II 63.
Tambach II 283.
Tann II 308.
Tarnóczy M. J. v., Erzbischof von Salzburg I 110.
Tarquini, S. J., Kanonist I 63.
Tasso Torquato I 37 384 ff 394 463.
Tegernsee, Kloster II 142.
Teja, letzter Ostgotenkönig I 241 242.
Tempesta Antonio, Maler und Radierer I 109.
Tenerani Pietro, Bildhauer I 123.
Terentius, röm. Lustspieldichter I 348 365, II 317 347.
Terlan II 56 164 172.
Terni I 133.

Terracina I 359 511.
Tertullian, Kirchenschriftsteller II 53 88 263.
Thassilo III., Herzog v. Bayern II 211.
Theiner Augustin, Kirchenhistoriker I 57.
Theodat, König der Ostgoten I 242.
Theodolinde, Königin der Langobarden II 375.
Theodora, Gemahlin Kaiser Justinians I. I 258 f.
Theodorich d. Gr., König der Ostgoten I 134 229 238 240 f 242 244 f 254 266 499 504.
Theodosius d. Gr., röm. Kaiser I 197.
Theresia, hl. II 343.
Thiele I 351.
Thiers Adolphe, französ. Staatsmann und Geschichtschreiber II 492.
Thode Henry, Kunsthistoriker I 166.
Tholuck August, protestant. Theolog I 7.
Thomas von Aquin, hl. I 60 216 f 366 368 377 379 f, II 90 91 224 245 247 343 508.
— von Celano, O. F. M. I 143 144 157 159 171 187 189 193 202.
— P., O. Cap., Provinzial II 198.
Thomasius Christian, Jurist I 353.
Thorwaldsen Bertel, Bildhauer I 123 496.
Thukydides, griech. Historiker I 523.
Thulba, die II 462.
Thüngen, Adelsgeschlecht II 427 f 429 432 442 448 f 450 455.
— Franz Heßlar v. II 441 442.
— Gisela v. II 449.
— Hans Jörg v. II 450.
— Konrad v., Fürstbischof von Würzburg II 427 f.
— Philipp v. II 449.
Thüringen II 266 268 270.
Thüringer Wald II 266 ff.
Thusis I 277.
Tiberius, röm. Kaiser I 460.
Ticino, der I 312.
Tieck Ludwig, Dichter I 116.
Tiepolo Bajamonte, Verschwörer I 417.
Tierornamentik und -symbolik in der religiösen Kunst II 162 f.
Tintoretto Jacopo, Maler I 420.
Tirol II 27 ff 58 ff 73 ff 85 ff 94 ff 169 ff 202 ff; Adel, der verarmte II 174 f; Bäder (Bäuerlesbäder) II 116 ff; Klerus II 30 f 70 73 ff 102 183 ff 185 ff 193 ff, K. und Schule II 111 113, Priesterverein in der Diözese Brixen II 91 ff, das Widdum II 80; deutsches Element II 61; Deutscher und Österreichischer Alpenverein II 201 ff; Führerwesen II 204 ff; Festhalten an Glauben und Sitte, Glaubenseinheit II 75 95 f 197 ff; Judentum II 97 ff; Kirchen, kirchliche Kunst II 102 104 108 f; Nationalitätenfrage II 189 ff, N. und Klerus II 192 f; Schulwesen II 111 f; Toleranz II 22 ff; Überschwemmungen II 16 f 54 ff; Welschtiroler II 119 f; Gegensatz zwischen Nord- und Südtirol II 170 f 175 180 f 191 ff; welsche Ortsnamen II 172. S. auch Schweiz.
Tirol, Schloß II 161 f.
Tivoli I 38.
Tizian Vecellio, Maler I 393 420.
Toblach II 54 211; Toblacher Kreuz II 172.
Toleranz, protestantische II 278 f; in Tirol II 22 ff.
Töll, die II 144.
Tolomei Bernardo, sel., Ordensstifter I 200.
— Claudio I 206 213 f 215.
Tomasuccio, sel. I 200.
Tommaso da Bergamo, Fra II 158.
Tondi, Adelsgeschlecht I 294.
Tongiorgi, S. J. I 63.
Tonkunst, kirchliche II 244 ff 370 f.
Torelli Luigi, ital. Politiker I 437 443.
Torlonia Alessandro, Fürst I 275.
Tosa, O. Pr., Rektor I 339.
Tosti Luigi, O. S. B., Kirchenhistoriker I 369 371 f 376 382.
Totila, König der Ostgoten I 241 242 246 247.
Tournon, französ. Präfekt I 272 310 311.
Trajan, röm. Kaiser II 95.
Trappisten in der Campagna I 448 ff 509.
Traversari Ambrogio, italien. Gelehrter I 383.
Travignolo, der II 70.
Tre Fontane, Trappistenabtei I 448 f 509.

Treitschke Heinrich v., Geschichtschreiber und Publizist II 34.
Trevisanato, Patriarch von Venedig I 409 413.
Trient I 280 328 f; Konzil von T. I 340.
Triest I 405.
Trimberg, Burgruine II 432 466.
Truchseß, Adelsgeschlecht II 432.
— Otto v., Kardinal I 56.
Truden (Trodena) II 71.
Turenne Henri Vicomte de, französ. Feldherr II 496.
Türkei I 176.

Überetsch, das II 174.
Uberto, O. S. B., Abt I 423.
Udo, Graf von Schwaben II 463.
Ufnau, Insel II 242.
Ulber Georg, O. S. B. II 259.
Ullmann Karl, protestant. Theolog I 7.
Umberto, König von Italien, s. Humbert.
Unfehlbarkeit, päpstliche I 355 ff.
Universitäten, Lehr- und Lernfreiheit I 58 378 f.
Unsere Liebe Frau im Walde (Senale) II 189.
Unterinntal II 38 ff 181.
Urban V., Papst I 495.
— VIII., Papst I 57 495.
Urbino I 416.
Usher James, anglikanischer Erzbischof von Armagh I 60.
Uva Benedetto dall', O. S. B. I 384.

Valatelli, italien. Mediziner I 420.
Valdez Juan, span. Humanist und Häretiker I 210 f.
Valentinelli, Don, Dekan II 70.
Valentinian III., röm. Kaiser I 251.
Valois Karl v. I 232.
Valsugana II 190.
Varro Marcus Terentius, röm. Polyhistor I 272, II 17.
Vasari Giorgio, Maler, Architekt und Kunstschriftsteller I 166 167.
Vasto I 442.
Vasto Alfonso d'Avalos, Marchese del, kaiserlicher General I 212.
Vaterunser, protestantische Erklärung II 300.
Vatikanisches Konzil, Vorarbeiten und Vorbereitungskommissionen I 326 339 ff; antirömische Bewegung in Deutschland und Frankreich I 354 ff; Gutachten der theolog. Fakultät zu Würzburg I 356 ff.
Vedretta Marmolata II 69.
Vega Lope de, span. Dramatiker I 352.
Velino, Wasserfälle des I 133.
Velletri I 38 442 511.
Velthurns II 172.
Veltlin, das I 282.
Venantius, hl. II 454 f.
Venedig I 211 228 388 f 391 ff 396 f 405 f 456 521, II 61 174; Arsenal I 403 f; Bleikammern I 418 f; Canale Grande I 394; Charakter und Sprache der Venezianer I 420 f; Hafen I 512; Lagunen I 406 ff; venezian. Kunst I 420 f; Markusplatz I 395; San Lazzaro I 423 ff, Bibliothek I 431 f, Klostergemeinde von S. L. I 432 f; San Marco I 404 409 f; Santa Maria della Salute I 401 f; Sposalizio des Dogen I 390. — Geschichte I 196 ff 388 ff 413 ff; Inquisition I 417 f; Nicolotti und Castellani I 390 415; V. als Republik: seine Verfassung, V. unter den Dogen I 413 ff; V.s Fall I 421; V. unter österreichischer Herrschaft I 398 ff; V. als Provinz Italiens I 400 f.
Venier, venezian. Geschlecht I 391.
— Antonio, Doge I 416.
Ventura Gioacchino, P., italien. Kanzelredner, philosoph. Schriftsteller und Politiker I 77 304.
Vercellone Carlo, Bibeltextforscher I 336.
Vereine, katholische I 178 f 332.
Verger v., bayr. Gesandter I 295 296.
Vergil I 3 8 43 89 115 131 132 163 199 236, II 17 54 87 348 385 465.
Vermigli Pier Martire, italien. Reformator I 211 212 217 219.
Verona I 228 233 416.
Veronese Paolo, Maler I 420.
Versailles II 530.
Vespasiano s. Bisticci.
Vesuv II 462.
Vetter Paul, Orientalist, Exeget I 430.
Vetturino, der I 327.
Viamala I 279.

Vian, Kurat II 178.
Vicari Hermann v., Erzbischof von Freiburg i. Br. II 319 334.
Vico Francesco de, S. J., Astronom I 63.
Vigilius, Papst I 255.
— hl., Bischof von Trient II 63 64.
Vignola Giacomo Barozzi da, Architekt I 185.
Viktor Emanuel II., König von Italien I 300 317 324 458 473 477 482 486 520.
Villani Giovanni, florentin. Geschichtschreiber I 17 156, II 237.
Villari Pasquale, italien. Historiker I 325.
Villars Louis Hector Herzog v., franzöſ. Marſchall II 530.
Villefort, S. J. I 83.
Villemain François, franzöſ. Gelehrter I 486.
Villnös II 172.
Vilmar Aug. Friedr. Chriſtian, Literarhiſtoriker und proteſtant. Theolog II 307 309.
Vincenzi A., Profeſſor I 337.
Vincy, Schlacht von II 463.
Vintſchgau II 138 f 141 143 f.
Vinzenz von Paul, hl. II 477 513 522.
Virgilio Giovanni di, Dichter I 235.
Visconti, Adelsgeſchlecht I 416.
Viterbo I 442 510.
Vitiges, König der Oſtgoten I 229 241 242.
Vogt Karl, Naturforſcher II 279.
Voigt Johannes, Hiſtoriker I 194.
Volksfeſte II 45 f 67 f 305.
Volksgeſang in der Kirche II 226 256 ff 370.
Volksmiſſion II 76.
Volkstrachten I 373 f, II 123.
Volta Aleſſandro (nicht Francesco), Graf, Phyſiker I 156.
Voltaire I 182 324 389, II 330 375 479 497 511 513 536.
Volturno I 317.
Vorarlberg II 240.
Votivbilder II 371.

Wagner Martin, Profeſſor I 268 f.
Wald II 412 f 420 f; ſeine Bedeutung II 429; ſeine Verwüſtung II 15 f; Waldfrieden II 420 f.
Walldürn II 415.
Wallfahrten II 358 f.
Walpole Horace, Lord, engl. Schriftſteller II 394.
Walter Ferd., Juriſt II 226.
Walther von der Vogelweide I 352, II 186 199 ff 212.
Wanderungen, weltliche und religiöſe II 354 ff.
Wartburg, die II 268 f 270 ff 283.
Wattenbach Wilh., Hiſtoriker II 230.
Weathers Wilh., Theologieprofeſſor I 339.
Weber Beda, O. S. B., tirol. Schriftſteller II 81 f 113 114 115 143 164 198.
Weckbach, Burg II 397.
Wegmayr Th., O. S. B., Naturforſcher II 222.
Weimar II 301.
Weis Nik. v., Biſchof von Speyer II 21 342.
Weiſer Joſ., Kurat II 164.
Weiß Albert Maria, O. Pr., Apologet II 431.
Welfen und Ghibellinen I 151 175 f.
Welsberg II 189.
Weltmonarchie (bei Dante) I 152, II 209.
Wenig, S. J., Theologieprofeſſor II 198.
Werenfels Samuel, proteſtant. Theolog I 210.
Wern, Fluß II 427.
Wernher von Tegernſee II 212.
Werra, die II 267; Werratal, das II 275 f.
Weſthoff Alb., Regens I 57.
Wibert, Erzbiſchof von Ravenna, Gegenpapſt (Klemens III.) I 256.
Wichern Joh. Heinr., Philanthrop II 516 f.
Wichner Jakob, O. S. B., Stiftsarchivar II 222 227 f.
Wieland Chriſtoph Martin, Dichter II 338.
Wien I 511.
Wieſer, Profeſſor II 113.
— Johann Evang., S. J. II 113 198.
Wilhelm I., Deutſcher Kaiſer II 17.
— Emanuel, Biſchof von Mainz, ſ. Ketteler.
Wilke Chriſtian Gottlob (Konvertit), theolog. Schriftſteller I 83.

Willibald, hl. II 436.
Willibrord, hl. II 463.
Wilmanns Wilh., Germaniſt II 200.
Winckelmann Joh. Joachim, Archäolog I 458, II 109 339.
Windiſchmann Friedrich, Exeget und Orientaliſt I 430.
Wipptal, das II 181.
Wiſeman Nikolaus, Kardinal II 186.
Wiſſenſchaft II 225 f 395 404 f.
Witt Franz X., Muſiker I 249 256.
Witta, erſter Biſchof von Buraburg II 436.
Witte Karl, Juriſt und Danteforſcher I 156.
Wittenberg II 301.
Witz, der II 330 f.
Witzel Georg, Theolog II 280 308.
Wohltätigkeit, in der katholiſchen Kirche II 511 f; katholiſche und proteſtantiſche II 516 ff.
Wolfram von Eſchenbach I 352, II 212.
Wolfskeel, Adelsgeſchlecht II 432.
Wolfsmünſter II 454 f.
Worms II 436 463.
Wörndle, Prieſter II 62.
Wörth (Oberbayern) II 378.
Wurfbein Kilian, proteſtant. Prediger II 455.
Würzburg II 4 5 199 313 422; Bistum II 432 436 442 464; Hochſtift II 392; Juliushoſpital II 455; Minoritenkloſter II 442 f 444; Univerſität II 1 ff 356 ff 449.

Xenophanes, griech. Dichter und Philoſoph II 396.

Zaccaria Antonius Maria, hl., Stifter der Barnabiten II 81.
Zacharias II., Papſt II 436.
Zalla, Gote I 246.
Zaniboni Baſilio, O. S. B. I 384.
Zechinelli, S. J. I 84.
Zell am See II 27 f.
Zell Karl, Philolog I 346, II 318.
Zezſchwitz Gerhard v., proteſtant. Theolog II 307.
Zillertal, das II 181; die Zillertäler II 74.
Zimmereinrichtungen, altertümliche II 433.
Zingerle Anton, Philolog, Gymnaſialprofeſſor II 113.
— Pius, O. S. B., Orientaliſt II 62 81 113 143 198.
Zobl Joh. Nep., Kirchenhiſtoriker, Weihbiſchof von Brixen II 113.
Zola Emile II 10.
Zonaras Johannes, byzantin. Geſchichtſchreiber I 460.
Zu-Chriſtian, Kurat II 61.
Zugſpitze II 350.
Zürich II 220 f 261.